UC-NRLF
C 2 583 092

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Preis des Jahrgangs M. 13.—

24. Jahrgang. Heft 6 Preis 1 Mark

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des sechsten Heftes

Text:

Seite

Caspar Hauser. Roman von Jakob Wassermann (Fortsetzung) 1
Glück. Gedicht von Hermann Hesse 20
Lebensfahrt. Gedicht von Leo Heller 20
Einem Toten. Gedicht von K. Reichel 20
Die Königsberger Kunstakademie. Von Eberhard Kraus. Mit neunzehn Abbildungen nach Werken der Königsberger Akademielehrer . 23
Vom modernen Okkultismus. Von Dr. J. Nistellgo 32
Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt. Von Peter Rosegger 37
Bosnische Schwänke. Von Roda Roda . . . 40
Das niedersächsische Bauernhaus. Von Franz Poppe. Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 41
Warum der Elefant seinen Rüssel hat. Naturwissenschaftliche Plauderei von W. Bölsche 48
Hermann Sudermann. Von Ida Boy-Ed. Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 52
Künstlerische Speisekarten. Von Paul Westheim. Mit elf Abbildungen 59
Das Mühmchen. Eine Stimmung aus dem Osten von Bernhardine Schulze-Smidt . 66
Amerikanerinnen. Von Otto von Gottberg. Mit zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 81
Literatur 88
Aus aller Welt 89
Für müßige Stunden 98
Briefmappe 99
Aus Industrie und Gewerbe 99
Handschriften-Beurteilung II

Einschaltbilder:

Caspar Ritter: **Hofkonzert** (mehrfarbiges Titelbild).
Hans Best: **Neueste Nachrichten** (gegenüber S. 8).
Georg Macco: **Einsamkeit** (gegenüber S. 16).
Hugo Ungewitter: **Besuch in der Stadt** (gegenüber S. 40).
H. Koberstein: **Schach der Königin** (gegenüber S. 64).
L. von Flesch-Brunningen: **Weiblicher Narziß** (gegenüber S. 72).
Georg Tyrahn: **Auf dem Strome des Lebens** (gegenüber S. 80).

Selbständige Textbilder:

Eine Idee höher! Nach einem Gemälde von Theodor Funck.

Flüssige
Somatose
Hervorragendstes
appetitanregendes und nervenstärkendes
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien

Neuzeitliche Wohnungs- und Kur-Einrichtungen. Für **Erholungsbedürftige, Nervöse, Herzneurotiker, Rheumatiker, Blutarme, Frauenleiden.** Besondere Abteilung für **Magen- und Darmerkrankungen.** Bildergeschmückte Leitsätze und Bedingungen unentgeltlich. Leitende Aerzte und Besitzer: **Dr. Wiedeburg** und **Dr. Schulze.** Hausarzt: **Dr. Goetz.**

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1907|08

Zweiter Band

UNIV

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

AFOSR
49
V.2412

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1907—1908. Heft 6—9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Caspar Hauser. Roman von Jakob Wassermann 1. 101. 201. 301.
Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt. Von Peter Rosegger 37.
Das Mühmchen. Von Bernhardine Schulze-Smidt 66.
Das schöne Wälderkind. Von Benno Rüttenauer 341.
Der letzte Kömpff vom Markt. Von Hermann Hesse 248.
Der tapfere Maruck. Von Wilhelm Schäfer 174.
Der Volksbeglücker. Von Ferdinand Stieber 239.
Die Erdbeerprinzeß. Märchen von Willy Rath 148.
Dreieck, das. Von Lisa Wenger 378.
Peti-towa, der Sohn der Wildnis. Von Karl Hans Strobl 282.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Amerikanerinnen. Von Otto von Gottberg * 81.
Bauernhaus, das niedersächsische. Von Franz Poppe * 41.
Berliner Klubs. Von Alfred Gold * 243.
Herkomers Einladungskarten. Von G. H. Schneideck * 167.
Japanische Schrift, einiges über die. Von Victor Riesenfeld * 368.
Nordlandshunde. Von Benno Alexander * 373.
Okkultismus, vom modernen. Von Dr. J. Nistellgo 32.
Reich des Rindes, das. Von Walter V. Woehlke * 219.
Schemenlaufen in Imst * 393.

Biographien. Porträte

d'Amade, General * 192.
Bertram, Theodor † * 93.
Busch, Wilhelm † * 190.
Chamissos jüngste Tochter, Frau Johanna Schneider * 395.
von Delbrück, Staatsminister, im Harz * 195.
Drachmann, Holger † * 292.
Esmarch, von, Geheimrat † * 389.
Evans, Admiral * 196.
Fulda, Ludwig * 92.
Hanako, Schauspielerin * 390.
Haußmann, Dr. Fr. † * 92.
Havenstein, Reichsbankpräsident * 191.
Hegel, Oberpräsident * 190.
Hinzpeter, Wirklicher Geheimer Rat † * 189.
Kelvin, Lord † * 191.
Koch, Dr., Reichsbankpräsident * 92.
L'Arronge, Adolf * 389.
Lassar, O., Professor † * 195.
Lucca, Pauline † * 391.
Marteau, Henri * 190.
von Raab, General † * 293.
von Schönberg, Gustav † * 193.
von Stubenrauch, Ernst * 193.
Sudermann, Hermann * 52.
Sydow, Staatssekretär * 389.
Thumann, Paul † * 390.
Wilhelmj, August † * 293.

Aus hohen Kreisen

Arnulf, Prinz von Bayern † * 89.
Ernst von Sachsen-Altenburg, Herzog † * 290.
Erste Ausfahrt Kaiser Franz Josefs nach seiner Krankheit * 193.
Ferdinand von Toskana, Großherzog * 290.
Inn- und Knyphausen, Fürst zu † * 289.
Kaiserbesuch in England * 90. 91.
Karola von Sachsen, Königin † * 192.
Königspaar, das neue schwedische * 189.
Kronprinzen, vom spanischen * 90.
Manuel II., König von Portugal * 289.
Oskar von Schweden, König † 90.
Verlobung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien * 192.
Vermählung des Prinzen Georg von Griechenland * 189.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Begräbnis des Prinzen Arnulf von Bayern in München * 89.
Geweihausstellung, von der 14. Deutschen * 291.
Grundsteinlegung zum Kaiserin-Augusta-Viktoria-Haus * 95.
Hessischen Landesausstellung, von der * 393.
Hochzeit des Prinzen Karl von Bourbon * 96.
Jahresversammlung des Deutschen Museums * 196.
Kampf der englischen Frauen um das Stimmrecht * 388.
König Jérôme von Westfalen. Von Hugo Brunner * 181.
Königsmord in Portugal * 289.
Leuchtturm auf Hörnum-Sylt, der neue * 295.
Löwen Menelils in Rom * 394.
Marokko, Wirren in * 291.
Münchner Sezession * 292.
Prozession des heiligen Teppichs in Kairo * 195.
Radetzkyfeier in Wien * 94.
Regierungswechsel in Sachsen-Altenburg * 388.
Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin * 194.
Wechsel in der Leitung des Reichsschatzamts * 390.
Zeughaus, aus dem Berliner * 290.

Natur

Chemotaxis. Von Wilhelm Bölsche 323.
Hornung. Von Karl Schenkling * 132.
Waldungen der Vereinigten Staaten. Von Walter V. Woehlke * 155.
Warum der Elefant seinen Rüssel hat. Von Wilhelm Bölsche 48.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Ansiedlungsgebiete, im ostmärkischen. Von Friedrich Oertel * 134.
Aus Alt-Berlin. Von Eugen Isolani * 142.
Eroberung der Wüste, die. Von Walter V. Woehlke * 349.
Timgad, das Pompeji von Afrika. Von E. von Hesse-Wartegg * 265.

Kunst

Englische Porträtmalerei. Von Jarno Jessen * 328.
Klein-Chevalier, Friedrich. Von H. von Retter * 273.
Kloster Wessobrunn und seine Kunst. Von Gustav Levering * 232.
Königsberger Kunstakademie, die. Von Eberhard Kraus * 23.
Künstlerische Speisekarten. Von Paul Westheim * 59.

Baukunst

Anatomiegebäude in München * 395.
Hochzeitsturm in Darmstadt * 394.
Hoftheater in Weimar, das neue * 194.
Rathaus in Friedrichshafen, das neue * 95.
Turm Belem bei Lissabon * 392.

Bildnerkunst

Denkmal für Johann Strauß den Jüngeren in Wien * 295.
Denkmalsenthüllung auf dem Leuthener Schlachtfelde * 94.
Denkstein in Friesoythe * 396.
Enthüllung des Kruppdenkmals in Essen * 93.
Enthüllung des Sigeldenkmals in New York * 96.

Malerei

Gemälde

Abend am Strande. Von Hans Herrmann. Kunstbeilage vor S. 217.
Angler, der. Von Rudolf Riemerschmid. Kunstbeilage vor S. 317.
Aristokratinnen. Von Caspar Ritter. Kunstbeilage vor S. 365.
Auf dem Strome des Lebens. Von Georg Tyrahn. Kunstbeilage vor S. 81.
Besuch in der Stadt. Von Hugo Ungewitter. Kunstbeilage vor S. 41.

182161

Eine Idee höher! Von Theodor Funck 51.
Ein Kind des Südens. Von Otto Boyer 286.
Einsamkeit. Von Georg Macco. Kunstbeilage vor S. 17.
Familie Begas, die. Von Karl Begas. Kunstbeilage vor S. 149.
Friedrich der Große an der Leiche des Feldmarschalls Grafen Schwerin in der Margarethenkirche bei Prag. Von Georg Schöbel. Kunstbeilage vor S. 349.
Gemeinderat. Von Franz Hecker. Kunstbeilage vor S. 341.
Harmonie. Von Woldemar Friedrich. Kunstbeilage vor S. 181.
Im Februar. Von Alfred von Wierusz-Kowalski. Kunstbeilage vor S. 133.
König Friedrich empfängt eine Bittschrift. Von Hugo Ungewitter. Kunstbeilage vor S. 249.
Kunst und Natur. Von Eugen von Blaas. Kunstbeilage vor S. 117.
Meine Lieblinge. Von Caesar Philipp. Kunstbeilage vor S. 257.
Morgentoilette. Von Hermann Kaulbach. Kunstbeilage vor S. 309.
Nausikaa. Von Johanna Luise Groppe. Kunstbeilage vor S. 381.
Neueste Nachrichten. Von Hans Best. Kunstbeilage vor S. 9.
Schach der Königin. Von Hans Koberstein. Kunstbeilage vor S. 65.
Sonntagsstille. Von N. van der Waay. Kunstbeilage vor S. 109.
Straße in Kairo. Von Georg Macco. Kunstbeilage vor S. 265.
Ungarische Bäuerin. Von Franz Paczka 153.
Weiblicher Narziß. Von L. von Flesch-Brunningen. Kunstbeilage vor S. 73.

Mehrfarbige Reproduktionen

Am Teetisch. Von Marie Simm. Kunstbeilage vor S. 201.
Hofkonzert. Nach einem Gemälde von Caspar Ritter. Kunstbeilage vor S. 1.
Karneval. Nach einem Gemälde von C. Gampenrieder. Kunstbeilage vor S. 101.
Pietà. Nach einem Gemälde von G. Papperitz. Kunstbeilage vor S. 301.

Naturaufnahmen

Eingeschneit. Von Jean Seiberth. Kunstbeilage vor S. 281.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Dampfwäschereibetrieb, der moderne. Von Marie Hoefer * 364.
Eisenbahn im Atlantischen Ozean, eine * 296.
Fernschreiber, der neue * 391.
Flugmaschine in Frankreich * 396.
Leichter und schwerer als die Luft. Von Rudolf Martin 334.
Mensch, ein elektrischer * 294.
Riesengeldschrank, ein * 292.
Scheck als Zahlmittel, der. Von A. Levy 370.
Schiffshebewerk der Welt, das größte hydraulische * 392.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Schönheitsfehler der Nase und ihre Behandlung. Von Dr. M. Conrad * 381.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Frauenberufsfrage, die. Von Eliza Ichenhaeuser 284.

Militär und Marine

Bugverzierungen * 394.

Sport und Jagd

Automobilwettfahrt New York—Paris * 391.
Sportturniere am Fuße der Pyramiden * 295.

Theater

Theaterdekorationen. Von Karl Scheffler 228.

Poesie

Allein. Von Victor Hardung 380.
Alte Schmerzen. Von Hans Böhm 247.
Der Angler. Von Gustav Falke 280.
Aphorismen. Von Carl Bulcke 286.
— Von C. Eysell-Kilburger 129.
— Von Peter Sirius 31.
— Von Luise Tyrol 286.
— Von Otto Weiß 129. 361.
Bosnische Schwänke. Von Roda Roda 40.
Das Mägdlein und die Zauberin. Von Gertrud le Fort 141.
Das übermütige Männlein. Von Gustav Falke 180.
Einem Toten. Von K. Reichel 20.
Els-Marie! Dichtung von Ernst Zahn 130.
Früchte. Von Richard Schaukal 218.
Glück. Von Hermann Hesse 20.
Hoffnung. Von Karl Ettlinger 380.
Indischer Spruch. Von Maximilian Bern 372.
Lebensfahrt. Von Leo Heller 20.
Margarita. Von Walter Unus 264.
O wie viel Jahre. Von Carl Busse 227.
Pilger, der. Von Reinhard Volker 377.
Schlaflose Nächte. Von Käthe Voigt 280.
Schmetterling, der. Von Herm. Hesse 377.
Sprichwörter des Morgenlandes. Von Roda Roda 283.
Uhr, die. Von Leo Heller 231.
Urgroßmutter. Von Anna Bechler 322.
Wandlungen. Von Bruno Frank 380.
Wirklichkeit. Von Fritz Erdner 377.

Literatur

Bücherbesprechungen 88. 188. 288. 387.
Sudermann, Hermann. Von Ida Boy-Ed * 53.

Humoristische Ecke

100.

Aus aller Welt

89. 189. 289. 388.

Handschriften-Beurteilung

Heft 6, II; 7, II; 8, II; 9, II.

Schach

200. 300. 400.

Für müßige Stunden

98. 198. 298. 398.

Briefmappe

99. 298.

Hofkonzert

Nach einem Gemälde von Caspar Ritter

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Botschaft aus der Ferne

Es war aber von da an nicht mehr auszuhalten mit Frau Behold. Wahrscheinlich bereitete sich in dieser Zeit schon der furchtbare Gemütszustand vor, der späterhin ihr Schicksal verhängnisvoll beschloß. Jedermann scheute sich, mit ihr zu tun zu haben. Kaum hatte sie sich irgendwo hingesetzt, so sprang sie auch schon wieder auf, um fünf Uhr früh war sie schon munter, lärmte in den Zimmern und auf den Stiegen und klopfte Caspar aus dem Schlaf, wobei sie ein solches Gepolter an seiner Tür machte, daß er mit wehem Kopfe erwachte und den ganzen Tag zu keiner Arbeit fähig war. Bei Tisch sollte er nicht reden, und wenn er einmal Widerspruch hielt, drohte sie, ihn beim Gesinde in der Küche essen zu lassen. Kam ein Fremder und Caspar wurde gerufen, so erging sie sich in bissigen Wendungen. „Ich bin neugierig, ob Sie aus dem Stockfisch etwas herausbringen," sagte sie etwa; „man hat Ihnen sicherlich weisgemacht, daß Sie ein Unikum von Klugheit an ihm finden werden. Ueberzeugen Sie sich doch; sehen Sie zu, ob die arme Seele ein vernünftiges Wort hergibt." Solches machte den Gast, wer er auch war, verlegen, und Caspar stand da und wußte nicht, wohin er schauen sollte.

Wie früher mußten Menschen her, um die Räume des Hauses zu füllen, Gelächter sollte über die morschen Stiegen hallen und knisternde Schleppen den Staub der Jahrzehnte abfegen. Aber die Tage waren von den Nächten so verschieden wie der Ballsaal, wenn die Lichter brennen und dann, wenn die Leute gegangen sind, der Pförtner die Kerzen auslöscht und Mäuse über die befleckten Teppiche huschen. In einem solchen Dasein wächst Schuld wie das Unkraut auf nichtgepflügtem Acker. Große Schuld kann reinigen in Buße oder Leiden; die kleinen Versäumnisse und unnennbaren Missetaten, die an vielen Stunden vieler Tage hängen, zermürben die Seele und fressen das Mark des Lebens auf.

Jedenfalls war Frau Behold eine sehr moralische Natur, weil sie dem Menschen nicht verzeihen konnte, der ihre Tugend ins Wanken gebracht hatte, wenngleich nur für eine schwüle Gewitterstunde. Aber lag es bloß daran? War ihr nicht vielmehr die ganze Welt auf den Kopf gestellt durch das unerwartete Bild der Unschuld, das ihr der Jüngling dargeboten hatte? Eine solche umgedrehte Welt war ihr nicht erträglich, um darin zu leben. Es war ein Raub an ihr geschehen und sie verlangte nach Rache.

Den Freunden Caspars blieb der veränderte Zustand im Hause Behold nicht verborgen. Bürgermeister Binder war der erste, der mit Nachdruck erklärte, Caspar dürfe nicht länger dort verbleiben. Daumer unterstützte diese Meinung lebhaft, und der Redakteur Pfisterle, hitzig und unbequem wie immer, beschimpfte in seiner Zeitung den Magistratsrat und äußerte den Verdacht, man wünsche den Findling unschädlich zu machen und die Stimmen mit Gewalt zum Schweigen zu bringen, welche die Anrechte seiner geheimnisvollen Geburt durchsetzen wollten. „Da lebt er, der rätselhafte Knabe, dem ein unsichtbares Diadem auf der Stirn glänzt, wie ein einsames Tier, das sich nur mit ein paar schüchternen Sprüngen ans Licht getraut, und während es über den Acker hüpft, possierlich mit Schwanz und Ohren wackelt, um seine Feinde zu ergötzen, dabei aber ängstlich nach allen Seiten spitzt, um bald wieder ins erste beste Loch zu kriechen."

So der aufgeregte Schreibersmann. Danach entschlossen sich die Stadtväter nach mancherlei Beratungen, wie vordem einen Erziehungs- und Kostbeitrag aus der Gemeindekasse auszusetzen, und weil niemand so wie Herr von Tucher geeignet schien, dem Elternlosen ein Obdach zu bieten, legte man ihm die Sache beweglicherweise ans Herz, appellierte an seine Großmut und an die ausgezeichnete Stellung seiner Familie, deren Name allein genügen würde, den Jüngling vor gemeinen Verfolgungen zu schützen.

Herr von Tucher hatte jedoch Bedenken. Das plötzliche Gezeter gegen die Beholdschen verdroß ihn. „Erst seid ihr froh gewesen, für den jungen Menschen einen Unterschlupf zu finden, und auf einmal wird hohes Kammergericht gespielt," sagte er; „soll ich annehmen, daß es mir besser ergeht? Ich will nicht Gefahr laufen, daß mein Privatleben von oben bis unten beschnüffelt wird, ich will nicht jedem müßigen Hahn erlauben, sein Kikeriki in meinen Frieden zu krähen."

Auch die Familie, besonders seine Mutter, erhob Einspruch und warnte ihn, sich in Abenteuer zu begeben. Es hieß sogar, die alte Freifrau habe dem Sohn einen unangenehmen Auftritt bereitet und ihm gesagt, wenn er den Hauser zu sich nehmen wolle, möge er nur dessen Unterhalt aus Gemeindekosten bestreiten, sie gebe keinen Groschen dafür her.

Aber Herr von Tucher war ein Pflichtmensch. Er fand, daß es seine Pflicht sei, Caspar aufzunehmen. Da er in ihm schon einen halb Verlorenen sah, stellte er sich vor, daß er damit einen unglücklich Irrenden wieder auf die gebahnten Wege des Lebens führen könne. Der gute Caspar ermangelt vielleicht nur einer männlich-kräftigen Hand, sagte er sich; die Faseleien von Uebernatur und Ausnahmswesen, das beständige Bestarrt- und Bewundertwerden, alles das war ihm verderblich; Einfachheit, Ordnung, überlegte Strenge, kurz, die Prinzipien einer gesunden Zucht werden ihm heilsam sein. Probieren wir's!

Herr von Tucher hatte sich also hier eine Aufgabe gestellt, und das war das wichtigste. Er erklärte: „Ich bin bereit, den Findling zu betreuen, knüpfe jedoch die Bedingung daran, daß man mich in allen Dingen gewähren und daß niemand, wer es auch sei, sich einfallen läßt, mich in meinen Plänen zu beeinträchtigen oder in irgendwelcher Absicht zwischen mich und Caspar zu treten."

Natürlich wurde das zugesagt und versprochen.

Kaum hatte Frau Behold gehört, was sich hinter ihrem Rücken abspielte, so beschloß sie, den Ereignissen zuvorzukommen. Sie wartete eine Nachmittagsstunde ab, während welcher Caspar nicht zu Hause war, ließ alles, was sein Eigentum war, Kleider, Wäsche, Bücher und sonstige Gegenstände, in eine Kiste werfen und diese ohne Deckel auf die Straße stellen. Dann sperrte sie selber das Tor zu und lehnte sich befriedigt lächelnd zum Erkerfenster des ersten Stockwerks heraus, um auf Caspars Rückkehr zu harren und die Verblüffung des angesammelten Volkes zu genießen.

Caspar kam bald; er wurde von seinem Leibpolizisten über das Vorgefallene belehrt, und indes der Mann von Amts wegen aufs Rathaus trollte, um Meldung zu erstatten, lehnte sich Caspar gegen seine Kiste und schaute hin und wieder verwundert zu Frau Behold hinauf. Es dauerte gute zwei Stunden, bis man sich auf dem Rathaus entschieden hatte, was zu tun sei, und Herr von Tucher benachrichtigt worden war. Währenddem fing es an zu regnen, und hätte nicht ein gutmütiges Marktweib einen Hopfensack herbeigebracht, mit dem sie die Kiste bedeckte, so wäre Caspars ganzes Hab und Gut durchnäßt worden. Endlich zeigte sich der Polizist wieder in Begleitung eines Tucherschen Bedienten; sie brachten ein Handwägelchen mit und schleppten die Kiste hinauf. Nun ging's fort, und ein einfältig schwatzender Haufen Menschen folgte bis in die Hirschelgasse ans Tucherhaus.

Es begann nun wieder ein ganz neues Leben für Caspar. Vor allem hörte der Besuch der Schule auf und anstatt dessen kam zweimal täglich ein junger Lehrer ins Haus, ein Studiosus namens Schmidt. Sodann wurde jedem unberufenen Fremden die Tür verriegelt. Ferner wurde das Reiten nicht mehr gestattet. „Derlei Uebungen sind für Aristokraten und reiche Leute, nicht aber für einen Menschen, der zu bürgerlichem Brotverdienst erzogen werden muß und sicherlich einst darauf angewiesen sein wird, sich mit seiner Hände Arbeit durchzuschlagen," sagte Herr von Tucher.

Daraus war ersichtlich, daß er den Redereien von vornehmer Abstammung, die im Lauf der Zeit keineswegs verstummt waren, nicht die mindeste Bedeutung zumaß. „Die gegebenen Verhältnisse sind schwierig genug," erwiderte Herr von Tucher, wenn man ihn nur auf eine Möglichkeit dieser Art hinwies; „ich bin durchaus nicht gesonnen, einem solchen Phantom, und mehr ist es nicht, meine Grundsätze zu opfern."

Herr von Tucher war ein Mann, der unerschütterlich an seine Grundsätze glaubte. Grundsätze zu haben, war für ihn das erste Element des Lebens, nach ihnen zu handeln, ein selbstverständliches Gebot. Es gehörte zu diesen Grundsätzen, daß er von Anfang an eine Entfernung zwischen sich und Caspar schuf, die den Respekt sicherte. Vertrauliche Beziehungen waren ohnehin seine Sache nicht; Gefühle zu zeigen, war ihm verhaßt; die aufrechte Haltung, der gemessene Gang, der kühle Blick, die Tadellosigkeit in Kleidung und Manieren kennzeichneten auch ganz und gar sein Inneres.

Strenge erschien ihm wichtig; er zeigte Caspar ein strenges Gesicht. Die oberste Maxime war: sich nicht rühren lassen. Daneben war es billig, für erfüllte Pflicht Anerkennung zu gewähren. Die Stunden vom Morgen bis zum Abend waren aufs genaueste eingeteilt. Am Vormittag der Unterricht, dann ein Spaziergang unter Aufsicht des Dieners oder Polizisten, am Nachmittag beschäftigte sich Caspar allein. Neben seiner Stube war eine kleine Kammer als Werkstätte eingerichtet, und wenn er die Aufgaben beendigt hatte, verfertigte er allerlei Tischler- und Pappearbeiten, wozu er viel Geschick bewies. Auch an Uhren und deren Zerlegung und Zusammensetzung fand er Freude. Sein Betragen befriedigte Herrn von Tucher vollkommen. Er konnte nicht umhin, den eisernen Fleiß des Jünglings und seinen hartnäckigen Lern- und Bildungseifer zu bewundern. Es gab nicht Widerspruch noch Auf-

lehnung, niemals tat Caspar weniger, als von ihm gefordert wurde. Ganz klar, man hat mich falsch berichtet, dachte Herr von Tucher, die Leute, die bisher um ihn waren, haben ihn nicht zu behandeln gewußt, zum erstenmal erfährt er den Segen einer folgerechten Leitung.

Die Grundsätze triumphierten.

Das häufige und lange Alleinsein war Caspar zuerst angenehm, aber im Verlauf der Zeit wurde ihm doch fühlbar, daß dem ein Zwang obwaltete, und er hörte auf, die Gelegenheiten zu fliehen, die ihm Zerstreuung und Unterhaltung versprachen. Wenn auf der sonst so öden Hirschelgasse Lärm entstand, riß er das Fenster auf und lehnte erwartungsvoll über den Sims, bis es wieder stille war. Es brauchten nur zwei alte Weiber schwatzend stehenzubleiben, gleich war unser Caspar auf dem Posten und lauschte. Er wußte genau, um welche Zeit die Bäckerjungen am Morgen vom Webersplatz herkamen, und ergötzte sich an ihrem Pfeifen. Sobald der Postillon am Laufertor sein Horn blies, unterbrach er die Arbeit, und seine Augen glänzten. So machte ihn auch jedes Geräusch aus dem Innern des weitläufigen Hauses stutzig, und nicht selten lief er zur Tür, öffnete den Spalt und horchte aufgeregt, wenn er eine Stimme vernommen hatte, die unbekannt klang. Die Dienstleute wurden darauf aufmerksam; sie sagten, er sei ein Türenhorcher und lege es darauf an, sie dem Baron zu verklatschen.

Vor dem Hause selber empfand Caspar eine unbestimmte Hochachtung; er schritt fast auf Zehen über die Korridore, etwa wie man in der Gegenwart eines vornehmen Herrn leise spricht. In stolzer Zugeschlossenheit thronte der Bau abseits vom Getriebe, und wer Einlaß heischte, mußte sich von einem langbärtigen Pförtner besichtigen und befragen lassen. Die Mauern waren so gewaltig in die Erde gebohrt, Fassade, Dach und Giebel so majestätisch gefügt und verwachsen, als hätten altverbriefte Rechte mehr als die Kunst des Baumeisters ihnen zu solchem Ansehen verholfen. Der Turm im Hof mit der Wendeltreppe fesselte Caspars Auge gern am Abend, wenn die feinverschnörkelten Formen, durchglüht von bläulichem Dunst, sich ineinanderwirkend zu beleben schienen.

Bisweilen gewahrte er hinter einem versperrten Fenster einen eisgrauen Scheitel über einem pergamentenen Gesicht. Es war die alte Freifrau, die sich sonst ihm niemals zeigte. Man sagte ihm, daß sie von schwacher Gesundheit sei und ängstlich das Zimmer hüte. Dies Fremdsein Wand an Wand erregte sein Nachdenken. Allmählich wurde es ihm klar, daß er unter lauter fremden Menschen herumging und von der Mitleidsschüssel speiste. Einer nahm ihn und nährte ihn; da kam ein Wagen, und er wurde geholt. Ein andres Haus; eines Tages wirft man sein Zeug auf die Gasse: wieder woandershin.

Wie ging das zu? Andre lebten ständig an ihrer Stelle, kannten ihr Bett von Kindheit an, keiner durfte sie losreißen, sie hatten Rechte. Das war es, sie hatten angestammte und gewaltige Rechte. Es gab Arme, die um Geld dienten, die zu den Füßen derer lagen, welche man als reich bezeichnete, selbst die standen irgendwo fest auf der Erde, hielten irgend etwas fest in den Händen, sie verrichteten eine Arbeit, man bezahlte sie für die Arbeit und sie konnten hingehen und sich ihr Brot kaufen. Der eine machte Röcke, der zweite Schuhe, der dritte baute Häuser, der vierte war Soldat, und so war einer dem andern Schutz und Hilfe und bekam einer vom andern Speise und Trank. Warum konnte man sie nicht wegreißen von der Stelle, wo sie hausten?

Darum war es, ja, darum war's: weil sie eines Vaters und einer Mutter Sohn waren. Das hielt einen jeden. Vater und Mutter trugen jeden zur Gemeinschaft der Menschen und zeigten somit allen andern an, woher er gekommen sei und was er sein wollte.

Das war es, Caspar wußte nicht, woher er gekommen sei; aus irgendeinem unentdeckbaren Grund war er, er ganz allein vaterlos, mutterlos. Und er mußte es herausbringen, warum. Er mußte zu erfahren suchen, wer und wo sein Vater und seine Mutter waren, und vor allem mußte er hingehen und sich seinen Platz erobern, von dem man ihn nicht vertreiben konnte.

An einem Winterabend betrat Herr von Tucher Caspars Zimmer und fand ihn tief in sich gekehrt. Zwei- oder dreimal wöchentlich pflegte Herr von Tucher nach beendetem Tagewerk seinen Zögling zu besuchen, um sich ein wenig mit ihm zu unterhalten. Es lag dies im Schema des Erziehungsplanes. Das Prinzip verlangte aber von Herrn von Tucher, daß er eine würdevolle Unnahbarkeit bewahre; das Prinzip zwang ihn, auf die Freuden eines natürlichen Verkehrs zu verzichten. Und wenn es ihm auch manchmal schwer wurde, solche Ueberwindung zu üben, sei es durch ein eignes Bedürfnis, sich mitzuteilen, oder weil ein stumm forschender Blick Caspars an sein Herz faßte, es gab kein Schwanken, das Prinzip, grimmig wie ein Vitzliputzli, verstattete nicht, daß man die Grenze der Zurückhaltung mehr als nützlich überschreite.

Wie er aber Caspar so gewahrte, verborgenem Sinnen hingegeben, ergriff ihn der Anblick doch und seine Stimme nahm wider Willen einen milderen Klang an, als er den Jüngling um die Ursache seines Nachdenkens befragte.

Caspar überlegte, ob er sich aufschließen dürfe. Wie bei jeder Gemütsbewegung war die linke Seite seines Gesichtes konvulsivisch durchzuckt.

Dann strich er mit einer ihm eignen unnachahmlich lieblichen Geste die Haare von der einen Wange gegen das Ohr zurück und fragte mit einem Ton aus innerster Brust: „Was soll ich denn eigentlich werden?"

Herrn von Tucher beruhigten diese Worte sogleich. Er machte eine Miene, als wolle er sagen: die Rechnung stimmt. Darüber habe er auch schon nachgedacht, erwiderte er; Caspar möge ihm doch sagen, wozu er am meisten Lust habe.

Caspar schwieg und schaute unentschlossen vor sich hin.

„Wie wäre es mit der Gärtnerei?" fuhr Herr von Tucher wohlwollend fort. „Oder wie wäre es, wenn du Tischler würdest oder Buchbinder? Deine Papparbeiten sind ganz vortrefflich, und du könntest das Buchbindergewerbe in kurzer Zeit erlernen."

„Dürft' ich dann alle Bücher lesen, die ich einbinden soll?" fragte Caspar versonnen, der so geduckt saß, daß sein Kinn die Tischplatte berührte.

Herr von Tucher runzelte die Stirn. „Das hieße eben den Beruf vernachlässigen," antwortete er.

„Ich könnte ja auch Uhrmacher werden," sagte Caspar; er hatte in diesem Augenblick eine ziemlich überspannte Vorstellung von einem Uhrmacher; er sah einen Mann, der im Innern hoher Türme steht und den Glocken zu läuten befiehlt, der goldene Rädchen ineinander fügt und durch einen Zauberspruch die Zeit unsichtbar macht und in ein winziges Gehäuse bannt. Ueberhaupt mit solchen Namen war es schwer; nicht sein Wollen lag dahinter, sondern ein unbegreiflich verwickeltes Bild des ganzen Lebens. Herr von Tucher, voll Argwohn, als wurzle in dem Gehaben Caspars doch kein wahrer Ernst, erhob sich und sagte kalt, er werde sich die Sache überlegen.

Am nächsten Abend wurde Caspar in Herrn von Tuchers Zimmer gerufen. „Ich bin nun mit Bezug auf unser gestriges Gespräch zu folgendem Entschluß gelangt," sagte der Baron; „du bleibst das Frühjahr und den Sommer über noch in meinem Haus. Wenn du fleißig bist, kann deine Ausbildung in den Elementarfächern bis zum September beendet sein, dessen versichert mich auch Herr Schmidt. Damit nun der Tag ein ununterbrochenes Ganzes für dich wird, sollst du des Mittags nicht mehr mit mir essen, sondern alle Mahlzeiten auf deinem Zimmer einnehmen. Ich werde bald mit einem anständigen Buchbindermeister sprechen; wir wissen dann, woran wir sind. Bist du's zufrieden, Caspar? Oder hast du andre Wünsche? Nur frisch heraus mit der Sprache, du kannst noch immer wählen."

Ein flüchtiger Schauer lief Caspar über den Rücken. Er schüttelte sich ein wenig, setzte sich nieder und schwieg. Herr von Tucher wollte ihn nicht weiter bedrängen, er wollte ihm Zeit lassen. Eine Weile ging er hin und her, dann nahm er vor dem Flügel Platz und spielte einen langsamen Sonatensatz. Es geschah dies nicht aus zufälliger Laune; am Dienstag und Freitag von sechs bis sieben Uhr abends spielte Herr von Tucher Klavier, und da der Kuckuck der Schwarzwälderuhr soeben sechs gekrächzt hatte, wäre eine Versäumnis sehr gegen die Regel gewesen.

Es war eine ziemlich schwermütige Melodie. Für Caspar war dergleichen eine Qual; so gern er Märsche, Walzer und lustige Lieder hörte — die Anna Daumer, die kann spielen, sagte er immer —, so unbehaglich war ihm bei solchen Tönen. Als Herr von Tucher den Schlußakkord des Stückes angeschlagen hatte, sich auf dem Drehsessel umkehrte und Caspar fragend anschaute, dachte er, er solle sich äußern, wie es ihm gefalle, und er sagte: „Das ist nichts. Traurig kann ich von alleine sein, dazu brauch' ich keine Musik."

Herr von Tucher zog erstaunt die Brauen in die Höhe. „Was maßest du dir an?" entgegnete er ruhig. „Ich habe kein musikalisches Urteil von dir verlangt, und ich habe nicht den Ehrgeiz, deinen Geschmack in dieser Hinsicht zu veredeln. Im übrigen geh auf dein Zimmer."

Caspar war es ganz lieb, daß er nicht mehr mit dem Baron zu essen brauchte. Das steife Beieinandersitzen erschien ihm jedesmal unsinnig und lästig. Vieles entzückte ihn an diesem Manne, besonders seine Ruhe und sein sachtes Sprechen, das überaus Reinliche seines Körpers, die porzellanweißen Zähne und vor allem die rosigen gewölbten Nägel der langen Hände. Er kannte viele Leute mit blassen Nägeln und mißtraute ihnen; blasse Nägel erweckten ihm die Vorstellung des Neides und der Grausamkeit.

Doch immer hatte Caspar das Gefühl, als ob Herr von Tucher auf irgendwelche Art schlechte Nachrichten über ihn erhielte und sich davon betören lasse; es war ihm manchmal, als müsse er ihm zurufen: es ist ja alles nicht wahr! Aber was? Was sollte nicht wahr sein? Das wußte Caspar nicht zu sagen.

In seiner Einsamkeit war ihm zumute, als seien die Menschen seiner überdrüssig und gingen damit um, sich seiner zu entledigen. Er war voller Ahnungen, voller Unruhe. In Nächten, wo der Mond am Himmel stand, verlöschte er die Lampe früher als sonst, setzte sich ans Fenster und verfolgte unverwandt die Bahn des Gestirns. An Vollmondtagen ward er häufig unwohl, es fror ihn am ganzen Leibe, erst der Anblick des Mondes selbst nahm den Druck von seiner Brust. Er wußte, von welchem Dach oder zwischen welchen Giebeln die helle Scheibe emporsteigen müsse, hob sie wie mit Händen aus der Tiefe des Himmels heraus, und wenn Wolken da

waren, zitterte er davor, daß sie den Mond berühren könnten, weil er glaubte, das strahlende Licht müsse befleckt werden.

Sein Ohr schien in dieser Zeit manchmal den Lauten einer Geisterwelt zu lauschen. Eines Morgens erhob er sich während des Unterrichts plötzlich, ging zum Fenster und beugte sich weit hinaus. Herr Schmidt, der Studiosus, ließ ihn gewähren, als es aber zu lange dauerte, rief er ihn zurück. Caspar richtete sich auf und schloß das Fenster, sein Gesicht war so bleich, daß der Studiosus besorgt fragte, was ihm sei.

„Mir war, wie wenn jemand käme," versetzte Caspar.

„Wie wenn jemand käme? Wer denn?"

„Ja, wie wenn mich jemand unten gerufen hätte."

Der Studiosus fand dies wunderlich. Er dachte eine Weile nach und hätte gern eine Frage gestellt. Es war da neuerdings in der Stadt viel von einer seltsamen Geschichte die Rede, die Caspar betraf oder auf ihn gedeutet wurde und die in allen Journalen, auch draußen im Reich, des langen und breiten durchgehechelt wurde. Aber weil Herr von Tucher dem Studiosus aufs strengste verboten hatte, mit Caspar jemals über solche Dinge zu sprechen, nahm er sich zusammen und schwieg.

Nun hatte Caspar seit Monaten die Gewohnheit, alle Zeitungsblätter, die ihm in die Hand kamen und die er sich zum Teil heimlich zu verschaffen wußte — denn Herr von Tucher fürchtete von dieser Seite her Beeinflussungen mit gutem Grund —, aufs genaueste durchzulesen. Hin und wieder geschah es, daß er irgendeine Nachricht, eine Mitteilung über sich selbst entdeckte, und obgleich er noch nie etwas Wesentliches gefunden hatte, bekam er jedesmal Herzklopfen, sobald er nur seinen Namen gedruckt sah. Kurze Zeit nach jenem kleinen Zwiegespräch mit dem Lehrer spielte ihm der Zufall eine schon mehrere Tage alte Nummer der „Morgenpost" in die Hände, und beim Lesen fand er folgende eigentümliche Erzählung:

Vor mehr als zehn Jahren hatte ein Fischer bei Breisach eine schwimmende Flasche aus dem Rheinstrom gezogen, und diese Flasche enthielt einen Zettel, auf welchem geschrieben stand: „In einem unterirdischen Kerker bin ich begraben. Nicht weiß der von meinem Kerker, der auf meinem Thron sitzt. Grausam bin ich bewacht. Keiner kennt mich, keiner vermißt mich, keiner rettet mich, keiner nennt mich." Dann kam ein halb unleserlicher und verstellter Name, von dem alle deutlichen Buchstaben auch im Namen Caspar Hauser enthalten waren.

Alles das war damals schon von einigen Zeitungen gemeldet worden, war aber bei dem Mangel jeglichen Anhaltspunktes natürlich wieder in Vergessenheit geraten. Da hatte vor vier Wochen etwa irgendein ungenannter Schnüffler den Vorfall aus einem alten Jahrgang der „Magdeburger Zeitung" neuerdings ans Licht gebracht. Andre Journale bemächtigten sich der Angelegenheit, die nach und nach viel Staub aufwirbelte. Auf einmal wurde nachgewiesen, daß seinerzeit ein Piaristenmönch von einer gewissen Regierung bezichtigt wurde, die Flasche in den Rhein geworfen zu haben. Es stellte sich ferner heraus, daß derselbe Mönch plötzlich verschwunden und eines schönen Tages im Elsaß, in einem Wald der Vogesen, ermordet aufgefunden worden war. Den Täter hatte man nie entdeckt.

„Wenn auf diese Spur hin das Mysterium, das über dem Findling schwebt, nicht endlich gelüftet wird," rief der Querulant in der „Morgenpost", nachdem er die Geschichte also ausführlich berichtet hatte, „dann gebe ich keinen Pfifferling für unsre ganze Justizpflege!"

Caspar las und las. Zwei Stunden verbrachte er damit, die wunderliche Historia immer wieder von vorn anzufangen und beinahe jedes einzelne Wort zu überlegen. Dabei überraschte ihn der Studiosus; er vergewisserte sich, daß es eben dieselbe Affäre sei, von der er neulich nicht sprechen gewollt, und sagte hastig: „Ei, was treiben Sie da, Caspar? Was sagen Sie übrigens dazu? Die meisten Leute halten es für Quark, trotzdem es ein unwiderlegliches Faktum ist, daß die Sache damals in der ‚Magdeburger Zeitung' gestanden hat. Was sagen Sie dazu, Hauser?"

Caspar hörte kaum; als der Mann seine Frage wiederholte, erhob er das Gesicht, schlug den feuchten Blick zum Himmel empor und sagte leise: „Ich hab' es nicht geschrieben, was da vom Kerker steht."

„Vom Kerker und vom Throne," fügte der Studiosus mit sonderbarem und begierigem Lächeln hinzu. „Daß Sie es nicht geschrieben haben, glaub' ich schon, Sie haben ja das Schreiben erst bei uns gelernt."

„Aber wer kann es geschrieben haben?"

„Wer? Das ist eben die Frage. Vielleicht einer, der helfen wollte; ein verborgener Freund vielleicht."

„Vom Kerker und vom Throne," lallte Caspar mit willenlosem Mund. Er begab sich in die Ofenecke, kauerte sich auf einem Schemel zusammen und versank in tiefe Grübelei. Weder Ruf noch Mahnung noch Befehl vermochten ihn zu wecken, und der Studiosus, der sich schuldig fühlte, blieb, um kein Aufsehen zu machen, die Stunde über sitzen und entfernte sich dann still.

Am selben Abend war eine Assemblee im Tucherschen Haus, alle Freunde der Familie waren geladen, und eine halbe Stunde lang dauerte das Wagengerassel vor dem Haus. Als die ersten Tanzweisen vom Saal heraufschallten,

begab sich Caspar in den Korridor und horchte. Er hatte nicht mehr Zutritt zu solchen Festen.

Während er noch stand, ans Geländer gepreßt, den Kopf vorgebeugt, und er sich so recht verstoßen vorkam, berührte eine Hand seine Schulter. Es war der Lakai, der ihm auf silberner Platte einige Süßigkeiten brachte. Caspar schüttelte den Kopf und sagte: „Süßes mag ich nicht," worauf der Diener ihn mürrisch mit den Blicken maß und sich zu gehen anschickte.

Da kamen Schritte von der zweiten Treppe her, die unbeleuchtet war, und unversehens stand die alte Freifrau in grauseidenem Kleid und seidener Haarschärpe vor den beiden; indem sie ihre blauen Augen streng in die des Jünglings bohrte, sagte sie stolz und befremdet: „Süßes mag er nicht? Warum mag er denn Süßes nicht?"

Sie kam von unten; Caspar roch deutlich den Menschendunst an ihren Gewändern. Es war ihre Art, sich früh zurückzuziehen. Bevor sie zur Ruhe ging, pflegte sie täglich durch das ganze Haus zu wandern, um nachzusehen, ob kein Feuer sei und kein Dieb sich eingeschlichen habe.

Vor ihren rauh klingenden Worten duckte Caspar den Kopf. Es ist anzunehmen, daß seine Phantasie ungewöhnlich erregt war. Plötzlich spürte er eine lähmende Furcht. Schwärze stieg um seine Augen, es war ihm, als habe er die Stimme des Vermummten gehört, und den Arm ausstreckend, schrie er bittend: „Nicht schlagen, nicht schlagen!"

Die alte Dame, die es so schlimm eben nicht gemeint hatte, blickte verwundert und erschrocken auf. Indes hatte Caspars lauter Schrei die Aufmerksamkeit einiger Gäste erregt, die im unteren Flur auf und ab spazierten. Sie wandten sich an Herrn von Tucher, und dieser ging die Treppe empor, gefolgt von einigen Herren. Unter der Gesellschaft im Saal verbreitete sich das Gerücht, es sei etwas passiert, und da Caspars Aufenthalt im Hause natürlich bekannt war, dachten alle an ein Ereignis wie das bei Daumer vorgefallene. Es entstand ein Schweigen, die Tanzmusik verstummte, viele drängten hinaus, besonders die jungen Damen waren erregt, und eine Anzahl von ihnen stieg die Treppe empor und blieb schauend stehen.

Herr von Tucher, der dies alles aufs peinlichste empfand, wie ihm denn jedes unnütze Aufsehen ein Greuel war, schickte sich an, Caspar zur Rede zu stellen, wurde aber durch das versteinerte Bild des Jünglings abgeschreckt, auch machte ihn die bestürzte Haltung seiner Mutter stutzig.

Es ging etwas Ungeheures in Caspar vor. Ihm war, als habe er, was jetzt geschah, schon einmal erlebt. Wie mit einer Sturzwelle riß es ihn zurück, und die Zeit schien ihren Atem anzuhalten. Da war die alte Frau, fürstlich geschmückt und majestätisch anzusehen; wie, glich sie nicht einem Weib, das einst in ein Gemach gekommen, wo auch er gewesen war, und hatte ihre Gegenwart nicht alle andern erstarren lassen? Lag nicht jemand auf dem Bett und vergrub den Kopf in die Kissen? Da war der Diener, der eine silberne Platte in Händen hielt; war das nicht alt? Stand nicht auch damals einer da, der Geschenke brachte oder Süßes oder Kostbares? Da waren feierlich gekleidete Männer, die auf einen Befehl zu harren schienen, darauf warteten, daß einer käme, noch festlicher angetan als sie selbst, vor dem sie sich verneigen mußten? Und diese schlanken weißen Mädchen in weißen Schleiern, deren Blicke tief und bang waren? Und hier oben die Dämmerung, die sich über zahllose Marmorstufen hinab ins Licht verlor? Caspar hätte jauchzen mögen, denn er erschien sich fremd und zugleich von allen angebetet; sie senkten das Haupt, sie erkannten den Herrn in ihm; ja, er ahnte, was er war und von wo er kam, er spürte, was jenes Wort vom Kerker und vom Throne zu bedeuten hatte; ein geisterhaftes Lächeln umspielte seine Lippen.

Herr von Tucher bereitete dem unangenehmen Auftritt ein möglichst stilles Ende. Er führte Caspar in sein Zimmer, gebot ihm, sich zu Bett zu begeben, wartete, bis er lag, verlöschte dann selbst das Licht und sagte beim Hinausgehen in scharfem Ton, er werde ihn am andern Morgen wegen seiner ungehörigen Aufführung zur Rechenschaft ziehen.

Darum scherte sich Caspar wenig. Es wurde auch nicht viel aus der gedrohten Abrechnung. Herr von Tucher sah ein, daß den Grundsätzen eigentlich nichts zuleide geschehen war. Sein Koch verriet ihm im hohlen Ton der Prophezeiung, Caspar sei mondsüchtig und werde sicherlich einmal aufs Dach steigen und herunterstürzen. Herr von Tucher konnte den Mond nicht abschaffen; da der Jüngling krankhaften Zuständen unterworfen schien, durfte man ihn für gewisse Fehltritte nicht verantwortlich machen. Ob Caspar Tischler oder Buchbinder werden solle, war noch immer unentschieden. Es mußte hierzu die Meinung des Präsidenten Feuerbach eingeholt werden. Herr von Tucher nahm sich vor, im April nach Ansbach zu fahren und mit dem Präsidenten zu sprechen.

Caspar aber war voller Erwartung. Er wartete auf einen, der kommen mußte, auf einen, der irgendwo unter den Menschen ging und den Weg zu ihm suchte, und so fest war der Glaube an diesen Kommenden, daß er jeden Morgen dachte: heute, und jeden Abend: morgen. Er lebte in einem beständigen innerlichen Spähen, und seine ahnungsvolle Freude glich einem Traum. Aber wie der Pfau seinen Schweif niederschlägt, wenn er seine häßlichen Füße gewahrt, so machte

seine eigne Stimme, sein eigner Schritt ihn schon wieder zaghaft, um wie viel mehr erst der Anblick von Menschen, die täglich seine Erwartung enttäuschen mußten.

Sein ganzes Treiben in dieser Zeit war außergewöhnlich, und die aufmerksam horchende Spannung gegen ein Leeres hin hatte etwas von Wahnwitz. Freilich, zusammengehalten mit dem Verlauf der Ereignisse bot sie ein andres Gesicht und hätte einem Mann wie Daumer absonderlichen Stoff für seine Ideen geliefert.

Es lauerte viel Heimliches und Feindseliges auf Caspars Wegen, und es überlief ihn kalt, wenn im Nebel ein Tropfen von einer Dachrinne fiel. Angstvorstellungen begleiteten ihn bis in den Schlaf, und weil er oftmals erwachte und die Finsternis ihn quälte, bat er, daß man neben seinem Bett ein Oellämpchen brennen lasse. Dies geschah.

Einstmals in einer Nacht spürte er, noch schlummernd, ein eigentümliches Ziehen im Gesicht, als ob ihn von oben her ein kühler Atem streife. Jählings richtete er sich auf, blickte über Bett und Wand und gewahrte eine große Spinne, die an einem Faden in der Nähe seines Kopfes hing. Entsetzt sprang er aus dem Bett, und unfähig, sich zu regen, beobachtete er, wie das Tier sich aufs Kissen niederließ und über das weiße Linnen kroch, einen glitzernden Faden hinter sich herschleppend.

Caspars ganzer Leib war wie mit einer neuen, schaudernden kalten Haut bedeckt. Er preßte die Hände zusammen und flüsterte angstvoll und seltsam schmeichelnd: „Spinne! Was spinnst du, Spinne?"

Die Spinne duckte den gelblichen Leib.

„Was spinnst du, Spinne?" wiederholte er flehend.

Das Tier überklomm den Bettpfosten und gewann die Mauer. „Was schickst du dich denn so, Spinne?" hauchte Caspar. „Warum so eilig? Suchst du was? Ich tu' dir nichts . . ."

Die Spinne war schon oben an der Decke. Caspar setzte sich auf den Stuhl, wo die Kleider hingen. „Spinne, Spinne!" sagte er tonlos vor sich hin. Es schlug vier Uhr draußen und er hatte sich noch immer nicht ins Bett zurückgetraut. Dann, ehe er sich hinlegte, wischte er Kissen und Wand eifrig mit dem Taschentuch ab.

Er trug von der unbekleidet verwachten Stunde eine Erkältung davon, die ihn mehrere Tage ans Lager fesselte. Er wurde traurig, des Wartens war er schon müde. Obwohl ihm schließlich nichts mehr fehlte, hatte er keine Lust, das Zimmer zu verlassen. Herr von Tucher nahm seinen Zustand für ein hypochondrisches Zwischenspiel; als er sich jedoch überzeugte, daß sowohl seine vorsätzliche Gleichgültigkeit wie sein gütiger Zuspruch fruchtlos blieben und daß da eine unverstellte seelenvolle Betrübnis waltete, ward er besorgt.

Nun geschah es an einem dieser Tage, daß ein auswärtiger Bote im Haus vorstellig wurde, der zu Caspar geführt zu werden verlangte, um ihm einen Brief auszuhändigen. Herr von Tucher verweigerte die Erlaubnis dazu. Nach einigem Bedenken überließ ihm der Mann das Schreiben und entfernte sich wieder. Herr von Tucher hielt sich für berechtigt, den Brief zu öffnen. Er war von rätselhafter Fassung; noch rätselhafter dadurch, daß ihm ein kostbarer Diamantring beilag, den Caspar damit als Geschenk bekam. Herr von Tucher war unschlüssig, was er tun solle. Brief und Ring dem Gericht oder dem Präsidenten Feuerbach auszuliefern, erschien ihm das ratsamste. Doch widersprach es immerhin seinem Rechtsgefühl. Eine flüchtige Stimmung von Weichheit gegenüber Caspar ließ ihn den Vorsatz völlig vergessen; er hoffte, den Jüngling aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurütteln, und diesen Zweck erreichte er vollkommen. Er brachte Brief und Ring herbei.

Caspar las: „Du, der du das Anrecht hast, zu sein, was viele leugnen, vertrau dem Freund, der in der Ferne für dich wirkt. Bald wird er vor dir stehen, bald dich umarmen. Nimm einstweilen den Ring als Zeichen seiner Treue und bete für sein Wohlergehen, wie er für das deine zu Gott fleht."

Als Caspar dies gelesen hatte, drückte er das Gesicht gegen den Arm und weinte still für sich hin. Herr von Tucher saß am Tisch und ließ den schönen Stein des Rings nachdenklich im Sonnenlicht spielen.

Der englische Graf

In den Nachmittagsstunden eines der letzten Apriltage rollte ein vornehmer Reisewagen vor die Einfahrt des Hotels zum wilden Mann, und alsbald verließ ein hochgewachsener Herr den Schlag und begrüßte leutselig den herbeistürzenden Wirt, der eines solchen Gastes nicht gewärtig war, da in seinem Hause fast nur Kaufleute und Handlungsreisende verkehrten. Der Fremde forderte die besten Zimmer, und ohne sich nach dem Preis zu erkundigen, schritt er durch das Spalier von Gaffern in das weitbogige Tor. Diener und Kutscher trugen die Koffer, den Nachtsack und sonstige Reisegegenstände in die Halle. Der Ankömmling verlangte von selbst das Fremdenbuch, und bald konnte jeder ehrfürchtig-schaudernd die mit Riesenschrift geschriebenen Worte lesen: „Henry Lord Stanhope, Earl of Chesterfield, Pair von England."

Das Ereignis machte solches Aufsehen in der Gegend, daß noch spät abends Leute auf der Gasse standen und zu den hellen Fenstern empor-

starrten, hinter denen der erlauchte Herr logierte. Am nächsten Morgen gab der Lord in der Wohnung des Bürgermeisters sowie bei einigen Notabilitäten der Stadt seine Karte ab, und schon wenige Stunden darauf erhielt er in seinem Quartier die Gegenbesuche, vor allem denjenigen Binders, der sich der früheren Anwesenheit des Lords natürlich wohl erinnerte.

In der ziemlich langen Unterredung mit dem Bürgermeister gestand Graf Stanhope ohne Umschweife, daß wie jenes erste Mal so auch heute die Person des Caspar Hauser den Grund seines Aufenthaltes in der Stadt bilde. Er hege für den Findling die größte Teilnahme, sagte er und ließ durchblicken, daß er etwas Entscheidendes für ihn zu unternehmen gesonnen sei.

Der Bürgermeister erwiderte, er verstatte Seiner Herrlichkeit, soweit es die Vorschriften erlaubten, freien Spielraum.

„Was für Vorschriften?" fragte der Lord rasch.

Binder versetzte, Herr von Tucher sei Kurator des Findlings, habe weitgehende Rechte und werde der Einmischung eines Fremden nicht freundlich gegenüberstehen; außerdem könne man ohne Wissen des Staatsrats Feuerbach keine Veränderung befürworten, die das Leben Caspar Hausers betreffe.

Der Lord machte ein bekümmertes Gesicht. „Da werde ich einen schweren Stand haben," bemerkte er. Hierauf erkundigte er sich, ob man wegen des Ueberfalls im Daumerschen Hause irgend Anhaltspunkte gewonnen habe und ob die seinerzeit von ihm ausgesetzte Prämie keinen Empfänger habe finden können. Dies mußte Binder verneinen; er entgegnete, die so großmütig zur Verfügung gestellte Summe liege unangetastet auf dem Rathaus und Seine Lordschaft könne sie zu beliebiger Stunde zurückerhalten, da doch jede Entdeckungsaussicht nunmehr geschwunden sei.

Die nächsten Tage verbrachte der Lord ausschließlich mit der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten. Zu Mittag, zum Tee und zu Abend war er eingeladen oder gab kleine, aber exzellente Mahlzeiten in seinem Hotel, wozu er eigens einen französischen Koch in Dienst nahm. Wenn es seine geheime Absicht war, sich auf diese Weise Freunde und Bewunderer zu verschaffen, so blieb ihm darin nichts zu wünschen übrig. Wenn er den Zweck verfolgte, all die guten Leute und ihre Gesinnungen kennen zu lernen, so fiel ihm das nicht sonderlich schwer; man gab sich rückhaltlos, man fühlte sich geehrt durch seine Gegenwart, man bestaunte seine geringsten Handlungen.

Jeder Anlaß war ihm recht, um das Gespräch auf Caspar Hauser zu lenken; er wollte wissen, immer Neues wissen, schwelgte in den rührenden Einzelheiten, die man zu berichten wußte, fand es aber dabei doch nicht notwendig — eine Unterlassung, die allerdings auffallend gefunden wurde —, den Professor Daumer zu besuchen, sondern begnügte sich damit, den Gefängniswärter Hill zu sich kommen zu lassen und ihn auszufragen.

Hill, von dieser Auszeichnung etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, schilderte so beweglich, daß es von einem unter Verbrechern ergrauten Mann wunderbar zu hören war, jenes hold verlorene Weben und ergreifende Daniedersinken Caspars während seines Aufenthalts im Turm; zum Schluß rief er, glühend vor Eifer, er, was an ihm liege, er werde die Unschuld des Jünglings bezeugen, und wenn Gott selber das Gegenteil behaupte. Graf Stanhope war sichtbar erschüttert; er lächelte, sagte, hier sei ja nicht von Schuld die Rede, und entließ den Mann fürstlich belohnt.

Nun endlich entschloß er sich, Herrn von Tucher und damit auch Caspar selbst gegenüberzutreten. Wenn man ihn verwundert gefragt hatte, weshalb er dies so lang verzögere, hatte er erwidert, er bedürfe dazu seiner ganzen Sammlung und Seelenkraft, denn vor dem Augenblick, wo er Caspar zum erstenmal sehen werde, sei ihm bange, freudig bang wie einem Kind vor dem Weihnachtsabend.

Herr von Tucher befand sich in seinem Arbeitszimmer, als man ihm die Karte des Engländers brachte. Es versteht sich von selbst, daß er von der Anwesenheit Stanhopes in der Stadt Kenntnis hatte und von dessen Umtrieben unterrichtet war. Da er in jedem Fall einen Friedensstörer in ihm sah, war er nicht zugunsten des Mannes voreingenommen.

Nach allen Beschreibungen hatte er in dem Fremden eine liebenswürdige und gewinnende Erscheinung zu finden erwartet; gleichwohl war er überrascht, als er den vornehmen Gast auf sich zuschreiten sah, und im Nu schwand seine durch das Hörensagen und trübe Vorgefühle entstandene Abneigung.

Es war allerdings etwas Gefährliches um den Mann, das spürte Herr von Tucher auf den ersten Blick, doch ebensosehr lag ein bestrickender Reiz von Weltlichkeit und geistreicher Anmut über seiner Person. Da seine Haltung stolz war, erschien die Zartheit der schlanken Gestalt nicht weibisch; die Züge, durchaus englisch markant, waren edel geschnitten und ließen die fahle Färbung der Haut vergessen; das wechselnde Feuer der durchsichtigen Augen erinnerte bald an die sanfte Gazelle, bald an die Ruhe des Tigers, kurz, Herr von Tucher wurde in einen Zustand angenehmer Spannung und Erregung versetzt, der durch das schnell in Fluß gebrachte Gespräch nicht im mindesten betrogen wurde.

Die bloßen Fragen des Lords nach Caspars leiblicher und geistiger Verfassung bekundeten schon einen Menschen von hoher Einsicht und

Neueste Nachrichten

Nach einem Gemälde von Hans Best

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kenntnis des Lebens, und was er sagte, eroberte die Zustimmung des Hörers mühelos.

Auf die Beweggründe des Hierseins kam er von selbst zu sprechen. Was er vorbrachte, klang unbestimmt genug; er war augenscheinlich ein Meister in der Kunst, seine wahren Absichten zu verschleiern, aber kein Argwohn konnte Herrn von Tucher beifallen. Der Name Stanhope gab ausreichende Bürgschaft. Was konnte einen Lord Stanhope verhindern, deutlich zu sein? War es nicht Feingefühl und angestammter Takt, so war es eine Verschwiegenheit, die zugleich das Gelöbnis enthielt, zur gebotenen Stunde alles schicklich offenbar zu machen. Herr von Tucher fand sich dadurch eher verpflichtet als enttäuscht; ohne die ausgesprochene Bitte des Lords abzuwarten, fragte er höflich, ob es ihm genehm sei, Caspar zu sehen. Indem er die Versicherung der Dankbarkeit seines Gastes lächelnd abwehrte, läutete er und gab Auftrag, daß man den Jüngling hole.

Es entstand nun eine Stille; Herr von Tucher verblieb in unwillkürlichem Lauschen an der Tür, und der Lord saß mit übergeschlagenen Beinen, den Kopf in die behandschuhte Linke gestützt, das Gesicht dem offenen Fenster zugekehrt. Es war ein sonniger Sonntagnachmittag; der Himmel lag blaustrahlend über dem fächerigen Geschiebe der roten Dächer, zwitschernde Schwalben schossen längs der grauen Häuserfronten hin. Als Caspar in das Zimmer trat, veränderte Stanhope langsam die Richtung seines Blickes, und ohne jenen eigentlich anzusehen, schien er doch das ganze Bild des Menschen in sich festzuketten. Noch während Caspar, durch ein paar rasche Worte des Herrn von Tucher über die Person des illustern Mannes belehrt, auf den Grafen zuging, erhob sich dieser und sagte mit überraschender Erregung und sichtlich tiefberührt: „Caspar! Also endlich! Gesegnete Stunde!" Dann streckte er die Arme nach ihm aus, und wie zu einem Tor, das ihm nach sehnsuchtsvollem Harren aufgetan worden, begab sich Caspar in diese geöffneten Arme, ein heller, scharfer, kühler Strahl der Freude durchfuhr ihn von oben bis unten, und er vermochte weder zu sprechen noch sich zu regen.

Das war er, der aus weiter Ferne kam. Von ihm der Ring, von ihm die Botschaft. Schon oben, als er die Kalesche vor dem Haus stillhalten gehört, war eine Erstarrung von Caspars Gliedern gefallen, und als der Diener ihn rief, war es, als ob ein Morgenschein das Haus durchglühe. Als er die Schwelle des Zimmers erreicht hatte, sah Caspar nur ihn, den Fremden, Fremdvertrauten, und wie wenn ihm bisher die Hälfte seines Herzens gefehlt hätte, fühlte er sich auf einmal ganz geworden, rund und neu: mit gebadetem Auge sah er sich selbst, zweckvoll erschaffen. Mild an ihre Glocke schlug die Uhr und das Licht des Nachmittags war wie Honig und süß zu schmecken.

Auf den Lord übte die wunderbare Ergriffenheit Caspars anscheinend große Wirkung. Für die Dauer mehrerer Sekunden war sein Gesicht heftig bewegt und die Augen trübten sich wie in peinvollem Erstaunen. Er war ohne Zweifel verwirrt, die allzeit dienstbare Phrase versagte sich ihm, und bei der ersten zärtlichen Anrede klang die sonst seidenweiche Stimme rauh. Mit der Hand streichelte er Caspars Haare, preßte die Wange des Jünglings gegen seinen Busen, und ein verlorener Blick traf den stumm abseits stehenden Herrn von Tucher, der mit Verwunderung die ungewöhnliche Szene beobachtete. Stanhope bat ihn dann, weil das Verhüllte des Vorgangs zu irgendeiner Klärung drängte, ob er Caspar für einige Stunden mit sich nehmen dürfe, ein Ansuchen, dem Herr von Tucher nicht widerstehen konnte.

Bald darauf saß Caspar an der Seite des Lords im Wagen; der Polizist mußte natürlich mit und saß hintenauf. Während das Gefährt zum Tor hinaus gegen die Maxfeldgärten rollte, entspann sich langsam ein Gespräch.

Caspar klagte, zum erstenmal durfte er klagen. Doch war er schon versöhnt mit dem Augenblick, wo geschehenes Unrecht als solches erkannt und verstanden wurde. Die Welt schien schlecht bis auf diesen Tag, jetzt tat sich ihr Himmel auf und es zeigte sich ein waltender Arm.

Doch nicht so sehr um das Nahgeschehene handelte sich's: hier war einer, der wissen mußte! Caspar fragte. Kühn und leidenschaftlich fragte er: wer bin ich? wer war ich? was soll ich? wo ist mein Vater? wo meine Mutter? Und die Antwort des Grafen? Verlegenheit. Eine Umarmung. „Geduld, Caspar; bis morgen nur Geduld: das läßt sich nicht in einem Atemzug abtun, allzuviel ist zu sagen. Erzähl mir lieber: wie hast du gelebt? Erzähl von deinen Träumen. Man sagt mir, du habest wunderbare Träume. Erzähl!"

Caspar ließ nicht lange bitten. Die wesensvollen Gebilde machten den Lauscher stutzig, er umschloß Caspar fester und verbarg so sein Gesicht vor ihm; bei der geschilderten Erscheinung der Mutter fuhr er wie vor Schreck zusammen, und abermals suchte er abzulenken, wollte Einzelheiten über das Leben Caspars im Daumerschen, im Beholdschen Hause wissen; der Gegenstand war gefahrlos. Stanhope fand sich ergötzt durch Caspars ursprüngliche und bezeichnende Ausdrucksweise, die komische Anwendung von Sprichwörtern und Nürnberger Redensarten. Auf dem Rückweg fragte er, wo Caspar den Ring habe, den er ihm geschickt. „Hab' mich nicht getraut, ihn an den Finger zu tun," antwortete Caspar.

„Warum denn nicht?"

„Weiß nicht warum."

„War er dir nicht schön genug?"

„O nein; umgekehrt wird ein Schuh draus. Viel zu schön war er mir. Hab' immer Herzklopfen gehabt, wenn ich ihn angesehen."

„Aber jetzt wirst du ihn tragen?"

„Ja, jetzt will ich ihn tragen. Jetzt weiß ich, er gehört wirklich mir."

Der Wagen hielt vor dem Tor, Stanhope nahm zärtlichen Abschied von Caspar und bestellte ihn für den nächsten Vormittag in den Gasthof. „Auf Wiedersehen, Liebling!" rief er ihm noch zu.

Caspar stand beklommen. Jetzt kroch die Zeit wieder träge. Jeder Schritt ins Haus war ein schmerzliches Sichentfernen aus dem Kreis des herrlichen Mannes; was jetzt die Hand, der Blick berührte, war alt, war tot.

Schon um zehn Uhr morgens war er im „Wilden Mann". Der Unterrichtsstunde war er einfach entlaufen; hätte ihn jemand abzuhalten versucht, er wäre an einem Strick vom Fenster heruntergeklettert.

Der Lord kam ihm in der oberen Halle entgegen, küßte ihn vor vielen Zuschauern auf die Stirn und führte ihn ins Empfangszimmer, wo auf einem Tischlein Geschenke für Caspar lagen: eine goldene Uhr, goldene Hemdknöpfe, silberne Schuhschnallen und feine weiße Wäsche. Caspar traute seinen Augen nicht, der Ueberschwang des Dankes versperrte ihm die Kehle, er wußte nichts andres, als immer nur die freigebige Hand des Spenders in der seinen festzuhalten.

Der Lord nahm den stillen Ansturm mit gerührtem Schweigen auf. Aber nachdem sie ein paarmal Arm in Arm durch die Mitte des Raumes gewandelt waren und Caspar noch immer mit sichtbarer Anstrengung nach Zeichen seiner Erkenntlichkeit rang, ermahnte ihn Stanhope sanft, er möge doch jeden Dank unterlassen. „Diese Dinge sind ja nur geringfügige Merkmale meiner Liebe zu dir," sagte er; „das Wirkliche, das Große, was ich für dich tun will, bleibt der Zukunft vorbehalten. Inzwischen bleibe du so, wie du bist, mein Caspar, denn so bist du mir eben recht; nicht geräuschvoll in Worten, aber zuverlässig in deinem Herzen. Zuverlässig und treu sollst du mir bleiben, ein Sohn, ein Kamerad, ein Freund."

Caspar seufzte. Das war zu viel des Glücks. Nie hätte er geglaubt, daß ein Menschenmund so sprechen könne. Zur Beteuerung war er ohnmächtig, nur sein Auge gab Kunde in einem schwärmerischen Blick.

Stanhope öffnete eine Tür und geleitete den Jüngling zu einer kleinen Frühstückstafel, die im Nebenzimmer bloß für sie beide gedeckt war. Sie nahmen Platz, der Lord füllte Wein in die Gläser und lächelte sonderbar, als Caspar erklärte, er trinke niemals Wein. „Wie wird es dann werden, Caspar, wenn wir zusammen in die Länder des Südens reisen? Auf allen Hügeln glüht dort der Wein und die Luft ist voll davon. Was schaust du mich so an? Glaubst du mir nicht?"

„Wirklich? Werden wir wirklich zusammen reisen?" fragte Caspar jubelnd.

„Gewiß werden wir das. Denkst du denn, daß ich mich von dir trennen will? Oder denkst du, daß ich dich in dieser Stadt lasse, wo dir so viel Uebles widerfahren ist?"

„Also fort? Wirklich fort? Fort in die weite Ferne!" rief Caspar, preßte wie außer sich beide Hände vor den Mund und zog in freudigem Krampf die Schultern bis an die Ohren. „Was wird aber Herr von Tucher dazu sagen? Und der Herr Bürgermeister? Und der Herr Präsident?" fügte er hinzu, vor lauter Hast plappernd, während sich in seinem Gesicht die ganze Betrübnis malte, die er bei der Vorstellung empfand, jene Männer könnten die Pläne des Grafen mißbilligen oder zunichte machen.

„Sie werden es geschehen lassen, sie werden keine Gewalt mehr über dich haben, dein Weg führt dich über sie empor," antwortete Stanhope ernst und sah Caspar zugleich mit einem scharfen, ja durchbohrenden Blick an.

Caspar erbleichte, von einem grenzenlosen Gefühl überwältigt. Während in seiner Brust Wunsch und Zweifel, dunkel umschlungen, alle Kräfte der Seele an sich zogen, erhob sich vor seinem Geiste leuchtender als je das Bild der Frau aus dem Traumschloß. Mit einer ergreifenden Gebärde des Flehens wandte er sich zu Stanhope und fragte: „Herr Graf, werden Sie mich zu meiner Mutter bringen?"

Stanhope legte Messer und Gabel beiseite und stützte den Kopf in die Hand. „Hier liegen furchtbare Geheimnisse, Caspar," flüsterte er dumpf. „Ich werde reden und ich muß reden, aber du mußt schweigen, keinem andern Menschen darfst du vertrauen als mir. Deine Hand, Caspar, dein Gelöbnis! Herzensmensch! Unglücklich-Glücklicher, ja, ich will dich zu deiner Mutter bringen, die Vorsehung hat mich erwählt, dir zu helfen!"

Caspar sank hin, die Beine trugen ihn nicht mehr, sein Kopf fiel auf die Knie des Grafen. Die Luftadern pochten um ihn, ein Schluchzen löste die ungeheure Spannung seiner Brust. „Wie soll ich denn zu dir reden?" fragte er mit der Kühnheit eines Trunkenen, denn die Formeln, in denen man sonst zu Menschen spricht, erschienen ihm fremd, sie taten seiner dankbaren Liebe nicht genug.

Der Lord hob ihn sachte empor und sagte zärtlich: „Recht so, das traute Du soll zwischen uns herrschen; du sollst mich Heinrich nennen, als ob ich dein Bruder wäre."

In so inniger Nähe erblickte sie der eintretende Bediente, der den Bürgermeister und den Regierungskommissär anmeldete. Durch die ge-

öffnete Tür forderte der Lord die Wartenden ins Zimmer. Es sah aus, als wünsche er, daß die beiden Zeugen seiner Liebkosungen gegen Caspar würden. Er tat, als könne er sich nicht von ihm trennen; da die Besucher nach ehrfürchtigem Gruß Platz genommen, schritt er, noch leise plaudernd und ihn bei der Schulter umschlungen haltend, mit Caspar auf und ab, sodann begleitete er ihn zur Stiege, eilte zurück, ging ans Fenster, beugte sich hinaus, sah Caspar nach und winkte ihm mit dem Taschentuch. Die Verwunderung seiner Gäste wohl bemerkend, mäßigte er sich trotzdem nicht, im Gegenteil, er gebärdete sich wie ein Verliebter, der seine Empfindungen ohne Scheu preisgibt.

Die Geschenke des Lords wurden einige Stunden nachher ins Tuchersche Haus gebracht. Herrn von Tuchers Erstaunen beim Anblick der wertvollen Gaben war groß. „Ich werde diese Gegenstände an mich nehmen und aufbewahren," äußerte er zu Caspar nach einigem Nachdenken; „es steht einem zukünftigen Buchbinderlehrling nicht an, derlei auffallenden Luxus zu treiben."

Da hätte man Caspar sehen sollen! „O nein," rief er aus, „das gehört mir! Das ist mein, und ich will's haben, das darf mir keiner nehmen!" Seine Haltung war geradezu drohend, und sein Blick funkelte.

Aus Herrn von Tuchers Zügen wich alle Farbe. Ohne eine Silbe zu erwidern, verließ er das Zimmer. Also ein Undankbarer, dachte er bitter, ein Undankbarer! Einer, der eigensüchtig die Gelegenheit nutzt und den einen Wohltäter verleugnet, wenn der andre besser zahlt!

Die Grundsätze hörten auf zu triumphieren. Sie machten ein zerknirschtes Gesicht und hüllten sich in Sack und Asche.

Nachgiebigkeit wäre in diesem Fall eine unwürdige Schwäche, deren ich mich schämen müßte, sagte sich Herr von Tucher. Aber was tun? Soll ich Gewalt anwenden? Gewalt ist unmoralisch. Er wandte sich an Lord Stanhope und trug ihm die Sache vor. Der Graf hörte ihn freundlich an, er gab sich Mühe, die Vergehung Caspars als eine kindische Maßlosigkeit zu verteidigen, und versprach, ihn dahin zu bringen, daß er dem Vormund die Geschenke freiwillig überreiche.

Herr von Tucher war von der Liebenswürdigkeit des Lords bezaubert und verließ ihn in bester Zuversicht. Auf den verheißenen Gehorsam Caspars wartete er aber vergeblich. Kein Zweifel, die Mühe des Lords war ohne Erfolg geblieben; kein Zweifel, Caspar verstand es, den gütigen Mann zu beschwatzen. Kein Zweifel, dieser Bursche war mit allen Salben geschmiert, ein Charakter voll Heimlichkeit und List. Viel zu stolz, um einen Dritten zum Mitwisser seiner niederschmetternden Erfahrungen zu machen, begnügte sich Herr von Tucher vorläufig, den Ereignissen ruhig zuzusehen, wenn auch mit dem Verdruß eines Mannes, der sich hintergangen fühlt. Daß Caspar sich nicht ein einziges Mal bewogen fand, über die Art seiner Beziehung zu dem Lord, über den Gegenstand ihrer Gespräche sich zu äußern, verletzte ihn tief; einen solchen Mangel an zutraulicher Mitteilsamkeit hätte er zum allerwenigsten erwartet.

In der ersten Zeit hatte sich der Lord darauf beschränkt, Caspar im Tucherschen Haus zu besuchen oder ihn höchstens nach förmlich erbetener Erlaubnis des Barons zu einer Spazierfahrt abzuholen. Allmählich änderte sich das, und er bestellte den Jüngling an fremde Orte, wo Caspars unvermeidliche Leibwache sich fünfzig Schritte entfernt halten mußte. Herr von Tucher führte beim Bürgermeister Beschwerde; er behauptete, der Lord handle damit seiner ausdrücklich gegebenen Zusage entgegen. Aber was konnte Herr Binder tun? Durfte er den vornehmen Herrn zur Rede stellen? Er wagte einmal eine schüchterne Andeutung. Der Lord beruhigte ihn mit einem Scherz; um nicht für wortbrüchig zu gelten, war es leicht, den Verstoß auf Caspars Unbesonnenheit zu schieben.

So sah man die beiden auffallenden Gestalten häufig am Abend durch die Gassen wandeln. Arm in Arm; im eifrigen Gespräch achteten sie der Blicke nicht, die sie verfolgten. Meist gingen sie über den Stadtgraben und dann auf die Burg; hier durfte sich Caspar wehmütiger Erinnerung überlassen; der düstere Turm barg die größten Schrecknisse seines Lebens, und wenn er auf die Stadt niederschaute, wo zwinkernde Lichter aus vielen Fenstern das dunkelverschlungene Gassengewirr belebten, vernahm er mit ganz andern Gefühlen die Stundentöne der Glocke; jetzt band und einte die Zeit ihre Schläge und zerriß sie nicht mehr zu Pausen des Grauens.

Der Lord wurde nicht müde zu erzählen. Er erzählte von seinen Reisen. Er verstand es, Dinge und Begebenheiten mit einfachen Worten zu malen. Caspar erfuhr von den Alpen und daß dort Berge mit ewigem Schnee seien und glückliche Täler, wo freie Menschen lebten. Er sah Italien — das Wort war schon ein Rausch —, geschmückte Kirchen, enorme Paläste, Gärten mit wunderbaren Statuen, voller Rosen, Lorbeer und Orangen, einen märchenhaft blauen Himmel und die schönsten Frauen. Er sah das Meer und Schiffe mit blanken Segeln auf der Flut. Seine Sehnsucht wurde so groß, daß er manchmal plötzlich lachen mußte. Einmal wirklich dort sein dürfen in den Ländern der Sonne und der unbekannten Früchte, dort sein dürfen, und das bald, solche Hoffnung machte das Herz stillstehen. Es war eine Freude, die weh tat.

Welche Laute, welche Fernen! Mit offenbarer Lust schürte der Graf das Feuer des Verlangens in Caspar. Vielleicht nahm er es mit seinen

Verheißungen ernst. Vielleicht bereitete es ihm bloß eine Wonne, Wunsch und Lüste aufzupeitschen. Vielleicht war es nur ein Spiel der Rede. Vielleicht aber das furchtbare Vergnügen, dem Vogel im Bauer, im nie zu öffnenden, so lange vom Flug durch den goldnen Aether zu erzählen, bis endlich der jubelnde Freiheitsgesang durch seine Kehle bricht.

Wie er sprach, wie er die Worte besaß! Zwischen den Lippen und den weißen Zähnen spielte das Lächeln wie ein listiges Tierchen. Er war nicht gleichmäßig heiter. Was war das? Oft zog Finsternis über sein Gesicht. Bisweilen pflegte er aufzustehen und wie ein Lauscher an die Tür zu treten. Seine Liebkosungen waren nicht selten voll Schwermut, dann saß er wieder schweigend da, und sein suchender Blick glitt düster an dem Jüngling vorüber. Da faßte Caspar einmal Mut und fragte: „Bist du denn eigentlich glücklich, Heinrich?"

„Glücklich, Caspar? O nein. Glücklich, was sprichst du da? Hast du schon von Ahasver gehört, dem ewigen Juden, dem ewigen Wanderer? Er gilt als der unglücklichste aller Menschen. Ach, ich möchte mein Leben vor dir aufblättern, denn auf seinen dunkeln Seiten liegt der Gram. Aber ich darf nicht, ich kann nicht. Später vielleicht, wenn dein eignes Geschick sich entschieden hat, wenn du mit mir in meine Heimat gehst . . ."

„Ist denn das möglich, wird denn das sein?"

Es schüttelte den Lord plötzlich; es war, als werfe er einen Mantel ab oder wolle sich einem unsichtbaren Druck entziehen. Eine krampfhafte Lebendigkeit ergriff ihn, er begann von Caspars künftiger Größe zu sprechen, doch wie stets nur in geheimnisvollen Wendungen und mit der feierlichen Ermahnung zur Verschwiegenheit. Ja, er sprach von Caspars Reich, von seinen Untertanen, und das zum erstenmal, wie einem Zwang gehorchend, selber schaudernd, selbst zitternd, immer von neuem das Gelöbnis des Schweigens betonend, hingerissen von einem Phantom gleichsam und alle Gefahr vergessend. „Ich will dich führen; ich will deine Feinde zermalmen, du bist tausendmal mehr wert als jeder einzelne von ihnen. Wir gehen zuerst nach dem Süden, um sie irrezuführen, dann fliehen wir zu mir nach Hause, schaffen uns einen Hinterhalt, von wo die Verfolger zu treffen sind, wo man Kräfte sammeln kann für den entscheidenden Schlag."

Wieder zur Tür; wieder lauschen; nachsehen, ob kein Horcher versteckt sei. Dann, ängstlich ablenkend, schilderte der Graf seine Heimat, den Frieden eines englischen Landsitzes, die herrenhafte Unabhängigkeit auf erbgesessenem Gebiet; die tiefen Wälder und klaren Flüsse, die balsamische Luft, das behagliche Weilen überall, Frühling, Herbst und Winter, eingeschlossen in einem Ring unschuldiger Genüsse.

In solchen Bildern lag etwas von der Wehmut reuigen Gewissens und dem Schmerz eines auf immer Verstoßenen. Zum andern Teil aber enthielten sie viel von der modischen Empfindsamkeit, die auch das verhärtetste Gemüt unter Umständen davon schwärmen ließ, seine selbstgeschaffene Unrast am Busen der Natur zu besänftigen. Und dann sprach er doch von seinem Leben. Er wußte sich als einen Mann darzustellen, der, vielbeneidet, mit Ehren und Aemtern und greifbaren Glücksgütern beladen, gleichwohl das Opfer feindlicher Mächte ist. Das Schicksal trat in romantischer Verkleidung auf und jagte den Sohn eines verfluchten Geschlechts unstet von Land zu Land. Vater und Mutter tot, ehemalige Freunde gegen den edeln Sproß des Hauses verschworen und er, ein Mann von fünfzig Jahren, ohne Heim und Weib und Kind, Ahasver!

Derlei Enthüllungen öffneten wie nichts sonst Caspars Herz der Freundschaft. Denn da war endlich einer, der sich gab, sich öffnete, die Vermummung abwarf. Es war bittersüße Lust, die angebetete Gestalt den Sockel verlassen zu sehen, auf dem sie für alle übrigen thronte.

Was ihn betrifft, er bot in dieser Zeit das Schauspiel eines ruhenden Menschen; außen und innen ruhend, gelöst von hemmender Fessel, Blick und Gebärde gelöst, die Gestalt aufgerichtet, die Stirn wie entschleiert, die Lippen geschwellt von einem beständigen Lächeln.

Er wurde seiner Jugend inne. Er dehnte sich aus, es war ihm, als sei er ein Baum und seine Hände wie Zweige voller Blüten. Ihm schien, als ströme sein Blut einen Wohlgeruch aus; die Luft schrie nach ihm, das Land schrie nach ihm, alles war voll von ihm, alles nannte seinen Namen.

Er pflegte manchmal laut mit sich selbst zu reden, und wenn er dabei überrascht wurde, lachte er. Die Leute, die mit ihm in Berührung kamen, waren bezaubert; sie fanden kein Ende, die über alles liebliche Erscheinung zu preisen, in der Kind und Jüngling zu rührendem Verein gediehen waren. Es gab junge Frauen, die ihm zärtliche Briefchen schrieben, und Herr von Tucher wurde vielfach mit Bitten belästigt, ihn von einem Maler konterfeien zu lassen.

Das üble Gerede gegen ihn war auf einmal wie verblasen. Keiner wollte je etwas Schlechtes gesagt haben, die eingefleischten Widersacher duckten sich, die ganze Stadt warf sich plötzlich zu seinem Beschützer auf. Es hieß mit immer kühnerer Deutlichkeit, man müsse ihn gegen die Machenschaften des englischen Grafen in Schutz nehmen.

Eines Tages mußte Stanhope zu seiner größten Bestürzung wahrnehmen, daß er von allen Seiten peinlich überwacht und behorcht war. Er mußte sich entschließen zu handeln.

Die geheimnisvolle Mission und was ihrer Ausführung im Wege steht

Schon lange hieß es an allen Wirtshaustischen, der Lord wolle Caspar Hauser an Sohnes Statt annehmen. In der Tat stellte Stanhope Mitte Juni den förmlichen Antrag an den Magistrat, ihm den Jüngling zu überlassen, er wünsche für seine Zukunft zu sorgen. Der Magistrat ließ durch den Bürgermeister erwidern: zum ersten, daß ein solches Ersuchen in pleno vorgetragen werden müsse; zum zweiten, daß der Lord vor allem den Nachweis eines hinlänglichen Vermögens erbringen müsse, damit die Stadt eine sichere Gewähr für das Wohlergehen ihres Pfleglings habe.

Stanhope nahm den Bescheid sehr ungnädig auf. Er ging zum Bürgermeister, zeigte ihm seine Orden, die Beglaubigungen fremder Höfe, sogar vertrauliche Briefe hoher Fürstlichkeiten; Herr Binder, bei aller Ehrfurcht vor Seiner Lordschaft, bedauerte, den einstimmigen Beschluß des Kollegiums nicht rückgängig machen zu können.

Der Graf war unvorsichtig genug, in einer Gesellschaft, wo er zu Gast geladen war, seine Geringschätzung gegen das pedantisch-überhebliche Bürgerpack zu äußern. Dies wurde ruchbar, und obgleich er sich beeilte, in einem Brief an den Magistratsvorstand sein Benehmen zu entschuldigen und es als einen durch Weinlaune verursachten Ausbruch verzeihlichen Aergers hinzustellen, machte die Sache doch böses Blut. Der Argwohn war einmal geweckt. Man wollte wissen, daß er in seinem Hotel häufig Persönlichkeiten von zweifelhaftem Aussehen empfange, mit denen er hinter verschlossenen Türen lange Verhandlungen führte. Wie kommt es überhaupt, fragte man sich, daß der angeblich so reiche und vornehme Mann sein Quartier in einem Gasthaus zweiten Ranges nimmt? Fürchtet er am Ende, von seinen eignen Landsleuten gesehen zu werden, wenn er wie sie im „Adler" oder im „Bayrischen Hof" wohnt? Dies schien plausibel, wenn man einer unverfolgbaren Nachricht trauen durfte, die irgendwer eines Tages verbreitete und nach welcher der Lord ehedem als Traktätchenverkäufer im Dienst der Jesuiten in Sachsen herumgezogen sei.

Stanhope beeilte sich zu reisen. Er stattete dem Bürgermeister in seiner Kanzlei einen Abschiedsbesuch ab und sprach von dringlichen Geschäften, die ihn wegberiefen; bei seiner Rückkunft werde er den geforderten Vermögensnachweis erbringen. Zugleich erlegte er fünfhundert Gulden in guten Scheinen, welche Summe ausschließlich für die kleinen Wünsche und Bedürfnisse seines Lieblings zu verwenden sei. Der Bürgermeister wandte ein, daß eigentlich Herr von Tucher die Verwaltung dieses Geldes übernehmen müsse, doch der Lord schüttelte den Kopf und meinte, in Herrn von Tuchers Verfahren liege zu viel vorgefaßte Strenge, er handle nach einem erdachten Ideal von Tugend, eine so zarte Lebenspflanze könne nur in liebevollster Nachsicht aufgezogen werden. „Seien wir doch eingedenk, daß das Schicksal eine alte Schuld an Caspar abzutragen hat und daß es engherzig ist, immerfort hemmen und beschneiden zu wollen, wo die Natur selbst gegen den Willen der Menschen ein so herrliches Gebilde erzeugt hat."

Der Ernst dieser Worte wie auch das hoheitsvolle Wesen des Lords machten großen Eindruck auf den Bürgermeister. Er sprach nochmals sein Bedauern darüber aus, daß die Absichten des Grafen nicht sogleich verwirklicht werden konnten, und versicherte, daß die Stadt es sich stets zur Ehre rechnen würde, einen solchen Gast in ihren Mauern zu beherbergen.

Von hier begab sich Stanhope unverweilt zu Herrn von Tucher. Man sagte ihm, der Baron sei mit einigen Bekannten auf die Jagd geritten, auch Caspar sei ausgegangen, müsse aber in Bälde zurückkehren, er möge zu warten geruhen. Ungeduldig schritt er in dem großen Salon auf und ab. Er nahm die Brieftasche heraus, zählte Geld, notierte mit dem Bleistift Ziffern auf ein Blatt, wobei er mit den Zähnen knirschte und der feine weiße Hals sich langsam dunkelrot färbte wie bei einem Trinker. Er stampfte auf den Boden, das Gesicht war förmlich aufgerissen, der Blick glitzerte. „Gottverdammte Bestien," murmelte er, und auf den schmalen Lippen lag eine wilde Verachtung.

Da war nichts mehr von der Gemessenheit und Würde des Edelmanns. O, Herr Graf, muß der Vorhang des öffentlichen Theaters nur für eine Viertelstunde fallen, damit der Schauspieler, überdrüssig der gutgelernten Rolle, sein geschminktes Antlitz zu furchtbarer Wahrheit verändere? Schade, daß kein Spiegel in dem Raum angebracht war, vielleicht hätte er den Lord zur Besinnung gebracht und zur Behutsamkeit ermahnt, denn es brauchte ja nur schnell eine Tür aufzugehen, und das Stück begann von neuem.

Es scheint, daß der Lord ein schlechter Rechner war, denn die aufgestellten Zahlen wollten nicht das notwendige Ergebnis liefern, so daß er immer wieder von neuem begann und mit gerunzelter Stirn einzelne Posten auf ihre Richtigkeit prüfte. „Für Popularitätszwecke entschieden zu wenig," sagte er mürrisch, eine Aeußerung, deren Unbedachtsamkeit dadurch gemildert war, daß sie in englischer Sprache getan wurde. Dann noch ein sonderbares Wort, unheimlich anzuhören, nicht wie aus einem geistreichen Schauspiel, sondern wie aus einem Räuberdrama: „Wenn der Graue sich wieder blicken läßt, will ich ihn in den Schwanz kneifen; seine Beute ist wahrhaftig groß genug. Kronen sind keine Marktware, er mag ehrlicher im Teilen sein."

Beklagenswerter Lord! Auch die Einsamkeit hat ihre Laute. Durch eine schlechtverschlossene Fensterspalte zwängt sich der Wind, und es gleicht einer Stimme, oder das Holz der jahrhundertealten Möbel zieht sich zusammen, und es klingt wie ein Schuß oder wie ein Miniaturgewitter. Zudem war Graf Stanhope abergläubisch; das Rieseln der Kalkkörner hinter den Tapeten erinnerte ihn an den Tod; wenn er mit dem linken Fuß ein Zimmer betrat, wurde ihm übel und ängstlich. Dies war hier geschehen; er nahm sich zusammen und schwieg, um so mehr als er vom Flur herauf Caspars helle Stimme hörte; er begab sich wieder in seine Rolle, die Augen gewannen ihren gazellenhaften Glanz zurück, er holte einen Band Rousseauscher Schriften aus dem Bücherregal in der Ecke, setzte sich in den Lehnstuhl und begann mit sinniger Miene zu lesen.

Und doch, als Caspar eintrat, als das freudeverklärte Antlitz aus dem Dämmer tauchte, da zitterte empfundener Schmerz über die Züge des Lords und eine plötzliche Verzagtheit raubte ihm die Sprache. Ja, er wurde verwirrt, er lenkte den Blick abseits, und erst als Caspar, durch das fremdere Wesen betroffen, ihn leise anrief, brach er das Schweigen; es lag nahe, die bevorstehende Reise als Grund der Verstimmung anzuführen, aber der Zustand inneren Zurückbebens und jähen Wankelmutes in solchen Augenblicken war dem Lord nicht unbekannt, wenngleich er sich heute stärker als sonst fühlbar machte.

Caspars wehmütige Klage bei der unerwarteten Kunde wurde nicht beschwichtigt durch den Hinweis, daß sein eignes Wohl diese Trennung erforderlich mache, auch nicht durch die Versicherung Stanhopes, daß er sobald als möglich, vielleicht schon nach Verlauf eines Monats, zurückkehren werde. Caspar schüttelte den Kopf und sagte mit erstickter Stimme, die Welt sei gar zu groß; er umklammerte den Freund und bat flehentlich, mitgenommen zu werden, der Graf solle den Diener entlassen, er, Caspar, wolle dienen, er brauche kein Bett, auch keinen Lohn, er wolle wieder von Brot und Wasser leben. „Ach, tu es, Heinrich!" rief er unter Tränen. „Was soll ich denn ohne dich hier anfangen?"

Es war mittlerweile dunkel geworden; der Lord führte Caspar zum offenen Fenster und sprach bewegt: „Blick auf zum Himmel, Caspar, schau wie die Sterne durch das Firmament brechen! In diesem Zeichen wollen wir uns erkennen."

Mit Befriedigung bemerkte Stanhope, daß Caspar nachdenklich wurde und, feierlich gestimmt, sich der zügellosen Verzweiflung schämte, die keinen Zwang des Wechsels anerkennen, keine Zukunft gegen die beglückte Gegenwart in Kauf nehmen wollte. Es war, als spüre Caspar die höhere Notwendigkeit, welche die Schicksale steigert und heimlich ineinander stickt; vielleicht erwachte sein verwundert umherschauendes Auge in dieser Stunde zum Begreifen und der Damm, der den Strom der Sehnsucht hemmte, wurde eine Kraft der Seele; die besiegte Leidenschaft adelt den Jüngling zum Mann. Fürstensöhne weinen nicht; ein starkes Wort; der leise Windhauch, der die Vorhänge bauschte, flüsterte es nach.

Der Lord schaute auf die Uhr und erklärte, daß er Eile habe, er wolle der Hitze wegen die Nacht durch fahren. Vor dem Wagen unten nahm er Abschied; Stanhope reichte Caspar einen kleinen mit Goldstücken gefüllten Beutel; er gebot ihm, damit nach seinem Belieben zu schalten und keiner Einrede Gehör zu leihen.

Diese unbedachte oder vielleicht schlau berechnete Weisung verschuldete ein ernstes Zerwürfnis zwischen Caspar und seinem Vormund. Herr von Tucher erfuhr von dem abermaligen Geschenk des Grafen und verlangte, daß Caspar ihm das Geld abliefere. Caspar weigerte sich wiederum, Herr von Tucher bestand jedoch mit seiner ganzen Autorität darauf, und er würde Gewalt angewendet haben, wenn nicht Caspar, eingeschüchtert durch Drohungen wie durch das Gefühl der Abwesenheit seines mächtigen Freundes, klein beigegeben hätte. Doch verharrte er in dumpfer Auflehnung, und dies brachte Herrn von Tucher außer sich. „Ich werde dich aus dem Haus stoßen," rief er, nicht mehr fähig, sich zu beherrschen, „ich werde deine Schande der Welt offenbaren; man soll dich endlich kennen lernen, du Schlack!"

Caspar, betrübt und erregt, glaubte in seiner Weise ebenfalls drohen zu sollen. „Ach, wenn das der Graf wüßte, der würde Augen machen!" sagte er erbittert und mit naiver Bedeutsamkeit, als ob es in der Macht des Grafen läge, jedes Unrecht zu sühnen.

„Der Graf? Auch gegen ihn machst du dich ja des Undanks schuldig," versetzte Herr von Tucher. „Wie oft hat er mir versichert, er habe dich zur Folgsamkeit und Treue ermahnt, habe dich himmelhoch gebeten, deinen Wohltätern keinen Anlaß zur Klage zu geben. Du aber mißachtest sein Gebot und bist seiner großmütigen Liebe ganz und gar unwürdig."

Caspar erstaunte. Von solchen Ratschlägen des Grafen wußte er nichts, eher vom Gegenteil; er bestritt daher, daß der Lord dergleichen gesagt habe. Da schalt ihn Herr von Tucher mit verächtlicher Ruhe einen Lügner, woraus ersichtlich ist, daß das so weise aufgerichtete Erziehungssystem sich nicht einmal für seinen Schöpfer als tragfähig genug erwies, um Ausbrüche empörter Leidenschaft und verwundeten Selbstgefühls hintanzuhalten.

Die Grundsätze waren endgültig in die Flucht geschlagen. Herr von Tucher war des unerquicklichen Kampfes müde; obwohl entschlossen, Caspar nicht länger zu behalten, verschob er die Aus-

führung seines Vorsatzes bis zur Rückkehr des Grafen. Um nicht durch Caspars Anblick der beständigen Pein der Enttäuschung ausgesetzt zu sein, folgte er der Einladung eines Vetters und begab sich für den Rest des Sommers auf ein Landgut in der Nähe von Hersbruck, wo seine Mutter schon seit drei Monaten weilte. Da es Ferienzeit war und der Lehrer ohnedies nicht ins Haus kam, brauchte er für den Unterricht Caspars keine Maßnahmen zu treffen; er empfahl ihm fleißiges Eigenstudium, trug Sorge für seine täglichen Bedürfnisse, ließ ihm vier Silbertaler an Taschengeld zurück und ging nach kaltem Abschied, die Aufsicht über ihn der Polizei und einem alten Diener des Hauses überlassend.

Caspar zählte die Tage und durchstrich jeden vergangenen mit roter Kreide auf dem Kalender. Das lautlose Haus, die verödete Gasse, in der die Sonne brütete, ließen ihm das Alleinsein stetig fühlbar werden. Gesellschaft hatte er keine, Fremde, die noch immer zahlreich kamen, zahlreicher noch, seit die passionierte Teilnahme eines Lord Chesterfield den Findling wie mit einem Nimbus umgab, wurden nicht zugelassen, die früheren Bekannten aufzusuchen hatte er keine Lust.

Am Abend nahm er manchmal sein Tagebuch zur Hand und schrieb; da war ihm dann der Freund näher, es glich einer Unterhaltung mit ihm durch die trennende Ferne. Ohne das Gelöbnis des Stillschweigens über das, was Stanhope ihm anvertraut, zu vergessen, wurde doch auf solche Weise das Papier zum Mitwisser der mysteriösen Andeutungen. Aber aus seiner Art, sie zu fassen, erhellte klar, daß er sich im mindesten nicht dabei zurechtfinden konnte. Es war ein Märchen. Er verstand nicht den Bau der Ordnungen, nicht das labyrinthisch verschlungene Gefüge der menschlichen Gesellschaft. Noch war das Schloß mit seinen weiten Hallen ein Traum: da wehten die Schauer unbekannter Sterne. Nur heimzugehen war sein Wunsch, dies Wort hatte Sinn und Kraft. Wehe, wenn er zum Begreifen erwachte; erst wenn die Finsternis entwichen, kann der verirrte Wanderer ermessen, wie weit er von seinem Ziel verschlagen worden.

Anfangs September erhielt er die erste kurze Nachricht vom Grafen, die auch dessen bevorstehende Rückkehr meldete. Seine Freude war groß, doch war ihr ein ahnender Schmerz zugemischt, als könne es zwischen ihm und dem Freund nicht mehr werden wie vordem, als hätte die Zeit sein Antlitz verwandelt. Bei jedem Wagenrollen, jedem Läuten am Tor dehnte sich sein Herz bis zum Springen. Als der Erwartete endlich erschien, war Caspar keines Lautes mächtig; er taumelte nur so und griff um sich, wie wenn er an der Wahrheit der Erscheinung zweifle. Der Lord veränderte Haltung und Miene; es sah aus, als verschiebe er ein vorgesetztes Anderssein für später, das Lauern seiner Blicke versank in der weicheren Regung, in die der Jüngling ihn stets versetzte, der einzige Mensch vielleicht, dem er Macht über sein Inneres zugestehen mußte und dessen Geschick er zugleich hinter sich herschleifte wie der Jäger das erbeutete Wild.

Er fand Caspar schlecht aussehend und fragte ihn, ob er genug zu essen gehabt habe. Der Bericht über die mit Herrn von Tucher vorgefallenen Streitigkeiten entlockte ihm nur Sarkasmen, doch schien er nicht weiter mißgelaunt darüber. „Hast du denn bisweilen an mich gedacht, Caspar?" erkundigte er sich, und Caspar antwortete mit dem Blick eines treuen Hundes: „Viel, immer." Dann fügte er hinzu: „Ich habe sogar an dich geschrieben, Heinrich."

„An mich geschrieben?" wiederholte der Lord verwundert. „Du wußtest doch meinen Aufenthalt nicht!"

Caspar drückte die Hände zusammen und lächelte. „In mein Buch hab' ich's geschrieben," sagte er.

Der Graf wurde nervös, doch stellte er sich zutraulich. „In welches Buch? Und was hast du denn geschrieben? Darf ich's nicht lesen?"

Caspar schüttelte den Kopf.

„Also Heimlichkeiten, Caspar?"

„Nein, keine Heimlichkeiten, aber zeigen kann ich dir's nicht."

Stanhope brach das Gespräch ab, nahm sich aber vor, der Sache auf den Grund zu gehen.

Er war wieder im „Wilden Mann" abgestiegen, doch lebte er anders als vorher. Zu jeder Mahlzeit bestellte er Champagner und teure Weine und trieb den größten Aufwand, als sei es ihm darum zu tun, Reichtum zu zeigen. Er brachte seine eigne Equipage mit, deren Räder vergoldet waren, während am Schlag Wappen und Adelskrone prangten. Als Dienerschaft hatte er einen Jäger und zwei Kämmerlinge, und diese drei Betreßten erregten das Staunen der Nürnberger.

Er säumte nicht, sein Ansuchen um die Ueberlassung Caspar Hausers zu erneuern. Zum Beleg seines günstigen Vermögensstandes wies er, scheinbar nur nebenbei, auf die Kreditbriefe hin, die er seit seiner Rückkunft beim Marktvorsteher Simon Merkel deponiert hatte. Es lag darin eine Gebärde von Prahlerei, als seien so geringfügige Summen kaum der Rede wert; in der Tat aber waren die Akkreditive, von deutschen Wechselhäusern aus Frankfurt und Karlsruhe ausgestellt, von riesiger Höhe.

Der Magistrat sah sich jedes stichhaltigen Einwands gegen die Wünsche des Lords beraubt. In der Versammlung der Stadtväter wurde die Frage aufgeworfen: ja warum? Was will er eigentlich mit dem Hauser? Darauf las Bürgermeister Binder mit besonderem Nachdruck eine Stelle aus der Zuschrift des Grafen vor, worin es hieß: „Der Unterzeichnete fühlt um so mehr

den Beruf, sich des unglücklichen Findlings anzunehmen, als er bei langem Umgang mit ihm die selbst einem Vaterherzen wohltuende Erfahrung gemacht hat, wie sehr ihm dies kindliche Gemüt in liebender Anhänglichkeit und Dankbarkeit ergeben ist."

„Fragen wir also den Hauser selber," hieß es, „man muß wissen, ob er Lust hat, dem Grafen zu folgen."

Caspar wurde vor Gericht zitiert. In tiefer Bewegung erklärte er, er sei überzeugt, daß der Herr Graf den innigsten Anteil an seinem Schicksal nehme, erklärte, mit dem Grafen gehen zu wollen, wohin ihn dieser auch führen werde.

Trotz alledem verzögerte sich die förmliche Bewilligung des Magistrats durch eine Reihe erst scheinhafter und ungreifbarer Umstände, die aber nach und nach zu entschiedenem Widerstand erwuchsen, bis sie sich schließlich in einer einzelnen Stimme Gehör verschafften, welcher niemand zu widerstehen wagte.

Der übermäßige Eifer des Lords, sich der Person Caspars zu versichern, rührte den unterirdisch murrenden Argwohn immer wieder empor. Sein pomphaftes Auftreten mißfiel dem Bürger, der einer bescheidenen Lebensführung, auch bei Großen, mehr Vertrauen entgegenbrachte als einer Verschwendungssucht, die nur die schlechten Instinkte des Pöbels nährte. Es erbitterte, wenn der Graf in seiner Prunkkarosse daherfuhr, mit Absicht die belebtesten Plätze wählte und nach rechts und links Kupfermünzen ins Volk streute, das sich dann, jeder Würde bar, vor dem in nachlässiger Leutseligkeit thronenden Fremdling im Kot wälzte.

Man sprach davon, daß Stanhope vom Marktvorsteher Merkel auf die Kreditbriefe hin hohe Summen entlehnt habe. Merkel, wenngleich er gesichert schien, wurde zur Vorsicht ermahnt; es lief das Gerücht, der Lord dürfe die Papiere gar nicht angreifen oder doch nur bis zu einer vorgeschriebenen Grenze.

Mittlerweile war Herr von Tucher vom Land zurückgekehrt. Die Entwicklung der Dinge war ihm bekannt; er wollte für seinen Teil ein klares Ende herbeiführen. Er richtete an den Lord einen ziemlich weitläufigen Brief, in welchem er ihn schließlich vor die Wahl stellte: entweder den Jüngling ganz zu sich zu nehmen und ihn, den Baron, damit seiner Verantwortlichkeitspflicht zu entheben, oder einen jährlichen Beitrag auszusetzen, welcher es ermögliche, Caspar einem verständigen und gebildeten Mann vollständig zu übergeben; in letzterem Falle müsse Seine Herrlichkeit allerdings die Güte haben, jedem Verkehr mit Caspar schriftlich wie mündlich für die Dauer mehrerer Jahre zu entsagen; er seinerseits würde sich dafür gern verbinden, dem Lord regelmäßigen Bericht über Caspars Tun und Treiben abzustatten.

In der sonstigen Fassung des Schreibens herrschte jedoch die gebotene Devotion vor. „Mit dem wärmsten Dank habe ich, hochzuverehrender Herr, die zahllosen Beweise des Wohlwollens anzuerkennen, mit denen Sie mich seit den wenigen Wochen Ihres Hierseins überschüttet haben," hieß es unter anderm; „aus dem Grund meiner Seele habe ich die ungeheuchelte Verehrung an den Tag zu legen, zu welcher mich Ihre Herzensgüte und Ihr seltener Edelmut zwingen. Aus dieser Gesinnung entspringt mir auch die Pflicht des Vertrauens, zu der Sie mich so oft aufgefordert haben, und so trete ich vor Ihnen, edler Mann, geraden und offenen Sinnes auf mit der Zuversicht, daß Sie meinen Worten ein geneigtes Ohr schenken werden. Caspar ist nicht der, für den Sie ihn zu halten scheinen. Wie konnten Sie auch dieses wunderliche Zwitterding kennen lernen, da ihn ja im Umgang mit Ihnen, dem er alles verdankt und von dem er alles erwartet, was sein Sinn begehrt, auch alles dazu einlud, im besten Licht zu leuchten. Herr Graf! Sie haben ihm eine Freundschaft bezeigt, wie man sie nur einem Gleichgestellten schenkt. Bei der unbegrenzten Eitelkeit, mit welcher die Natur neben so reichen Gaben seine Seele verunstaltet hat und die von einfältigen Menschen hier noch großgezogen wurde, haben Sie unschuldigerweise ein Gift in sein an sich schon krankes Wesen gemischt, das kein Seelenarzt, auch nicht der geschickteste, wird jemals wieder daraus entfernen können. Ich bin von nichts weiter entfernt, als Ihnen damit einen Vorwurf zu machen, ich bitte Sie inständig, auch nicht einen solchen finden zu wollen. Sie sind außer Schuld. Aber feststellen muß ich, daß während der ganzen Zeit, die Caspar in meinem Hause weilte, kein Anlaß war, mit ihm unzufrieden zu sein, während er seit Ihrem Aufenthalt dahier, ich sage es mit blutendem Herzen und mit der Zaghaftigkeit, die mir Liebe und Ehrfurcht gegen Sie, vortrefflicher Mann, gebieten, wie umgewandelt und verkehrt ist."

Eine solche Sprache mußte auch dem verwöhntesten Ohr schmeicheln. Nichtsdestoweniger gab sich Lord Stanhope den Anschein, durch den Brief des Freiherrn herausgefordert und verletzt worden zu sein, sprach auch überall in Gesellschaft davon. In einer Eingabe an das Kreisgericht in Ansbach, die sich als notwendig erwiesen und worin er seine Bereitwilligkeit anzeigte, nicht nur während seines Lebens für Caspar Hauser zu sorgen, sondern auch dessen Erhaltung für den Fall seines Todes zu sichern, erwähnte er, daß zwischen ihm und Herrn von Tucher Verhältnisse eingetreten seien, die ihm für jetzt und künftig jeden Verkehr unmöglich machten; es sei deshalb von Wichtigkeit, daß Caspar tunlichst bald in eine andre Umgebung versetzt werde.

Hofrat Hofmann in Ansbach beeilte sich, Herrn von Tucher von der verhüllten Anklage des Lords zu unterrichten. Herr von Tucher

Einsamkeit

Nach einem Gemälde von Georg Macco

war außer sich. Er teilte der Behörde seinen an Stanhope gerichteten Brief wörtlich mit, schilderte noch einmal und in düsteren Farben den unheilvollen Einfluß des Grafen auf Caspars Charakter und ersuchte um schleunige Decharge von einer Vormundschaft, die ihm, wie er sich ausdrückte, Sorgen, Plagen und Lasten und zuletzt noch Undank und Verargung seines redlichen Willens zugezogen habe. Da das Ansbacher Amt ein Gutachten über die Person des Lords gewünscht, schrieb er zurück, er habe den Herrn Grafen als einen seltenen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften kennen gelernt. Das Gerücht bezeichne ihn als sehr vermöglich, er selbst behaupte, eine jährliche Rente von zwanzigtausend Pfund Sterling, also dreimalhunderttausend Gulden, zu genießen, welches Einkommen ihn übrigens als Earl und erblichen Pair von Großbritannien noch keineswegs unter die reichen Edelleute seines Landes setze. „Vorausgesetzt, daß die hochlöbliche Kuratelbehörde genügende Sicherheit erlangt," schloß er sein mächtig langes Schreiben, „auch solche, die über gewisse bedenkliche Konjunkturen in England Aufschluß gibt, habe ich als Vormund gegen die Adoption Caspar Hausers durch Lord Stanhope, sonderlich in finanzieller Hinsicht, nichts einzuwenden."

Ein umständliches Verfahren, ein endloser Instanzenweg. Stanhope zappelte schon vor Ungeduld und Wut. Doch schienen ungeachtet des geschäftigen Klatsches und der widerstreitenden Meinungen alle Hindernisse beseitigt, und er sah sich dem von Anfang an mit langsamer Zähigkeit verfolgten Ziele nahe, als plötzlich alles wieder vernichtet wurde. Der Präsident Feuerbach legte nämlich sein Veto ein gegen die Entfernung Caspars aus Nürnberg. Er schickte einen Privatboten an den Bürgermeister Binder und ließ ihn wissen, daß er soeben von seiner Badekur im Karlsbad zurückgekommen und was im Werke sei als vollkommene Neuigkeit vernehme. Er untersagte jede Entscheidung, bevor er den ihm verworren und verdächtig erscheinenden Fall geprüft und die auszuführenden Schritte gutgeheißen habe.

Der Bürgermeister fand sich verbunden, den Lord sogleich von der neuen Wendung der Dinge in Kenntnis zu setzen. Stanhope empfing und las das Briefchen Binders in seinem Hotel gerade während man ihn rasierte. Er stieß den Bader beiseite, sprang auf und rannte, noch mit dem Seifenschaum auf seiner Wange, heftig erregt durch das Zimmer. Es dauerte geraume Zeit, bis er sich seiner Toilettenpflicht wieder erinnerte; er zerriß den Zettel, den ihm Binder geschickt, in hundert kleine Stücke und saß dann unter dem Rasiermesser mit einem Gesicht so voll Haß und Galle, daß die Hand des erschrockenen Barbiers zu zittern begann und er sich nach vollendeter Arbeit eilig aus dem Staube machte.

Zu spät bedachte der Graf, daß er sich vergessen habe; aber wie empfindlich mußte der Schlag sein, der ihn getroffen, wenn dadurch die eherne Ruhe und Zurückhaltung eines so vom Zweck Umpanzerten erschüttert werden konnte!

Mit fliehender Hand schrieb er einige Zeilen, schloß und siegelte den Brief, ließ den Jäger kommen, gebot ihm, ein Pferd zu satteln, und trug ihm auf, die Botschaft vor Ablauf von achtundvierzig Stunden an Ort und Stelle zu bringen, kost' es, was es wolle.

Der Mann entfernte sich schweigend. Er kannte seinen Herrn. Er wußte, daß sein Herr sich nicht mit Späßen beschäftigte, Liebeshändeln und kleinen Intrigen. Er kannte dieses Gesicht an Seiner Lordschaft, diese Spannung eines gräßlichen Entweder-Oder, diese Miene eines angestrengten Wettläufers, diese krampfhafte Fassung des Hasardspielers. Man hatte dergleichen Ritte schon oft unternommen bei Tag wie bei Nacht; man mußte eine verschwiegene Zunge haben, um die unbehaglichen Zutaten solcher Obliegenheiten vor einer wißbegierigen Welt bergen zu können, denn es hatte nicht selten den Anschein, als ob man der Mittler lichtscheuer Geschäfte sei. Eile war stets geboten; man kam auch stets zurecht, doch jenes „Kost' es, was es wolle" war ein bißchen aufschneiderisch, man erhielt nicht immer seinen Lohn, man mußte oft wochenlang warten und heimlich nach den Brocken haschen, die von der gräflichen Tafel abgetragen wurden; Seine Herrlichkeit war eben nicht bei Kassa, man erwartete Gelder aus England oder aus Frankreich oder man wurde sogar um Geld zu irgendeinem vornehmen Herrn geschickt, und es war auffallend, daß dem gräflichen Verlangen häufig nicht eben diensteifrig begegnet wurde, der vornehme Herr ließ in seiner Sprache eher etwas von Geringschätzung als von Ehrfurcht gegen die Person des Lords merken.

Woran hing das alles? Wohin liefen die Fäden, die dieses über den Pöbel erhobene Schicksal an die gemeine Notdurft knüpften? Der edle Abkömmling eines edeln Geschlechts, seine Tage in einer erbärmlichen Spelunke fristend, einer der stolzesten Namen eines stolzen Reiches abhängig von der schmierigen Freundlichkeit eines Gastwirts, verdammt, seines Lebens Mark und Kern mit eignen Füßen in den Schlamm zu treten, das strenge Gedächtnis unantastbarer Ahnen preiszugeben, wofür? Woran hing das alles?

Jede gegenwärtige Stunde war eine Ruine der Vergangenheit, jeder Tag die Trümmerstätte eines goldenen Ehemals; ehemals, da der Name Stanhope in den Hauptstädten Europas noch jene Rolle gespielt, die seinem Träger selbst nur noch wie eine Sage erschien, als der jugendliche Lord das Entzücken der Salons von Paris und Wien gewesen war, als er reich gewesen und den

Reichtum benutzt hatte, um seine maßlose Jugend damit zu sättigen und der Welt seiner Standesgenossen das Schauspiel einer Verschwendung ohnegleichen zu geben. Seine Feste und Gastmähler waren berühmt gewesen. Er war von Land zu Land gereist mit einem Hofstaat von Köchen, Sekretären, Kammerdienern, Handwerkern und Spaßmachern.

Dann das Ende: Fallissement und Selbstmord eines Bankiers beschleunigten den unaufhaltsamen Zusammenbruch. Er glaubte in der Heimat das zurückgezogene Leben eines Landedelmannes führen zu können, dies mißlang. Die Güter waren überschuldet, von allen Seiten drängten Gläubiger, außerdem graute ihm vor der Einsamkeit, haßte er die menschenlose Natur. Er floh. Der Glanz vergangener Zeiten mußte Fetzen borgen für ein Dasein, das allmählich von innen ausgehöhlt wurde durch die Angst um das nackte Brot. Es war still um ihn geworden; seine Wanderzüge waren eine Jagd nach den früheren Freunden und Genossen, aber auf einmal gab es keinen mehr, der nicht alles vorher gewußt hätte und aus sicherer Schanze heraus Verdammnis predigte. In einem römischen Hotel nahm er, verzweifelt, erschöpft, aller Hoffnung bar, Strychnin. Eine junge Sizilianerin pflegte und rettete ihn. Das Gift, das seinen Körper verlassen hatte, schien von seiner Seele Besitz zu ergreifen. Er rang mit dem Dämon, der ihn niedergestoßen; er wurde wild und kalt; seine ans Erhabene streifende Menschenverachtung erleichterte ihm, die Schwächen seiner Umgebung zu benutzen. Er begab sich in den Dienst hoher Herren und studierte die schmutzigen Mysterien ihrer Vorzimmer und ihrer Hintertreppen. Er wurde Emissär des Papstes und bezahlter Agent Metternichs. Bald war sein Name ausgestrichen aus der Liste der Untadeligen und jenen Abenteurern zugezählt, die an den Grenzbezirken der Gesellschaft eine gefürchtete Korsarenrolle spielen. Die außerordentlichen Talente, die er besaß, machten ihm keine Aufgabe schwer; der unablässige Zwang zu handeln, die Vielfältigkeit der Beziehungen erstickten die Stimmen des Gewissens und die Empfindung dunkler Schmach.

Eines Tages hieß die Kriegslosung Caspar Hauser. Der Auftrag war deutlich, seine Quelle klar, die Umstände finster wie nichts zuvor. Man sagte: Du bist der rechte Mann, das Unternehmen ist schwer, aber einträglich, es scheint von geringer Bedeutung, doch Ungeheures steht auf dem Spiel. Die Verhandlungen wurden nicht von Gesicht zu Gesicht geführt, alles war hinter Vorhängen versteckt, jeder Mittler trug das Wort eines namenlosen Gebieters. Das Gespenstertreiben reizte die Phantasie, der Abgrund begann zu leuchten. Das Ausspinnen des Plans hatte etwas von Wollust; der seltene Vogel mußte meisterlich beschlichen werden.

Ja, der Auftrag war deutlich, er hatte Hand und Fuß. Du hast den Findling aus dem Bereich zu entfernen, in welchem er anfängt für uns gefährlich zu werden, lautete die Weisung; nimm ihn zu dir, nimm ihn mit in ein Land, wo niemand von ihm weiß; laß ihn verschwinden, stürze ihn ins Meer oder wirf ihn in eine Schlucht oder miete das Messer eines Bravo oder laß ihn unheilbar krank werden, wenn du dich auf Quacksalberei verstehst, aber verrichte das Werk gründlich, sonst ist uns nicht gedient. Unsers Dankes bist du versichert; wir notieren unsern Dank mit der und der Summe bei Israel Blaustein in X.

Was war zu überlegen? Alle Not konnte zu Ende sein. Jedes Zögern machte schon mitschuldig; den untätigen Wisser zu beseitigen war für jene ein Zwang. Es gab keine Wahl. Der Beginn des Unternehmens lag weit zurück; schon damals, wo man den Mordgesellen in Daumers Haus geschickt, hatte Stanhope Befehl, einzugreifen, falls der Anschlag, an dem er selber unbeteiligt war, nicht gelingen sollte. Die Roheit und Verworfenheit der angewandten Mittel schreckten ihn, beleidigten seinen guten Geschmack, rüttelten sein besseres Wesen auf. Er floh, er verbarg sich. Das Elend und drohender Hunger lockten ihn wieder ins Garn, und so machte er sich auf „aus weiter Ferne", um sein Opfer zu betören.

Doch wie sonderbar war schon das erste Begegnen und Zusammensein! Welch eine Stimme! Welch ein Auge! Was erschütterte den Verderber und riß ihn hin? Er wurde betört, er! Dieser Vogel verstand auch zu singen, das hatte der Netzeknüpfer nicht bedacht. Auf einmal sah er sich geliebt. Nicht wie Frauen lieben, das hatte er erfahren, das kann gewürdigt und auch vergessen werden, es liegt im Fluß der Dinge begründet, Zufall und Trieb haben gleichen Anteil daran; auch nicht wie Männer lieben oder Eltern oder Geschwister oder wie ein Kind liebt; Gesetz und Aneignung, Not und Wille binden die Kreatur an ihresgleichen; doch im tiefsten Grund ruht Wetteifer, Kampf und Feindschaft. Dies aber war anders, ungeahnt und wundersam rührte die Schönheit einer Seele an das ummauerte Herz.

Ein Glück, daß der Zauber an Kraft verlor, wenn er von dem Jüngling entfernt war und er nicht mehr jenen fragenden Blick auf sich lasten fühlte, bei dem ihm zumute war, als sei ein Gesandter Gottes neben ihn hingestellt. Inmitten der finstern Ueberlegung und im Verfolg der furchtbaren Pläne schrieb er gleichwohl kurze leidenschaftliche Briefchen an den Umgarnten, wie dies: „In der ersten Woche, da ich dich kennen lernte, hieß ich mich deinen Vasall; solltest du je für eine Frau dasselbe fühlen, was du für mich empfindest, so bin ich verloren." Oder: „Wenn du einmal Kälte an mir bemerkst, so schreibe es nicht einer

Herzlosigkeit zu, sondern nimm es für den Ausdruck jenes Schmerzes, den ich bis ans Grab in mich verschließen muß; meine Vergangenheit ist ein Kirchhof, als ich dich fand, hatte ich Gott schon halb verloren, du warst der Glöckner, der mir die Ewigkeit einläutete." Es waren Wendungen im Geschmack der Zeit, beeinflußt durch Modepoeten, aber sie bekundeten doch die Ratlosigkeit eines bis ins Innerste verworrenen Gemüts.

So hin- und hergerissen, hemmte er selbst den Gang seiner Unternehmung. Er ließ geschehen, was geschah, und unterlag dem Anprall der Ereignisse, denn sie waren mächtiger als seine Entschlüsse. Er wußte, daß er sein schändliches Werk enden würde und enden müsse, aber er zauderte, und dies Zaudern gab ihm Zeit, sein Geschick zu beklagen. Er versuchte sich eine Ausrede vor dem Himmel zu schaffen, indem er betete, und vor dem Richter in sich selbst, indem er aus seinem Dasein ein Fatum machte. Den an Genuß und Wohlleben hängenden Geist beschwichtigte er durch den Sophismus, daß die Notwendigkeit stärker sei als Liebe und Erbarmen, und das klare Bild des Endes eskamotierte er hinweg mit einem billigen: es wird ja so schlimm nicht werden!

Indessen wurde auch nach der hastigen Absendung des Jägers die Unsicherheit seiner Lage immer größer, die Kosten des Aufenthalts wuchsen beständig, die Kreditbriefe nutzten wenig, sie waren einstweilen nur ein Aushängeschild, die Bedrängnis zwang ihn zu Taten, und er faßte den Entschluß, nach Ansbach zu reisen und mit dem Präsidenten Feuerbach persönlich zu unterhandeln.

An einem Samstag zu Ende November gebot er, eilends den Reisewagen instand zu setzen, und schickte eine Nachricht ins Tuchersche Haus, daß Caspar sogleich zu ihm kommen möge. Er aber begab sich, nachdem er Auftrag erteilt, Caspar bis zu seiner Wiederkehr zurückzuhalten, auf einem Weg, wo er dem Gerufenen nicht zu begegnen fürchten mußte, selbst dorthin, ließ sich in Caspars Zimmer führen, gab vor, auf ihn warten zu wollen, und als er allein war, durchstöberte er in gehetzter Eile alle Schubläden, Bücher und Hefte des Jünglings, um einen vor Wochen von ihm selbst an Caspar geschriebenen Brief zu finden, in welchem ihm höchst unbedachte, auf die Zukunft Caspars bezügliche Bemerkungen entschlüpft waren und den er um jeden Preis aus der Welt schaffen wollte, denn schon hatte man ihn gewarnt, schon hatten die Finsteren hinter dem Vorhang gedroht.

Sein Suchen war vergeblich.

Da öffnete sich auf einmal die Tür, und Herr von Tucher stand auf der Schwelle. In seinem ängstlichen Eifer hatte der Lord die nahenden Schritte überhört. Herr von Tucher sah mächtig groß aus, da sein Scheitel den oberen Pfosten der Türe berührte; in seiner Haltung lag ein schmerzliches Erstaunen, und nach einem langen Schweigen sagte er mit heiserer Stimme: „Herr Graf! Das sind doch nicht etwa die Geschäfte eines Spions?"

Stanhope zuckte zusammen. „Einen Anwurf solcher Art erlauben Sie mir wohl mit Schweigen zu übergehen," entgegnete er mit gelassenem Hochmut.

„Aber was soll das," fuhr Herr von Tucher fort, „wie soll ich den Augenschein deuten? Mir ahnt, Herr Graf, eine innere Stimme verrät es mir, daß hier nicht alles auf geraden Wegen vor sich geht."

Der Lord geriet in Verwirrung; er preßte die eine Hand an die Stirn, und mit flehendem Ton sagte er: „Ich bedarf mehr des Mitleids und der Nachsicht, als Sie denken, Baron." Er zog das Taschentuch aus der Brusttasche, drückte es vor die Augen und begann plötzlich zu weinen, wirkliche, unverstellte Tränen. Herr von Tucher war sprachlos. Seine erste Regung war ein düsterer Argwohn und der Verdacht, daß alle jene trüben und versteckten Redereien über Caspars Schicksal eines ernstlichen Grundes doch nicht entbehren mochten.

Stanhope, als ahne er, was in dem klugen Manne vorging, faßte sich schnell und sagte: „Nehmen Sie sich eines schwankenden Herzens an. Ich tappe im Dunkeln. Ja, es will in Worte gebracht sein, ich zweifle an Caspar! Ich vermag ihn nicht loszusprechen von gewissen Unaufrichtigkeiten und heuchlerischen Künsten . . ."

„Auch Sie also!" konnte sich Herr von Tucher nicht enthalten auszurufen.

„Und ich fahnde nach Beweisen."

„Diese Beweise suchen Sie in Schubladen und Schränken, Herr Graf?"

„Es handelt sich um geheime Aufzeichnungen, die er mir vorenthielt."

„Wie? Geheime Aufzeichnungen? Davon ist mir nicht das mindeste bekannt."

„Sie sind nichtsdestoweniger vorhanden."

„Vielleicht meinen Sie am Ende das Tagebuch, das er vom Präsidenten erhalten hat?"

Stanhope griff diesen Gedanken, der ihn aus der schiefen Situation halbwegs rettete, mit Vergnügen auf. „Ja, gerade dieses, ohne Frage dasselbe," beteuerte er rasch, indem er sich zugleich gewisser verräterischer Andeutungen Caspars darüber entsann.

„Ich weiß nicht, wo er es aufbewahrt," sagte Herr von Tucher; „ich würde auch Anstand nehmen, es Ihnen in seiner Abwesenheit auszuliefern. Im übrigen weiß ich zufällig, daß er vor einiger Zeit aus demselben Tagebuch das Bildnis des Präsidenten, das sich auf der ersten Seite befand, herausgeschnitten und das Ihre, Herr Graf, an dessen Stelle gesetzt hat." Damit langte Herr von Tucher nach einer Mappe, die

auf dem Schreibpult lag, zog ein darin befindliches Blatt hervor und reichte es Stanhope. Es war Feuerbachs Porträt.

Der Lord sah eine Weile darauf nieder, und beim Anschauen dieser jupiterhaften Züge beschlich ihn eine niegekannte Furcht. „Das ist also der berühmte Mann," murmelte er; „ich bin im Begriff, ihn aufzusuchen, ich erwarte viel von seiner unbestechlichen Einsicht." Doch alles, was er plante, der Weg dorthin, der Zwang, dem furchtbaren Blick dieser Augen standhalten zu sollen, versetzte ihn in eine Befangenheit, deren er nicht Herr werden konnte.

„Exzellenz Feuerbach wird zweifellos entzückt sein, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte Baron Tucher höflich, und da Stanhope sich anschickte zu gehen, bat er ihn, dem Präsidenten seine verehrungsvollen Grüße zu übermitteln.

Zwei Stunden später sauste der Wagen des Lords auf der Reichsstraße dahin. Es war ein arger Sturm, in Wellen und Spiralen krümmte sich der Staub empor, der Lord kauerte, in Tücher eingehüllt, in der Ecke des Gefährts und wandte keinen Blick von der herbstlich-trübseligen Landschaft. Doch sein krankhaft leuchtendes Auge sah weder Felder noch Wälder, sondern schien die Ebene nach verborgenen Gefahren zu durchspähen. Das Auge eines Besessenen oder eines Flüchtlings. Als kurz vor dem Städtchen Heilsbronn das Gedudel eines Leiermanns hörbar wurde, drückte er die Hände gegen die Ohren, wandte sich ab und stöhnte seine zur Einsamkeit verdammte Qual in das seidene Ruhekissen des Wagens. Danach saß er wieder aufrecht, hart und kalt wie Stahl, ein Hexenlächeln um die dünnen Lippen.

(Fortsetzung folgt)

Glück

Von

Hermann Hesse

Solang du nach dem Glücke jagst,
Bist du nicht reif zum Glücklichsein
Und wäre alles Liebste dein.

Solang du um Verlornes klagst
Und Ziele hast und rastlos bist,
Weißt du noch nicht, was Friede ist.

Erst wenn du jedem Wunsch entsagst,
Nicht Ziel mehr noch Begehren kennst,
Das Glück nicht mehr mit Namen nennst,

Dann reicht dir des Geschehens Flut
Nicht mehr ans Herz, und deine Seele ruht.

Lebensfahrt

Von

Leo Heller

Von sicherer Hand geleitet,
Die Segel ausgebreitet,
In seinen stillen Port
Treibt manch ein Schiff nach langen
Jahren voll tiefem Bangen,
Ein sanftes Glück grüßt von dem hohen Bord.

Von Wind und Sturm getrieben,
Bin ich zurückgeblieben
So fern dem stillen Port.
Mir wird kein frohes Landen,
Die wilden Wogen branden
An morsche, mürbe Planken fort und fort . . .

Einem Toten

Von

K. Reichel

Und doch
Vergißt man immer wieder! immer wieder!
Heut, halb im Schlaf — ich quäle mich im Traum,
Dein liebes Bild noch einmal nachzuzeichnen,
Und nur der Mund, und grad der Mund mißlang.
Ich sann und sann. Wie war die Linie nur?
Und fand sie nicht. Wie? Kenn' ich deine Züge
Denn noch nicht völlig? Nun, das nächste Mal,
Wenn ich dich wiedersehe, merk' ich auf. —
Das nächste Mal! Und seh' doch nie dich wieder!

Ludwig Dettmann — Das Volkslied

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: Die Königsberger Kunstakademie)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

L. Dettmann — Friesin

Die Königsberger Kunstakademie

Von

Eberhard Kraus

(Hierzu neunzehn Abbildungen nach Werken der Königsberger Akademielehrer)

Die bildenden Künste waren die letzten, die auf der Ostlandfahrt der geistigen Mächte die äußersten Gemarkungen Deutschlands erreichten. Wohlgemerkt — die „äußersten", also Ostpreußen. Danzig hatte bereits im Mittelalter ein hochentwickeltes Kunstgewerbe und eine achtbare Kunst, und noch in der Zeit der schönheitmordenden Religionskämpfe seinen farbenkräftigen Anton Möller, der sich einem Rubens ebenbürtig dünkte. In Ostpreußen, das bereits seit seinem ersten Herzog eine Universität besaß, blühte bald die Poesie auf, ihr folgte die Sangeskunst. Das prachtvolle Stimmmaterial eines jugendfrischen, unverbildeten Volkes lieh ihr spannkräftige Schwingen, die sie tief in das Land hineintrugen. Die Malerei und Bildnerei brachten es dagegen sehr lange über bescheidene Anfänge nicht hinaus. Eine ansehnliche Reihe bedeutender Schriftsteller und Dichter ist aus Ostpreußen hervorgegangen: Simon Dach, Gottsched, Hippel, Hamann, Herder, Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann, Max von Schenkendorff, Jordan, Wichert, Sudermann, Arno Holz, Reicke u. a. m. Von Komponisten sind wohl Nicolai und Götz die hervorragendsten, von Schauspielern und Sängern Adalbert Matkowsky, Kraußneck, Therese Malten. Die Zahl der aus Ostpreußen gebürtigen Maler und Bildhauer ist weit bedeutender, als man annimmt, aber selbst ein Heydeck, ein Scherres, ein Neide, ein Louis Corinth sind nicht zu so allgemeiner Anerkennung, so voll und laut widerhallender Volkstümlichkeit durchgedrungen wie ihre „Kollegen von den andern Fakultäten".

An heißem Bemühen, auch auf diesem Boden den vollen Anschluß an den älteren, reicher und vielseitiger entwickelten Westen zu gewinnen, fehlt es heute wahrlich nicht mehr. Im neuen Jahrhundert ist im Osten ein emsigeres Bilden, ein rüstigeres Schaffen an Leinwand und Marmorblock erwacht als jemals zuvor. Seit der temperamentvolle Ludwig Dettmann die Leitung der Königsberger Kunstakademie übernommen hat, beginnt der einzige größere Mittelpunkt künstlerischen Lebens ostwärts von Berlin auch zu einem Brennpunkt, einem Strahlenherde zu werden, der Licht und Wärme über die ganze Umgebung verbreitet und alles Wesensähnliche in seinen Bannkreis zieht. Wie der wachsende Anteil der Königsberger Künstler an den Attraktionen bedeutender Kunstausstellungen beweist, ist die verhältnismäßig kleine Gruppe der im Lehrkörper der dortigen Akademie vereinten Meister nebst ihren befähigsten Schülern und Nachfolgern im Begriff, mit ihrer Arbeit die weiten Räume, die ihrer Betätigungslust offen stehen, vollkommen zu bewältigen und auszufüllen. Jeder von

ihnen hat seine besondere Art, seinen persönlichen Stil, jeder wächst, steigt empor, ringt nach neuen, vollkommeneren Ausdrucksmitteln und Darstellungsformen. Was Fleiß und Talent vermögen, das wird in Königsberg geleistet. Nur in eine Lücke vermag auch die höchste Kraftenfaltung der Schaffenden nicht einzudringen. An vermögenden Gönnern, wie sie wahrlich nicht an letzter Stelle zum Aufschwunge von Deutschlands großen „Kunstprovinzen" beigetragen haben, herrscht im weniger gewerbtätigen

Ludwig Dettmann in seinem Atelier

und bemittelten Osten empfindlicher Mangel, und nur die aufopfernde Tätigkeit des Königsberger Kunstvereins ersetzt ihm in bestimmten Grenzen das Mäcenatentum.

Im Jahre 1845 wurde die damalige Königsberger Kunstschule durch Kabinettsorder des Königs Friedrich Wilhelm IV. in eine höhere Kunstanstalt nach dem Vorbilde Düsseldorfs (Akademie) umgewandelt. Die Akademie bezog das für die Kunstschule neu erbaute Gebäude in der Königstraße auf dem Platze des althistorischen Jägerhofes. Als erster Direktor war Adolf Menzel in Aussicht genommen, der aber ablehnte. Der Geschichtsmaler L. Rosenfelder (Hauptwerk: Die Uebergabe der Marienburg) übernahm die Direktion, ihm folgten K. Steffeck (1880–90), dann vertretungsweise Max Schmidt. Seit 1. April 1901 ist Professor L. Dettmann Direktor. Er hat aus der Akademie eine freie Hochschule gemacht, Damenklassen geschaffen, Zeichenklassen angegliedert. Auf seinen Antrieb haben die Studierenden sich korporativ organisiert, einen Ausschuß gebildet, Krankenkassen eingerichtet. Stand die Akademie früher bloß unter dem Zeichen des emsigen, sorgsamen Studiums, so lautet die Losung heute: Entwicklung, Erweckung innerer Kräfte, Ausbildung zu selbständigem Schaffen. Als Kurator hat sich der jetzige Minister des Innern von Moltke, der jahrelang Oberpräsident der Provinz Ostpreußen war, als warmherziger, verständnisvoller Förderer dieses Aufschwunges betätigt. Staat und Provinz haben die Akademie mit Stipendien freigebig ausgestattet. Der bereits erwähnte Kunstverein (Vorsitzender Landeshauptmann von Brandt), der unter seiner Obhut eine Anzahl städtischer und privater Sammlungen vereinigt, gibt der Akademie einen starken Rückhalt im öffentlichen Leben.

Die Tätigkeit der Professoren der Akademie ist folgendermaßen eingeteilt: Dettmann hat die Meisterschüler, denen durchweg besondere Ateliers zur Verfügung stehen. Heydeck unterrichtet in der Perspektive, Jernberg hat die Landschafterklasse, Heichert die Figurenmalklasse, Wolff die Radier- und Zeichenklasse, Albrechts Fach sind Köpfe und Stillleben. Der Bildhauer St. Cauer bildet seine Schüler sowohl für Denkmalsarbeiten wie für Kleinplastiken aus. Sämtliche Akademielehrer unterrichten an der Damenklasse für vorgeschrittenere Schülerinnen und überwachen abwechselnd den Abendaktsaal. An der Zeichenlehrerabteilung unterrichten Storch im Malen und Zeichnen, Wirth in Theorie des Zeichnens und Projektionslehre. Für alle Abteilungen lesen die Universitätsprofessoren Dr. Haendtke, Dr. Roßbach und Dr. Zander über Kunstgeschichte, Archäologie und Anatomie.

Ludwig Dettmanns Entwicklungsgang hat ihn vom Aquarellisten und Illustrator zum Meister naturalistischen Freilichtstudiums und zum beredten Schilderer des Volkslebens in Vergangenheit und Gegenwart heranreifen lassen. Geboren am 25. Juli 1865 zu Adelbye bei Flensburg, bildete der Künstler sich zunächst auf der Gewerbeschule zu Hamburg und von 1884 bis 1891 auf der Berliner Kunstakademie aus, wo er den Unterricht von Bracht, Friedrich und Skarbina genoß. Unter den Hunderten von größeren und kleineren Werken, die wir seinem Pinsel verdanken, gehören die Triptychen „Heilige Nacht", „Die Arbeit", „Das Volkslied", „Frauen der Insel Föhr", „Seemannsleben" zu den bedeutendsten. Monumentale Arbeiten Dettmanns bergen das Altonaer Rathaus und die Danziger Technische Hochschule. Seine

jüngsten Vorwürfe sind fast alle aus Arbeit und Leid der friesischen Seemannsbevölkerung geschöpft.

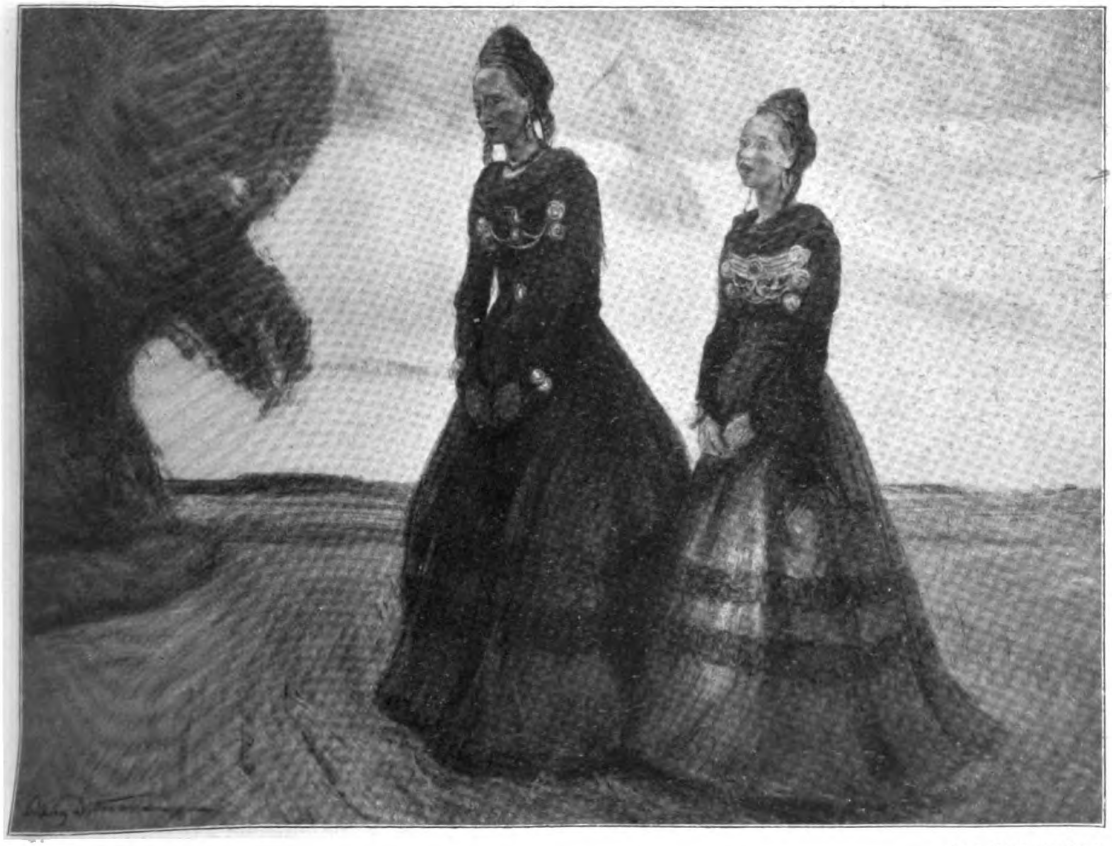
Da Dettmann zu denjenigen deutschen Künstlern gehört, deren Leistungen am häufigsten durch sichtbare Auszeichnungen anerkannt worden sind, so genießt er auch im Auslande großes Ansehen. Auf der letzten Internationalen Ausstellung in Venedig gehörte er der Jury an. Was Max Osborn in der englischen Kunstzeitschrift „The Studio" vom 15. September 1905 über diesen eigenwüchsigen Schleswig-Holsteiner schrieb, um seine Art den stammverwandten Briten verständlich zu machen, das erklärt auch vollkommen seine Macht über deutsche Gemüter: „Die harte, schneidige Kraft der Niedersachsen lebte in ihm und bewahrte ihn davor, der charakterlosen und verwaschenen ‚Modernität' zu verfallen, der schwache Naturen in Berlin, dieser an ästhetischen Traditionen so armen Emporkömmlingsstadt, so leicht unterliegen."

Die Schöpfungen Dettmanns aus neuerer Zeit nähern sich stark dem Kolorismus. Ueber die zum samt-dunkeln Sommerhimmel aufragenden Bäume des Königsberger Börsengartens, in das spiegelnde Wasser des Schloßteiches verstreut er mit verschwenderischer Hand die funkelnde Zauberpracht einer festlichen Illumination. In einer Studie vom Ufer des Gardasees setzt er neben tiefes Ultramarin unvermittelt ein grelles Smaragdgrün und ruft so in nahezu neoimpressionistischer Manier im Auge des Beschauers den Eindruck jener schimmernden Pfauenfarbe hervor, die den oberitalienischen Seen ihren bestrickendsten Reiz gibt. Zwischen dem bizarren Schattengitter des märkischen Kiefernwaldes erglühen bei ihm Sandflecken gleich den Schatzgründen eines Dorado; in den rotgoldenen Glanz des Sonnenunterganges schreitet ein Liebespaar wie in den feurigen Lichtkreis einer aus den Wolken ragenden Götterburg. Auf andern Bildern findet er Töne, Stimmungen, die gerade durch ihre Zartheit und Feinheit uns ganz gefangen nehmen. Es ist, als ob ein Wesensverwandter Mörikes hier mit neuer Gebärde uns nahte:

„Dann seh' ich, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen."

Dettmanns Künstlerlaufbahn ist ein einziger großer Kampf für den Sieg des Lichtes und die Herrschaft der Farbe.

Anders liebt und belauscht Olof Jernberg, dieser am 23. Mai 1855 als Sohn eines aus Schweden stammenden Genremalers und einer gleichfalls schwedischen Mutter geborene Düsseldorfer, die Natur. Sind den Landschaften Dettmanns fast stets auch Menschen als höchster Ausdruck ihrer Besonderheit, als Dolmetscher ihrer stummen Sprache beigesellt, so läßt Jernberg das Unbelebte meist unmittelbarer auf uns wirken.

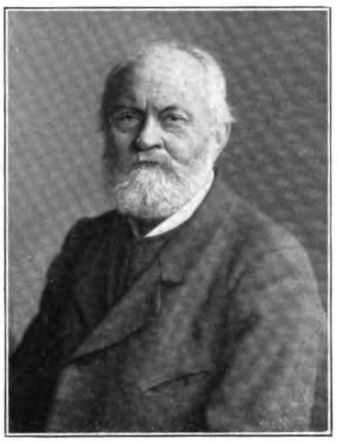


Ludwig Dettmann — Friesisches Lied

Blinkende Regenlachen auf tiefgefurchten Feldwegen, verfallende alte Brücken und Hütten in winterlichem Nebelgrau, Baumgänge in gelber Herbstpracht, weiße Lämmerwölkchen über einer Herde weißer Schäflein, zitternde Lichtpfeile in dunkelm Blätterdach, eine von Sonnenfunken durchsprühte, im Wehen des Märzwindes vibrierende Luft, Bauernburschen in roten Westen, die im Schatten der Chausseebäume den Sonntag verträumen — das ist die Welt Jernbergs. Bei diesem feinsinnigen Landschafter bildet die solide Düsseldorfer Schule den sicheren Untergrund für eine freiere, keckere, über die Darstellung des rein Gegenständlichen hinausstrebende Technik, die auf Studienreisen nach Schweden, den Niederlanden, vor allem nach Paris erworben wurde, wo unser Künstler durch den Schweden Wahlberg und französische Impressionisten mächtig beeinflußt wurde. Als Hilfslehrer seines ersten Förderers Eugen Dücker kehrte er nach Düsseldorf zurück, um 1901 gleichzeitig mit Dettmann als Akademieprofessor nach Königsberg berufen zu werden. In der Berliner Nationalgalerie, in der Münchner Pinakothek, in Königsberg und andern städtischen Museen ist er mit Meisterwerken vertreten, die ungewöhnlich häufig kopiert werden. Mehrere von ihnen haben ihm im Inlande wie im Auslande namhafte Auszeichnungen eingetragen. Jernberg hat eine ganze Anzahl tüchtiger Landschafter ausgebildet, unter denen Hermann Bahner (auch schon bis zu einem Platz in der Nationalgalerie vorgerückt) und Theo von Brockhusen die bekanntesten sein dürften.

Johannes Heydeck Kreuzigung

Am längsten gehört der Akademie Professor Johannes Heydeck an. Im Jahre 1835 in Sakuten bei Prökuls geboren, machte er als heranwachsender Jüngling in Stettin eine kaufmännische Lehrzeit durch. Seiner Neigung zur Kunst nachgebend, erlaubten ihm seine Eltern im Jahre 1853 die Königsberger Akademie zu beziehen, wo er sich unter Rosenfelders Leitung zum Geschichtsmaler ausbildete. Sein erstes Bild, „Abschied Siegfrieds von Kriemhilde", wurde auf der Berliner Ausstellung von 1866 nach Amerika verkauft. Die Früchte einer Studienreise nach Norwegen waren nordische Genrebilder. 1864 entstand sein bekanntestes Bild „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" (Königin Luise in Ortelsburg). Im Jahre 1868 wurde er als ordentlicher Lehrer an die Königsberger Akademie berufen, wo seine Hauptfächer Perspektive und Architektur wurden. In dieser Zeit entstanden mehrere Architekturbilder, ein Altarbild und die Bildnisse des Grafen Dönhoff-Friedrichstein, des Kanzlers von Goßler, des Oberpräsidenten von Horn. Ein ehrenvoller Auftrag war die Ausschmückung der Gymnasialaula in Insterburg mit Wandgemälden und architektonischer Zier. Vom Jahre 1886 stammt sein großes Gemälde „Königin Luise auf der Fahrt von Königsberg nach Memel". Für jede seiner Arbeiten trieb er die umfassendsten Vorstudien. Da ihm die mittelalterlichen Chroniken zu spärliche und zu wenig zuverlässige Auskünfte gaben, wurde er bald einer der fleißigsten Gräberforscher der Altertumsgesellschaft „Prussia". Praktische Anwendung fanden seine Untersuchungen auf den Gemälden für den Korridor der Marienburg und das Schloß Balga. Für seine Verdienste auf archäologischem Gebiet wurde der Künstler im Jahre 1894 zum Dr. phil. honoris causa der Universität Königsberg erwählt.



Johannes Heydeck

Eine Stellung von beneidenswerter Unabhängigkeit außerhalb jeder künstlerischen Partei- und Gruppenbildung nimmt Otto Heichert ein. Er gehört zu den wenigen durchaus modern empfindenden Malern, die fortfahren, das Vermächtnis der Tizian, Velazquez, Rubens, Rembrandt wie eine heilige Flamme zu hüten. Seine erfolggekrönten Bestrebungen, mit Formenstrenge, sittlich-religiösem Ernst und psychologischer Vertiefung die Lösung

Otto Heichert

Familie Jernberg auf dem Spaziergang

Otto Heichert

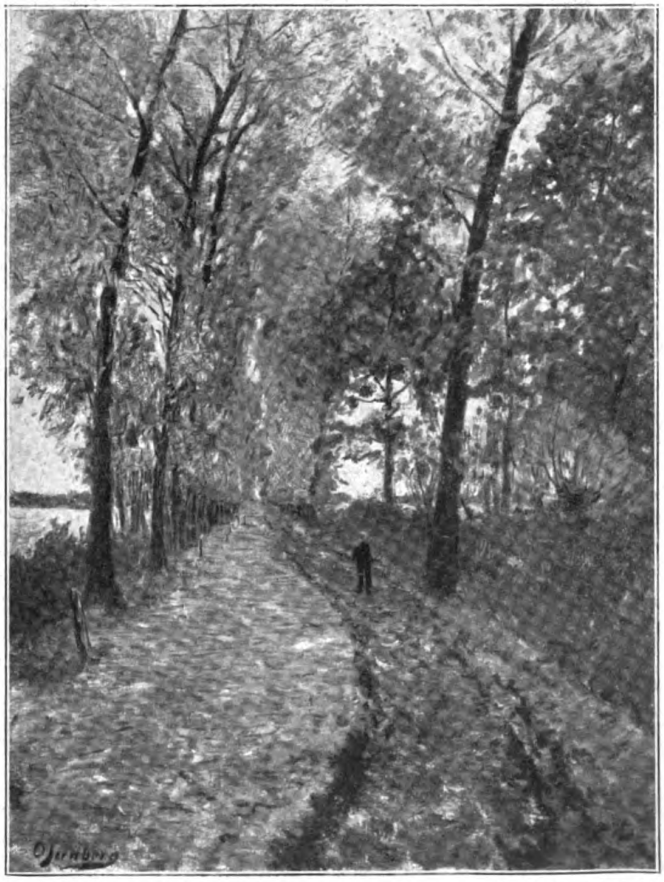
Seelengebet der Heilsarmee

H. Wolff Otto Heichert (Radierung)

Otto Heichert wurde am 27. Februar 1868 in Kloster Gröningen bei Halberstadt geboren, besuchte 1882 und 1889 die Kunstakademie in Düsseldorf, wo er hauptsächlich den Unterricht von Eduard von Gebhardt und Peter Janssen genoß, bezog 1894 zur weiteren Ausbildung die Akademie Julian in Paris, arbeitete dann bis 1902 wieder in Düsseldorf, in welchem Jahr ihn der Ruf aus Königsberg traf. Zum Professor wurde er 1903 ernannt. Auf der Berliner Internationalen Ausstellung erhielt er die Kleine Goldene Medaille, auf der Pariser Weltausstellung von 1900 die Zweite Medaille, in Dresden 1905 die Goldene Plakette.

Von dem trefflichen Kupferstecher und Radierer Heinrich Wolff hat „Ueber Land und Meer" bereits eine Anzahl charakteristischer Reproduktionen gebracht. Die diesmaligen Beiträge seiner Kunst gewähren vollen Einblick in die Vielseitigkeit und Freudigkeit seines Schaffens. Wer sein Atelier besucht, staunt über die Mannigfaltigkeit seiner Methoden, den Reichtum seiner Hilfsmittel. Wer einmal eine seiner satten, warmen, vollsaftigen Radierungen auf dem eisig schimmernden Grunde einer weißen Atlasfläche vor Augen gehabt, wird gestehen müssen, daß es schönere Kontrastwirkungen auf dem Gebiete der Schwarzweißkunst nicht gibt. Professor Heinrich Wolff ist 1875 in Nimptsch in

ungewöhnlicher Farbenprobleme zu verbinden, lassen ihn als „Klasse für sich" erscheinen. Auf seinem im Königsberger Museum befindlichen großen Gemälde „Ora et labora" (dessen Grundgedanken er auch in kleineren Darstellungen, wie den „Pflügenden Mönchen", wiederholt hat) bringt ein pastoser Farbenauftrag die von praller Tagesglut bestrahlten Gesichter der arbeitenden Mönche zu vollster plastischer Wirkung. Einen scharf analysierenden Blick für das Persönliche und Charakteristische bekunden des Künstlers Bildnisse, aber allem zuvor ist es immer die Frische und Natürlichkeit seiner Farben, welche die getreue Wiedergabe des Aeußerlichen mit vollem blühendem Leben übergießt. Seine großzügigen Arbeiten „Seelengebet der Heilsarmee", „Bildnis des Pfarrers Gundel" und „Die Bußbank" sind in besonders anziehender Weise auf die Farben Schwarz oder Schwarzblau, Scharlachrot und Gold abgestimmt. Auf dem letztgenannten Gemälde bringt er das fast unmöglich Scheinende fertig, große rote Flächen ohne Vergewaltigung unsrer Sehnerven aneinanderzufügen und diskret abzustufen. Unter den älteren Bildern des Meisters sind die bekanntesten: „Die Dorfältesten", „Todesstunde" (im Museum zu Antwerpen, wo sich im ganzen nur drei deutsche Bilder befinden), „Veteranenversammlung" und „Totenandacht". —



O. Jernberg Herbstlandschaft

Schlesien als Sohn eines Apothekers und einer aus einer Goldschmiedfamilie stammenden Mutter geboren. Er besuchte in Schweidnitz das Gymnasium und kam mit sechzehn Jahren auf die Breslauer Kunstschule zu Albrecht Braeuer, dem ausgezeichneten Lehrer, dessen merkwürdige Persönlichkeit Hauptmann in seinem „Michael Kramer" als Modell diente. Nach zwei Jahren ging er nach Berlin, wo Brausewetter, Janensch und Hans Meyer seine Lehrer waren. Im Herbst 1896 siedelte der Künstler nach München über, wo er noch vier Jahre den Unterricht Peter Halms, des Freundes Klingers und Stauffers, genoß. Im Jahre 1900 begründete er in München mit dem Simplizissimuszeichner und Holzschneider Ernst Neumann eine Privatschule für graphische Künste, deren Radierabteilung er leitete. 1901 heiratete er eine Schülerin, die ebenfalls ihre erste Ausbildung bei Braeuer in Breslau erhalten hatte, die liebenswürdige Porträt- und Pastellmalerin Elisabeth Zimmermann. 1902 siedelte er nach Königsberg über. Wolff hat mehrere Medaillen erhalten, die erste 1899, als er noch Akademieschüler war, auf der Dresdner Ausstellung.

Karl Albrecht wurde am 2. April 1862 in Hamburg geboren und war zuerst Kaufmann. Er kam 1884 nach Weimar auf die Kunstschule, studierte dort unter Theodor Hagen und kehrte 1889 nach Hamburg zurück. Im Jahre 1895 bereiste er Holland, Belgien, Süddeutschland und Italien. Seit 1906 ist er Lehrer an der Königsberger Akademie, seit 1907 Professor. Seine Hauptbilder befinden sich in der Münchner Pinakothek („Dorfstraße", „Kircheninterieur", „Stilleben"), in der Hamburger Kunsthalle und im Privatbesitz in Hamburg, Weimar, Wien, Amerika. In München bekam er 1905 für das Gemälde „Der Bildhauer" die Kleine Goldene Medaille. Albrecht ist der sensible Interpret idyllischer, verträumter Naturstimmungen. Auf allem, was er malt, ruht ein weicher, lyrischer Akkord wie von verhallendem Abendläuten oder von fernem, sehnsüchtigem Gesang.

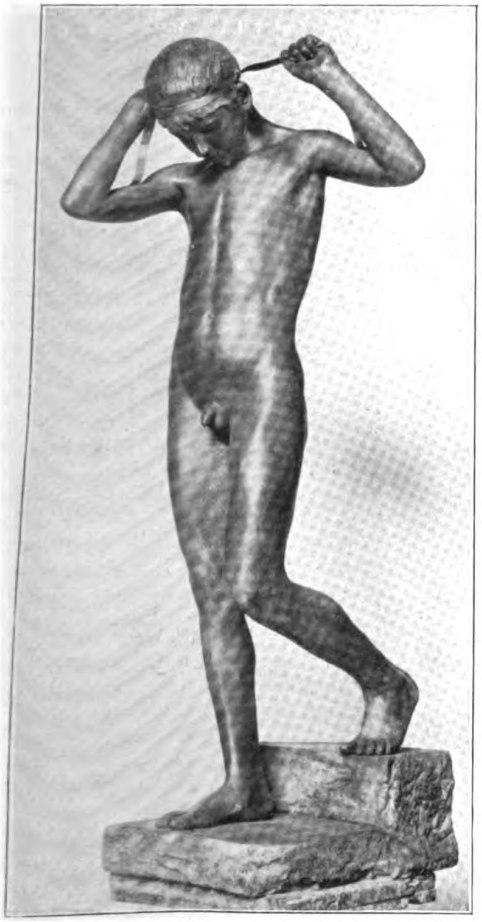
Stanislaus Cauer

H. Wolff O. Jernberg (Radierung)

Der jüngste Lehrer der Akademie ist der Bildhauer Stanislaus Cauer. Er wurde am 18. Oktober 1867 als Sprößling einer weitverzweigten Künstlerfamilie in Kreuznach am Rhein geboren, kam 1882 mit seinem Vater nach Rom, wo er sich unter dessen Leitung zum Bildhauer ausbildete. Zur weiteren Vervollkommnung besuchte er Holland und Frankreich und kam 1905 nach Berlin, von wo er nach anderthalbjähriger Tätigkeit als Nachfolger des verstorbenen Reusch nach Königsberg berufen wurde. Cauer hat eine Anzahl schöner Grabdenkmäler geschaffen. Stelen für seinen Vater in Kassel, für die Gattin des Professors Kohlschütter in Halle, ein Denkmal für den Maler Müller, einen Zeitgenossen Goethes, in Kreuznach. Zahlreiche seiner vom Zauber natürlicher Anmut und Vornehmheit umflossenen Marmorfiguren, Bronzen und so weiter befinden sich im Privatbesitz. Der feine Gliederbau römischer Modelle kommt namentlich bei einer neueren weiblichen Marmorfigur und dem im antiken Geiste entworfenen, in der Ausführung aber doch ganz modern realistischen Stirnbinder — der in Dresden mit der Kleinen Goldenen Medaille bedacht wurde — vorteilhaft zur Geltung. Seine weibliche Marmorfigur „Nach dem Bade" war auf der diesjährigen Berliner Sezession ausgestellt.

Ein sehr bekannter Maler und Illustrator ist Karl Storch, der künstlerische Leiter der Zeichenlehrerabteilung. Geboren zu Segeberg in Holstein am 28. Januar 1864, studierte er an der Berliner Kunstakademie, lebte lange als freier Künstler in der Reichshauptstadt. Seit 1902 wirkt er in Königsberg. Mit wertvollen Beiträgen, besonders mit eindrucksvollen Landschaften und hübschen Kinderszenen war er wiederholt auf großen Ausstellungen vertreten. Für sein Bild „Der Schäfer" erhielt er in München die Kleine Goldene Medaille. Sein großes Temperagemälde „Das Kieler Turner- und Studentenkorps nähert sich der Stadt Flensburg" ist Eigentum der Kieler Universität.

Der in des Reiches Nordostecke wirkende Künstler gleicht dem Sämann unter dem Regenbogen auf dem bekannten Dettmannschen Bilde. Sein Los ist Arbeit, harte, unermüdliche Arbeit. Einem mit unendlicher Mühe aufgelockerten jungfräulichen Erdreich vertraut er nicht ohne ernste Sorge die fruchtbringende Saat an. Aber verheißungsvoll schimmert zu seinen Häupten in überirdischer Farbenreinheit jenes göttliche Zeichen der Hoffnung, das zugleich ein Sinnbild des Ewig-Schönen ist.



St. Cauer Stirnbinder

St. Cauer Weibliche Figur

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Es soll Menschen geben, die so bescheiden sind, sich für Numero zwei in der Welt zu halten.

*

Eine neue Strömung muß lange tief fließen, ehe sie breit werden kann.

*

Anfangen zu zweifeln ist oft schrecklich, damit aufhören schrecklicher.

*

Des Glückes Sekunden zahlt man mit Stunden.

*

Unter den sämtlichen Werken des lieben Gottes nimmt sich mancher Mensch wie ein unbefugter Nachdruck aus.

*

Von mancher Hoffnung trennt man sich schwerer, als man sich von ihrer Erfüllung trennen würde.

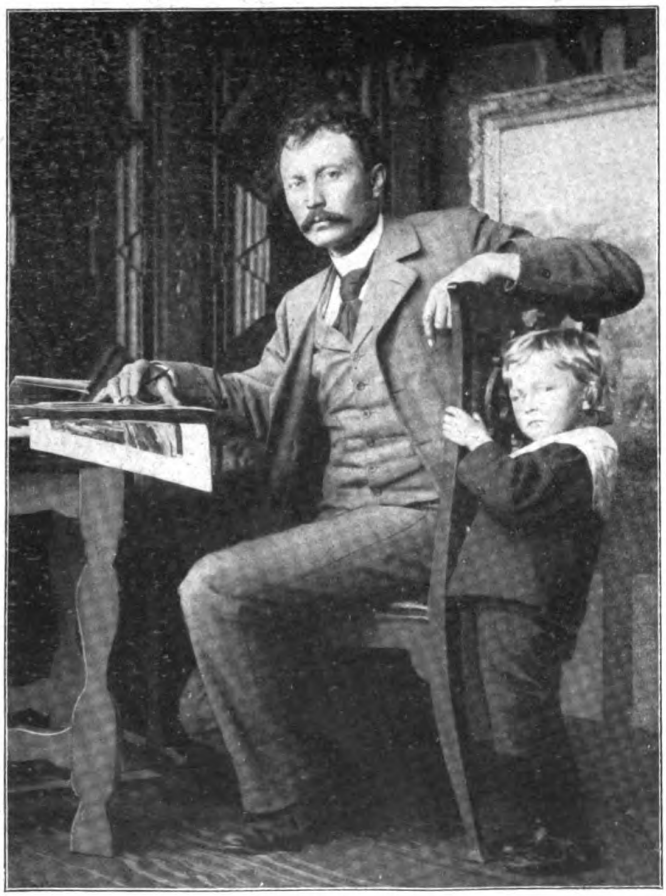
Vom modernen Okkultismus

Von

Dr. J. Nistelgo

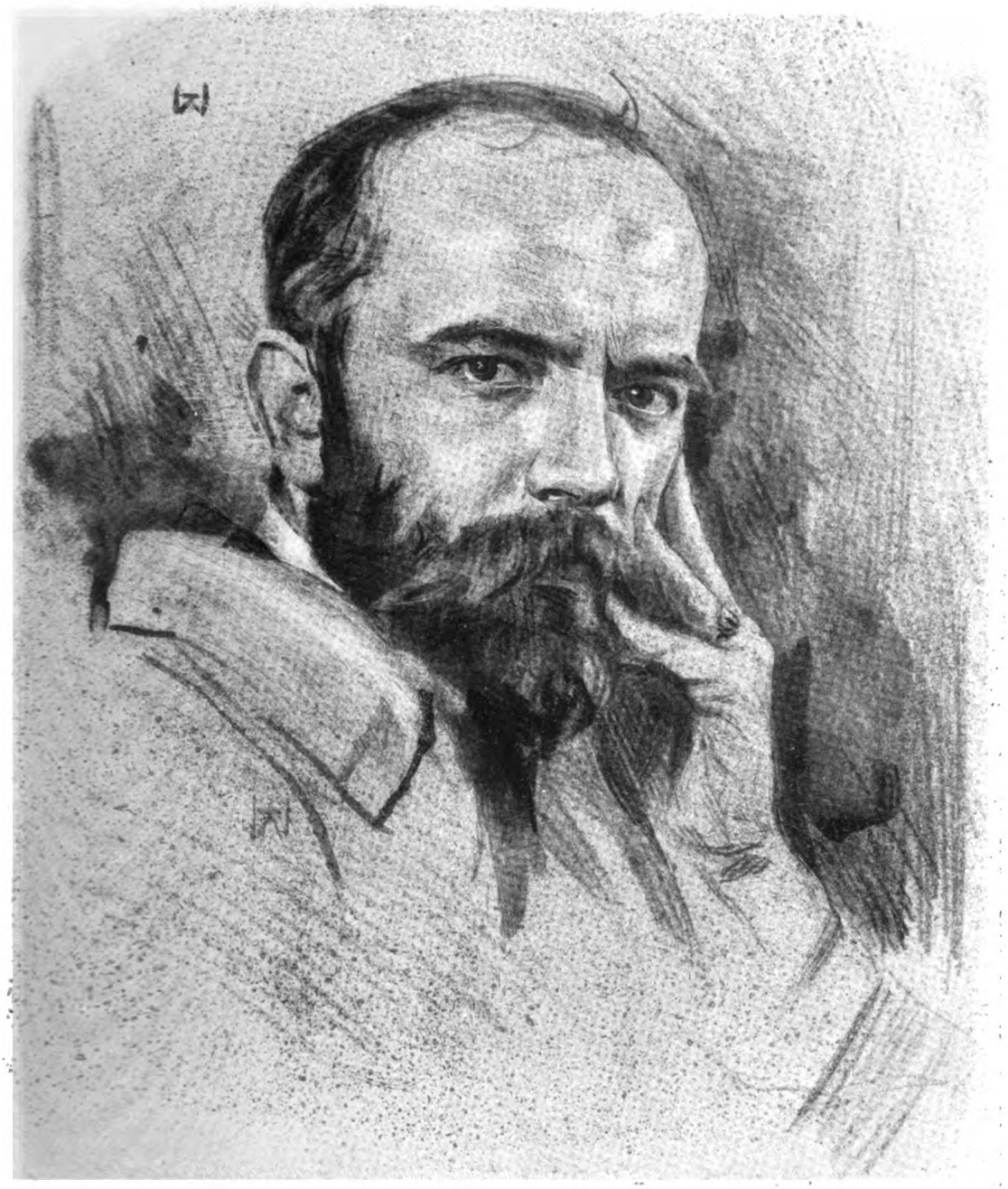
Die deutsche Presse, die stets über alle Fortschritte und Veranstaltungen der großen wissenschaftlichen Gesellschaften der Kulturwelt berichtet, hat bei einer Gesellschaft eine erstaunliche Ausnahme gemacht: bei der englischen Gesellschaft für psychische Forschung, der Society for Psychical Research oder, wie sie in der bequemen englischen Abkürzung heißt, der S. P. R. In englischen und amerikanischen, in französischen und italienischen Zeitungen und Zeitschriften ist des öfteren von der S. P. R. die Rede. Für Deutschland läßt sich das gleiche nicht behaupten. Das deutsche Publikum weiß deshalb auch nichts von einer der interessantesten und kühnsten wissenschaftlichen Gründungen der Gegenwart. Ich will in folgendem eine kleine Skizze vom Wesen und der Tätigkeit der S. P. R. entwerfen.

Die S. P. R. ist aus einer Bewegung hervorgegangen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in unaufhaltsamem Vordringen sich über alle Länder der Erde ausgebreitet hat. Man nennt sie mit verschiedenen Namen, bald Okkultismus, bald Spiritismus; die Engländer und Amerikaner reden von Psychical Research. Die Bewegung wird in Gang gehalten durch ständig wiederkehrende, seltsame Phänomene, die sich scheinbar allen unsern bekannten Naturkräften und -gesetzen nicht einfügen lassen. Diese Phänomene sind an die Gegenwart eigenartig organisierter Menschen gebunden, sogenannter „Medien". Theorien mit starker religionsbildender Kraft sind im Gefolge dieser seltsamen Vorkommnisse aufgetreten und haben bei Millionen von Menschen den Lebensglauben, den Glauben an ein Leben nach dem Tode, zur festen Ueberzeugung gemacht. Das alles geschah abseits von der herrschenden Wissenschaft, die mit einzelnen besonders laut verkündeten Fällen von Betrug und Täuschung ihre ablehnende Haltung zu der ganzen Bewegung glaubte rechtfertigen zu können. Die Stimmen einzelner hervorragender Gelehrter wie des Chemikers Sir William Crookes, Alfred Russel Wallace, des Mitbegründers des Darwinismus, Camille Flammarion, des großen französischen Astronomen, u. a., die sich energisch für die Realität der okkulten Phänomene aussprachen, verhallten wirkungslos.



Karl Storch in seinem Atelier
(Zu dem Aufsatz: Die Königsberger Kunstakademie)

Die okkultistische Bewegung erzeugte auch eine umfangreiche Literatur. In einer großen Anzahl von Wochen- und Monatsschriften wird fortlaufend über den Stand der Bewegung, über Sitzungen und Experimente, über theoretische Probleme des Okkultismus berichtet. Professor Charles Richet, der bekannte französische Physiologe und Mitglied der französischen Akademie, gibt über die Bücherproduktion der Bewegung einige interessante Daten. Jährlich werden sowohl in Frankreich wie in England, in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland und Italien 100 bis 200 Bücher über diese Phänomene veröffentlicht. Selbst wenn man annimmt, daß von 1847 bis 1880 die literarische Produktion geringer gewesen ist, und wenn man zugibt, daß nur 20 gute Werke jährlich über den Spiritismus erschienen sind, so würde die Totalsumme in fünfzig Jahren sich auf 1000 Bücher belaufen. „Wenn nur der zehnte Teil dieser Summe genommen würde, so würden



Heinrich Wolff — Selbstporträt (Radierung)

(Zu dem Aufsatz: Die Königsberger Kunstakademie)

immer noch 100 Werke bleiben, die wir ohne empörende Ungerechtigkeit nicht das Recht haben mit verachtungsvollem Schweigen zu behandeln. Wie? Hier sind 100 Schriftsteller, die nach sorgfältigen Experimenten und Studien es für ihre Pflicht gehalten haben, dem Publikum die Resultate ihrer Arbeiten und Mühen zu geben, und wir sollten berechtigt sein zu glauben, daß sie nur mit ‚Schwindel' sich eingelassen hätten!"

Diese kurzen Bemerkungen über die okkultistische Bewegung mußte ich vorausschicken zum besseren Verständnis der Stellung der S. P. R. Diese trat im Jahre 1882 ins Leben. Die äußere Veranlassung dazu gab ein Vorfall, der sich einige Jahre vorher auf der englischen Naturforscherversammlung in Glasgow zugetragen hatte. Der Physiker Professor Barrett hatte der Versammlung die Resultate seiner Versuche über direkte Gedankenübertragung vorgelegt. Er plädierte für die Bildung eines Komitees zur Untersuchung dieser und ähnlicher Phänomene. Sein Vorschlag wurde aber nicht angenommen. Daraufhin wandte sich Professor Barrett an eine Reihe von vorurteilsfreien Vertretern der Wissenschaft und Literatur zum Zweck der Gründung einer besonderen Gesellschaft, die in streng wissenschaftlicher Weise die okkulten Phänomene untersuchen sollte.

Karl Albrecht

In dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens hat die S. P. R. eine enorme Arbeit geleistet. Sie hat als eine Art Wetterbureau Tausende von Berichten über okkulte Phänomene gesammelt, dieselben auf ihre Wahrheit geprüft, analysiert, verglichen, die Zeugen vernommen, konfrontiert und alles, was nicht den strengsten Anforderungen der Kritik genügte, ausgeschieden. Die S. P. R. hat dann selber durch besonders ernannte Untersuchungskomitees weitgehende Experimente angestellt, mancherlei Betrug und Täuschung aufgedeckt, aber auch die Tatsächlichkeit vieler okkulter Phänomene zur Anerkennung gebracht. Die S. P. R. hat auch versucht, die landläufigen Theorien über diese Phänomene auf ihre Berechtigung zu prüfen und eigne Theorien zur Ausdeutung des Tatsachenmaterials aufzustellen, Theorien, die auf die moderne Psychologie befruchtend gewirkt haben. Die Dokumente, die sich auf diese vielverzweigte Arbeit beziehen, sind niedergelegt in den 19 umfangreichen Bänden der fortlaufend erscheinenden „Proceedings of the Society for Psychical Research". (Im Buchhandel auch einzeln zu haben bei Robert Maclehose & Co., Glasgow.) Sie repräsentieren die stattliche Anzahl von 10000 Seiten. Außerdem zirkuliert innerhalb der Mitglieder ein monatliches Journal, „The Journal of the S. P. R.", das eine Art Sprechsaal für die zur Diskussion stehenden Fragen und eine erste Sammelstelle für die zu prüfenden Phänomene bildet. Von dem Journal gibt es bis heute zehn Bände. Man darf ruhig behaupten, daß niemand ein Recht hat, sich über den Spiritismus

Karl Albrecht Stilleben

(Zu dem Aufsatz: Die Königsberger Kunstakademie)

Otto Heichert — Ora et labora

(Zu dem Aufsatz: Die Königsberger Kunstakademie)

öffentlich zu äußern, der nichts von den 19 Bänden Proceedings und den zehn Bänden des Journal gelesen hat. Selbstverständlich sind die Forscher der S. P. R. auch mit eignen größeren, zum Teil epochemachenden Werken an die Oeffentlichkeit getreten. Ich nenne nur zwei solcher Werke: „Phantasms of the Living" von Gurney und Myers und „Human Personality and its survival of bodily death" von F. Myers. Beide Werke sind auch ins Französische übersetzt (bei Alcan, Paris).

Ungebeugt durch Hohn und Spott, mit dem man die Männer der S. P. R. bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten bedachte, ist die anfangs kleine Gruppe allmählich zu einer sich auch im öffentlichen Leben Achtung verschaffenden Körperschaft herangewachsen. Sie zählt heute zirka 1000 Mitglieder, die sich zum Teil aus den Kreisen der geistigen Elite zusammensetzen. Die amerikanische Zweigabteilung der S. P. R. hat sich vor kurzem unter der Leitung von Professor Hyslop, dem früheren Professor für Philosophie an der Columbia University, selbständig gemacht und sich mit großem Kostenaufwand ein eignes Institut zur Untersuchung der okkulten Phänomene gegründet. Um das hohe geistige Niveau der S. P. R. zu kennzeichnen, gebe ich die Namen einiger ihrer Präsidenten und Führer. Sir Oliver Lodge, der berühmte englische Physiker und Rektor der technischen Hochschule in Birmingham, Sir William Crookes, der 1898 zugleich Präsident der British Association war, Professor William James von der Harvard University, einer der genialsten Psychologen der Gegenwart, der frühere englische Ministerpräsident A. J. Balfour, Lord Rayleigh, Professor J. J. Thomson, der Bischof von Ripon, Professor Richet, dessen Interesse für die Erforschung der okkulten Phänomene sich auch darin äußert, daß er eine wissenschaftliche Monatsschrift, „Annales des Sciences Psychiques", herausgibt, die gleichzeitig englisch, französisch und italienisch erscheint.

Die S. P. R. vertritt keine besondere Theorie und keine Glaubenssätze. Was sie gegenüber den okkulten Phänomenen ausrichten will, das hat Sir Oliver Lodge einmal folgendermaßen formuliert: „Bevor diese Dinge nicht langwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen unterworfen worden sind, werden sie entweder kritiklos angenommen oder kritiklos verworfen und werden weiter in jenen dunkeln nebelhaften Regionen volkstümlichen Aberglaubens verbleiben, aus dem unsre Gesellschaft sie befreien soll: entweder so, daß man sie auf das trockene Land der Wissenschaft hinüberrettet oder sie als Betrug in die Wasser der Vergessenheit taucht. Und ich will es in Parenthese wenigstens aussprechen, daß wir uns nicht ein Jota darum kümmern, welches von den beiden Schicksalen ihrer harrt: wir verlangen nur nach Wahrheit."

Eine Voraussetzung eint aber alle Forscher der S. P. R.; es ist die Voraussetzung der modernen Wissenschaft überhaupt: daß nämlich die okkulten Phänomene bei näherer Erkenntnis sich Gesetzen unterordnen lassen, Gesetzen, die wir freilich heute noch nicht kennen. „Okkult" bedeutet daher der S. P. R. nur soviel wie „unaufgehellt", noch nicht einfügbar in den uns bisher bekannten gesetzmäßigen Zusammenhang. Ist uns diese Einfügung gelungen, so werden sich uns ganz neue Tiefen der Wirklichkeit erschlossen haben.

Die hauptsächlichsten Arbeitsgebiete der S. P. R. lassen sich unter folgende allgemeine Rubriken bringen:

1. Eine Prüfung des Wesens und der Ausdehnung irgendeines Einflusses, der von einem Geist auf den andern ausgeübt werden kann, und zwar auf andern Wegen als durch die bekannten Sinne.
2. Das Studium des Hypnotismus und Mesmerismus und Untersuchungen über die vorgebrachten Fälle von Clairvoyance (Hellsehen).
3. Die Prüfung und Untersuchung von gut bezeugten Berichten über Erscheinungen, die mit einem äußeren Ereignis (z. B. Todesfall) zusammenfallen (das Problem der Telepathie).
4. Die Untersuchung der vom Spiritismus behaupteten Tatsachen.
5. Die Sammlung und Sichtung des Materials, das sich auf die Geschichte des Okkultismus bezieht.

Die kritisch besonnene Arbeit der S. P. R., die positiven Beiträge, die eine Reihe ihrer Vertreter der Psychologie und deren Grenzgebiete gebracht haben, hat in der wissenschaftlichen Welt des Auslandes einen Umschwung in der Beurteilung der okkulten Phänomene hervorgebracht. Man beginnt immer mehr, sie eines ernsthaften Studiums für würdig zu erachten. Immer neue Forscher wenden sich der Untersuchung des Okkultismus zu und treten mit ihrem Namen für die Echtheit und Bedeutung der Phänomene ein. So u. a. Lombroso, dann Professor Morselli, einer der bedeutendsten Psychiater Italiens, dessen Berichte über die erfolgreichen Sitzungen mit dem Medium Eusapia Palladino bald im Buchhandel erscheinen werden. Der kürzlich verstorbene Leibarzt des Papstes, Professor Lapponi, hat sich in positivem Sinne für den Spiritismus geäußert; Marconi hat vor einiger Zeit in Rom sich mit der Untersuchung dieser Dinge eingelassen, und Curie, der Entdecker des Radiums, hat noch kurz vor seinem plötzlichen Tode mit der Eusapia Palladino Sitzungen abgehalten. Und nun hat die französische Regierung eine Lotterie von einer Million Franken genehmigt, deren Reingewinn zur Gründung eines internationalen Instituts für Psychologie dienen soll. Unter den Hauptaufgaben dieses Instituts befindet sich in erster Linie die Untersuchung der okkulten, somnambulen und mediumistischen Phänomene. Dafür sind schon Vertreter der S. P. R. gewonnen worden.

Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt

Von

Peter Rosegger

Ich habe schon viele zweijährige Kinder gesehen, aber ich habe noch kein zweijähriges Frauenzimmer gesehen. Bevor die Traudel kam. Die wurde vor fünfundzwanzig Monaten geboren, und heute ist sie komplett. Sie hat alle wesentlichen Eigenschaften der Menschen fertig, so besonders die Energie, die Arbeitsamkeit, die Güte, die Klugheit, die Schlauheit. Da diese Eigenschaften kaum noch steigerungsfähig sind, so müssen wir froh sein, wenn sie nicht sinken. Die Zeiten, wo das Menschenkind ein „Fratz", ein wilder Flegelknabe oder ein dummer Backfisch wird, kommen erst später. Wenn du immer zweijährig bleiben könntest, Traudel, ich glaube, auch du würdest damit am besten fahren. Daß du dich heute vor den Mücken so angstvoll fürchtest und den brüllenden Rindern so vertrauend nahest, ist zwar eine Torheit, aber eine sehr weise. Aller Tage sind die großen Tiere der Menschheit nie so gefährlich geworden als die kleinen. Der Mensch tötet den Walfisch und wird von den Bazillen getötet.

Darum ist heute auch das winzig kleine Dirndel unbändiger, als es das große sein wird. Eine Gönnerin hat dieses Wesplein in eine bunte Hülse gesteckt. Aus altem Mägdekittel ein neues Steirergewandel — kirschrot mit weißen Tupfen, ein kurzes faltiges Kitterl, das bei jeder ihrer raschen Bewegungen lebhaft um die Beinchen schlägt. Auf dem weißen Hemd laufen die roten Kittelhalter über die Aechslein. Weiße Strümpfe mit Bundschuhen, ein spitzes, breitkrempiges gelbes Strohhütlein mit grüner Schnur und kühn aufstehender Hahnenfeder — sagt, kann ein Mensch überhaupt vollkommener gekleidet sein? Die Hemdärmlinge hat sie zurückgeschlagen, so daß die Vorderärmchen nackt sind — bei den Sand-, Erd- und Steinarbeiten kann man das flatternde Zeug nicht brauchen.

Die Kleine ist stets mit Bauarbeiten beschäftigt. Sie gräbt Löcher in die Erde, sie führt Sandwälle auf, sie baut Türme aus Steinen, sie zieht Schanzgräben und leitet Wasser hinein. Und alles persönlich, mit eigner Hand, ohne alle Umstände. Ihr eigner Architekt, Bauherr und Baumeister, ihr eigner Grundfestengräber, Maurer und Dachdecker, führt sie emsig und schweigend in einer Viertelstunde die Festung auf. Federleicht, wie sie ist, torkelt sie bei jedem schiefen Trittchen, kippt um, huscht auf und arbeitet und baut wieder, läßt sich von keinem Zuruf und Lobspruch beirren, gräbt mit den Fingern, formt und glättet mit der Hand die Sandwälle — um nach Vollendung alles wieder mit ein paar Ruckern zu zerstören, wenn es nicht ungefähr von andern Mächten geschieht — um sogleich wieder mit derselben Arbeit zu beginnen. Oder sie fängt an andrer Stelle an, ganz vergessend des alten Baues und der Erfahrungen, die sie dabei gemacht. Das ist das Bauen der Natur, so baut die Ameise, die Biene, der Biber, die Schwalbe, nur ein bißchen mehr für den praktischen Zweck, während das Schaffen des kleinen Menschenkindes ein ideales ist. Für das Ungeschickte und Unbrauchbare hat der Mensch nämlich das schöne Wort „ideal" erfunden. Oder will mir die Natur durch diesen kleinen, ununterbrochen krabbelnden Menschenkäfer zu verstehen geben, daß alles nur an der Regsamkeit und Tätigkeit liegt, ob nun daraus was entsteht oder nicht? Wenn meine kleine Traudel nicht schläft oder nicht just einmal todkrank ist, wie damals in der Halsbräune, so hat sie das mit der Erdkugel gemein: „sie bewegt sich doch". Ja, selbst wenn der alte Josua käme und seinen weltenhemmenden Befehl erließe: Kleine Sonne, stehe still! es würde ihm nichts nutzen. So wenig wie der Mutter mit ihrer dringenden Bitte: „So sitz auch nur einen Augenblick still, daß man dir um Gottes willen wenigstens die Schuhbandeln kann zuknüpfen!" Sie bewegt sich doch, und das rote Kitterl fliegt. Beschäftigt sie sich mit einer Sache, dann vermag nichts sie davon abzulenken. Für Personenkultus ist sie nicht zu haben, wer auch herumstehen mag und ihr Lobsprüche erteilen oder von ihr ein Patschhanderl erschmeicheln will, sie blickt gar nicht auf, sondern gräbt, zieht, schiebt, hämmert und flattert umher wie ein roter Falter. Vor der Großmutter für „brav" zu gelten, das ist ihr einziger Ehrgeiz, und diese Auszeichnung ist kinderleicht zu erreichen. Sie mag sich am Brunnen pritschelnaß machen, sie mag den Sand handvollweise essen, sie mag alle Schlüssellöcher mit Steinchen verstopfen, sie mag Brüderleins Fahrwägelchen mitsamt dem Brüderlein umwerfen, so daß von allen Seiten die drohendsten Gewitter aufsteigen, bei der Großmutter ist sie „brav", da „kann sie nix dafür", da „sollen die Großen gescheiter sein" und „vorher auf sie schauen, das Kind ist ja noch nicht vernünftig genug!" Obschon sonst Großmutter das Dirndel für die „Gescheiteste" erklärt, für die „Allergescheiteste auf der ganzen Welt"; wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, dann verschmäht sie entschuldigend die Worte „unvernünftig", „kindisch" nicht. Ja, als eines Tages Traudel den Schuh auszog, aus der Kanne die Milch hineingoß, um sie aus dem Schuh bequemer trinken zu können, da vergaß die Großmutter sich sogar einmal bis zu einem „dummen Ding!" Doch dauerte diese Anschauung nur ungefähr drei Sekunden lang. Dann sagte nämlich die Kleine ruhig und ernsthaft im Tone der Mißbilligung: „Taudel tut's nicht mehr. Taudel vom Fascherl tinken," und Großmutter rief entzückt aus: „Habt ihr's gehört, was sie sagt? Aber mein Gott, das ist doch das gescheiteste Kind von der ganzen Welt!"

Die Kleine spricht von sich selbst in dritter Person: „Taudel bav!" „Taudel muß Wasser pitscheln." (Muß sagt sie, wenn sie etwas will.) „Taudel geht schafen." Oder auch: „Sie muß pitscheln," „sie geht schafen." So auch zur zweiten Person, zum Beispiel zur Mutter: „Sie soll Taudel

vom Bunnen wegtun, sonst tut Taudel pitscheln!" Dinge, die sie haben möchte, aber nicht haben darf, will sie von sich entfernt wissen. „Goßmutter, Messer wegtun! Sonst Taudel sich Finger scheiden." Dann wieder die Großmutter: „Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist! Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!"

Da habe ich aber der kleinen Person den Spaß verdorben. Aus Besorgnis, die viele Bravheit und Gescheitheit, die sie immer zu hören bekommt, möchte ihr das Köpfel verdrehen, habe ich die Hauskatze, wenn sie kratzte oder sonst was Unschönes tat, ein „braves, gescheites Vieh" genannt und das so wiederholt, bis die Kleine Großmutters Lobsprüche für Rügen hielt und sich wehrte: „Taudel nicht bav! Taudel nicht gescheit! Taudel nicht katzen!"

Diese bösartige Begriffsverwirrung hat mir natürlich keine Rosen gezeitigt. Großmutter erklärte die Traudel offiziell als ihren Liebling, mir aber rief sie einen andern Namen schnurgerade ins Gesicht. Wüßte ich mich von der klippen Bezeichnung ganz unbetroffen, so könnte ich sie ja wiederholen. Ich wiederhole sie nicht.

Sonach ist es auch begreiflich, daß die Beziehungen Traudels zu Großvater nicht die denkbar intimsten waren. Er war in ihrer Gegenwart zwar auch geneigt zu Schmeicheleien und Katzbuckeleien, aber sie ignorierte das. War sie einmal auf seinen Arm geraten und in Gefahr, auf ihrem Wänglein seine Bartstoppeln zu fühlen, so trachtete sie von ihm loszukommen, aber möglichst unauffällig, stets die gute Form wahrend. So sagte sie hinabverlangend: „Taudel muß Büderl wiegen!" oder „Taudel muß pitscheln!", bis sie losgelassen auf freiem Erdboden stand. Ja, meine — des Großvaters — Gegenwart war ihr selten so recht behaglich; da gab es bisweilen ein „Pst!", das sie zu stören schien und das manches Kosewort unangenehm überwog. Eines Tages, im Garten, als ich wieder einmal lange in ihrer Nähe stehenblieb und ihr einstweilen noch schweigend zusah, wie sie auf dem Resedenbeet herumtrippelte und Rosenknospen abriß, wandte sie sich plötzlich nach mir und sagte gelassen, aber deutlich: „Er soll auf seine Stube gehen! — Auf seine Stube soll Er gehen!" Und ein andermal im Zimmer, als ich mit irgendeiner Dreinrede unbeabsichtigt den Traudelkultus störte, der eben von mehreren Frauen lebhaft gefeiert wurde, wandte die Kleine sich mir zu und sagte — physisch von unten herauf, psychisch von oben herab: „Er soll in die frische Luft gehen!"

Da sie aber bald merkte, daß mit so entschiedenen und unmotivierten Abdankungen nicht viel auszurichten war, bediente sie sich feinerer Formen. Saß ich einmal am Fenster und schaute hinaus. Gegenüber auf dem Platz war ein Ringelspiel mit Musik. Traudel machte sich in meiner Nähe zu schaffen, stieß ein wenig an den Stuhl, streifte an mein Knie. „Großvater!" sagte sie endlich mit ihrem zarten Stimmlein, bei dem das alte Trommelfell allemal wonnevoll erzittert. „Was denn, Kind?" „Er soll auf Goßmutters Bett sitzen." Das tat ich nämlich gern, blieb aber doch jetzt am Fenster sitzen und blickte hinaus. „Goßvater soll auf Goßmutters Bett sitzen!" wiederholte die Kleine. „Ja, warum denn?" „Beim Fenster kalt ist," antwortete sie. Gerührt ob ihrer Besorgnis für meine Gesundheit setzte ich mich aufs Bett. Wupps, war sie auf dem Stuhl am Fenster und guckte hinaus aufs Ringelspiel. O du kleiner Schlaumeier!

Lieber als mit den Anwesenden befaßt sie sich mit den Abwesenden. Vom „Vaterl", der schon seit Wochen auf hoher See ist, spricht sie täglich, und manchen guten Bissen, sei es nun Backwerk oder Obst, legt sie dem „Mutterl" in die Hand, daß sie ihn für „Vaterl" aufhebe. Auch hat sie des Abends vor dem Einschlafen für „Vaterl" ein bestimmtes Gebetlein. Als aber Tante Anna, die ihr's gelehrt, ins nördliche Eismeer fuhr, um endlich einmal den Nordpol zu entdecken, und Mutterl ein Abendgebet mit Traudel beten wollte, stutzte und stockte das Dirndel und sagte: „Das ist das jechte nicht!" Bis schließlich im Familienrat der Urtext festgestellt wurde, welcher der „jechte" war.

Mit aller Fürsorge bemuttert sie das einjährige Brüderlein, rückt ihm das Bettkissen, streichelt ihm die lichten, seidenfeinen Härchen, hält ihm das Milchfläschchen in den Mund: „Tjink, Peterl, Kinder müssen Milch tjinken," wobei sie ihm manchmal noch ein übriges gönnt und ihm ein Löffelchen voll Sand in den Mund steckt. Sand hält sie nämlich für einen besonderen Leckerbissen, aber die Umgebung hat ein Vorurteil dagegen. Ferner, wenn das Brüderl gesättigt ist, singt sie ihm Kinderlieder vor:

„Saf, Kinderl, saf,
Ofen ob sin Saf,
Die wazen und die weißen
Tun slime Buben beißen."

Einmal hörten wir, wie sie das Liedel unterbrach und plötzlich fragte: „Freut dich das Leben, Peterl?"

„Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!" Wen sollen solche Ausrufe der Großmutter noch wundern! Trotzdem geschieht es, daß Großmutter sich auch mit einem andern Enkel zu schaffen macht. Anfangs pflegt Traudel das zu übersehen und macht sich stolz mit irgendeinem Festungsbau oder einer notwendig anzulegenden Wasserleitung zu schaffen. Wenn's aber zu lange dauert, das Kosen mit den übrigen jungen Zeitgenossen, dann schießt sie plötzlich auf Großmutter hin und erinnert, daß sie der „Liebling" sei.

„Aber ja, du bist mein Liebling, du bist das bravste, gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!"

Das genügt. Dann macht sich die Kleine wieder an ihre Arbeit. Wenn andre Kinder miteinander spielen und tollen, da hält Traudel sich am liebsten abseits. Wenn Peterl sich an Großvater macht, um ihm mit behenden Kunstgriffen den Hut vom Kopf zu ziehen, die Augengläser vom Gesicht zu reißen, wobei er allemal mitscherzt, so blickt Traudel vielleicht einmal ein paar Augenblicke darauf hin — aber mit größter Geringschätzung, gleichsam: das sind schnöde Kindereien, des Jungen wie des Alten gleich würdig.

Eines Tages hatte Traudel lange scheinbar gleichgültig zugesehen, wie andre Enkel gehätschelt und gefüttert wurden, besonders der kleine dicke Friedel war Hahn im Korb. Als dieser immer wieder nach Großmutter begehrte, um sich womöglich den Titel des Zweitbravsten zu erschleichen, war Traudel mit

ihrer Geduld am Ende. Zuerst nahte sie sich dem Friedel, legte ihm die Hände auf die Achseln und blickte ihn schelmisch an, so ungefähr, ob er nicht ein Tänzel mit ihr machen wolle. Der Friedel, zwar um ein Stück größer wie sie, schaute zaghaft drein, nicht wissend, wie man sich einem so zutunlichen Frauenzimmer gegenüber zu verhalten habe. Da packte sie ihn jäh um den Leib, zerrte ihn aus dem lachenden Kreis in die Zimmerecke, die zur Wahlstatt erkoren war. Dort erhob sich denn von ihrer Seite ein heißes Ringen, daß das rote Röcklein flog, während der Friedel in seiner gesetzten Weise mehr den passiven Widerstand beobachtete. Daß man in solchem Fall nicht Gewalt anwendet, das war ihm ritterliches Gesetz. Aber mit diesem Gesetze lag er bald am Boden, während die Siegerin über ihm hockte und ihn tüchtig knetete. Der pessimistische Teil der Zuschauer hielt das für Rache, während die Lösung des Kampfes dafür sprach, daß der Handel nichts als eine heftige Zärtlichkeit gewesen war. Denn die Traudel nahm den Friedel schließlich um den Hals und herzte ihn lieblich, während das Bübel seine Ruhe bewahrte, aber noch lange konsterniert auf die dreiste Angreiferin blickte. Die Kleine hat ihre Seelenkämpfe, wie es sich für jeden ordentlichen Menschen geziemt. Wird ihr befohlen: „Schön guten Tag sagen! Schön Handerl geben!" so tut sie's nicht. Da ließe sie sich lieber totschlagen. Ist aber der Absolutismus vorüber, dann kommt sie freiwillig: „Duten Tag!" und reicht das Händchen. Letzteres kompliziert sich insofern, als es immer das rechte sein soll, wobei es sich herausstellt, daß man die rechte Hand allemal auf der andern Seite hat als der andre.

Doch über derlei kommt der Mensch hinweg. Schlimmer sind die Käferchen, so über den Schuh laufen, davor faßt sie Entsetzen, während sie ruhig zu den klobigsten Rindern hintritt. Wenn ein solches dann weitertrottet, ruft die winzig kleine Person ihm beruhigend zu: „Schjeck dich nit, Kuhlmuh, Taudel tut dir nix."

Einmal ging sie an der Hand des Vaters durch den Garten, es war schon Sternenhimmel. Da stach die Kleine mit dem Zeigefingerchen hinauf und zählte die Sterne: „Eis — zei — dei — vie — füf!" — „Was, du kannst schon bis fünfe zählen?!" bewunderte sie der Vater. Und später in der Stube hatte er Anlaß zu sagen: „Du Traudel! Wer schon bis fünfe zählen kann, der soll doch das Höserl nimmer naß machen!" Die Kleine schwieg. Am nächsten Tag zählte sie wieder: „Eis — zei — dei — vie. Jetz daf sie das Höserl naß machen." Mit weiser Ueberlegung hatte sie nicht bis fünfe gezählt, bei der — nach Vaters Aeußerung — die Pflicht eintrat, das Höschen trockenzuhalten. — Ueberall sieht sie nach dem Rechten und pflegt leitend einzugreifen. Die Magd hatte einen schweren Kasten zu rücken und brachte ihn nicht von der Stelle. Traudel beobachtete, wie die Magd sich vergeblich mühte, wir andern aber alle müßig herumstanden, so rief sie plötzlich ihrem Vater zu: „Aber, Franzl, so hilf doch!"

Einmal spielte sie im Zimmer — wo derlei verboten ist — Ballen und warf richtig so glücklich, daß die Bombe auf den Kaffeetisch in den Topf fiel und die Milch allen Umsitzenden ins Gesicht spritzte. Entsetzt fuhr die Gesellschaft empor, darob erschrak Traudel ein wenig und murmelte zerknirscht in sich hinein: „Sie war schlimm!"

So häufte Traudel Missetat auf Missetat. Da kam die Lebensrettung. Es ist schon gesagt worden, daß der kleine Peter, wenn er meinem Gesichte zu nahe kam, stets nach den Augengläsern langte. Vielleicht weil ihr strenges Funkeln den natürlichen Blick des Großvaters manchmal zu sehr fälschte. Kurz, der Kleine lechzte danach, sie vom Antlitz zu reißen. Allerdings reizte ich sein Begehren, indem ich die Nase ganz nach ihm vorstreckte, um — als er nach den Brillen haschte — den Kopf zurückzubiegen. Eines Tages, als ich auf dem Angerrasen saß, kroch er mir sehr lebhaft ins Gesicht, um endlich einmal die Beute zu erringen; um so mehr wuchs aber der Kopf nach hinten. Da glaubte nun aber der kleine Friedel mit eingreifen zu sollen, denn im Haschen und Habenwollen fühlt auch die kleine Menschheit sich von gemeinsamem Geiste beseelt. Der Friedel kletterte mir rasch aufs Knie, an die Brust, klammerte sich an, trachtete einen Haarfetzen zu erwischen, um das Haupt nach vorn zu zerren. Ich wehrte mich wie ein Löwe gegen die beiden Feinde, erwägend, daß ich zurzeit nur das einzige Augengläserpaar besaß und daß sie kaput zu machen nachgerade nichts andres hieß, als mir das Lebenslicht auszublasen! Ein lustiges Kreischen und Lachen begleitete den Kampf, und schon wollte es gelingen, mit strammen Armen die Gegner von mir zu schütteln, da kam ein dritter Feind dazu, der vierjährige Walterbub. Und der wußte, wo ich meine Achillesferse hatte. Ich habe sie an der linken Seite, knapp unterhalb der dritten Rippe. Dort bin ich kitzlig. Kaum fühlend, daß an der Stelle die Fingerspitzlein krabbelten, schmolz ich mit kreischendem Gekicher ohnmächtig hin. Traudel hatte anfangs dem Ringen von ferne ruhig, aber mit einiger Verblüffung zugeschaut. Nun sie merkte, dem Großvater ginge es an die Haut, warf sie die Aermchen in die Luft und schrie: „Nit! nit! nit Großvater weh tun!" Aber das war gerade so, wie wenn bei dem blutigen Krieg zweier Staaten ein dritter Staat mit Zeitungsartikeln beschwichtigen will. Doch als Traudel merkte, daß ihr Geschrei ganz und gar unbeachtet blieb und der Unterliegende nur noch leichte Zuckungen machte, nahm sie ihre Sandschaufel und warf den Angreifern den ganzen Festungswall ins Gesicht. Die Feinde stoben auseinander, und meine Brillen — sie hingen schon schief über die Wange herab — blieben vor dem Aeußersten bewahrt.

Seit dieser schönen Heldentat hat sich das Verhältnis Traudels zu Großvater völlig geändert. Eine schweigende Intimität hat Platz gegriffen. In normalen Zeitläuften kümmert sie sich nicht viel um ihn, alle Gemütsduselei ist ihr ja ein Greuel. Wenn sie aber den Großvater irgendwie benachteiligt glaubt, dann tritt sie auf das energischste ein, um ihm zu seinem Rechte zu helfen. In zweifelhaften Fällen und bedenklichen Situationen stellt sie sich auf Großvaters Seite, besonders wird ihr Auge finster beobachtend, wenn der kleine Peter nach den Brillen tastet.

Zum Schlusse noch eine mannhafte Tat aus jüngsten Tagen. Es kam die Zeit des Nikolo mit dem großen Kinderbändiger Krampus. „Brav sein, Kinder, sonst kommt er mit der Rute! Böse Kinder packt er mit!" Und nun vollführt die Trauderl den Staatsstreich. Der Vater war fort, die Mutter zog ihre Kleider an, die Traudel hob das Blondköpfchen und horchte. In dem Nebenzimmer mußte sich etwas geregt haben. Husch, hatte sie sich aus dem Bette geschwungen und ohne daß die Mutter es gewahrte, mäuschenstill hinaus und durch die Küche. Eine Weile war nichts. Dann... „Greterl, komme der Nikolo ist da!" rief plötzlich im geheimnisvollen Zimmer das helle Kinderstimmlein der Mutter zu. Diese eilt hinein, und da drin steht die Kleine im bloßen Hemdlein am Tisch mit den Kerzenlichtern, den vollgepfropften Schuhen, mit dem weißen Nikolo und dem schwarzen Krampus, der seine lange rote Zunge herausstreckt und in der Pfote eine große Rute hat. Und sagt die Kleine ernsthaft zur Mutter: „Bav sein, Greterl, sons der Kampus und packt dich mit!" Ganz selbstverständlich ist alles, sie spielt eben die Mutter, und womit diese ihr imponieren, sie überraschen wollte, ist längst überholt. Und zwar mit der größten Einfalt, ohne Absicht, der Mutter einen Possen zu spielen. — So ist der Nikolo ausgefallen. Wie es mit dem Christkindel sein wird, das weiß ich zur Stunde noch nicht. Man sagt, wenn es durchschaut sei, käme es nicht mehr. — Na, na! Geht mir mit eurer Weisheit, einstweilen gibt es noch Großväter auf der Welt.

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Grundherr in Banjaluka gedachte eine Botschaft bestellen zu lassen und sagte seinem Diener: „Mach dich bereit, Said — du mußt morgen übers Gebirge zu Achmed-Aga gehen."

Als der Grundherr am nächsten Tage nach Said rief — war Said nicht da. — Der Dummkopf hatte sich nämlich, ohne erst den Auftrag abzuwarten, auf den Weg gemacht. Nach zweitägiger Wanderung traf er in Jajtzje ein und meldete sich bei Achmed-Aga.

„Hast du einen Brief für mich, Said?"

„Nein, Aga!"

„Oder eine mündliche Nachricht?"

„Nein, Aga! Man hat mir nur befohlen, hierher zu gehen."

Achmed-Aga erriet sofort den Zusammenhang.

„Ja — ja — ich erinnere mich jetzt," sagte er, „mein Freund in Banjaluka möchte meinen Schleifstein haben," packte dem dummen Diener einen schweren Schleifstein auf und schickte ihn zu seinem Herrn zurück — zwei Tagereisen weit übers Gebirge.

*

Zwei Brüder standen auf dem Markte und hielten einen Esel feil. Der jüngere begann das Tier zu loben und redete sich immer mehr und mehr in Eifer.

„Unser Esel," rief er, „ist so flink, daß er ein Reh einzuholen vermag."

„Uebertreib nicht," mahnte der ältere Bruder; „sag: einen Hasen. Auch solche Esel sind selten genug."

*

Ein Bauer ging durch ein fremdes Dorf, da fiel ihn ein Hund an. Der Bauer machte kurzen Prozeß, riß die Axt von der Schulter und machte den Hund kalt.

Am andern Tage stand er schon vor dem Richter.

„Du bist angeklagt, dieses Mannes Hund getötet zu haben. Wenn er dich belästigte — warum hast du gleich mit der blanken Schneide zugeschlagen? Du hättest das Tier mit dem Axtstiel abwehren sollen."

„Herr," sprach der Bauer, „auch in unserm Dorfe pflegt man es immer erst mit dem Axtstiel zu versuchen — und zwar gegen alle Hunde, die einen mit dem Schweif anfallen."

*

Einst führte der Sultan Krieg wider den Deutschen Kaiser. Da ward zum Heerbann auch ein Grundherr ausgehoben, der alles eher als kriegerisch und tapfer war.

Als der Heerbann so dahinzog, bemerkte der Grundherr abseits des Weges eine Mühle und kehrte ein, um auszuruhen. Da war es so still und friedlich, das Wasser rauschte und die Räder klapperten, daß der Grundherr meinte, es könne unmöglich einen angenehmeren Aufenthalt auf Erden geben.

„Weißt du was, Müller?" sprach er. „Nimm meine Kleider und meine Rüstung, meine Pferde und Diener und zieh an meiner Statt zu Feld."

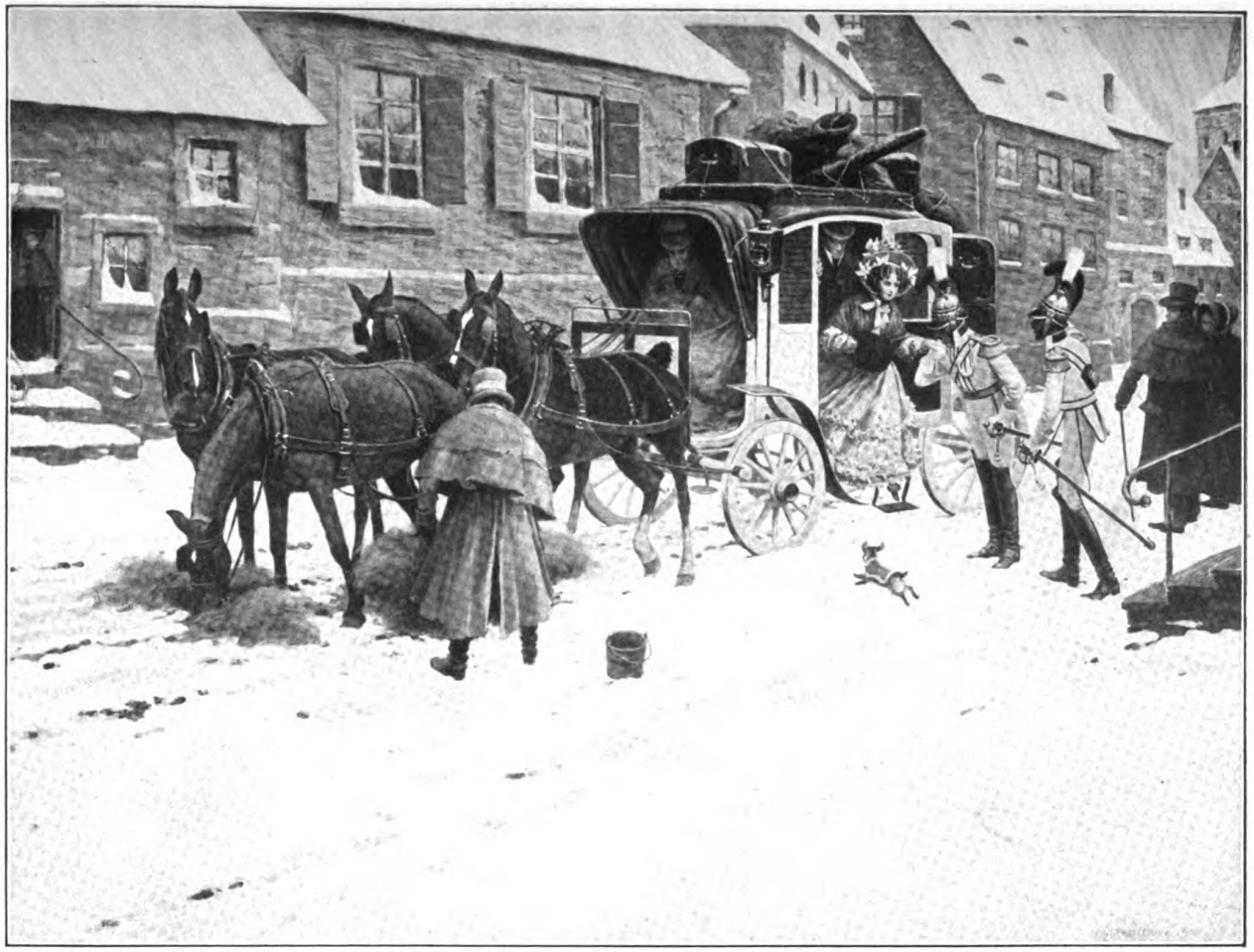
Der Müller war's zufrieden, legte des Grundherrn Kleider an und mischte sich unter die Soldaten.

Am nächsten Tage schon gab's einen Zusammenstoß mit dem Feinde. Unter den wenigen Verwundeten der unglückliche, des Waffenhandwerks unkundige Müller mit einem langen Hieb über den Kopf.

Der Arzt verband ihn, und der Müller fragte: „Ist es gefährlich, Herr? Meinst du, daß ich davonkommen werde?"

„Wenn das Wundfieber nicht ans Gehirn kommt — ja!"

„O — dann ist keine Sorge! Aufs Gehirn kann das Fieber nicht übergreifen. Denn wenn ich mein Gehirn nicht daheim in der Mühle gelassen hätte, wäre ich nicht hier."



Besuch in der Stadt

Nach einem Gemälde von Hugo Ungewitter

UNIVERSITY

Niedersächsisches Bauernhaus (Fachwerk mit vorgebauten Schweinekofen)

Das niedersächsische Bauernhaus

Von

Franz Poppe

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Eigenartig Schönes, Charakteristisches findet häufig erst dann Beachtung, wenn es im Begriff ist, zu verschwinden. Weil es nicht in seiner Art liegt, sich hervorzudrängen, so muß es aufgesucht, es muß gleichsam erst entdeckt werden. So ist es auch der „Bauernkunst", der „Bauernarchitektur" ergangen. Wer fand früher etwas an dem altväterlichen Hausrat unsrer Bauern in Nord und Süd, an den seltsam mit zierlichem Schnitzwerk versehenen Truhen, Schränken, den Anrichten oder Büfetts? — Und jetzt sind sie modern geworden, werden gesucht, für schweres Geld gekauft und schmücken die Salons in städtischen Villen und Schlössern. Und wer hat früher die alten niedersächsischen Bauernhäuser schön gefunden? Mit Verachtung sah man auf das dunkle Strohdach; man lachte über den offenen, traulichen Herd, an dessen Feuer man vorn verbrennen, hinten erfrieren müsse; man begriff nicht, wie es möglich sei, daß Menschen und Vieh unter gemeinsamem Dache wohnten.

Nach und nach ist eine Umkehr des Geschmacks eingetreten und eine kräftige Heimatschutzbewegung in ganz Deutschland, in Hessen, Baden, Bayern, im Königreich Sachsen, vor allem auch in Bremen, Hannover, Hamburg und so weiter, sucht die volkstümliche Bauweise, die man schon anfing durch geschmacklose, langweilige Steinkasten zu verdrängen, in Ehren zu erhalten.

Es gibt verschiedene Typen des deutschen Hauses. Wir wollen uns hier auf das niedersächsische Bauernhaus beschränken, das ein altes Stammeshaus und reingermanischen Ursprungs ist. Es ist sogar das Urbild deutschnationaler Architektur geworden. Wenn wir der großen, mächtigen Bauernhöfe im Münsterlande, im Oldenburgischen, in Westfalen gedenken, wie sie imposant vor uns aufsteigen mit ihren hohen, spitzen, überkragenden Fachwerkgiebeln, hat sich diese Architektur nicht übertragen auf die ältesten Häuser unsrer Städte wie Hildesheim, Osnabrück, Alt-Hannover, -Hamburg, -Lübeck und so weiter mit ihren altertümlichen, buntgeschnitzten Giebeln? Auch unsre altehrwürdigen Basiliken und Dome mit ihren drei Schiffen und dem Chor zeigen denselben Grundriß. So baut sich eine ganze altertümliche Stadt vor uns auf, deren Urtypus das Bauernhaus ist. Und dieser Typus, ebenso schön wie praktisch, sollte sich nicht erhalten lassen?

Das niederdeutsche Bauernhaus ist durchaus einteilig; je älter es ist, desto mehr tritt dies zutage. In den ältesten Häusern ist keine Scheidung, kein Uebergang zwischen der Diele oder Tenne mit den seitlichen Ställen im Vorderhause und den Wohnräumen für die Menschen im Hinterhause.

Alles ist von demselben Dache, von denselben Mauern umschlossen; es herrscht eine völlige Einheit.

Anders ist das friesische Haus in den Marschen. Hier herrscht eine deutliche Zweiteilung, die Wohnräume sind vollständig vom Vorderhause geschieden durch eine massive Quermauer und einen Gang.

Wir finden das altniedersächsische Haus in ganz Nordwestdeutschland, und zwar im Norden, mit Ausschluß Ostfrieslands und Jeverlands, wo das friesische Haus herrscht, in Holstein, Mecklenburg, bis in Schleswig, im Osten bis in Pommern, im Süden bis in die deutschen Mittelgebirge und im Westen bis an die Maas und Yssel in Holland hinein. Es ist dasselbe Gebiet, auf dem auch noch die uralte Stammessprache, das Plattdeutsche, sich erhalten hat.

Das alte Haus ist ebenerdig und längsgeteilt, es sieht aus wie dem Boden entwachsen, so daß es in vollster Harmonie mit der Landschaft steht. Zunächst fällt uns das langgedehnte dunkle Strohdach auf, das auf niedrigen Mauern ruht, die häufig aus Fachwerk bestehen und in denen sich nur kleine Fenster befinden. In alter Zeit bestanden die Mauern noch aus einem Flechtwerk von Gesträuch, das mit Lehm bestrichen war, den sogenannten Lehmwänden. Von Verzierungen und Schnörkeleien ist, mit Ausnahme im Altenlande an der Elbe, keine Spur zu finden, es sei denn an der Giebelmauer und an dem Balken über der Einfahrtstür. Manchmal verwendet man zum Dachdecken Heide (im Lüneburgischen) oder Rohr (in den Wesermarschen), und neuerdings muß das Strohdach dem Ziegeldache weichen. Schade drum, es sieht so malerisch und ehrwürdig aus, und unter seinem Schutze wohnen Menschen und Haustiere im Sommer so kühl, im Winter so warm.

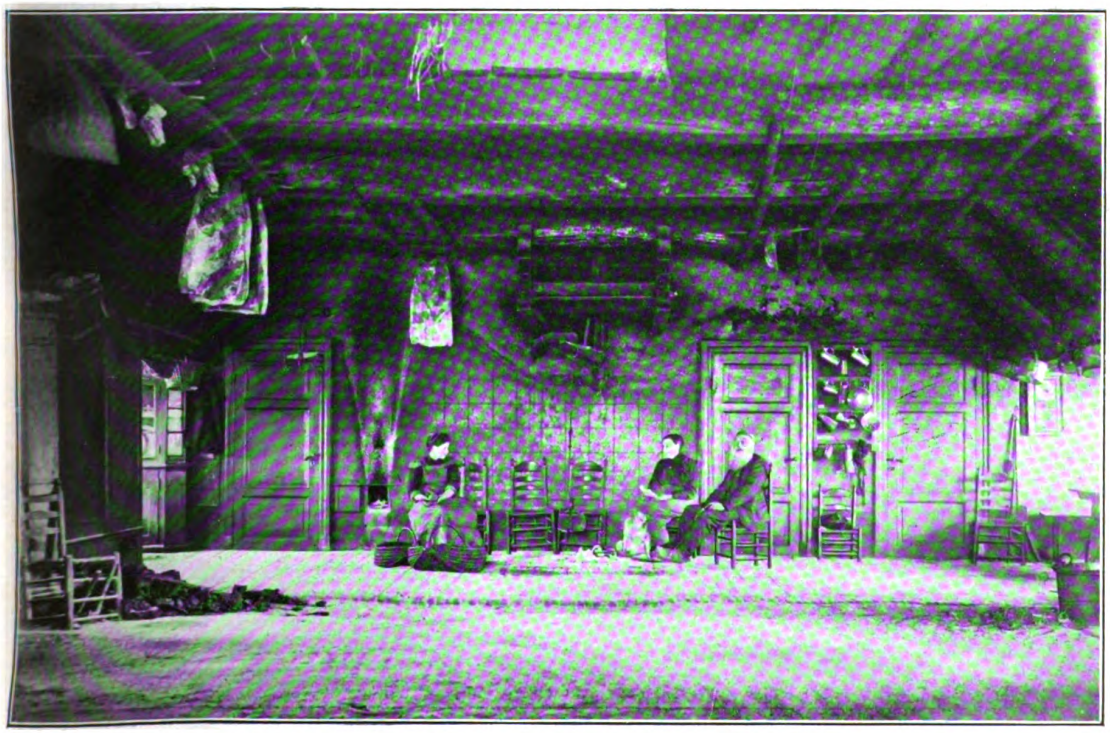
Und welch ein reiches Pflanzen- und Vogelleben entfaltet sich hier! Allerlei Moosarten und andre Pflanzen, wie die dickfleischige Hauswurz („Donnerlok"), ja sogar Bäume und Sträucher, wie junge Birken, Ebereschen und so weiter, haben sich auf dem Strohdach angesiedelt. Es ist manchmal ein förmlicher Busch oder ein „Kruthoff" (Blumengarten), in dem man botanische Entdeckungen machen könnte. Zuweilen wächst sogar Roggen auf dem Dache, weil sich zufällig noch Körner in dem Deckstroh befanden. Die First ist mit Heide, manchmal auch mit Ziegeln belegt. Bei vielen alten Häusern im Oldenburgischen reicht das Dach vorn, zu beiden Seiten der großen Haustür, tief herunter über einen Vorbau, in dem sich Schweinekofen befinden. Das liebe Borstenvieh nimmt, seiner wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend, den vordersten Platz ein. Aus diesem Grunde können solche Häuser keinen hohen Giebel haben. Dagegen erblicken wir im Münsterlande, in Westfalen, Bückeburg und so weiter Häuser mit hohem, freiem Giebel und oben drauf die beiden aus Holz roh geschnittenen Pferdeköpfe.

Die Einfahrtstür („grote Där") befindet sich fast immer in der Front. Sie wird durch eine

Bauernhof in zusammenhängender Bauart

Niedersächsischer Bauernhof, aus Einzelgebäuden bestehend

Deichsel („Dießel") in zwei gleiche untere Hälften geteilt, die durch einen Riegel („Schott") verschlossen werden können. Oben sind noch zwei kleinere Flügel, deren einer gewöhnlich geöffnet ist, damit der Rauch aus dem Hause ziehen kann, denn die alten Häuser haben keinen Schornstein. Zu demselben Zweck ist auch ein kleines rundes Loch oben im Giebel angebracht, Eulenloch („Ulenlock") genannt.



„Flett" im niedersächsischen Bauernhause mit dem offenen Herd

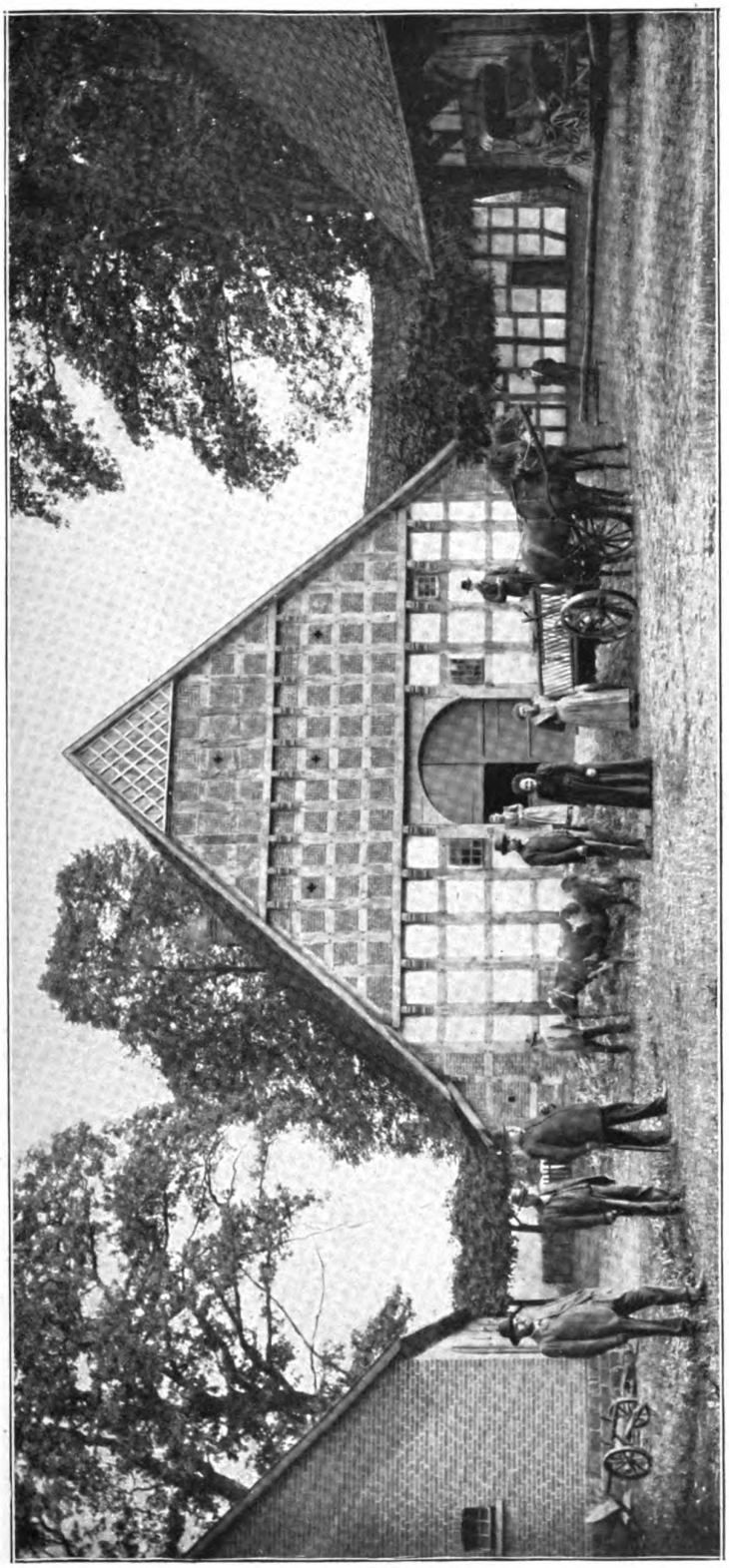
Alter Marschenhof

Moderner Marschenhof in sogenannter friesischer Bauart

Schauen wir uns einmal auf dem Hofe um. Er ist manchmal durch einige Nebengebäude, als Schweineställe, eine alte Scheune, deren Wände aus Zweigwerk geflochten sind, flankiert. Hohe alte Eichen beschatten den Hof. Sie gewähren dem Hause Schutz gegen Wind und Wetter und sind der Stolz und die Lieblinge des Bauern, den nur die größte Not zwingen könnte, sie umzuhauen und zu verkaufen.

Schwalbengezwitscher, Amselsang und Finkenschlag tönt uns von allen Seiten entgegen. Unter dem wie ein Mützenschirm ein wenig vorspringenden Giebeldache zieht sich wie eine Kolonie eine lange Reihe von Schwalbennestern entlang. Der Storch baut häufig oben auf der Spitze des Giebels. Was nicht auf und unter dem Dache wohnen kann, das siedelt sich in den alten hohen Eichen und in den graubemoosten Obstbäumen an, in deren Schatten das Haus ruht, so daß ein reges, reiches Vogelleben mit seiner Poesie vom Erwachen des Frühlings bis zum Spätherbst um die Wohnung des Bauern, um das ehrwürdige Strohdach kreist.

Ueber der Vordertür ist in einem Balken der Name des Erbauers und seiner Ehefrau, die Jahreszahl und auch gewöhnlich ein frommer Hausvers eingeschnitten. Für den Mittel- und Süddeutschen ist der Blick in das Innere neu und überraschend. Vor uns dehnt sich wie eine weite Halle die lange, breite Lehmdiele oder Tenne aus, die am äußersten Ende in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist, aus dem wie ein Opferfeuer die rötliche Flamme des offenen Herdes durch blaue, wallende Rauchwolken hervorleuchtet. Gewaltige, braun beräucherte, auf Ständern ruhende Eichenbalken mit quer darüber gelegten



Bauernhof im Münsterland (Oldenburg)

Holzbohlen bilden die Decke, über der sich der Boden oder „Balken" befindet. In der Mitte desselben ist das große, viereckige Bodenloch („Balklock"); unter dieses wird der Erntewagen gefahren, um Heu oder Roggen nach oben zu schaffen. Da die Decke nicht dicht ist, so hängen überall lange Halme hindurch. In manchen Häusern fällt es uns noch besonders auf, daß die tragenden, die Diele begrenzenden Ständer auf starken Findlingsblöcken stehen; das Gebäude ist mithin auf Felsen gegründet. Ständer und Balken bilden das Gerüst, sozusagen das Rückgrat des Hauses. Auf der großen Diele wird im Winter gedroschen, jetzt leider nicht mehr mit Flegeln im gemütlichen Takte, sondern mit der Maschine. Gleichlaufend mit der Vorderwand sind seitlich der Tür die Pferdeställe und weiterhin zu beiden Seiten der Tenne die lange Reihe der Kuhställe. Da stehen oder lagern sie im Winter Kopf an Kopf, fressend oder gemächlich wiederkäuend, die Hausgenossen und Lieblinge der Bewohner, mit den Köpfen nicht der Wand, wie in den friesischen Häusern, sondern der Diele zugekehrt, so daß die Menschen ihnen ins Auge schauen und sie hinwiederum alles sehen können, was ihre Herren tun und treiben. Wie könnte es anders sein, da die Kühe hier nicht bloß milchgebendes Vieh, sondern liebe Hausgenossen sind.

Daß sie warm stehen, dafür ist noch eigens gesorgt durch ein besonderes Verdeck dicht über den Ställen, die sogenannte „Hille", auf der Heu, Stroh, Torf und so weiter zum handlichen Gebrauch lagern. Auf diesem kleineren Boden sind auch, unweit der Haustür, Latten festgenagelt, die den „Hönerwiem" bilden, auf dem abends in langen Reihen amphitheatralisch übereinander das Hühnervolk ruht, mit seinem ritterlichen Heerführer an der Spitze.

Auf der Hille finden auch manchmal, wenn eine große Hochzeit gefeiert wird, die Dorfmusikanten erhabenen Platz. Die weite, imposante Halle ist alsdann zum Tanzsaal eingerichtet, mit Laub und Kränzen festlich geschmückt, und vom hohen Orchester erschallen die hellen Töne der Klarinette, Trompete, Flöte und Geige zum ländlich-sittlichen Tanze. Auch andre große Familienfeste sowie die ernste Totenfeier werden auf der Diele, die lebhaft an die nordische Halle der alten Germanen erinnert, abgehalten.

Eines der ältesten erhaltenen Bauernhäuser

Nunmehr sind wir am Ende der Tenne angelangt und betreten die Wohndiele für die Menschen, das sogenannte „Flett", von dem eines unsrer Bilder eine Darstellung gibt. Der Raum erweitert sich für den Herdplatz in der Mitte und für die „Unterschläge" an den Seiten. So heißen die freien Räume, die bis an die niedrigen Seitenwände („de Howand") und bis an das schräge, innen mit Brettern bekleidete Dach reichen. Das nötige Licht erhalten sie durch einige niedrige Fenster, deren kleine Scheiben in ganz alten Häusern noch in Blei gefaßt sind.

In einem der Unterschläge steht der große eichene Familientisch, an dem die Mahlzeiten von Herrschaft und Gesinde gemeinschaftlich, manchmal aus einer großen Schüssel („Kumme") oder aus der Bratpfanne, genossen werden. Hier wird gern Gastfreigebigkeit geübt. Im Unterschlage stehen auch die alten Erbstücke, seltsam mit Schnitzwerk verzierte und mit blankem Messing beschlagene Truhen, Schränke, Anrichten (Büfetts) und so weiter, ein Stück Bauernkunst. In die Wand hinter dem Herde, etwas zur Seite gerückt, sind meistens „Alköven", das sind Bettverschläge mit verschließbaren Türen, hineingebaut. An dieser Wand, die nicht selten mit bunten holländischen Fliesen getäfelt ist, hängen auch oder stehen auf Borten blankgeputzte antike Messing- und Zinngeschirre, wie Bettwärmer, riesige Schüsseln, Kannen, Krüge und so weiter. Unter der Decke hängen am „Wiemen", der aus befestigten Latten besteht, lange, gelb- und schwarzberäucherte Speckseiten, braune Schinken, Würste und so weiter. Im Unterschlage sitzen an Sonntagnachmittagen die

Mägde und Töchter des Bauern, mit Handarbeiten beschäftigt.

Mitten im Heiligtum befindet sich das Allerheiligste, der freie, offene Herd, von dem alles Licht und alle Wärme ausstrahlt. Wenn er nicht, wie in manchen Häusern, an die Wand gerückt ist, so befindet sich das Feuerloch („Herdkuhl") in einem runden, aus Ziegelsteinen bestehenden, ein wenig erhöhten Platze.

Am Herdfeuer weilt die fleißige Hausfrau, mit Kochen und Backen und zwischendurch mit Nähen und andern Handarbeiten beschäftigt. Von hier aus übersieht sie, ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, das ganze Haus, das Gesinde, Vieh, die Hühner und „was da gehet ein und aus". Dem Auge der wachsamen Hausfrau entgeht am Herde nichts. Aller dieser Vorteile beraubt sich, wer den Herd von der Aussicht auf die Diele abschließt, wie schon vor zirka hundert Jahren Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien" hervorhob. Hier versammeln sich am Abend, namentlich zur Winterszeit, sämtliche Hausgenossen um die helle, flackernde Herdflamme. Gemütlich und patriarchalisch sitzen sie im Kreise auf Stühlen, deren Sitze aus Binsen geflochten sind, ums Feuer, Herr und Knecht, Frau und Magd, Söhne und Töchter. Die Männer rauchen in der Regel aus einer kurzen Pfeife („Brösel"), flechten Körbe, drehen Taue oder sind sonst beschäftigt, die Hausfrau und die Mädchen nähen oder stricken und die Kinder lesen oder machen ihre Schulaufgaben. Kommt ein Nachbar, so rückt er mit in den Kreis, und nun wird geplaudert über alles, was die Landleute interessiert. Nun werden Geschichten und Märchen erzählt und manchmal auch ein echtes Volkslied angestimmt. Der helle Schein des Feuers gibt allen Licht und Wärme zur Genüge, nur eine dunkelbrennende Lampe, den blauen, wallenden Rauch mit rötlichen Strahlen durchbrechend, hängt wohl über dem Herde an einer eigentümlichen, beinahe schlittenförmigen Schutzvorrichtung aus glänzendschwarz beräuchertem Holz, dem „Ramen", an dem auch der Kesselhaken befestigt ist. Der malerische Effekt dieses Bildes mit seinem Wechsel von Licht und Schatten ist unbeschreiblich. Wenn man so dabeisitzt, so kommt es einem vor, als ob man in die Zeiten des Sachsenherzogs Wittekind zurückversetzt wäre; viel anders und einfacher konnte es dazumal fürwahr nicht sein. Welche Poesie und Gemütswärme strahlt vom offenen Herdfeuer über das ganze Haus und alle seine Bewohner aus! Leider macht es mehr und mehr dem Sparherde Platz, ein Schornstein entführt den Rauch, der doch zur Konservierung der Fleischwaren unentbehrlich ist, und aus dem Unterschlage wird ein abgeschlossener Windfang, mit einer Scheidewand zwischen der Diele und dem Flett, oder gar eine moderne Küche.

Durch zwei Türen in der Hinterwand des Fletts gelangen wir in die Wohnstube, die „Döns", und in das Besuchszimmer, den „Pisel", an denen sich häufig statt der Alköven auch schon Schlafkammern befinden. Aus diesen Räumen verschwindet der so gemüt- und kunstvolle, von den Altvordern überkommene bäuerliche Hausrat immer mehr und macht modernen städtischen Erzeugnissen Platz, während die „Bauernkunst" von den Städtern gesucht wird.

Das wäre im wesentlichen eine Schilderung des niedersächsischen Bauernhauses mit dem Leben und Treiben seiner Bewohner.

Niedersächsisches Bauernhaus im Schnee

Warum der Elefant seinen Rüssel hat

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Den Ruf der Volkstümlichkeit haben in unsern zoologischen Gärten die Tiere, die gleichsam auf ein einziges Erkennungswort hören; in der Masse all der Bestien fremdartigsten Ursprungs ist beliebt, was auch der Laie gleich kennt. Das Kamel hat seinen Buckel, das Känguruh hüpft auf den Hinterbeinen, das Zebra ist gestreift, der Löwe trägt seine Mähne. Beim Elefanten ist es der Rüssel, der untrüglich wirkt. Es gibt allerlei Tiere, die eine Neigung zur Rüsselbildung haben; das Schwein lenkt schon dahin, beim Tapir ist er auffällig, eine große Robbe heißt nach ihm der See-Elefant, ein niedliches Beuteltier, der Tarsipes, der wie ein Kolibri Honig aus den australischen Blüten saugt, besitzt ihn, und so fort. Aber bei keinem ist er so populär, so sprichwörtlich geworden wie beim Elefanten, und das mit Recht. Nicht nur an sich ist er hier länger als irgendwo sonst, sondern er wirkt besonders, weil er dem imponierendsten Koloß unter allen Landtieren hier angehängt ist. Durch seinen zierlichen, beweglichen Greifrüssel, der schnobernd durch das Gitter kommt, ein Zuckerstück elegant durch die Luft entführt und bei der entsprechenden Dressur den Griff eines Musikinstruments so geschickt dreht wie eine zarte Kinderhand, kommt in den Riesen etwas Humoristisches. Er, von dem man meint, er müsse mit brutaler Kraft alles niedertrampeln, um zu seinem Recht zu kommen, bietet ein bettelndes Kinderpätschchen in Gestalt seiner unmäßig verlängerten Oberlippe und Nase dar, dessen nervös feine Bewegungen sofort auf einen sehr fein entwickelten Geist schließen lassen. Schaut man genauer zu bei einem der dressierten Elefanten unsrer Tiergärten, so merkt man freilich, daß es auch mit den groben Trampelbeinen nicht so echt ist. Auch mit den Beinen ist dieser Koloß ein wahrer geborener Zirkuskünstler, der das Unmögliche möglich macht, ohne zu Falle zu kommen. Ich erinnere mich eines Prachtanblicks aus dem Kölner Zoologischen Garten, wie ein Elefant durchaus von einem Baum, der ein ganzes Stück hinter seinem Gitter stand, einen Blätterzweig haben wollte, wie er zuerst mit den Vorderbeinen auf der mittleren Eisenstange des Gitters sich hochrichtete und dann plötzlich die Hinterbeine auch auf die Stange nachzog und so einen Moment als unglaublicher Turner ganz oben schwebte, wobei der Rüssel jetzt wirklich den Ast packte und mit einem Ruck losriß, als krache ein Flintenschuß. Der Elefant ist nicht ein schwerfälliges, sondern er ist eben im Verhältnis zu seinem enormen Körpergewicht ein hervorragend bewegliches, sozusagen nervös leichtes Geschöpf. Der Ruf des „Plumpen" hat sich an ihn auch eigentlich nur durch einen Irrtum der naturgeschichtlichen Systematik geheftet. Eine Weile, die genügt hat, die Sache in weiten Kreisen fest einzuwurzeln, hatten die Zoologen eine Ordnung der Säugetiere im System aufgestellt, die den anzüglichen Namen der Dickhäuter, auch wohl gar geradezu der Plumpen führte. Um den Preis der wirklichen oder angeblichen Dickfelligkeit standen da bunt nebeneinander der Tapir und das Nashorn, das Nilpferd und das Schwein, der kleine Klippschliefer und der ungeheure Elefant. Heute ist das vor besonnener Schau längst wieder getrennt. Nashorn und Tapir gehören zum Pferd, Nilpferd und Schwein neben die Wiederkäuer, der Klippschliefer ist ein vereinzelter Rest einer Gruppe vorweltlicher Urhuftiere, und die Elefanten bilden eine Ordnung für sich, die man als solche ganz im alten Volkssinne nach dem sinnfälligsten Merkmal benannt hat, nämlich Rüsseltiere.

Wenn der Tunguse im Bereich der großen sibirischen Strommündungen gelegentlich einen Elefantenleichnam aus entlegenen Tagen, ein Mammut,

aus einer bis dahin unberührten Eisspalte tauen sieht, den Rüssel und die kolossalen Hauer voran, dann erzählt er, es sei das das gespenstische Wühltier, das für gewöhnlich tief im hartgefrorenen Erdreich lebe, aber sterben müsse, wenn es das Licht zufällig erblicke. Seht, sagt er, wie sinnreich dieser Erdbewohner für sein Bereich ausgestattet ist: mit den krummen Hauern spaltet er den steinharten Grund, mit dem langen, runzeligen, wurmartigen Anhängsel bohrt er sich durch das weichere Erdreich gleich dem Regenwurm. Diese Idee ist so übel nicht. Hier hätten wir eine Erklärung des Rüssels in seinem Zweck, die uns Modernen im Sinne Darwins zugleich auf die geschichtliche Entstehung helfen würde; denn nach Darwin ist jede feste, dauernde Einbürgerung einer Sache in der Welt ein Ergebnis eben des Bedarfs nach ihr. Was für ungeheuerliche Knochenapparate sich Wühltiere faktisch ausbilden, davon geben Schultergürtel und Grabfüße unsers Maulwurfs, die zu Sturmböcken und Schaufeln geworden sind, ein anschauliches Bild. Der Regenwurm führt uns wirklich ein Tier vor, dessen Leibesform aus praktischen Gründen gewissermaßen ganz „Rüssel" geworden ist; auf hoher Stufe haben molchähnliche Wirbeltiere, die Blindwühlen, es ihm noch einmal genau so im gleichen Anpassungszweck nachgetan, und vielleicht ist selbst der Typus der fußlosen Schlange ursprünglich aus Wühlformen hervorgegangen. So ginge es hier wie bei mancher Theorie und nicht nur bei solchen des schlichten Tungusenverstandes: sie wäre sehr nett, wenn bloß ihre Voraussetzung selber stimmte. Davon aber ist keine Rede. Die Mammute sind zu ihren Lebzeiten ganz fröhlich oben über die besonnte Moossteppe gewandert, wie heute im polaren Nordamerika die Moschusochsen, und in die Tiefe sind sie nur gelangt, wenn (zum Gewinn unsrer Museen) gelegentlich die Wanderung über Gletscher führte und eine Eisspalte einen solchen schweren Riesen verschlang. Und doch! Wenn nun auch da oben der Elefantenrüssel eine Beziehung zu einer ganz besonderen Art von „Wühlen" gehabt hätte...?

Daß er sich schon einmal leibhaftig durch zähes Erdreich habe wühlen müssen, wollen wir keinem von uns wünschen, er würde es auch nicht lange ausgehalten haben. Aber aus fröhlichen Kinderzeiten kennt wohl jeder eine Wühlerei oben im Licht, nämlich in hochgestapelten Heuhaufen. Sollte sie freilich Ernst werden und nicht bloß Spiel, so wurde ein solides mehrzinkiges Werkzeug dazu nötig: die Heugabel. Hier wird nun wichtig, daß schon der Tunguse zwei besondere Eigenschaften des Elefanten miteinander kombinierte: nämlich den Rüssel und die großen Stoßzähne. Haben diese Zähne, wenn man irgendeinen wohlerhaltenen Elefanten unsrer Tiergärten sieht, nicht wirklich eine ganz ähnliche Bildung wie eine natürliche Heugabel? Ein Heuschober ist aber eigentlich selber wieder ein Kulturbild, etwas schon Vermenschlichtes. Das große Naturbild dahinter wäre: als Gegensatz zum durchwühlbaren Erdreich eine dichte Masse innig verschränkten Pflanzenstoffs, durch den ein kühner Eindringling sich schließlich wühlen müßte wie der Regenwurm durch seine schwarze Gartenerde. Das Bild taucht uns auf vom ersten Pionier im jungfräulich unberührten Urwald. Wie ein Bergmann im tiefen Schacht muß er sich mit der Axt Schritt für Schritt erst den Weg erkämpfen in diesem dichtesten Gespinst üppigsten Pflanzenwuchses. Kletterpflanzen der zähesten Art, oft mit furchtbaren Stacheln besetzt, sperren wie Ketten den Pfad zwischen Baum und Baum. Gefallene Stämme, die nur ein Hebebaum bewegte, versperren den Boden. Die leckere Frucht, nach der die Hand greifen möchte, hängt hoch oben über diesem Wirrsal; nur die Axt, die den ganzen Baum fällt, kann auch sie erreichen. Und doch gilt es durchkommen. Sogar nicht für einen bloß: ein Kunstpfad soll hindurchgeführt, am Ende gar eine Eisenbahn gelegt werden für die sozialen Zwecke der Menschheit. Da gilt es Wühlen, Fällen, Durchbrechen mit Todesverachtung. Nun aber dazu wieder ein ähnliches und doch wieder andres Bild. Es ist in Urweltstagen, lange ehe ein Kulturmensch an eine Eisenbahn oder auch nur an eine Metallaxt denkt. Durch Kohlensäuregehalt der Luft, Wasserdampf, Wärme, glückliche Bodenverhältnisse mit frischen, wenig verbrauchten Mineralstoffen begünstigt, ist der Pflanzenwuchs wieder einmal für weite Gebiete der Erde in ein Stadium der besonderen Entfaltung getreten. Eine große Waldperiode ist angebrochen. Nicht daß die Bäume selbst, wie der Laie wohl träumt, märchenhaft viel größer gewesen wären als heute. Ihre Gattungen glichen durchaus schon unsern heutigen, es war Urwald, der im wesentlichen dem heutigen ähnelte. Aber was heute nur in Resten existiert, beherrschte damals ungeheure Gebiete. Die Klimazonen von heute scheinen verwischt, die Erde ist bekränzt mit solchem Waldgespinst bis zu den Polen. Nehmen wir ganz allgemein die erste Hälfte der Tertiärzeit als Zeitpunkt. In der Tierwelt waren die alten Saurier der voraufgehenden Epoche abgelöst durch eine großartige Entfaltung der Säugetiere. Von diesen Säugetieren drang jetzt ein Teil ein in diesen Tertiärwald — er „wühlte" sich ein in die zäh verschlungene grüne Masse, genau wie viel später der Kulturmensch. Künstliche Werkzeuge wie Axt und Hebel dieses Pioniers gab es nicht. So schuf der Zweck den Pionieren Organe zur Bezwingung des Waldes, Gabeln, Aexte, Hebel, am eignen Leib ...

In dieser Erdperiode sind die Elefanten ziemlich sicher nachweisbar entstanden, ihre ältesten uns bekannten Formen treten darin auf. Noch heute ist der Elefant ein ausgesprochenes Waldtier im denkbar verfilztesten, unwegsamsten Walde. In den indischen Dschungeln und den Gebirgswäldern des Atlas hat ihn die Kultur zuerst gefunden. Seine imposantesten überlebenden Riesen bergen zur Stunde noch die Buschwälder am Kilimandscharo. Jene Mammutelefanten der baumlosen Tundrasteppe Sibiriens waren bloß gelegentlich versprengte Opfer der Eiszeit, deren Ahnen aus Lorbeerhainen vertrieben waren, und sie haben sich ja auch nicht halten können. Wo immer der lebende Elefant aber den Wald bewohnt, da bewohnt er ihn als wahrer Beherrscher. Er ist der Pionier, der zuerst wirkliche Straßen hineinbricht. Es ist das für ihn um so wichtiger, als auch er in seiner Weise ein soziales Tier ist. In großen Herden, die streng zusammenhalten, lebt er, und die alten Tiere brechen den schwachen und jungen den Weg. So mancher

Urwald wäre dem Menschen noch heute unzugänglich, hätten nicht die Elefanten vorgearbeitet als Wegbrecher. Mit dieser Aufgabe aber hängt offenbar seit alters die Ausbildung der riesigen Stoßzähne zusammen. Sie sind Astknicker, Ast- und Baumheber allerersten Ranges.

Die Geschichte des Elefantenvolkes lehrt uns nun interessante Tatsachen über die allmähliche Ausbildung und immer zweckmäßigere Verbesserung gerade dieser Baumknacker. Elefantenknochen und vor allem -zähne haben sich aus alten Tagen vermöge ihres Riesenbaues stets besonders gut erhalten. Bei unsern lebenden Elefanten sitzen die Stoßzähne oder (wie man in jenem Sinne viel richtiger sagte) die Brechzähne bekanntlich im Oberkiefer (genauer noch gesagt, im Zwischenkiefer des Oberkiefers, denn sie sind Schneidezähne), zwei an der Zahl. So war es auch beim Mammut und verschiedenen andern ausgestorbenen Arten. Es scheint aber durchaus, daß das erst die gelungenste und deshalb dauerndste Schlußform gewesen ist. Vorauf ging ihr das Mastodon, das ursprünglich vier Stoßzähne hatte, zwei oben und zwei unten. Bei gewissen Mastodonten merkt man dann schon, daß das offenbar des Guten zu viel war, die unteren Stoßzähne fallen bei den älteren Individuen gewohnheitsmäßig aus, bis sie endlich auch den Arten ganz verschwinden. Daneben geht in dem grotesken Dinotherium ein Elefant, der umgekehrt bloß die unteren Stößer als krumme Hauer in den Formen einer Bergmannsaxt versuchsweise bewahrt hatte; diese Dinotherien sind aber schon relativ früh ganz untergegangen. Man hat das Gefühl, als habe sich diese an sich so hochpraktische Entwicklung der waldrodenden Brechzähne erst durchkämpfen und durchproben müssen über einen gewissen Konflikt hinweg mit einem andern Organ. Und man sieht leicht, welches Organ das war, mit dem die Riesenzähne sich erst vertragen mußten, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollten. Denken wir uns, es sollten uns lange Hauer aus dem Munde vorwachsen. Wer käme zuerst dabei in eine gewisse Schwierigkeit? Ganz gewiß unsre Ober- und Unterlippe. Mit dieser Lippenfrage berühren wir aber sogleich die Rüsselfrage. Denn wenn auch der naive Beschauer und mit bestimmtem Recht auch der Zoologe den durchbohrten, mit seinen Kanälen in die Nasenkanäle mündenden Elefantenrüssel als „Nase" bezeichnet, so ist er doch noch im engeren und eigentlicheren Sinne die riesenhaft verlängerte Oberlippe, und sein Fingergriff am Ende ist eigentlich die Lippentastspitze. Bei unserm lebenden Elefanten ist das Wunder gelungen, daß, obwohl seine Stoßzähne im Oberkiefer sitzen, gerade die Oberlippe bei ihm die fabelhafteste Länge erhalten hat, sie greift zwischen den Stößern durch und langt bis zur Erde herab. So wie das jetzt ist, ist es zweifellos äußerst sinnreich. Die Stößer genieren sie gar nicht in Anbetracht einer zugleich so extravaganten und so fein mitten zwischendurch balancierten Oberlippe, obgleich sie selber auch gerade oben sind. Für die technische Knack- und Hebelarbeit im Walde aber ist der Sitz der Zähne oben, mit Verankerung im Schädel selbst statt im Unterkiefer, unbedingt der bessere Platz.

Sinnreich ist es — aber es entsteht doch die Frage, wie es gerade so werden konnte. An sich wäre das Nächstliegende nämlich gewesen, daß eine Bevorzugung der oberen Lage der Stößer die Oberlippe emporgedrängt und damit statt vergrößert durch dauernden Nichtgebrauch verkümmert und verkürzt hätte; denn die Hauer biegen ja rückwärts nach oben um, nicht nach unten. Denken wir an einen Menschen, der eine Zigarre zwischen die Zähne geklemmt hält: er wird die Oberlippe zurückziehen müssen. Damit wäre aber die Oberlippe, die durchweg den Tieren, zumal den Pflanzenfressern, höchst wichtig, ja unentbehrlich ist, geschmälert gewesen — es wäre ein Konflikt zweier Organe entstanden und es wären also die Stößer oben eigentlich doch unpraktisch gewesen. Wer hat nun das Wunder vollbracht und die Oberlippe der Elefanten im kühnsten Bogen trotzdem herübergeleitet und so rehabilitiert trotz der Oberkieferhauer, daß jetzt auch diese Hauer keinen Schaden anrichten konnten, also ruhig des andern Zwecks, des Brech- und Hebelzwecks, wegen oben bleiben konnten?

Hier scheint es nun, daß uns allerneueste Funde urweltlicher Elefanten auf die Spur helfen. Sie sind in den letzten Jahren in Afrika gemacht worden, und zwar in Aegypten, an der Grenze der Wüste, im Hinterlande des sogenannten Fayum. Dort mündete in früher Tertiärzeit ein großer Fluß. In seine Meermündung schwammen Seekühe und riesige walfischähnliche Säugetiere (Zeuglodonten) ein, aus dem Waldlande aber schleppte der Strom die Knochen von Urelefanten und andern Riesentieren des Landes von damals herab und begrub sie im Schlamm seines Delta. Dort finden sich nun heute noch im tertiären Stein, durch Verwitterung sehr offen zutage, die Schädel von Elefanten, die offenbar noch zu den ältesten Ahnen dieses Geschlechts gehören, weit älter und urtümlicher noch als jene Mastodonten und Dinotherien. Zum erstenmal sehen wir bei ihnen (Paläomastodon, das Altmastodon, hat man die Gattung getauft) mit einiger Sicherheit noch auf die Ausgangsstufe dieses ganzen Bildungsprozesses von Rüssel wie Stoßzahn. Im ganzen ist das Gebiß noch weit weniger extrem ausgebildet als bei allen späteren Elefanten, so daß zum erstenmal uns hier eine Ahnung beschleicht, aus welcher Stelle des großen Huftierstammes denn wohl überhaupt dieser Stammast der Elefanten in noch älterer Zeit herausgewachsen sein könnte. Im besonderen für unsern Fall aber zeigt sich folgendes. Auch hier sind vier Stößer, zwei oben, zwei unten, als Ausgangsstation da. Aber die oberen gehen als Hauer nach unten, genieren also die Oberlippe noch nicht sehr. Die unteren dagegen legen sich schaufelartig vor. Diese letztere Lage mußte die Unterlippe zurückdrängen. Um nun fressen zu können, mußte das Tier wesentlich die Oberlippe benutzen, mußte sie vordrängen und mit ihr die Pflanzenkost auf den vorspringenden unteren Zahnschaufeln zerquetschen. In so lebhafter Funktion, lag es hier nahe genug, daß diese Oberlippe sich verdickte, immer wulstiger sich herabneigte, kurz: es bildete sich der Anfang eines Rüssels. Als er immer schwerer herabsackte, konnte für einen Entwicklungsversuch die Frage entstehen, ob es nicht praktischer sei, wenn die oberen Hauer ganz schwänden. Die unteren konnten ihre Schaufel ja selber an der

Spitze noch etwas abwärts biegen und sie so ganz ersetzen. Das hat dann offenbar jenes Dinotherium durchgeführt. Hier herrschte oben bloß der Rüssel ohne Stößer, und die ganzen Hebel- und Brechstangen saßen im Unterkiefer. Aber, wie gesagt, das war doch wieder von der Technik dieser Brechstangen und Hebel selber aus nicht so praktisch. So ging die Linie zum heutigen Elefanten den andern Weg. Sie bog die oberen Stößer in einer Kurve wieder nach oben. Das konnte jetzt der Oberlippe nichts mehr schaden, da sie ja längst sich so verdickt und gestreckt hatte in ihrer freien Bildungszeit, daß sie rüsselartig dazwischen herunterhing. Die oberen Hebel, tief im Schädel verankert, erwiesen sich jetzt aber alsbald als so werkkräftig, daß die Doppelstößerei oben und unten zugunsten von oben überflüssig wurde. Die unteren Stößer kamen (wie bei den echten Mastodonten) in Fortfall. Damit aber wurde die herabgreifende rüsselhafte Oberlippe plötzlich ganz frei in der Längslinie nach unten, sie konnte sich ohne Barriere nunmehr so weit recken, wie sie wollte. Dieses noch weitere Recken bekam aber selber alsbald seinen Zweck. Die Verankerung der immer kolossaleren oberen Hebelhauer im Kopf machte nämlich ein kompakteres Zusammendrängen da oben wünschenswert, der schwere Kopf schloß sich enger an den Nacken mit verkürztem und verfleischtem Halse. Das erschwerte aber das Langen nach Zweigen oben, das Zugreifen bei der Räumarbeit des Wegbrechens im Urwalde unten. Die ohnehin schon verlängerte und nun nach unten ganz freie Oberlippe bot da den trefflichsten Ersatz. Als wahrer Greifrüssel packte sie hoch nach oben und berührte unten die Erde, ohne daß der Kopf sich selber zu regen brauchte. Das ist das Geheimnis des Elefantenrüssels. Er war in der Anlage da, ehe die oberen Hauer die ganze Holzerarbeit an sich rissen. Als sie das aber taten und die unteren Hebel schwanden, stellte der Rüssel sich auf einen neuen Zweck ein, mit dem jetzt alles harmonisch ineinander griff: er ersetzte dem Holzfäller, dem seine schwere Axt die Schulter krampfte, den beweglich dehnbaren, geschmeidigen Hals.

Eine Idee höher!

Nach einem Gemälde von Theodor Funck

Sudermanns Heimathaus in Heydekrug

Hermann Sudermann

Von

Ida Boy-Ed

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In dem Aufsatz, in dem Carlyle 1832 sich über den Genuß aussprach, den das Lesen von Biographien gewähre, sagte er unter anderm: „Der Mensch ist und bleibt dem Menschen interessant, ja genau genommen ist nichts andres interessant.

Wie unaussprechlich wohltuend ist es, unsern Mitmenschen kennen zu lernen, in ihn hineinzusehen, sein Wesen zu verstehen, seine innersten Geheimnisse zu entziffern! Ja, nicht bloß in ihn hineinzusehen, sondern aus ihm heraus die Welt ganz mit den Augen anzuschauen, mit denen er sie schaute, so daß wir in der Theorie ihn rekonstruieren und im Leben beinahe personifizieren können, was für eine Art Mensch er war und was für eine Lebensaufgabe er zugewiesen erhalten hatte."

Sudermanns Mutter

Ganz gewiß erfordert die Betrachtung eines Vordergrundmenschen die rechte Standferne, von der aus man ihn und das Verhältnis, in dem er zu seinem Zeithintergrund steht, genau zu erkennen vermag; eine Standferne, die zuweilen erst viele Jahrzehnte nach dem Tode des zu Betrachtenden gewonnen werden kann.

Wenn der Lebende am Lebenden sich biographisch versucht, kann, paradox genug, die Ferne vielleicht nur durch die Nähe ersetzt werden. Der Freund kann wenigstens dies eine vom Freunde aussagen, „was für eine Art Mensch er war". Mensch und Dichter aber sind in Sudermann so völlig eins, daß man von dem einen nicht sprechen kann, ohne zugleich über den andern wie von selbst Aufschlüsse zu geben.

Die Umrißlinien seines Lebens seien hingezeichnet: Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 in Matziken, einem Gutshof inmitten der litauischen Wälder, geboren. Diese Stätte und ihre Umwelt kennt das deutsche Volk aus dem Roman „Frau Sorge". Als Hermann ein Junge von sieben Jahren war, siedelten seine Eltern nach Heydekrug über, wo sein Vater eine Brauerei besaß. Mit

zwölfeinhalb Jahren kam er auf das Realgymnasium zu Elbing und nach einem kurzen Zwischenspiel als Apothekerlehrling auf das Realgymnasium zu Tilsit, machte dort sein Abiturientenexamen und ging, ein Student von Siebzehneinhalb, nach Königsberg. Dort focht und trank er als Couleurstudent flott drei Semester lang, trat dann aus und arbeitete.

Und danach hob die harte Zeit jenes Kampfes an, welcher der älteste, primitivste, tausendfältigste, härteste aller Kämpfe ist: der um Brot, das sich nicht immer fand ... Mit Neunzehneinhalb, ganz auf die eigne Kraft angewiesen, kam Sudermann nach Berlin. Er gab Stunden, versuchte sich journalistisch, und nach einer Zeit voll fast grotesker Düsternisse an Not und Ungewißheiten wurde er im Frühling 1881 Redakteur des von Rickert gegründeten linksliberalen „Deutschen Reichsblattes", das er, zugleich sein eigner einziger Mitarbeiter, allein schrieb, auch mit all den Requisiten, die „unterm Strich" die Ausstattung solcher Zeitung täglich fordert, wie grobgesponnene Belletristik, Rätsel und so weiter.

Nach zweieinhalb Jahren fand er, daß die Politik sich ohne ihn behelfen könne. Und weil er klar fühlte, „was für eine Lebensaufgabe er zugewiesen erhalten hatte", darbte er lieber weiter, um sich ganz frei und alle Kräfte auf das eine Ziel hin zusammenfassend seinem dichterischen Schaffen zu widmen. An der Grenze dieser zweiten Zeit voll sehr harter Not flammte der Erfolg der „Ehre" auf, 1889. Und der Glanz dieses Ereignisses fiel auf Sudermanns Novellen und Romane. Schon 1887 waren „Im Zwielicht", 1888 „Frau Sorge", 1889 „Die Geschwister" und „Der Katzensteg" erschienen und fast unbeachtet geblieben. Daß er für seine ersten Novellen einen Verleger fand, verdankte er nicht ihren literarischen Werten, sondern einem hübschen Zufall. Felix Lehmann, Sudermanns erster Verleger, ward Zeuge einer ritterlichen Handlung des jungen Dichters; in großmütigem Impuls ging er auf ihn zu und sagte: „Sie haben gewiß schon Novellen oder Romane geschrieben? Ich will sie verlegen."

Dies ist, in Anbetracht der Erfolge, die später den Werken ward, beinahe eine moralische Geschichte für ein Lesebuch.

Nachmals ging der Lehmannsche Verlag mit in die von Herrn Geheimrat Adolf von Kröner begründete Vereinigung verschiedener Verlagshäuser über und seitdem tragen alle Bücher des Autors den Namen J. G. Cotta.

Die buchhändlerischen Schicksale von Sudermanns ersten epischen Werken sind sehr bezeichnend für die literarischen Gleichgültigkeiten des Publikums jener Zeit, das ausschließlich vom hallenden Getöse eines Bühnenerfolges aufgeweckt werden konnte. Ohne den Sieg der „Ehre" wäre „Frau Sorge", das zur kleinen Reihe der klassischen deutschen Romane gehört, gar nicht an die Stelle gekommen, die ihm selbst Sudermanns Gegner zuerkennen. Es folgte noch 1892 das kernig-humoristische Werkchen „Iolanthes Hochzeit" und 1894 der Roman „Es war", der besonders in sprachlicher Hinsicht durch die plastische Kraft der Schilderungen unter Sudermanns Werken eines der reifsten ist. Und jetzt wieder entsteht ein Roman, mit dem Sudermann sich schon seit Jahren beschäftigt und dessen Vollendung für 1908 sicher zu erwarten ist.

Das dramatische Schaffen ist seit der „Ehre" das überwiegende gewesen. Die „Ehre" war so recht eigentlich ein Uebergangsstück, wie denn die ersten Werke nur ganz selten völlig individueller Besitz des Schaffenden sind. Der Graf Trast in der „Ehre" war Kunst von vorgestern; die Familie Heineke Kunst von morgen; der Konflikt der immer und ewig heutige. Es folgten „Sodoms Ende" und die „Heimat". Beide Werke haben neben ihren dichterischen Werten solche als Kulturdokumente. Sie „geben Kunde" — wie zum Beispiel „Kabale und Liebe" es tut. Ueber die Wichtigkeit

Sudermann, als er „Frau Sorge" schrieb

solcher „Kunde" für spätere Zeiten, die sich von vergangenen Gesellschaftszuständen ein Bild machen wollen, hat Jakob Burckhardt sich knapp und klar ausgesprochen. In seinem Buch „Hermann Sudermann, Poète dramatique et Romancier", faßt der französische Dozent Henri Schoen diese Bedeutung des Gesamtschaffens Sudermanns so zusammen: „Ils sont l'expression des aspirations d'une partie de la société allemande à un moment précis de l'histoire d'Allemagne."

„Die Schmetterlingsschlacht", „Das Glück im Winkel", „Es lebe das Leben", „Johannisfeuer", „Stein unter Steinen", „Das Blumenboot" bilden eine Gruppe bürgerlicher Schauspiele. In ihnen allen offenbart sich Sudermann weiter als der scharfe Versteher und leidenschaftliche Mitempfinder unsrer vielgestaltigen sozialen Kämpfe, Schwächen und Gärungen.

Die politische Komödie „Sturmgeselle Sokrates" fand nicht das Verständnis gerade des Publikums,

das nach Lage der Berliner Theaterverhältnisse berufen war, zuerst darüber zu urteilen. Auch die liberale Presse grollte. Man glaubte eine Verhöhnung der alten Achtundvierziger zu sehen und fühlte nicht die nachsichtige Liebe heraus, mit der diese in ihrer Begeisterung Versteinerten, grollend weit hinter ihrer Zeit Zurückgebliebenen, sich selbst und sonst niemand mehr Wichtigen geschildert waren.

Der Vollendungszeit nach in ihrer Mitte stehend ragen aus ihnen hervor die beiden Hauptwerke Sudermanns: sein „Johannes" und „Die drei Reiherfedern". „Johannes" ist das einzige biblische Drama, das wir Deutschen für das Theater wirklich besitzen. Alle andern dichterischen — verhüllten oder unverhüllten — Versuche am Johannes- und Christusstoff haben uns kein Werk geben können, dem die starken und tiefen Akzente der Sudermannschen Dichtung zu eigen wären. Zwanzig Jahre lang hatte sie sich in Herz und Hirn ihres Autors herrisch behauptet neben allen andern Plänen und Produktionen. Immer unterbrochene, neuaufgenommene, umgestoßene, scharfer Selbstkritik unterzogene Arbeit sah sich endlich 1898 vom Erfolg der Vollendung und dem einer großzügigen Bühnenwirkung gekrönt. Die staunenswerte Kraft und unerhörte Plastik, mit der im „Johannes" der Kulturzustand und die Bedrängnis des jüdischen Volkes dargestellt sind, hat Th. Kappstein mit der Autorität des Forschers in seinem „Johannes der Täufer und seine Zeit" gewürdigt. Aus den schweren Dunkelheiten einer geknechteten Volkspsyche steigt das Werk empor bis zu jenem „Hosianna" beim Einzug Christi, und die beschwingten, inbrünstigen Jubellaute verkünden den Anbruch eines andern Zeitalters mit neuen ethischen Werten.

Sudermann zur Zeit der „Ehre"

Es sei hier eingeschaltet, daß der Bühnenerfolg des „Johannes" und die von Grazie und Lasterhaftigkeit funkelnde Gestalt der Salome den Anstoß gab zur Einwanderung der Wildeschen „Salom" in Deutschland.

Sudermanns Landsitz Blankensee

„Die drei Reiherfedern" sind das Schmerzenskind des Dichters. Sie wurden nicht verstanden und setzten sich auf dem Theater nicht durch. Und vielleicht hing dies Geschick nur an einem Datum. Der Entwurf dieses Werkes war einigen nächsten Freunden Sudermanns schon lange bekannt gewesen, ehe irgendeine andre Märchendichtung auf der deutschen Bühne erschien. Die Vollendung verzögerte sich aber, und als „Die drei Reiherfedern" dann endlich zur Aufführung kamen, suggerierten Kritik und Publikum sich die Meinung, Sudermann habe zeigen zu müssen geglaubt, daß er „das" auch könne. Daß diesem Werk, ganz erfüllt von lyrischer Schönheit, in dem der Dichter sich als Meister der gebundenen Sprache offenbarte, schweres Unrecht geschah, ist inzwischen allgemein erkannt worden. Das Leitmotiv der Dichtung fassen diese Verse zusammen:

„Wer seiner Sehnsucht nachläuft, muß dran sterben,
Nur wer sie wegwirft, dem ergibt sie sich."

Als Beherrscher der Form zeigt sich Sudermann auch in seinen Einakterzyklen. In den „Morituri" — „Teja", „Fritzchen", „Das Ewig-Weibliche" — wird in den Seelenzustand der Todgeweihten hineingeleuchtet. Die „Rosen", die soeben auf die Wiener Bühne gelangten, sind durchrauscht vom heißen Pulsschlag der höchsten Lebensenergie: der Liebe. „Margot" zeigt das Maria-Magdalena-Problem von einer ganz neuen Seite. In „Die Lichtbänder" sieht man ein durch die Loslösung von jedem konventionellen Zwang ganz verwildertes Paar in einer aufs höchste gespannten Situation dem Verderben entgegentreiben. „Der letzte Besuch" stellt zwei ganz verschiedene Frauenseelen gegeneinander am Sarge des von beiden Geliebten. Die eine leidenschaftlich, feig, treulos, die andre voll stiller, tiefer Klarheiten. Diese Daisy wie auch die Prinzessin in „Die ferne Prinzessin" sind leise, rührende Gestalten, sie sagen nichts von sich aus und dennoch erät man ihr schweigsames Märtyrertum ganz und gar. „Die ferne Prinzessin" symbolisiert das Phantasieglück, das allein das unverlierbare ist. In lächelnder Wehmut und Zartheit steht die Prinzessin dem prachtvoll frischen, warmherzigen jungen Philologen gegenüber, und der Humor, der dies Zusammentreffen beherrscht, hat Tränen im Auge.

Jeder dieser Einakter ist ein ganzes Leben, ein mit Kunst zusammengedrängtes, gepreßtes, verdichtetes Stück Leben.

Das sind Sudermanns Werke, wie sie bis jetzt vorliegen und kraft deren der Leser „aus ihm heraus die Welt mit den Augen anschauen kann, mit denen er sie schaute".

Die Summe dieser Aufzählung ist ein Wort. Es heißt: Arbeit, heiße ehrliche Künstlerarbeit. Und

Sudermann in seinem Arbeitszimmer

in ihr, durch sie werden die Umrißlinien dieses Lebens weiter, scheinen viel Glanz und Glück zu umschreiben. Zwei Jahre nach dem Erlebnis der „Ehre" heiratete Sudermann die verwitwete Frau Clara Lauckner. Sie mit ihrer linden Güte und ihrem durchdringenden Verstehen seines Schaffens ward nun die Gefährtin seiner schweren Einsamkeiten. Cläre Sudermann ist selbst schriftstellerisch begabt, und durch ihre Seele geht ein stark phantastischer Zug. Ihre Erzählung „Die Siegerin" ist ein Werk voll psychologischer Feinheiten. Das Ehepaar lebte in Königsberg, Dresden, Berlin.

Und nun hat Sudermann seit mehreren Jahren

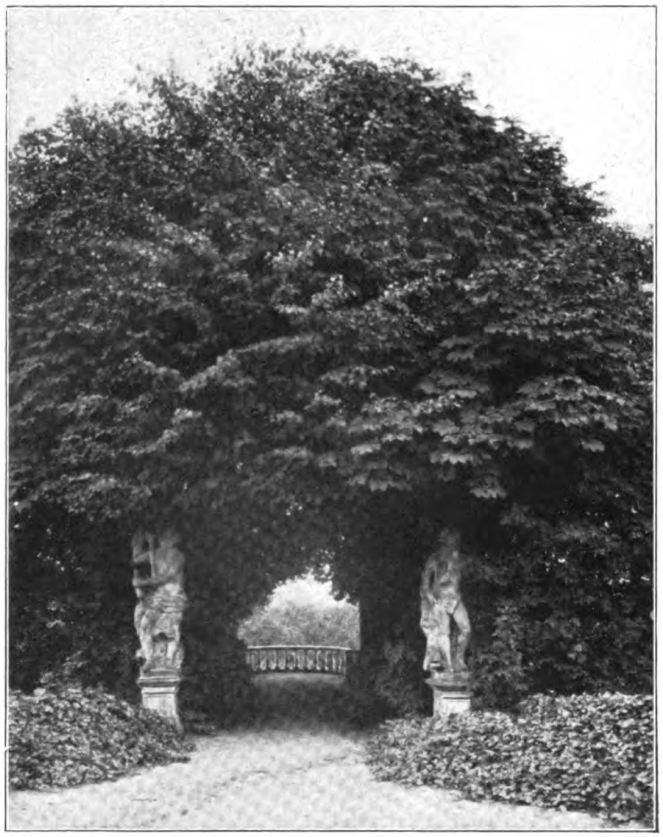
die Heimat gefunden, die ihm, dem leidenschaftlichen Naturfreund, die allein gemäße ist: er hat das alte Thümensche Schloß Blankensee in der Mark mit seinen weiten Parkanlagen und stillglänzenden Wasserspiegeln zu eigen erworben, und mit der köstlichen Freudfähigkeit eines Kindes widmet er sich der Ausgestaltung dieses Besitzes. Es fehlt auch nicht an jungem Lachen in diesem Heim: da ist die braunhaarige, hochaufwachsende Hede, Sudermanns einziges Kind, und da sind Illa und Rolf, die intelligenten Kinder aus Frau Sudermanns erster Ehe, von denen die musikalische Illa dem Dichter ein besonders guter Kamerad ist.

Seine „schweren Einsamkeiten" streifte vorhin ein Wort. Ueber Sudermanns Weltgeschmack hat sich ein merkwürdiger Irrtum festgesetzt. Es gibt viele, die glauben, daß er zu jenen Autoren gehöre, die der Bewunderung der Salons sich bedürftig fühlen.

Er leidet in ungewöhnlichem Maße an den Dissonanzen der Welt, und das Trennende, das jeder Lebensverbindung beigemischt ist — das Wissen hiervon gebiert ja eben das Einsamkeitsgefühl —, lastet auf ihm. Dazu ist ihm aus den Zeiten der grausamen Kämpfe mit der Not eine Schwere des Wesens verblieben, die auf Ferne oft als feierliche Steifheit wirkt, während die Nahen wissen, daß dies nichts ist wie eine momentane Unschlüssigkeit einem Menschen oder einer Situation gegenüber.

In auffallender Weise ist Sudermann den Angriffen der Kritik ausgesetzt gewesen; man kann fast von einer Hetze sprechen. Er hat geglaubt, sich mit dieser Erscheinung auseinandersetzen zu müssen, und in einer Broschüre „Die Verrohung der Kritik" unter Beigabe drastischer Proben Stellung genommen. Diese Broschüre wird immer ein interessantes literarhistorisches Dokument bleiben. Das Verhältnis zwischen der Kritik und dem

„Hermann, der für sich einnimmt"
(Kladderadatsch)



Aus dem Park von Blankensee

Schaffenden leidet naturnotwendig an unlösbaren Schwierigkeiten. Im reinen, ernsten Fall ist eine Individualität von der Unmöglichkeit gebunden, die andre zu verstehen. Im putzigen, unredlichen Fall, wo Neid oder Dummheit oder Eile die Feder führen, wird der Autor viel mehr geschädigt. Ein Uebel, das er tragen muß. Gewehrt haben sich aber zu allen Zeiten die Schaffenden dagegen. Kräftig spricht Schiller zu Goethe am 26. Januar 1799 von „Berliner Schmierern" und am 6. Oktober 1796 sagt er: „Es ist bloß in Deutschland möglich, daß böser Wille und Roheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Nahmen nicht alle Leser zu verlieren." Lebte Schiller jetzt, würde er vielleicht feststellen, daß es umgekehrt ein Trick ist, Leser zu gewinnen. Denn jemanden „zu zerschwatzen" und durch „Hohn über ihn Meister" zu werden — um nochmals Burckhardtsches Deutsch zu sprechen —, ist eine vergnügliche Stilgymnastik, die sich leicht übt und leicht unterhält. Kurz: ernst oder unehrlich — es sind eben zwischen kritischer und schöpferischer Tätigkeit unabänderliche, unveränderliche Gegensätze.

Ein Ausländer, der bedeutendste Kritiker und Literarhistoriker der

Gegenwart, Georg Brandes, hat aber doch fragen können, ob wir Deutschen denn einen solchen Ueberfluß an vortrefflichen Dramatikern haben, daß wir unsrer Ersten einen so schlecht behandeln.

Und übrigens ist Sudermann gelassen seinen Weg gegangen, den Gesetzen seiner Begabung gemäß. In einer Zeit, wo die epische und dramatische Produktion oft die Form sprengt, mit Absicht oder aus Unvermögen verneint, in uferlose Breiten geht, wo von einer gewissen Strömung die Formlosigkeit fast als Kriterium künstlerischen Wertes eingeschätzt wird, als ob Technik etwas sei, das man auf der Straße finden kann, als ob sie nicht allein in harter Arbeit und strenger Selbstkritik sich erwerben lasse — in einer Zeit, wo Hebbels Forderung: „gegen kein Werk muß die Kritik so scharf sein wie gegen ein Werk ohne Form", vergessen ist, hat Sudermann dem straffen Aufbau und der künstlerischen Begrenzung seiner Stoffe immer die höchste Sorgfalt gewidmet. Als Techniker des Dramas wird er immer mit Ehren genannt werden, und das große Publikum hat sich trotz aller Kritik der Wucht seiner Theatralik niemals entziehen können. Es ist eigentlich ein seltsamer Widerspruch, daß man in einer Zeit, wo die bildenden Künstler, und zwar nicht die schlechtesten unter ihnen, zum Handwerk zurückkehren, gerade das Handwerksmäßige beim Drama, das ganz gewiß seine Berechtigung hat, als völlig unkünstlerisch verwirft. Aber auch dies Urteil wird die Zeit sicherlich revidieren.

In unsern Tagen, wo eine bestimmte Gruppe von Literaten vergißt, daß die Sprache ein Soloinstrument ist, und sie mit wahrhaft betäubendem

Sudermanns Tochter Hede

Frau Clara Sudermann

Klanggewirr zu orchestralen Wirkungen zu zwingen versucht, wo auch das einfachste Gefühl bis zum Rätselvollen gesteigert und verdunkelt werden soll, hat Sudermann durch den klaren, geistvollen Dialog seiner Bühnenwerke, durch die warmfarbige Darstellungskraft seiner epischen Schöpfungen die Sprache als natürliches Material behandelt.

Gelassen weitergehen — es ist das einzige für jeden Schaffenden. Denn bei uns gibt es alle paar Jahr eine neue Gruppe, die glaubt, sie sei die Literatur, die Kunst.

Sudermann hat nun seinen fünfzigsten Geburtstag begangen. Das ist ein merkwürdiger Lebenspunkt. Man fühlt den starken Strom der Jugend durch das eigne Wesen fluten, aber von außen herein ruft eine Stimme hallend eine Zahl, die einem zu gelten scheint, auf die man erstaunt horcht. Fünfzig Jahre? Man ist niemals fünfzig Jahre alt. Heut ist man zwanzig, morgen hundert, übermorgen dreißig . . .

Fünfzig Jahre also sind es her, seit die mütterliche kleine Frau, die Dorothea Sudermann heißt, diesen Mann geboren hat. Sie trotzt ihren zweiundachtzig Jahren mit einer wunderbaren Frische; ihre Intelligenz ist immer bereit, jedem Gespräch zu folgen, sich mit lebhaftem Wort daran zu beteiligen. In heiterer Würde geht sie einher, sich des Sohnes und der Seinen beglückt erfreuend.

Aus dem Park von Blankensee

Er hat der lieben, kleinen, alten Mutter gehalten, was er ihr im Widmungsgedicht von „Frau Sorge" versprach: er hat die graue Frau aus ihrem Hause verjagt.

Und wenn sie nun seine fünfzig Jahre übersieht, muß es ihr sein, als hielte sie Erntetag... für ihn aber ist dieser Lebenspunkt nur eine Station.

Menü mit künstlerischer Reklame einer Sektfirma

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Künstlerische Speisekarten")

Künstlerischer Bildschmuck einer Speisekarte

Künstlerische Speisekarten

Von

Paul Westheim

(Hierzu elf Abbildungen)

Die Speisekarte ist nur eine Kleinigkeit, die wie alle Kleinigkeiten mehr gegen das Geschmacksempfinden eines Menschen beweisen kann als eine wohlstilisierte Rede über Kunst und Künstler. Es sagt wenig für das ästhetische Gefühl eines Menschen, wenn er Meunier und Rodin, Feuerbach, Böcklin und Liebermann bewundert. Er bekommt solche Namen täglich und von allen Seiten ins Ohr geblasen. Er hat einfach Stellung zu ihnen zu nehmen, wenn er nicht auf eine eigne Meinung verzichtet. Doch neben solchen Selbstverständlichkeiten gibt es viele kleinere Fragen und Gegenstände, die sich nicht so provozierend in den Gesichtskreis einschieben. Kultur ist aber, wie Nietzsche sich ausdrückt, „Stil in allen Lebensäußerungen". Eine einzige kleine Stillosigkeit gibt einem vielleicht mehr Aufklärung über das wahre Geschmacksgefühl als alle künstlerischen Posen. Innerliche Kultur durchpulst selbst die geringen Unscheinbarkeiten aus der Umgebung eines Menschen. Oder sie ist angenommen, ist angelernt, sie ist polierte Oberfläche. Ist es nicht stillos, den gedeckten Tisch

Speisekarte in einem Ausschank der bayrischen Staatsbrauerei „Weihenstephan"

zu einem Kunstwerk zu machen, womöglich zur Erhöhung dieses Eindruckes berühmte Künstler und geistreiche Literaten zu sich zu bitten und ihnen das Programm der Küchenleistungen auf einem geschmacklosen Zettel mitzuteilen?

Man muß sich einmal die Speisekarten ansehen, die Mode sind und vom Publikum gekauft werden. Man lasse sich einmal in einigen größeren Kunstanstalten oder feineren Papiergeschäften die marktgängigen Menüs vorlegen. Eine solche einfache Belehrung über den Massengeschmack unsrer besseren Gesellschaftskreise ist niederdrückend. Das Niveau ist sehr, sehr niedrig. Neben den ewig gleichen stümperhaft gemalten Veilchenköpfen, Tannenzapfen, Rosenblättern werden die süßlich-sentimentalen Liebesszenchen bevorzugt. Im besten Falle sind diese Stücke schablonenhaft den Fabrikmustern nachgezeichnet, sonst müßte man sie und ihre Verfertiger charakterlos nennen. Die Mode putzt sie für jede Saison ein bißchen anders heraus — und das wird von gebildeten Kulturmenschen gebraucht, wenn sie Feste feiern!

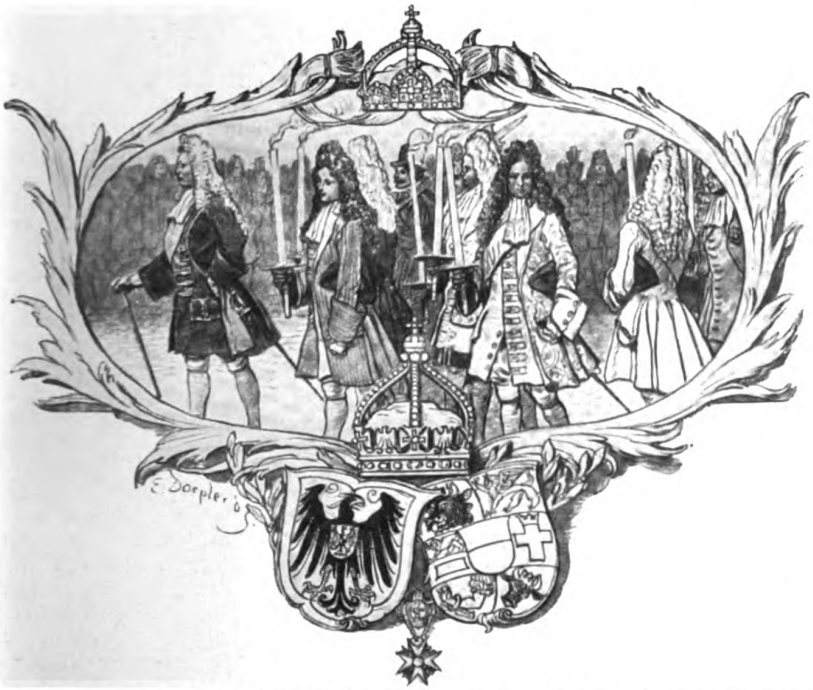
Menü eines vegetarischen Restaurants. Gezeichnet von Fidus

Dabei hat wohl in den letzten Jahrzehnten keine Technik einen solchen mächtigen künstlerischen Aufschwung genommen wie die der graphischen Gewerbe. Welche koloristischen und ornamentalen Anregungen hat uns Japan gegeben und welche Möglichkeiten hat uns der moderne Steindruck erschlossen! Wir haben starke Künstlerpersönlichkeiten, die ihren Stift und ihren Pinsel in den Dienst der praktischen angewandten Kunst stellen möchten, die es vorziehen, mit einer Speisekarte vielen eine Freude und einen Genuß zu bereiten, anstatt in der Ecke eines Kunstsalons nur von einzelnen betrachtet zu werden. Gebt ihnen Taten zu tun; sie sind mehr wert als die Nichtskönner, die mit ihren Schmarren den Geschmack des Publikums niederhalten.

Menü von einem Festessen anläßlich des Jubiläums einer großen elektrischen Fabrik

Vier Arten von Speisekarten lassen sich je nach der Zusammensetzung der Gesellschaften unterscheiden.

Die erste Stelle nehmen wohl die Karten für die offiziellen Festlichkeiten und die großen öffentlichen Bankette ein. Es ist bekannt, daß die französischen Könige des Ancien régime sich für diese kleinen Festkarten wie Menüs, Theaterprogramme, Einladungskarten besondere Zeichner hielten. Unter Ludwig XV. entwarf Cochin fils, ein Günstling der Marquise von Pompadour, die Mehrzahl dieser Blätter. Neben und nach ihm wirkten Moreau le Jeune oder Augustin de Sainte-Aubin. Cochin starb erst 1790. Er sah noch das Erwachen des Bürgertums, das mit seiner großen Revolution dem Glanze des alten Versailles und seiner Fêtes galantes ein jähes Ende bereitete. Von der Hoftafel Napoleons sind uns auch noch zwei Menüs erhalten. Es sind einfache, bescheidene und nüchterne Entwürfe von der Hand eines unbekannten und auch unbedeutenden Zeichners. Schon die Darstellungen einiger Küchenjungen mit Tellern, Schüsseln und Flaschen verraten den nüchternen Sinn der Zeit, die andre, größere Aufgaben hatte, als Feste zu ersinnen und zu feiern. Dagegen überrascht uns der Brauch, daß fast alle französischen Regimenter sich von den verschiedensten Künstlern



Speisekarte der kaiserlichen Mittagstafel. Entworfen von E. Döpler d. J.

für ihre Diners Speisekarten entwerfen ließen, auf denen gewöhnlich eine Szene aus der Geschichte der Truppe oder dem Soldatenleben festgehalten war. Für die festlichen Tafeln der Gegenwart werden fortgesetzt reich ausgestattete Speisekarten verwendet. So hat unter andern Emil Döpler der Jüngere mehrere Entwürfe für die Tafel unsers kaiserlichen Hauses angefertigt; von einer Hochzeit einer bayrischen Prinzessin ist ein Menü von Angelo Jank bekannt.

Doch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts verminderte sich in der Allgemeinheit das lebhafte Interesse an diesen höfischen Festen. Nur einige engumgrenzte Kasten finden hier noch ihren gesellschaftlichen Mittelpunkt. Die soziale Schichtung ist allmählich eine andre geworden. Das Bürgertum wird mächtiger, selbständiger und selbstbewußter. Die einzelnen Stände, Berufsgenossen und Parteifreunde schließen sich zusammen, und Interessengruppen bilden sich. Der liberale Gedanke der Genossenschaftsbildungen fügt die Kräfte der einzelnen in mächtigen und wichtigen Organisationen zusammen. Man kommt in mehr oder minder großen Zwischenräumen zusammen, Beratungen und Kongresse werden veranstaltet, man spricht sich gegenseitig über die wirtschaftliche oder politische Lage des Standes aus, man faßt Beschlüsse zu gemeinsamem Vorgehen, Beschwerden werden vorgebracht, Forderungen aufgestellt. Den Gipfelpunkt dieser Veranstaltungen pflegt ein Bankett oder ein fröhliches Mahl zu bilden, bei dem sich die einzelnen auch persönlich näher und freundlicher kennen lernen. 1840 etwa tauchen diese Veranstaltungen auf, deren gewaltige Zahl sich heute gar nicht mehr überblicken läßt. Politiker,

Tischkarte bei einem Festmahl des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller mit Verwendung eines alten Kupferstichs

Industrielle, Landwirte, Mediziner, Juristen, Journalisten, Handwerker, Sportleute, Turner, Kegel- und Kartenspieler versammeln sich. Diese Sitte veranlaßt Léon Maillard in seinem Buche „Les Menus et Programmes illustrés“ (Paris 1898), wo überhaupt nur diese Gruppe von Speisekarten betrachtet wird, zu der Bemerkung: „Das sind nicht mehr Bankette von literarischen, künstlerischen oder zerstreuungsbedürftigen Persönlichkeiten, es sind organisierte Vereine aus dem Norden für den Norden, aus dem Süden für den Süden, aus dem Zentrum, dem Osten und Westen gegen das Vordringen der andern Departements. Paris ist ein Schlachtfeld, und die Pläne und Karten sind Menüs.“ Die Tischkarten haben eben auch etwas von dem repräsentativen oder agitatorischen Zug angenommen, der die ganzen Veranstaltungen durchpulst. Die Tischreden, die Trinksprüche und auch der Speisezettel sollen in den Erschienenen den Eindruck von der Größe und der Bedeutung ihrer Organisation verstärken. Schon lange besteht die Sitte, einen Künstler mit der Ausgestaltung der verschiedenen Festdrucksachen zu beauftragen. Gewöhnlich soll die Darstellung in irgendeiner Beziehung zu der Veranstaltung stehen. So hat sich der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller seine Speisekarte vom Jahre 1906 mit einem alten Kupferstich, der die Würde des Handelsstandes betont, verzieren lassen. Oder Julius Klinger zeichnet auf einer Karte für den Verein deutscher Trabrennstallbesitzer und Traberzüchter einen humoristischen Typ aus der Sportwelt. — Leider kann die Mehrzahl dieser Karten einen künstlerisch geschulten Geschmack nicht befriedigen. Man merkt es sofort, wenn der Festordner der Speisekarte keine besondere Beachtung geschenkt hat, wenn er die Besorgung irgendeinem Lieferanten oder dem Hotelier überlassen hat, die dann wirklich auch für eine möglichst konventionelle und charakterlose Darstellung sorgten. Gewiß, auch eine kunstlose Darstellung erfüllt ihren Gebrauchszweck; doch warum soll die Speisekarte einen Mißton bilden in dem schönen Rahmen solcher frohen Feste, warum soll ein kleines Kunstblatt nicht die Freude der Versammelten erhöhen? Diese Essereien haben ja manchmal einen tiefen Hintersinn bekommen. Minister und Regierungsvertreter gehören zu den Geladenen. Man achtet genau auf ihr Erscheinen, und man kommentiert noch sorgfältiger ihr Fernbleiben. Zwischen Suppe und Gemüse wurde schon manches hochbedeutsame Wort gesprochen, und auf die Rückseite von so mancher Speisekarte sind schon wichtige Sätze flüchtig stenographiert worden, die dann die Druckerschwärze später als beachtenswerte Aeußerungen den Zeitgenossen übermittelte.

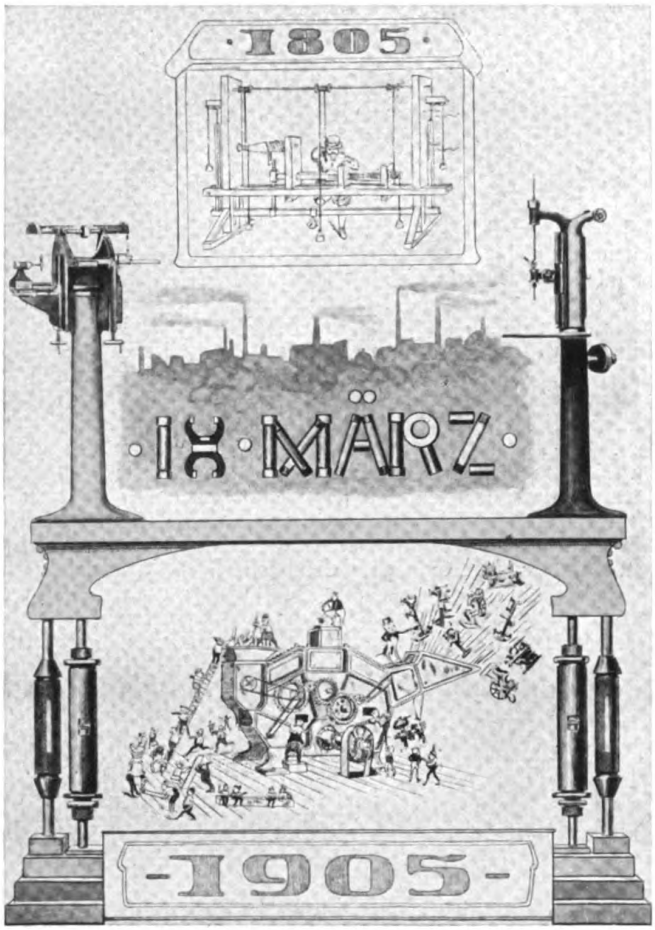
Speisekarte bei der Feier des achtzigsten Geburtstages von Ludwig Pietsch
Gezeichnet von F. Jüttner

Was aber sind alle diese Menüs gegenüber den Druckwerken, nach denen man auf den zahlreichen Künstlerfesten seine Speisen auswählt? Gewöhnlich ist der Auftrag, für eine solche Veranstaltung einen Entwurf zu liefern, eine ganz besondere Ehre, die von den Auserwählten sehr hoch eingeschätzt wird.

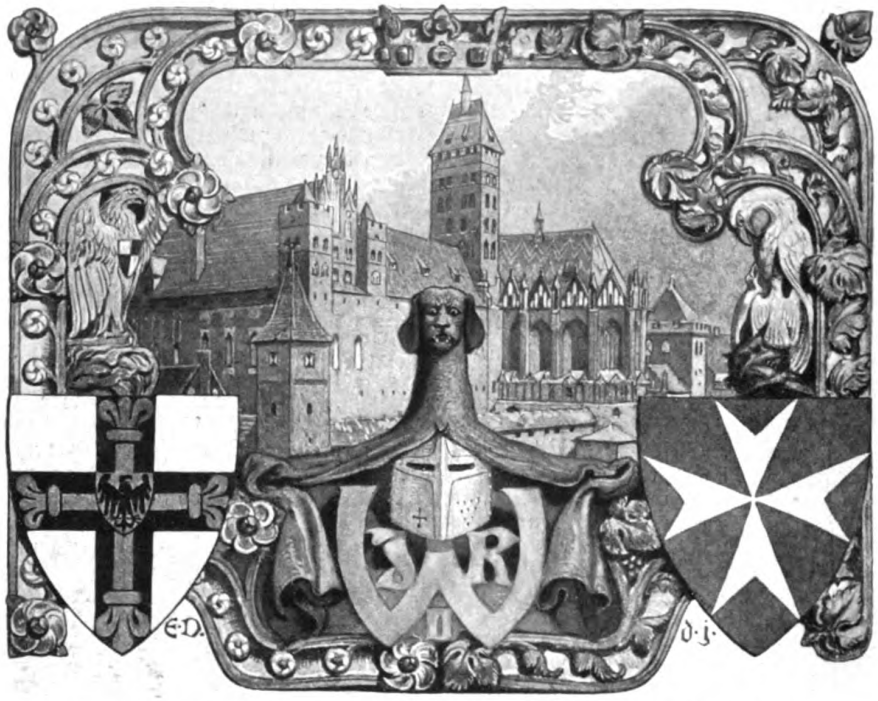
Schmuck der Tischkarte bei einem Sportdiner

Es ist in vielen Fällen eine Auszeichnung, wenn einem Künstler von den leitenden Persönlichkeiten die Ausführung der Festdrucksachen übertragen wird. Fast überall wird für jede Veranstaltung ein andrer bestimmt. Es gibt wohl nur wenige Herren oder Damen, die beim Nachhausegehen das Blatt achtlos neben dem Teller liegen lassen. Sie betrachten diese Karten als ein Geschenk des Künstlers oder der Vereinigung, und für viele werden nach Jahren von Sammlern und Kunstfreunden hohe Liebhaberpreise gezahlt. So sind, um nur ein Beispiel zu nennen, die Menzelschen Tischkarten heute kaum noch erhältlich. Die ganze Fülle und Tiefe von echten Kunstwerken, sprühender Humor, geniale und groteske Kühnheiten stecken in einer Mappe voll solcher Speisekarten. Der Rahmen dieser Darstellungen ist ungeheuer weit. Von den idealsten Phantasieschöpfungen bis zu den boshaftesten Karikaturen der Zeitereignisse werden alle großen Fragen der Kunstwelt behandelt. Es ist eine Freude, ein erhebender Genuß, eine größere Anzahl solcher Tischkarten durchzublättern, in denen die Kunst und der Künstlerübermut sich so herrlich austoben. Namen wie Moritz von Schwind, Wilhelm Busch, Wilhelm von Diez, Adolf Gebhardt, Max Klinger, Max Liebermann begegnet man hier mit frohem Entzücken. Die ganze überschäumende Lustigkeit, der strotzende Lebensdrang der Künstlerboheme zeigt sich aber erst in den Schöpfungen der Pariser Montmartrezeichner. Von den Festlichkeiten der letzten dreißig Jahre sind eine Menge Menüs erhalten geblieben, die den Rückschluß auf eine recht gehobene Stimmung zulassen. Chéret, Willette, Steinlen, G. Meunier, Gerbault, Constant haben solche Drucksachen geschaffen. Die Speisekarte ist nur eine Kleinigkeit; man sieht an derartigen Stücken, was ein wirklicher Künstler in seiner Begeisterung aus einer solchen Kleinigkeit zu machen versteht.

Neben den vielartigen offiziellen Festlichkeiten muß sich der Gebildete, der nur einigermaßen eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt, jeden Winter durch eine Menge Privateinladungen hindurchessen. Die Menüs, die einem bei dieser Gelegenheit vorgelegt werden, sind als künstlerische Leistungen schon ganz beträchtlich bescheidener. Die Auswahl der wirklich schönen und geschmackvollen Karten ist ziemlich gering. In den meisten Fällen begnügt sich die Dame des Hauses, ihre verlockende Speisenfolge auf ein schablonenhaftes Fabrikmuster, das „man eben gerade hat", drucken zu lassen. Und wenn sie wirklich einen kleinen Ansatz zu einem persönlichen, eignen Geschmack besitzt, läßt sie sich ihn im Papierladen mit dem fürchterlichen Schlagwort „Mode" wegreden. Ein kunstloses, süßliches Bildchen, eine charakterlose Alltagsornamentik werden bevorzugt, um sich nur ja nicht von einer Modetorheit auszuschließen. Eine Mode von gestern oder vorgestern! Man denkt mit Schaudern zurück an ein klassisches Trauerspiel aus dem Repertoire der Schulzeit; man sieht immer die traurige Gestalt eines Hofmarschalls von Kalb vor sich — und macht die Mode mit. Wie wenige nur kennen den Weg in das Atelier eines Künstlers und wie viele



Speisekarte bei dem hundertjährigen Jubiläum einer großen Maschinenfabrik, die Entwicklung vom Klein- zum Großbetrieb darstellend



Speisekarte bei einer kaiserlichen Frühstückstafel auf der Marienburg
Entworfen von E. Döpler d. J.

lassen sich von der Kunsthandlung für ihre Festlichkeiten einen eignen Entwurf anfertigen! Man ist in allen Dingen apart, man überrascht bei jedem Fest seine Gäste mit mehr oder minder persönlichen Darbietungen — und doch läßt man sich von seinem Traiteur oder dem Kunsthändler papierne Ladenhüter aufhängen.

Ist es da erstaunlich, wenn die Steglitzer Werkstätten, ein rein künstlerisches Unternehmen zur Herstellung von Drucksachen, sich nach kurzer Zeit auflösen mußten, wenn die Speisekarten eines Kleukens mit den kraftvoll stilisierten Tierbildern schließlich in einem Berliner Warenhaus für 7 Pfennig pro Stück verramscht wurden? Und Entwürfe, die von Künstlerhand lediglich für eine große Privatfestlichkeit geschaffen wurden, sind noch viel seltener. Hirzel, Vogeler und Tippel haben für verschiedene Hochzeitsfeiern Entwürfe gezeichnet. Die Speisekarten, die man bei Einladungen des bekannten Großindustriellen Löwe erhielt, waren mit bildlichen Darstellungen verziert, die auf den Anlaß der Feier oder auf die Entwicklung des Fabrikunternehmens hindeuteten. Doch das sind heute noch Ausnahmen. Wir sind schon zufrieden, wenn uns kein Bildchen stört; eine einfache weiße Karte mit Goldrand, auf der die Schrift wenigstens typographisch schön angeordnet ist, erscheint uns schon als glücklicher Ausweg.

Eine weitere Kategorie bilden die Karten für Hotels und Restaurationen. Das Gasthausgewerbe hat ja bereits in den letzten Jahren eine beträchtliche Schwenkung zur Kunst gemacht. Die geschickten Leiter dieser großen Etablissements mußten einsehen, wie notwendig es für einen wirtschaftlichen Erfolg sei, den künstlerischen Instinkten ihres Publikums zu schmeicheln. Aus den dumpfen, stickigen Wirtshäusern sind allmählich mächtige und prächtige Bauwerke geworden. Die Künste des Architekten, des Bildhauers, des Malers und des Kunstgewerblers müssen zusammenwirken, Paläste — wie sie zur Zeit der Renaissance nur Fürsten oder Adlige errichten konnten — empfangen heute den Gast, der sich in diesen Räumen wohl und froh fühlen soll. Man will nicht allein dem Magen, sondern auch den Augen ein Ergötzen bereiten. Der eine lädt die bedeutendsten Künstler der Gegenwart zu einem verlockenden Preiswettbewerb ein, der andre kauft für Riesensummen in Deutschland und Italien echte antike Säulen, holt sich aus einem Kloster kostbare Schnitzereien oder erwirbt mit ungeheuern Geldopfern einen großen Schlußstein aus einem romanischen Bauwerk und läßt zu diesen teuern Bruchstücken stilgerechte Säle in seinen Bierpalast einbauen. Man findet über mancher Bierbank Meisterwerke von bedeutenden Malern, feinempfundene Kopien nach den Prachtwerken der größten Galerien und Originalentwürfe unsrer größten Zeitgenossen. Die künstlerische Wucht dieser Räumlichkeiten erfaßt einen tatsächlich, man findet immer mehr Speisesäle, in die man mit frohem, bewunderndem Erstaunen eintritt — doch man ist schmerzlich enttäuscht, wenn der Kellner aus dem Westenausschnitt die Speise- oder Weinkarte herauszieht. Sie stimmen so gar nicht mit der schönen Umgebung überein, sie sind in den meisten Fällen so einfach, so geschmacklos und so pauvre. Die

Schach der Königin

Nach einem Gemälde von Hans Koberstein

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

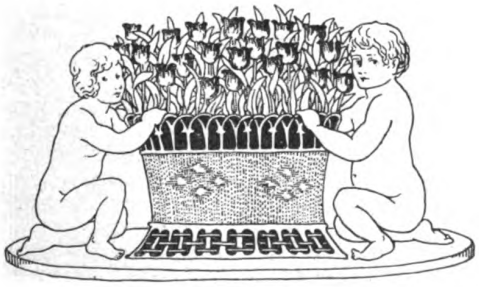
ganze Schönheit der Aufmachung erscheint einem auf einmal nur als dekorative Fassade, als gleißendes Blendwerk. Die armselige Speisekarte verrät einem plötzlich, daß nicht ein gefestigter Geschmack, sondern eine protzenhafte Prunksucht die Urwurzel dieser Herrlichkeiten ist. Und doch wird das Auge des Gastes von all den Säulen, Wand- und Deckengestaltungen, Gemälden und Zierstücken lange nicht so gefesselt wie von der Speisekarte. Keines dieser Kunstwerke wird von ihm so sorgfältig studiert wie gerade sie. Wer wirklich seine Besucher mit einem künstlerischen Schmuck erfreuen will, sollte dies beachten. Die Mehrausgabe für den Entwurf eines Künstlers ist ja sicher bei dem großen Bedarf dieser Häuser verschwindend. Sparsamkeit läßt sich weit mehr für ganz, ganz andre Dinge empfehlen, die sich heute noch allzu aufdringlich präsentieren.

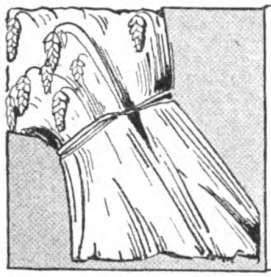
Wer, wie leider der Schreiber dieser Zeilen, gezwungen ist, jede Woche mehrere Karten von verschiedenen Restaurationen zu studieren, weiß, was für dürftige Gestaltungen allgemein üblich sind. Einer meiner Bekannten hat öfters boshaft behauptet, diese Menüs seien so bescheiden wie die Portionen, die serviert würden. Wie selten wirklich künstlerische Speisekarten aufliegen, beweist die Tatsache, daß man in feingebildeten Kreisen auf solche Entwürfe zuweilen rühmend hinweist. Man kennt schon aus solchen Unterhaltungen die Hotels, für die Wulff, Lindenstaedt, Goller, Barlösius oder Patek Tischkarten gezeichnet haben.

Als erfreuliche Erscheinungen darf man daher die Reklamekarten ansehen, die von einzelnen Firmen an Hotels oder Restaurateure verteilt werden. Die großen Sektfirmen, Bierbrauereien, Konserven- und Suppenwürzenfabriken und ähnliche dem Gasthausgewerbe nahestehende Unternehmungen wissen, was für Interesse die Besucher dieser Lokale der Speisekarte entgegenbringen, sie haben hier ein wirksames Mittel gefunden, um sich und ihre Erzeugnisse dem Publikum eindringlich zu empfehlen. Zahlreiche Künstler wurden von ihnen beauftragt, packende, fesselnde, reizende Entwürfe zu schaffen. In einzelnen Fällen ist sogar die Gesamtanordnung so geschickt getroffen, daß die unteren Hälften der Vorder- und Rückseite die Speise- und die Weinkarte enthalten, während der obere Teil abtrennbar und als Ansichtskarte verwendbar ist. Zuweilen sind hier in der Tat kleine Kunstwerke geschaffen worden, deren Bedeutung für die Geschmacksbildung der Allgemeinheit man nicht unterschätzen soll. Jedes Mittel — und sei es noch so bescheiden — muß uns zur ästhetischen Erziehung der breiten Schichten willkommen sein. Und wenn man bedenkt, daß durch die Eigenart unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse ein großer Teil der jungen Leute frühzeitig das Elternhaus verlassen muß und viele Jahre lang während ihrer eigentlichen Entwicklungsperiode in Restaurationen verkehren müssen, ehe sie sich ein eignes Heim gründen können, so wird man auch einen solchen Einfluß auf die Hebung des Geschmackes zu würdigen wissen. Wieviel haben schon die billigen Künstlerreproduktionen und Steinzeichnungen gegen die Häßlichkeit der Mietsbuden beigetragen. Alle Kleinigkeiten, die den winzigen Hausrat dieser Menschen ausmachen, könnten einen solchen veredelnden Einfluß ausüben. Diese Jünglinge gründen ja einst neue Familien und werden die Erzieher der nächsten Generation. Die künstlerischen Bestrebungen, die sich an sie wenden, sind Saaten für die Zukunft.

Die Speisekarte ist nur eine solche Kleinigkeit, doch sie steht dem lebendigen Leben aufdringlich nahe. Sie kann als Kunstwerk täglich wirken, täglich erziehen. Der Kampf um eine ideale, monumentale Kunstkultur genügt nicht, wir müssen gleichzeitig mit allen Kräften Realitätskultur treiben, müssen jeden einzelnen Gegenstand, der irgendwie eine Beziehung zu unserm Dasein erhält, künstlerisch adeln. Es muß unser Ziel sein, jeden Gebrauchsgegenstand praktisch und schön zu besitzen.

Ich möchte an einen symbolischen Satz von Maeterlinck erinnern: „Alles, was wir uns im großen ausdenken, geht schließlich im kleinen in Erfüllung, und von der Art, wie wir auf dem Berg gewählt haben, hängt genau die ab, die wir im Tal wählen werden.“ Auch die Umkehrung bleibt richtig; jeder Zoll neuen Boden, den wir der Kunst erobern, ist notwendig für das riesengroße Kulturwerk, wir können nicht zum Gipfel gelangen, wenn wir nicht Stufe für Stufe emporklettern. Darum müssen wir mit den Kleinigkeiten beginnen, die uns im täglichen Leben umgeben. Kein Ding ist für die Kunst zu gering, nichts ist zu unbedeutend, um schön sein zu können — auch die Speisekarte nicht.





Das Mühmchen

Eine Stimmung aus dem Osten

von

Bernhardine Schulze-Smidt

I

Ist denn niemand da für die Kinder außer der Antocha?" fragte der Doktor und betupfte die Gipsbinde um Mademoiselle Granvilles gebrochenen Fuß, die sich langsam erhärtete.

„— niemand!" Die alte Französin hob ihre dunkeln Augen verzweifelt gen Himmel. „Monsieur Rottèr hat keinen Mut zu den Kindern; Kascha muß in der Küche sein, Witek und Toscha erzählen ihnen Dummheiten — und ich — so —!"

Doktor Amsteg lagerte den kranken Fuß, stand breitbeinig und stemmte die Arme ein. „So werde ich Ihnen morgen das Mühmchen schicken, meine Nichte Ruth, Madame."

„Um der Liebe Gottes willen: morgen nicht! Aber übermorgen, wenn Monsieur Rottèr nach Posen fährt, dann ist sie den ganzen Tag willkommen. Um acht fährt Monsieur. Wie dürfte ich ihn mit Gästen beunruhigen!"

„Ihr seid eine verrückte Gesellschaft!"

Der Doktor holte sich einen Stuhl neben das Ruhebett und setzte sich noch ein Augenblickchen. „In Cochem sind die Masern; deswegen hat das Mühmchen drei Wochen Ferien bekommen. Wir missen das Kind ungern, aber für Marinka und Jan wird eine Ausnahme gemacht; die zwei dauern mich. Also übermorgen vor Tisch ist das Mühmchen da."

„Wir speisen um halb zwei. Soll ich ein Gespann nach Gottesdorf schicken?"

„Behüte! Ich fahre auf Praxis und setze das Kind beim Jägerhaus ab. Abends hole ich mir's wieder und sehe nach Ihnen. — Wohl zu schlafen, Madame."

„Bon soir, docteur."

*

Als Doktor Amsteg fortfuhr, sank die Sonne rot hinter dem fernen Dom von Inowrazlaw, dem Wahrzeichen des kujawischen Landes, und wob eine prächtige Glorie um die kujawischen Bäume an der Fahrstraße hin, die Silberweiden. Im Park ums Herrenhaus sangen die Nachtigallen und schluchzten und flöteten wie ein Menschenherz aus seligen Schmerzen heraus, und Marinka und Jan gingen Hand in Hand ums Rundell vor der Rampe, das einen riesigen Buchsbaumstamm und wuchernde Zentifoliensträuche in seiner Mitte hatte. Sie unterhielten sich ernsthaft und nickten dem Doktor bedächtig zum Abschied zu.

Stille Kinder waren sie, elfjährig und sechsjährig. Marinka, die ältere, das Mütterchen und Jan das weiche Söhnchen. So sagte Antocha. Sie hatten kluge Rehaugen und bräunliche Wangen, und Marinkas Haar wurde ihr vor den Ohren zu drolligen altmodischen Flechtenringen gesteckt. Meist gingen sie Hand in Hand, oder das Mütterchen drückte des Söhnchens Blondkopf im Arm an sich. Vor zwei Jahren hatten sie ihre polnische Mutter verloren und trugen noch immer Schwarz und Weiß. Solange sie denken konnten, war die Mutter krank gewesen, schwankend zwischen wilder Leidenschaft und Trübsinn. Sie hatten sie kaum gekannt, aber vergessen konnten sie's noch nicht, und nach wie vor lastete der dumpfe Druck auf Marinkowo. Ein allgemeines Leisetreten schlich durch das graue Herrenhaus, und wenn drunten in der Küche die heftige Kascha mit der Suppenkelle auf den Tisch schlagen wollte, hielt Antocha ihr die Hand fest:

„—sscht! psst! Pan wird hören!"

„Pan wird hören — Pan wird sehen —", so hieß die Losung. Des Herrn Ohr und Auge war die Furcht des Gesindes, und doch sprach er kein ungerechtes Wort und horchte nicht in die Winkel und blickte über alle hinweg mit seinen schwermütigen Augen, mochten sie sich noch so tief bücken, wenn er vorbeikam. Vögte und Administrator regierten sichtbar den Hof und die Vorwerke. Nur Witek, dem verliebten Stallknecht, hatte er selbst die Ziehharmonika innerhalb der Hofmauer verboten, und Witek nahm seine Trösterin nach Feierabend hinaus ins Freie. Da legte er sich bäuchlings in den weißen Klee hinter der alten Strohmiete, die wie ein Berg ragte, zog seine Töne lang und schmelzend und sang dazu: „Ducza moya, kocham cie!" —

Die Herrenkinder standen oft aneinander gelehnt von fern und lauschten dem Liede:

„Täubchen grau, du mein Gedanke,
Seele mein, ich liebe dich!"

*

Mademoiselle Granville hatte die Mutter der Kinder erzogen, und nun erzog sie die beiden auch nach ihrer veralteten Methode, die Vielwissen für schädlich hielt, und der deutsche Dorfschulmeister half mit Rechnen und Lesen nach, der Pfarrer von Morin, gegen Rußland hinüber, lehrte sie Gott erkennen. —

Die Kinder nannten Mademoiselle „Granny". Sie hatten einmal gehört, daß englische Kinder ihre Großmutter so riefen, und Mademoiselles schneeige Wellenscheitel gaben ihr Großmutterrechte in den Augen der Kleinen. Sie hatten sonst nichts zum Lieben außer den jungen Hündchen, Entchen und Küchelchen im Hof; denn die Rehkitzchen, nach deren Besitz sie so sehr verlangten, ließen sich nicht fangen. Die wohnten im dunkeln Erlenbruch beim großen Roggenschlage, und im Roggenschlag hauste

das böse Mittagsgespenst — die Roggenmuhme. Ums Leben wären die Kinder nicht allein durchs Korn gegangen, wie frohe, deutsche Kinder es doch so gern tun, zur schönen Sommerzeit.

Dem Vater galt alles gleich, wenn man ihm nur nicht von der Vergangenheit redete oder Zukunftspläne schmieden wollte: neues Glück, zweite Ehe —; er hatte genug gehabt von beiden. Er lebte weiter, weil er gesund und stark geblieben war und den großen Besitz für Jan erhalten mußte. — Falls der jähzornige Stach, der Vorwerksvogt, ihn etwa eines Tages hinterrücks niederknallen würde: — auch recht; dann sollte es eben so sein.

Darüber begann sein Haus langsam zu verfallen. Tapeten und Bilder dunkelten ein und hier verschliß ein Seidensessel, dort ward ein Teppichschaden mit Strumpfwolle und großen Stichen zugezogen. Keine Gartenblume kam in die Malachitvasen und die schönen Kristallgläser, kein heiterer Gast über die Schwelle. Gewöhnlich lag die große graue Dogge auf einem Fetzen davor, und nur Hausbewohner, Lehrer und Doktor ließ sie über sich hinwegsteigen. Den Moriner Pfarrer und den jungen Dorfpropst, Mademoiselles Freund, knurrte sie drohend an. „Sie trauert um die Pani, unsre Herrin," meinten die Dienstboten. — Mit dem Herrn ging sie über Feld und lief neben seinem Reitpferde, wenn er fortritt. — Fast nie, um Menschen zu sehen. Die Güter lagen stundenweit auseinander; auf Gottesdorf, dem kleinen Besitze des Doktors, war der Hausherr selten anzutreffen, und Niewkowo, das Städtchen an der Bahn nach Thorn und Posen, hatte keine Anziehungskraft mit seinen Juden und Banausen für den Menschenfeind von sechsunddreißig Jahren.

Als er am übernächsten Morgen nach Niewkowo zur Bahnstation abgefahren war und Granny auf ihrem Ruhebette Briefe schreiben wollte, rief Marinka Antocha von der Arbeit ab und sagte:

„Du wirst uns jetzt helfen unsre Stühlchen ans Tor tragen; bald wird das Mühmchen aus Gottesdorf kommen. Das weiß so viele Märchen! Deine brauchen wir dann erst in drei Wochen wieder, Toscha; indem daß es drei Wochen Ferien hat, nämlich das Mühmchen, und nun wollen wir am Tor sitzen, ich und Jan, und warten, bis es kommt."

Antocha funkelte mit den Augen und stieß die beiden Holzstühlchen gegeneinander, während sie den Herrenkindern durch die kurze Rüsternallee zum Einfahrtstore folgte.

„Mühmchen! Mühmchen! Mühmchen!" höhnte sie hinter ihnen drein, „das ist ein gottvergessener Name. Heiliger Woytek, bewahre mich! Sitzt nur, ihr Dummen, und wartet, bis die Arge durchs Feld streicht, die Roggenmuhme zu Mittag, und lockt euch und zieht euch ins Unglück, und sprengt mit euerm Blute den Mehltau über die Aehren, wie damals beim Piotr!"

„Geh doch! Mach uns nicht fürchten!" rief Marinka und trat hart in den Kies. Antocha lachte, schlug das Kreuz und kehrte wiegenden Ganges ins Haus zurück.

Die Kinder saßen, jedes an einen Torpfosten gedrängt, und blickten in ihrer Furcht so starr zum Roggenschlag hinüber, daß es es ihnen grün und golden vor Augen ward.

Glut lag auf den Feldern, der Roggen blühte. In Wölkchen wirbelte der Mittagswind den feinen Staub empor.

„O! jetzt ist sie da — jetzt schlägt sie das Korn, siehst du's? — siehst du's?" wisperte Marinka entsetzt, und Jan kam flugs mit seinem Stühlchen und rückte es dicht neben ihres. So blieben sie beisammen und wagten nicht mehr, sich von der Stelle zu regen.

*

Vor der Einfahrt hin zieht sich die Landstraße. Vorbei an den weißgetünchten Katen mit tiefhängenden Rohrdächern und am roten Russenhause. Da nächtigen sommers die Feldarbeiter aus Russisch-Polen jenseits Morin, und Sonntagabends tanzen dort die deutsch-polnischen zu Fiedel und Ziehharmonika mit ihren Dirnen in losen Jacken und bunten Kopftüchern. Sie stampfen und trippeln bei der Ekossessa und wiegen sich üppig beim langsamen Walzer; beim Kujawiak aber gleiten die Burschen hockend auf ihren hohen Absatzstiefeln dahin, pfeilschnell, und werfen die Arme in leidenschaftlichem Begehren. Dann ruhen sie sich auf den Betten längs der Wände, drehen Zigaretten zwischen den Fingern, die noch zittern vom Tanz, und der Feuertrank geht um, der Schnaps, und immer schelmischer und dreister klingen die Worte der eintönigen Melodien, wenn sie singen.

An die Straße stoßen beblümte Viehweiden und das Kleefeld, das wunderbar duftet. Dazwischen schimmert die runde Schwemme, und das Jägerhaus unter den Weiden und jungen Rüstern spiegelt sich darin. Dann kommt der Roggenschlag, eine Welt von Korn, ein Silbermeer, kaum ein blauer oder feuriger Blumentupfen zwischen seinen Wogen. Weit, weit dehnt er sich gegen Westen, zweihundert Morgen oder mehr, über ihm tauchen die kujawischen Türme auf, und zur Linken dunkelt der moorige Erlenbruch; Schilf und Bracke mischen sich mit der Buschung. Aus dem Bruch tritt das scheue Rehwild ins leuchtende Abendrot hinaus, äst sich am Rande und äugt vorsichtig umher, bis die heimziehende Schafherde mit dem Hirten vorübertrappelt und das weiße Hündchen kläfft. Dann flüchtet es, schnell wie ein Gedanke, in den grünen Schutz zurück, und aus dem Moor fliegen auch die erschrockenen Kibitze auf, zickzacken mit hellem Schrei nah über der Erde durch die klare Luft, und im Brackwasser stehen die beschaulichen Kraniche und spiegeln sich. — Hoch über allem aber schwebt der singende Punkt im Blau, das Himmelskind: die trillernde Lerche, die Gott lobt.

Es liegt eine melancholische Größe auf dem kujawischen Lande, mit seiner satten Fruchtbarkeit und seinem fremdartigen Slawentum zur zähen, deutschen Arbeit. Die gleicht dem Vogte, der am derben Stocke im Rübenfelde steht, seine Hackenden und Grabenden immer im Blick, wie sie sich vor ihm bewegen in ausgerichteter Reihe. Alle beugen sie den Rücken; alle führen sie gleichmäßig Schlag und Stoß gegen die kraftbergende Scholle. Gestiefelte Männer im Wams, buntgeröckte Weiber, die Gesichter im Kopftuch versteckt, allein aus dem Versteck blitzen die Augen, und die Hände haben

Nerv. — Am Mittag und am Feierabend hocken sie vor ihren Haustüren, die müßigen Hände ums Knie gefaltet, und ringsum spielen die Kinder mit Schwein und Zickel, schleppen die Kleinsten und patschen in den Lachen von Mist und Regen. Sie rufen den deutschen Herren schon ein keckes, deutsches „guten Tag!" zu, aber hinter dem übertriebenen Hutschwenken birgt sich ein heimliches Wort, — angeboren, wenngleich erst kaum empfunden: „wartet nur; wir wachsen: noch ist Polen nicht verloren."

Wie ein Heuschreckenschwarm vermehrt sich der polnische Kindersegen. Marinkowo hat ein ganzes Völkchen davon; denn soweit das Auge reicht, gehört alles zu Marinkowo.

II

Der große Pan schlief, und sein Schlummer lag schwül auf der Natur. Das Mittagsgespenst richtete sich lautlos empor, in flimmernden Dunst gekleidet, blickte aus goldenen Augen ins Leere und strich mit heißen Händen über die Felder, daß das Korn große, flache Wogen schlug. Zitternd lief die träumerische Bewegung dahin.

Grellbesonnt dehnten sich die Weiden. Der Schäfer stand ohne Regung inmitten seiner Herde, eine dunkle Bronze gegen fahles Blau; die weißen Lämmer drängten sich an ihre Schafmütter und nährten sich von ihnen, die sich selber stetig nährten, die Mäuler im fetten Grase. Träge schoben sich die Mastochsen zur Schwemme, mächtige, weißgelbe Tierleiber. Fast so golden wie die des Mittagsgespenstes stierten ihre hellbraunen Augen. Unter den buntgescheckten Milchkühen hervor glänzten die farbigen Kopftücher der Melkerinnen. Kein Wort wechselten sie; das schwirrende Spritzen der Milch aus den vollen Eutern in die Eimer war das einzige Geräusch in der tiefen Stille.

Zwei oder drei der Weiber waren schon fertig und gingen mit ihrer Tracht langsam am Jägerhause vorbei zu den Katen zurück. Mitten im Wege, da, wo er in die Landstraße mündet, stand Ruth Amsteg, das Mühmchen, und schaute unschlüssig um sich her, und die Melkerinnen boten ihr die Tageszeit: „Dzien dobry!"

„Dzien dobry!" antwortete sie, sogut sie den fremden Laut nachahmen konnte, und fragte errötend und stockend, wo sie die kleine Panninka finden könne. — „Das kleine gnädige Fräulein Marinka Rotherr?" So hatte der Onkel ihr's eingeprägt, bevor er sie am Jägerhaus abgesetzt.

Die schwarze Nastka stellte den Eimer ins Gras und zeigte mit beiden Händen hinüber zum Dickicht der Parkbäume:

„Da — dort sitzt die Panninka mit dem Brüderchen, — dort am Tor, ja ja! Kann die Pani nicht erkennen?"

„Natürlich — die Pani hat doch Augen, Närrin!" Prakseda, die andre, zog ihr Kopftuch enger um die schmalen Wangen, und damit ließen sie die deutsche Fragerin stehen.

Das Mühmchen blickte ihnen nach, bis sie zwischen den Silberweiden der Landstraße verschwanden. — Sein eignes junges Herz hörte es in dieser großen Stille klopfen, und erlöst atmete es auf, als vom Kleefeld das himmelferne Lerchenlied herübertrillerte.

Indem erhoben sich drüben am Parktor die zwei kleinen Gestalten in Weiß mit schwarzen Gürteln und nickten und riefen: „Mühmchen! Mühmchen!" Wie der Wind war Ruth an der andern Straßenseite, und nun flogen die Kinder ihr in die Arme gleich gescheuchten Vögelchen.

„Nein, wie könnt ihr euch vor meiner lieben Muhme fürchten?" sagte das Mühmchen und küßte die heißen Kinderwangen. „Kommt, wir wollen gleich zu ihr ins Korn gehen; wir haben noch eine Stunde Zeit."

„Aber wenn sie uns begegnet —"

„O, sie läßt sich nicht sehen; nur Gott kennt sie. Höchstens, daß wir ihren süßen Atem fühlen und ihre Spur finden. Geht ganz getrost mit mir. Kinder sollen sich nur vor der Sünde fürchten. Dann nämlich lassen die Schutzengel sie los von der Hand, und das böse Kind muß allein durch die Dornen gehen, bis es bereut hat. — Kommt; erzählt mir, was ihr von meiner lieben alten Muhme wißt."

Sie nahm jedes an eine Hand, rückte ihnen die großen Strohhüte in die Stirn, und so gingen sie langsam den sonnenglühenden Wiesenweg zwischen den Herden hin, am duftenden Kleefeld und der runden Schwemme entlang, zum Roggenschlag.

Marinka erzählte, und Jan, der kleine, nickte zu jedem Satze.

„Es ist einmal der Piotr, des Stachu Bruder, mittags um zwölf ins Korn gegangen, und die Roggenmuhme zieht ihn hinein, tief — tief, und verlockt ihn, bis Mitternacht kommt und das große Gewitter. Da befiehlt sie den Wolken, daß sie hageln und das Korn totschlagen, und sie erwürgt den Piotr und die Rehgeiß. Die hat sie auch hineingezogen, vom Bruch fort, und das arme Kitzchen steht die ganze Nacht vor den Erlen und schreit nach der Mutter. Da geht am dritten Tag darauf der Stachu mit dem Hunde und sucht seinen Bruder, und mittags um zwölf findet er ihn getötet im Korn, wo es am weitesten ist, und findet auch die tote Rehgeiß. Der hat die Roggenmuhme ein Strohseil um den Hals geschnürt, und dem Piotr hat sie das Gesicht geschwärzt wie Kohle und hat ihm blaue Fliegen in den Mund gesetzt. Da fangen die Fliegen mit der Stimme vom Piotr zu reden an und sagen: ‚Die Muhme, die Verderberin, die das Korn erschlagen hat und den Mehltau gesprengt, die ist schuld an unserm Tode.' Da hat der Stachu vor Grausen drei Tage nicht sprechen können. Aber das Reh hat er verscharrt und den Piotr begraben lassen in der Ecke vom Kirchhof. — Wir fürchten uns davor. — Denn höre nur: wie der Propst den Sarg segnen will, da fließt schwarzer Teer heraus, und der Propst springt zurück, und alle schreien — Was haben sie noch geschrien, Janu?"

„Der Teufel blutet aus dem Sarge!" sagte das hohe Kinderstimmchen, und Ruth preßte die kleine Hand in ihrer. Ein grenzenloses Mitleid mit diesen Verwaisten schnürte ihr das warme Herz zusammen wie das Seil den Hals des Rehs.

„Das war ja nicht die gute Roggenmuhme; — die Sünde ist es gewesen, die hat den Piotr und die arme Rehgeiß von ihrem Kitzchen weg ins Korn gelockt, und hat auch das Strohseil geflochten,

und der Blitz hat den Piotr erschlagen, nicht die Roggenmuhme," sagte sie liebreich. „Wenn aufrechte Menschen und fromme Kinder mittags durchs Korn gehen und weichen nicht vom schmalen Pfade ab, dann fühlen sie nur, wie nah ihnen der liebe Gott mit seinem Segen ist, und wie gut das Mühmchen, wenn's so leise hinter ihnen geht und kaum in den Aehren raschelt. Mittags, wißt ihr, backt es das Lebensbrot, und nachts sammelt es den hellen Freudenwein in seinen weiß und rosa Täßchen. Seht, da sind wir; hier ist der schmale Pfad: nun hinein ins Korn, ganz beherzt, und ich zeige euch des Mühmchens Täßchen und erzähle."

Sie schob die zögernden beiden an den schmalen Schultern vor sich her; da drehte Jan den Kopf und guckte sie aus seinen klugen Braunaugen an: „Du bist ja das Mühmchen!"

„O, ich möcht's wohl sein, Janu!" rief sie lachend, steckte sich die erste Kornblume vorn in ihr gelbes Leinenkleid und zeigte den Kleinen, die wieder Hand in Hand vor ihr gingen, wie sie die Halme behutsam auseinander biegen und dazwischen weiterschlüpfen mußten ins Reich des Mühmchens.

Der ferne kujawische Dom versank vor ihnen und dann auch der Erlenbruch. Ueber ihnen und vor ihnen und um sie her Korn und Korn. — Millionen schlanker Halme. Die wiegten sich und schlugen mit geisterzartem Laut zusammen, wie wenn Seide gegen Seide schlägt. Still das silbergrüne Segensmeer, und doch konnte das Mittagsgespenst ihm nichts anhaben; es lebte aus sich selber heraus. Es wisperte und knisterte, sumste und raunte allüberall, und der feine Duft des werdenden Brotes schwebte und schwoll in der Sonnenglut. Mohn und Kornblume standen prangend zwischend den Halmen, und Ruth sagte:

„Pflückt nur, pflückt! Die sind dem Mühmchen viel zu stolz und leer. Kommt — wir wollen einen großen Strauß davon binden; den stellen wir dann auf unsern Mittagstisch bei euch daheim."

„Was sagt es jetzt?" fragte Marinka ängstlich und lauschte.

„Gar nichts. Es hat viel zu viel zu tun; es heizt jetzt den Sonnenofen in der Luft für die Körner. Horch, wie es knistert, und wie brennt die Luft! Riecht ihr das süße Mehl nicht? Im Juli wird es wohl gar, und dann kommt die goldene Ernte. O, was schafft euch das fleißige Mühmchen doch für gutes Brot und schöne Weihnachtskuchen, nicht wahr? Da — da fliegt die Biene; die trägt den Honig zum Kuchen und brummt: ‚ich habe zu viel zu schleppen!'"

„Aber du? Was sagst du nun der Biene?"

„Ich?"

„Ja, du! Du bist das Mühmchen, nicht, Janu? Darum fürchten wir uns jetzt nicht mehr. Du hast ein Kornkleid und Roggenaugen. So wie Weizen ist dein Kleid!" Marinka umfaßte sie zärtlich und drückte ihre bräunliche Wange samt dem drolligen Flechtenringe gegen Ruths weizengelbes Kleid, und Ruth dachte lächelnd: ‚Roggenaugen; das klingt lieb für meine grünen Augen. Zehnmal lieber als das dumme „Nixenaugen" vom Herrn Doktor Brettschneider auf dem Klubball.'

„Jetzt ist das Mühmchen mitten in seinem Revier; jetzt ruht sich's vom Kornbacken aus, da auf seinem Sessel," sagte sie fröhlich, setzte sich auf den Feldstein, halb zwischen die Aehren, und nahm ein Kind auf jedes Knie: „Also das Mühmchen befiehlt der Biene: ‚hol nicht nur Honig für die Kuchen, nein, auch Wachs für die Christbaumlichter. Ich mag nicht hocken und schlafen, wenn der Sommer vorbei ist; immer muß ich sorgen und schaffen.'"

„Aber im Winter?"

„Natürlich auch. Dann ist das große Feld leer. Das Brotkorn tanzt auf der Tenne mit den Dreschflegeln, und die klappern: ‚lustig! lustig!' In den Stoppeln pfeifen die kleinen Mäuse: ‚Ui je! Au weh!' und der Wind singt laut: ‚Juchhe! Juchhe! Heisasa!' und fegt mit seinem Besen den Schnee übers Feld, und der Winter nimmt seine kalte Faust voll Silberflitter und Diamanten; die streut er beim hellen Vollmond über die Schneefelder, daß es glänzt und glitzert."

„O, das kennen wir schon!"

„Ja, und dann trippelt das Mühmchen die ganze Nacht hinter dem Winter drein und sammelt die Diamanten und die Flitter in seine weizengelbe Schürze. Frühmorgens klagt dann der Wind und winselt, daß der weiße Schnee hinwegtaut, aber das Mühmchen sitzt gemütlich da drüben im Walde und schmückt und behängt die Christtannen mit all dem Silber und dem diamantnen Gefunkel. Heiligabend ist's damit fertig, und ihr freut euch daran! — Nun? Was ist dir, Janu, mein Schätzchen?"

Der kleine Mann drängte sein heißes Gesichtchen gegen ihre Brust und kämpfte mit Weinen: „Wir bekommen keinen Christbaum mehr!"

„Mama ist tot —" fügte Marinka hinzu, stand von Ruths Knie auf und nahm ihr weiches Söhnchen in den Arm. „Ich weiß im Park eine Tanne, und Toscha holt uns Bienenlichtchen, und wir bitten Granny —"

„Nein, den Vater!"

Aber Marinka schüttelte den Kopf, nahm die Lippen zwischen die Zähne und starrte in die Kornwogen hinein, so finster, so unkindlich, daß Ruth erschrak.

Sie ließ die Kinder los und ging den Blumen nach, die sie einen Steinwurf tiefer im Korn am Pfadrain entdeckt hatte. Sie rankten sich am Boden hin und taten blaßrosa Windenkelche auf; in jedem lag noch eine Tauperle.

„Kinder!" rief sie, „trinkt aus Mühmchens Täßchen!"

Sie sprangen herbei — die Kindernot vergessen. Kniend schlürfte jedes sein klares Himmelströpfchen aus dem zarten Blumenkelche, und entzückt betrachteten sie das kleine Wunder, an dem sie so oft vorbeigegangen waren, ohne es zu sehen.

Daheim im Herrenhause stand der übergroße Tisch für vier gedeckt. Zusammengewürfeltes Porzellan, blindes Silber und weder Obst noch Blume unter dem Kronleuchter. Mademoiselle lag wartend auf dem herangerollten Ruhebette und sah sehr erhitzt aus, so hatte sie sich um die Kinder gesorgt. Ruth küßte ihr die Hand und schaute sich gleich nach einem Glase für den herrlichen Feldblumenstrauß um, und dann mußte Witek die Malachitvase aus des Herrn Zimmer bringen. Wie ein Geschenk der Freude leuchtete das brennende Mohnrot und das satte Blau der Kornblumen im grünen

Steingefäße, und es war, als wäre es zu all dem Plaudern und Fragen ein andres Genießen wie sonst bei Kaschas ländlicher Kost.

Ja, nach Tisch saß das Mühmchen am Flügel, der heiser und verstimmt war, sang und spielte:

„Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht 's Liebchen?
Sag mir das!
Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen sein — —"

Ihre Stimme war jung und hell, und die Kinder saßen mit großen Augen neben ihr auf dem Polsterbänkchen, dachten an das raschelnde Korn und die trillernde Lerche überm Kleefeld und flüsterten einander zu: „Sie soll nicht fortgehen!"

Aber sie mußte doch fort. Gerade als sie ihnen Witeks Lieblingslied vom „Täubchen grau, du mein Gedanke!" sang, und zwar auf polnisch, wie sich's gehörte, fuhr der Doktorwagen vor die Tür. Es war ein schlimmes Polnisch, was die junge Stimme in hellen Tönen gab; nur der Kehrreim kam ohne Tadel, vielleicht weil er aller Jugend schon im Blut liegt:

„Ducza moya; kocham cie!" —
— „Seele mein, ich liebe dich!"

„Bravo, Mühmchen!" rief der Doktor und klatschte Beifall, und Mademoiselle winkte graziös mit der feinen, alten Hand zum Flügel hin:

„Tout à fait charmant, mignonne!"

*

Ein andrer hörte den letzten Kehrreim auch: „Ducza moya; kocham cie!" und dann das ungewohnte Durcheinander von „Ade!" und „Auf Wiedersehen!" in seinem trübseligen Hause. Des Doktors Baß, den jugendfrischen Klang der Mädchenstimme, die gedämpften der Seinen. „Mühmchen," sagte sein Töchterchen, und sein Jan bettelte: „Komm wieder, Mühmchen!" und Mademoiselle beschloß: „Au revoir, mignonne." Dann kreischte die Tür zur Rampe hinaus in ihren Angeln — „infame Tür!" — und der Kies knirschte unter den Hufschlägen des Pferdes. Das Einspännerchen rollte ums Rundell und die Rüsterallee hinunter durchs Tor hinweg.

Der Herr des Hauses trat nicht ans Fenster, um nachzuschauen; er stand, dem Abendsonnenlichte abgekehrt, am Schreibtisch, den Hut noch in die finstere Stirn gerückt, und sichtete die Posteingänge des Tages, spärlich und nüchtern; denn persönliche Briefe schrieb und empfing er kaum mehr. Zwei Minuten vor dem Doktor war er, vom Hof aus, ins Herrenzimmer gekommen, das niemand außer Witek ohne Erlaubnis betreten durfte. Jetzt aber bewegte doch von der Halle aus ein Kinderhändchen ungeschickt die Klinke, und dann hielt Jan die Tür zum Vater eine Spalte weit offen für sein Mütterchen Marinka. Das trug die große Malachitvase, die der Vater eben vermißt hatte, vorsichtig und blumengefüllt auf ihren Schreibtischplatz zurück, und die ernsten Braunaugen strahlten vor Freude.

„Die Blumen haben wir mit dem Mühmchen gepflückt im Roggen, Vater; sind die nicht wundervoll? Und die Roggenmuhme vom Piotr gibt es gar nicht, Vater —

„— nur das Mühmchen; das hat Roggenaugen und ein Weizenkleid, und wir haben den Freudenwein aus seinem rosa Täßchen getrunken, Vater — wie Mandelwasser hat er geschmeckt, und denke, Vater —

„— es kann ‚Ducza moya; kocham cie' singen —

„— und darf es wiederkommen, Vater?"

Er hatte den Hut abgenommen, und seine schwermütigen Augen betrachteten die Kinder. So kannte er sie noch gar nicht: freudig-eifrig, aus altklugen Wichtelchen zu Menschlein geworden. Ihre frohe Unruhe bedrängte ihn förmlich; er schob sie ein wenig von sich ab und fragte in seinem gewohnten strengen Ton, wer das Mühmchen sei, wie es heiße, wer es eingeladen habe?

Sie standen gehorsam Rede und Antwort; aus der Freudigkeit fielen sie in die alte Einsilbigkeit zurück; allein des Mühmchens Namen wußten sie nicht:

„— eben das Roggenmühmchen, Vater," sagte Jan, und Marinka, die verständige, verbesserte:

„Aber kein Gespenst, Vater; eine Dame. Mit einemmal ist sie dagewesen, und wir waren im Korn, und Mittag haben wir gegessen, und der Doktor hat sie wieder fortgeholt, als er Granny besucht hat."

„Es ist gut — geht jetzt schlafen."

Sie faßten seine Hände, jedes eine zum Gutnachtkuß, drückten ihre Wangen zaghaft auf die harte, sonnenverbrannte Haut der Vaterhand und schlüpften hinaus.

Er blieb allein, und vor ihm auf dem Schreibtische standen die Blumen in der grünen Vase. Der Abendsonnenglast durchdrang die Farbenfülle, daß sie schimmernd brannte.

Er sah es nicht; er schritt durch sein braungetäfeltes Zimmer hin und wieder und dachte an die Tragik seiner zehnjährigen Ehe, wie meistens um diese Stunde zwischen Licht und Dunkel. An das ewige Auf und Ab; von unheimlicher Tiefe emporgeschnellt zu unheimlicher Wogenhöhe und dann jählings zurückgeschleudert in den Schlund geistiger Finsternis, wo schauernde Wasser gurgeln und Geschöpfe mit Glotzaugen und zerfließenden Leibern hausen; wo stummstachlichte Muscheln sich festsaugen und Polypenarme sich grausam in die Nacht hineinstrecken. — Furchtbares Meer des Wahnsinns!

Er lehnte sich in die Fensternische und heftete den gequälten Blick auf die letzte Purpurinsel zwischen seinen Parkwipfeln. Sein männliches Antlitz ward alt unterm Grübeln, trotz seiner frischen sechsunddreißig Jahre. Die Stirne wölbte sich stark und klug über den tiefliegenden Augen und der kurzen Nase, aber Rillen und Runen furchten und zerrissen die Wölbung. Das blonde Haar wuchs spitz hinein und scheitelte sich knabenhaft über dem linken Ohre. Nur das Kinn hatte ein Gütegrübchen; um den bartlosen Mund stand Bitterkeit in scharfen Linien, und doch waren die Lippen so fein und schön geschweift, als ob der Schöpfer sie von einem Fürstenbilde alter Zeit abgeschrieben hätte. Auch seine Gestalt war ritterlich, wenn er sich je aus der Nachlässigkeit aufreckte. Das aber tat er nie mehr, außer im Zorn; denn

ohne Unterlaß mußte er über das Muttererbe seiner Kinder nachdenken. Ja, zuweilen war's ihm, dem Deutschen, gerade recht, daß sie so viel Polnisch sprachen. Besser für sie, daß sie in diesem Volke aufgingen als in seinem grüblerischen.

‚So wie ich bin — was sollen mir Blumen?' dachte er.

Er trat vom Fenster fort an den Schreibtisch und faßte den Strauß in der Vase um seine Stengel; allein die Blumen wehrten sich gegen die unwirsche Hand. Das Mühmchen hatte sie vorhin mühsam durch den engen Hals ins Wasser hineingepreßt; da blieben sie nun und lachten triumphierend mit ihren schönen Farben, als er dann seine Lampe angezündet und sich zum Schreiben gesetzt hatte. Er deckte die Linke über seine Augen und ließ die Feder langsam an der Zahlenreihe des Rechnungsbuches hinabkriechen; er vergaß den Blumengruß einer niegeahnten Unbekannten, deren Name ihm wie Sage klang. Zuweilen aber, wenn er unwillkürlich aufsah, um einer Summe oder einem Fehlbetrage nachzusinnen, dann erschrak er vor dem lachenden Glanze neben seiner nüchternen Arbeitslampe und hörte die helle Singstimme, der seine müde Phantasie keinen Körper geben konnte. Singen aus einer fernen Welt, die der Knabe einst gekannt und der Mann längst vergessen hatte:

„— ducza moya — kocham cie!"

— — — — — — — — — — — — —

Das Lied des Knechtes, dem seligste Freiheit innewohnte.

III

Das Mühmchen weilte in Marinkowo, wiewohl es gar nicht mehr im Hause war. Seine heitere und liebreiche Seele blieb bei den Kindern. Jedes seiner Worte lebte und blühte in ihrem verwaisten Dasein weiter, und sie verwandelten sich, wie wenn sie trübselige Raupenpüppchen gewesen wären, und nun barst ihre Hülle, und sie waren freigegebene Schmetterlinge im Frühlingsäther geworden.

Gleich nach ihren Schulstunden im schattigen Hinterzimmer des ersten Stockes sprangen sie in die Sonne hinaus, denn es war tagaus, tagein das schönste Sommerwetter, liefen ums Rundell, und Marinka plünderte die Zentifolienbüsche und steckte Rose neben Rose in Jans Hutband und ihres. Dann faßten sie sich bei den Händen. So ging's durch den Torweg und hinüber auf die Felder, um das Mühmchen im Korn zu besuchen. Das Wispern und Raunen zwischen den hohen Halmen, deren Häupter schwer wurden, verstanden sie jetzt so gut, und Marinka schrie vor Entzücken auf, wenn je einmal wieder der Tropfen Freudenwein in des Mühmchens Weidenkelchtäßchen funkelte. Im ganzen aber flüsterten sie nur im Korn, weil es ein eigen Ding um die Mittagsstunde war.

Schließlich ließ Tiras, die Dogge, sich von der Luft anstecken, drängte sich zwischen die Kinder und jagte ihnen in langen Sätzen voraus, raschelte mit durchs Korn und blaffte beim Kleefeld, das nun halb gemäht war, weil dort die Kinder anfingen zu tirilieren nach Marinkas eigner Melodie:

„Fand mein Holdchen
Nicht daheim,
Muß das Goldchen,
Draußen sein!
Das Holdchen, das Goldchen,
Das Blümchen, das Mühmchen!
Komm wieder — komm wieder!"

Sie war ein echtes musikalisches Polenkind und machte ein richtiges Lied daraus; von selbst fiel sie in den wehmütigen Mollton. In ihrem altmodischen Kittelkleide, den Rosenhut auf dem knappen Kopfe mit seinen festangedrückten Flechtenringen tänzelte sie singend dahin, wippte auf den Hacken und hob die bloßen Arme, als ob sie den Kujawiak tanzen wollte. Jan konnte nicht mitkommen, schwerfälliges deutsches Vatersöhnchen, das er war; er keuchte nach, und sein dünnes Stimmchen überschlug sich. Der Jäger, der vor seinem weißen Hause saß und gähnend auf die Mittagssuppe wartete, rief dem Kleinen zum Spaß den Arbeitsgruß zu: „Czesc bozy!" („Gott die Ehre!") und Jan schrie atemlos den Dank der Fleißigen: „Bog zoplac!" („Vergelt' es Gott!")

„Daß dir dein Heiliger eine neue Mutter beschere, dir und der Panninka," sagte der Jäger hinter ihm drein. „Was tut eine dürre Pflaume zwischen den saftigen?"

Mit der dürren Pflaume meinte er Mademoiselle, und die Alte schüttelte den Kopf verwundert genug, wenn die Kinder heimkehrten, erhitzt, kichernd und flüsternd, die kleinen Herzen voller Geheimnisse und welke Rosen an den Hüten, welke Kornblumen und entblätterten Mohn in Händen.

„O, das Mühmchen backt und heizt den Sonnenofen so schrecklich!" sagten sie und wischten sich den Schweiß von Stirn und Wangen.

Die alte Dame, die noch immer auf dem Ruhebette lag, verstand nicht und mahnte: „Laßt euch waschen und kämmen von der Antocha, zieht die Kleider glatt, benehmt euch wie Herrenkinder!" Aber was half's denn? Die Geheimnisse blieben doch im Herzen stecken und guckten hell aus den listigen Augen, die sich auf den Vater hefteten, so beredt, als sprächen sie laut:

„Frage uns doch! O tu's!"

Allein er fragte nicht. Es war nun einmal Tischsitte, daß die Kinder nichts sprechen durften außer dem Gebet, und so blieb es beim stummen Augenspiel, bis es dem Vater endlich zuviel damit ward nach langen zwei Wochen.

„Was siehst du mich fortwährend an, Marinka? Wolltest du mir etwas sagen?"

„Ja — so gern, Vater!" Ein Seufzer hob die kleine Brust, die der Ausschnitt des Kittelkleides nur spärlich deckte; die Wangen wurden rot und die Augen feucht vor Verlegenheit. „Das Korn ist bald reif gebacken, Vater — bitte, laß die Ernte kommen. Es knackt schon, wenn wir auf die Körner beißen."

Ein leises Lächeln um den strengen Mund: „Was wißt ihr von Korn und Ernte?"

„Alles! Vom Mühmchen, Vater. Wir und Tiras kennen den ganzen Weg durch den Schlag, und hinten am Ende sieht man unsre Türme viel näher. Jeden Tag gehen wir ins Korn; nicht, Janu? Und wir möchten — — Vater, darf das Mühmchen nicht wiederkommen?"

Er hob die Schultern, langte sich das Messer herüber und schnitt zum zweiten Male vor. Eine Antwort bekam Marinka nicht. Als das Fleisch ausgeteilt war, fragte er Mademoiselle:

„Ist Amsteg letzthin hier gewesen?"

„Vor acht Tagen, Monsieur, und Freitag wird er den Verband abnehmen. Dann werde ich die Kinder wie sonst im Park halten können."

„Lassen Sie nur. Es ist gut, wenn sie umherschauen und die Knechtsgefühle ablegen. Furcht ist knechtisch."

Marinka vergaß sich: „Wir fürchten uns nie mehr, Vater; auch nicht vor Piotrs Grab! Ueber die Mauer haben wir heilige Blumen auf den Stein geworfen: Glockenblumen."

„Ruhig jetzt. Warte, bis ich dir das Wort wieder erlaube. Habt ihr eure Lektionen gekonnt, Janu?"

Der Kleine nickte, und Marinka hing den Kopf. Sie dachte immer daran, wie herrlich es gewesen war, als vor vierzehn Tagen das Mühmchen mit zu Tisch saß und sie mit ihm gelacht und geschwatzt hatten, so daß sie kaum gewußt, was sie aßen.

IV

Am Freitag, dem Unglückstag der Woche, ritt der Herr schon zeitig zum Vorwerk und den Rübenfeldern hinaus. Er wollte mit seinem Thorner Ingenieur sprechen, der ihm die Schienen der Schmalspurbahn legte, und Strafgericht über einen Arbeiter auf dem Rübenacker halten: den einäugigen Boles. — Wilddieberei. Hinter des Boles Kate hatte einer der nichtsnutzigen Dorfköter verdächtiges Gescheide vom Mist auf die Landstraße gezerrt, gerade als Woytek, der Marinkowoer Jäger, vorbeigekommen war. Woytek erstattete Anzeige in der herrschaftlichen Kanzlei; der Herr ließ eben sein Pferd vorführen zum Abreiten. Der Rehbraten, der zum Gescheide gehörte, mochte schon längst verspeist sein — in Posen oder Niewkowo, oder wohin sonst das gestohlene Gut verschwunden war; denn das Gescheide stank bereits gen Himmel.

Die Reitpeitsche im Stiefelschaft, stand der Herr neben Stach, dem Vorwerksvogte, bei der langen Reihe Grabender. Seine Augen unter der schweren Stirn blickten halbgeschlossen, der Sonne wegen, auf den Missetäter, und er sprach sein Polnisch kalt und langsam. Kaum, daß er die Lippen auseinander brachte. Der Vogt zischte und sprudelte, schüttelte die geballte Faust und hätte den Stock mit der Eisenzwinge geschwungen, ohne des Herrn dämpfende Gegenwart.

Boles hielt nicht mit Graben inne. Zusammengebückt stand er, schwieg und stieß tief in die fetten Erdschollen. Etwas, das den Herrn reizte, kämpfte mit der verbissenen Wut in seinem lederbraunen Gesichte: „Die Feigheit natürlich! — Verfluchte Rasse!" Wie der Hund das lippenlose Maul zerrte und blöde mit den Lidern zwinkerte und in sich hineinkroch, als ob er den Prügel über sich spüre!

„Wirst du Rede stehen, Spitzbube?"

Achselzucken.

„Wann ist es geschehen? Sprich!"

Kein Laut.

„Wirst du —? — oder!"

Da schaute die üppige Dirne, die neben dem Schweigenden grub, den Herrn plötzlich aus ihren großen Augen an und strich das Zottelhaar besser unters Kopftuch:

„Des Boles Frau hat am Tage vor ehegestern geboren, Pan, und heute liegt sie sterbend." — — Bückte sich wieder und grub weiter, stumm wie die andern.

Der Herr wich einen Schritt beiseite. Eisig rann es ihm den Rücken hinunter, und ihm ward übel von den Gedanken, die ihm jäh durchs Hirn fuhren: körperlich übel — Grauen schüttelte ihn. Im nächsten Augenblicke war's vorbei. Unschlüssig griff er nach seinem losen Gelde in die Tasche, aber er zog die Hand leer heraus und stemmte sie auf die Hüfte. Scharf ließ er den Grabenden an:

„Sieh mir sofort ins Gesicht!"

„Pan —!" Schief hob sich der Kopf; wie verschlagen und wie jämmerlich der einäugige Blick. „Pan — ich habe —"

„— gut, gut; schweig, gehe heim zu deiner Frau. — (Schreibe ihm diesen Vormittag ab, Stachu.) Ich werde deinetwegen mit dem Woytek reden, Lump. Morgen früh um sieben stehst du mir pünktlich in der Kanzlei."

Der Herr sah dem Knechte, dem Sünder, nach. Der hatte sich aufgerichtet und die Schaufel an den Vormann abgegeben. Ohne sich umzublicken, ging er, und sein Tritt in den hohen Schäften federte. Aber das Gesicht beugte er gegen die Brust, und seine geballten Hände hingen an schlaffen Armen zu beiden Seiten. Nun, da er sich außer Sicht wähnte, fing er zu laufen an, setzte über den Graben und die Schienen der Rübenbahn und lief durch den Sonnenbrand querfeldein zum Dorfe hinüber, rascher und rascher. In der zweiten Kate vom Gutshof aus starb sein Weib seit letzter Nacht und konnte nicht entschlafen.

*

Konrad erledigte seine Fragen und Befehle so wortkarg wie möglich, saß wieder auf und ritt an den üppigen jungen Weizenschlägen und saftgrünen Rübenfeldern entlang in die Einsamkeit des großen Bruchs gegen Morin zu. Der Turm des evangelischen Kirchleins ragte spitz über die Bauminsel, und andre fernere Bauminseln standen bläulich getuscht im Mittagsblau. Links streckte sich die große Forst gleich einer schmalen schwarzen Zunge am Horizonte hin, und rechts war die Unendlichkeit. Wiesensteppe, gestickt mit weißen und gelben Blumensternen und roter Orchis. — Würzig atmete Mutter Erde: Thymiangeruch und Kleeduft, sonnenwarm, feine Grasfahnen zitterten darüber im schwachen Mittagshauch, und winzige Bläulinge hingen an den zarten Spitzen. Nah über dem heißen Boden das Bienengesumme von Stern zu Stern und zuweilen ein tieferes Surren, wenn die Honigbereiterin schwelgend an den Purpurlippen der Orchis hing. Sonst nichts als das ewige Lerchenlied zum Sommerblühen der Steppe.

Konrad hörte den Hufschlag seines Pferdes nicht mehr im Grase. Er hätte sich einbilden können, er schwebe langsam dahin. Mit verhängten Zügeln, die Hand auf dem Knie, ritt er ziellos durch die blumige Oede, die sein Eigen war bis zur schwarzen Waldzunge, und hinter der dehnte sie sich weiter und war auch sein Eigen.

Weiblicher Narziß

Nach einem Gemälde von L. von Flesch-Brunningen

Ein Fürst sonder Krone; ein armer Reicher. — Die Sonne brannte auf seinen Scheitel trotz des Hutes, und die Gedanken brannten seine Seele. Er hatte sie eingeschläfert und sich gemüht, ein kalter Selbstsüchtler zu werden, aber schon einmal vor heute hatte ihn etwas zum Halbbewußtsein erweckt: der Blumenglanz des Roggenmühmchens über seiner schreibenden Hand beim trüben Lampenlicht, und seitdem mahnten ihn vier braune Kinderaugen und vier rote Kinderlippen alle Tage: „Wach auf, Vater!"

Heute erst, jetzt, wiewohl er so gedankenschwer und ziellos ritt, wachte er ganz und entsetzte sich vor sich selber. Das hatte das Grauen gemacht, das ihn ob der Schuld seines Knechtes geschüttelt. War es denn Schuld oder schauriges Zufallsspiel gewesen? Ein ausgeweidetes Wild oder ein menschliches Totgeborenes im Mist verscharrt, und beides Gesetzfrevel, von hündischer Gier ans Tageslicht gezerrt; beides kam vor den Richter und brachte ins Gefängnis, wenn er, der Herr, nicht Gnade für Recht übte. —

Weshalb das? Boles war das schwarze Schaf des Dorfes, der Stänker, der Anstifter, der Hehler und Schmugglerssohn. Ein Pole und mehr noch: eine Zigeunernatur, die zur Kommunion geht, um sich den Kirchenschatz für ihre Diebesfinger zu merken und die heilige Hostie hinter sich speit. — Dennoch: wenn Boles arbeitete, war er der Fleißigste und sah aus, als nage immerwährende Reue an ihm oder immerwährende Sorge. — Welches? — Daß er ein Weib hatte, wußte der Herr erst seit einer Stunde. Er kannte seine Leute nicht; den Administrator allein gingen sie an. Der war ein Deutscher, von Geburt auf im Lande und ein treuer, scharfer Beamter. — Was sollte er sich plagen, der Herr? Er hatte genug Plage gehabt an seiner glücklosen Ehe, und jetzt wollte er Ruhe — Gleichgültigkeit — keine Erregungen um sich her.

Wenn eine Herrin dagewesen wäre — eine richtige Herrin, mit dem Vollgefühl großen Besitzes und starker eigner Verantwortlichkeit neben der seinen —, die würde in die Katen gegangen sein und die Kinderköpfe um den Suppennapf gezählt haben, damit auch genug Löffelvoll im Napf gewesen wären. Seine Frau, die nun schon zwei Jahre im Grabe lag, war nur ein Spielzeug gewesen, schöner als ihre Tochter je werden würde. Zuerst ein entzückendes Püppchen in Spitzenkleidern und dann eine zerbrochene Puppe seit Jans Geburt. Zwei Tage davor hatte sie sich ein französisches Sprüchelchen in ihren Kalender gekritzelt — er trug es seitdem im Taschenbuche, nicht aus Sentimentalität, sondern weil es in vier Zeilen das ganze Menschendasein umfaßte:

„On entre, on crie,
Et c'est la vie —
On crie, on sort,
Et c'est la mort — —"

Ihm war's plötzlich, als hörte er seines eignen Bübchens ersten Lebensschrei durch die heiße Oede schrillen.

*

Er wendete seinen Fuchs auf der Stelle und lenkte zurück auf den geraden Weg zum Dorfe.

„Vergangenheit weg!"

Allein das Reimspiel, das er sonst kühl las als etwas Gewesenes, wenn es ihm je zufällig wieder in die Hand fiel, verfolgte ihn und klang im Bienensummen und im Kibitzruf, da er an der Bracke vorübertrabte.

„— on entre, on crie,
Et c'est la vie — —"

Ob Boles noch mehr Kinder besaß außer dem Neugeborenen, an dem die Mutter starb, wie die schwarze Nastka vorhin beim Graben gesagt hatte? — Eine Melkerin kam ihm in den Weg, und er fragte sie hochfahrend, welche Kate der Boles bewohne, ob die vierte oder fünfte vom Hof aus?

„Die zweite, Pan," antwortete das Weib und sah ihn unter dem dicken Kopftuche hervor betroffen und höhnisch an. — Er ritt weiter, und die Scham rötete ihm die gebräunten Wangen bis zu den Schläfen.

Des Boles Kate wich ein wenig zurück; ein zerklüfteter Weidenbaum, der älteste des Dorfes, senkte seine silbernen Zweige auf das steile Rohrdach. Vor der offenen Tür hing der rotkattunene Vorhang und bewegte sich leise im Winde; von drinnen heraus drang Weihrauchduft zur verschleierten Stimme des Propstes. Vielleicht gab er den Sterbetrost oder segnete schon die Leiche ein. Zuerst nur eintöniges Gemurmel und dann feines Klingeln: die Monstranz ward da drinnen erhoben. Nun des Boles lautes Heulen; also das Weib war tot.

Konrad lenkte sein Pferd um die große Regenpfütze von gestern nacht her und ritt langsam an die Kate heran.

Seitab von der Tür hockte der Dorftrottel, die uralte Pelasia, die überall das Unglück witterte, wiegte sich in den Hüften auf und ab und grinste vor sich hin. Auf den hochgezogenen Knien hielt sie ein Lumpenpäckchen, daraus sah das krebsrote Faltenfrätzchen des Neugeborenen hervor. Des Boles Ebenbild, wie es die Plattnase unter dem schwarzen Haarkeil krauste und mit den Aeugelchen zwinkerte, weil die Sonne unbarmherzig hineinbrannte. Die Blöde fütterte es mit Brotbrocken und Buttermilch aus dem Napfe; der breite Zinnlöffel zerrte das Mäulchen von Ohr zu Ohr auseinander, aber der Knirps schluckte wie ein junger Rabe. Gesundes Leben hatte er mit zur Welt gebracht. Um ihn her standen fünf Lumpenmätze zwischen zehn und zwei, gereiht gleich Orgelpfeifen, und guckten offenmäulig auf den Zinnlöffel und den schmutzigen Napf.

Konrad hielt still. Also gottlob, das Neugeborene lebte und war kein Sündenspiel für den wilden Dorfköter geworden. Ihn überkam ein Gefühl, als habe man ihn selbst von einem Frevel losgesprochen. Er tippte eins der lungernden Geschöpfe mit seiner Gerte an und fragte in seinem herrischen Tone:

„Seid ihr des Boles Kinder?"

Die fünf Köpfe alle nickten, und das Wickelkind erhob sein quäkendes Stimmchen kräftig: der Löffel war leer. Die Blöde schaukelte den Schreier hin und her auf den dürren Knien, strich sich die weißen Zotteln aus dem Gesichte und blinzelte den Herrn an:

„Dzien dobry! dzien dobry, willkommen zur Taufe, Pan, mein Verehrter! Es muß getauft

werden, weil seine Mutter in die Hölle fährt. Ja, ja, ja; des Piochu Schwester — ungebeichtet, Pan! Ihre Zunge ist tot. — Der Pani Zunge ist auch tot, Pan, mein Gnädiger — ja, ja, ja —!"

Er warf ihr eine Kupfermünze zu und lenkte den Gaul gegen das Hoftor. Allein er mußte noch ein paarmal längs der Mauer hin und zurück traben. In ihm arbeitete ein Vulkan; so wollte er sein Haus nicht betreten.

Diese Irrsinnige stellte ihm seine Frau wieder vor Augen, die „Pani" in ihrer letzten umnachteten Stunde, da er nur den einen Schrei zu Gott getan hatte: „Erlöse mich! Nimm sie aus der Welt!" Seit zwei Jahren hatte Gott ihn erlöst, und zum Dank lebte er selbst wie ein Toter in der Welt, aus der er sie hinweggewünscht. Sein eigen Fleisch und Blut sah er nicht; die Kinder der Knechte, die in sein Arbeitsfeld hineinwuchsen, kannte er nicht. Sechs Kinder lebten dem Boles, sechs Mutterlose, und er hatte ihr Dasein nicht geahnt; er richtete ihres Ernährers Verbrechen und erbarmte sich seiner Not nicht. — So wucherte er mit seinem Pfunde, das ihm der Ordner aller Dinge anvertraut hatte! Er, der ungerechte Haushalter, der bezahlten Beamten überließ, was seine Herrenpflicht war und sein Herrenrecht.

Der Wildfrevel sollte dem Boles für diesmal vergeben werden. —

Witek stand im Tor und nahm ihm das Pferd ab. Er kehrte sein Gesicht weg, gab nicht Befehl noch Wort und stieg zur grünen Tür hinan, die aufgestuft neben dem Torweg in die Kanzlei ging. Der Administrator räumte eben für die Essenspause zusammen, aber er mußte seinen Notizblock nochmals vornehmen und des Herrn Willen darauf bemerken. Verwundert horchte er auf, als er die Worte „Armenpflege" und „Gemeindeschwester" hörte. Er wollte die grauen Gottesdorfer Nonnen vorschlagen, der Herr jedoch trat schon wieder hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Auf der untersten Stufe blieb er stehen. Was in ihm vorging, das war Qual und Strafe. Es ließ seine starken Knie gegeneinander schlagen und seine festen Hände zittern; es trieb ihm etwas in die Augen, das er verabscheute als Mann. Er war fassungslos. Der Hof lag still und leer um diese Mittagsstunde; niemand sah ihn. — Er schloß die Lider und nagte die bebenden Lippen; mühselig suchte er sich zu ermannen.

Plötzlich drangen vom Park her Stimmen an sein Ohr. Die seiner Kinder und eine fremde, die weich und herzlich sprach; eine Frauenstimme. Im nächsten Augenblick sah Marinka um die Ecke bei den Platanen und entdeckte ihn. Sie stürzte auf ihn zu, prallte in jagendem Lauf gegen ihn und umschlang ihn heftig. Das heiße Gesichtchen hob sich zu ihm empor; die braunen Augen standen in Tränen und flehten; er fühlte das Kinderherz ungestüm an seiner Hüfte hämmern.

„Nun, nun, Mariuschka!" sagte er erschrocken und nahm ihren Kopf in die Hände. Die beiden großen Kohlrosen, die sie in ihre Flechtenringe über den Ohren gesteckt hatte, fielen zu Boden.

Sie riß seine Hände zu ihrem Munde nieder, küßte sie einmal übers andre und bettelte:

„O Vater —! Das Mühmchen ist da, und es will nicht bleiben, weil du kommst! Es will nicht mit uns essen, und Kaschka hat so viel Barszcz gekocht —; ‚für hundert Mann,' sagt sie —! Ganz allein will das Mühmchen nach Gottesdorf gehen — in der Hitze, und hungrig, Vater —!"

Bei diesem Schreckensgemälde brach die Kinderstimme vor Erregung, die Tränen flossen über und kugelten an den heißen Wangen des schmalen Gesichtchens hinunter.

Zwischen des Vaters finstre Brauen trat eine tiefe Falte und er biß die Unterlippe. Darauf nahm er seines Töchterchens Hand, und wortlos gingen sie miteinander um die drei Platanen vors Haus. Da stand Ruth beim Buchsbaumstern, zum Gehen fertig, und wehrte sich gegen Jans Umklammerung.

„Aber ich lass' dich nicht fort, du!" schrie das Bübchen ganz außer sich.

„Jetzt lässest du los, Janu," gebot der Vater streng, und dann öffnete und schloß er erst zweimal die Lippen, ehe er seine Einladung herausbrachte: „Sie werden mit uns essen; ich bitte darum. Es ist Torheit, durch die Glut über Feld gehen, und meine Pferde sind vor fünf Uhr nicht frei." —

*

So setzten sie sich zu Tisch und aßen die Rotebeetensuppe für „hundert Mann", den Barszcz, und Schinken mit Salat und Eierfladen. Granny präsidierte zum erstenmal wieder im Lehnstuhl; die zwei Kinder teilten sich in die untere Tischbreite, schwiegen nach dem Gebet und guckten aufmerksam vom Vater zum Mühmchen, die ebenso schweigsam waren wie sie, während Witek die Tafel stumm mit seiner blinden Silberschüssel umkreiste. Der Hausherr und sein Gast saßen einander gegenüber, und der Gottesdorfer Teerosenstrauß stand zwischen ihnen im Glase. Er war zartfarbig und so malerisch und lose eingesteckt, daß die beiden zuweilen einen flüchtigen Blick durch die dornigen Blumenzweige tauschen mußten.

‚Richtig sub rosa,' dachte Ruth und seufzte heimlich in sich hinein. Ein so beklommenes Mahl wie dieses, trotz Grannys höflichen Unterhaltungsversuchen, hatte sie noch nie im Leben verzehrt. ‚Und wie gemütlich und hübsch könnte es sein,' dachte sie weiter. ‚Die reizenden Kinder und das liebe Großtantchen; der wunderschöne Raum und —'

Da stockten ihre Gedanken. Verstohlen hob sie die Wimpern und sah den Hausherrn an. Er blickte vor sich auf den Teller, und sein schweigsamer Mund bildete die feine Linie, die des männlichen Gesichtes Anmutszug war, die ihm in der Ruhe das Knabenhafte gab, das mit seinen Jahren und seinem Schicksale nicht übereinstimmte. Scharf empfand sie dies Zwiespältige an ihm; sie war enttäuscht und doch nicht enttäuscht. Ihr hatte ein dunkles Antlitz vorgeschwebt, verhärmt und fahl, bärtig bis unter zwei dämonische Augen; die Gestalt überlang und hager. So ungefähr, wie die Jugend sich einen edeln Polenflüchtling vorstellt, und nun dieser blonde deutsche Mann, breit und festgefügt, alle Farben entschieden gegen das lichte Haar, und nur die starkbeschriebene Stirn einer Wetterherberge gleich. —

Sie konnte sich gar nicht in ihm zurechtfinden, und ihm ging es ebenso mit ihr. So warm hatten

seine Kinder ihr Roggenmühmchen geschildert, wenn es ihnen dann und wann gelungen war, seine kalte Zurückweisung zu überwinden, daß er sich unbewußt Elfenzauber und vollkommene Linien eingebildet hatte. — „Roggenaugen — Weizenkleid — eine Stimme, wie wenn die Lerchen singen —" Kinderphantasie: er hörte im Geist sein übertreibendes Pärchen lobpreisen.

Verstohlen schaute auch er vom Teller auf und zu ihr hinüber: ihre Augen begegneten sich; sie errötete so zart wie das Rosa in den Windenkelchtäßchen der Roggenmuhme. Nein, aber mit den Roggenaugen, das stimmte doch! Grüngraue Augen sahen in seine; nicht groß, nicht schön noch langbewimpert, nur durchsichtig klar und ein inniger Blick, der warm ins Herz ging, wenn er sich auch ein wenig verschlug vor scheuer Verlegenheit darob, daß er beim Spähen überrascht ward. Sie hielt sich auch nicht stolz, sondern der wohligen Sommermüdigkeit halber nachgebend, und die blendende Weiße ihrer Haut, das Aschblond ihres schlichten, leichten Haares, kunstlos und ohne staunenswerte Fülle, gaben ihr den feinen Mädchenreiz, der, zur Frauenblüte geöffnet, Haus und Ehe beglückt und segnet, weil er edle Frucht verheißt.

Das alles empfand er nicht; einzig, daß ihre Anwesenheit der Mittagsstunde die Oede nahm und daß ihre Rosen ohne sie nichts Bemerkenswertes gewesen wären.

Nach Tisch machte er eine ungeschickte Handbewegung, da sie ihm das „gesegnete Mahlzeit" bot, berührte ihre schlanke Rechte kaum und ging in sein Zimmer. Dort schloß er sich ein und setzte sich zum Schreiben. Jedoch die Revolution am Vormittag, die er während des Essens mit Gewalt zurückgedämmt hatte, ließ sich nicht nach seinem Willen in ihm niederwerfen. Von neuem liefen Selbstvorwürfe und utopische Pläne Sturm wider die Barrikaden der kühlen Mannesgedanken. — Er schob Papier und Feder von sich, warf sich in den tiefen Lehnstuhl und vergrub das Gesicht in die Hand, um sich ruhiger zu machen und in den Schlaf zu denken, nach dem er sich sehnte. — Umsonst. Er sprang auf, zog die Fenstergardinen zusammen und durchschritt sein Zimmer hin und her in der schwülen Dämmerung seiner geschlossenen Vorhänge.

Draußen, unter ihm auf der morschen Bank, plauderten die drei: seine Kinder und sein Gast. Granny hielt in ihrem Zimmer Nachmittagsruhe. Er verstand kein Wort, nur der Laut kam herauf. Der kindliche Frageton und das Antworten der gedämpften Mädchenstimme. Trotz der rücksichtsvollen Dämpfung so frisch, so liebreich. — Wohltat in grenzenloser Einsamkeit. — Seine erregten Sinne meinten zu fühlen, daß sie die Kinder küßte, sowie das leise Geplauder eine Pause machte. — Etwas Lächerliches überkam ihn, und er wies es hart in Schranken: Eifersucht auf die Liebe seiner Kinder. Hatte er ihre Liebe verdient? — Nein. —

Endlich ward ihm das Alleinsein so unerträglich wie die dumpfe Zimmerschwüle. Es war auch Zeit, den Einspänner nach Gottesdorf zu bestellen. Das muntere Pimpernellchen sollte an die Deichsel, und Witek mochte fahren. Taddjo, den Kutscher, brauchte er selbst für Niewkowo zum Anwalt und auch den Propst mußte er des Boles wegen sprechen. — Oder wie wäre das, wenn er selbst den Einspänner führe und die drei Wege zusammenlegte? Gottesdorf und danach Niewkowo und auf der Rücktour zum Propst? Dann könnte Witek helfen den Klee wenden, und Taddjo wüsche den Wagen und ritte den Fuchs zur Schmiede? — Gestern schon hätte er beschlagen werden müssen; zwei Eisen waren lose.

Unschlüssig trat er hinaus, und da saßen die drei wirklich so dicht nebeneinander auf der morschen Bank im Sonnenglanz wie Haustauben auf dem Scheunendach. Jedes seiner Kinder hielt einen Arm um das Mühmchen geschlungen, und die zwei Blondköpfe nestelten sich zärtlich in die leinene Sommerbluse hinein, die das ruhige Atmen der jungen Brust hob und senkte. Das Mühmchen beugte sich vor und radebrechte Polnisch mit zwei Dirnchen und einem Jungchen, die im Weg standen und scheue Antworten lispelten. Konrad erkannte die Lumpenmätzchen sofort, des Boles mutterlose Kinder, die irgendeine Fraubase zur Herrschaft im Schloß auf den Bettel geschickt hatte.

Er wollte dreinwettern und das kleine Kleeblatt zum Kuckuck jagen, aber das Mühmchen hob den Kopf, und die Roggenaugen sahen ihn so klar und herzlich an, daß er vor sich selber erschrak und sein barsches Reden milderte. Statt des „schert euch!" sagte er auf polnisch:

„Kennt ihr das Verbot nicht? Was wollt ihr hier bei der Panninka und beim Paniczek?"

„Brot, Pan — Kleider, Pan. Vom genäddigen Fräuleinchen und dem Jungherrchen für uns, Pan genäddiger."

„Ihr wißt, daß ihr nicht dürft; ihr sollt das Verbot nicht vergessen. Wie heißt ihr?"

„Jaschu und Marja und Duscha. Wir haben nichts — nicht Kleider, nicht Brot, Pan genäddiger."

„So lügt doch nicht! Hier steht, der euch gegeben hat und gibt!" Die Hand des Herrn griff am Beinkleid hinunter, als langte sie nach der Gerte im Stiefelschaft, die nicht dawar. Seine finsteren Augen blitzten auf, aber sie mußten sich zum zweitenmal vor den Roggenaugen schämen. „Also — wer schickt euch her? Indem, daß ich es nach der Wahrheit wissen will. Sprich, Marja. Euer Vater?"

„Unser Vater liegt bei unsrer Mutter am Boden und schläft, und die Nastka kehrt den Boden mit Mutters Besen. Mutter ist tot, Pan genäddiger. Die Altmutter schickt uns; sie wiegt das Brüderchen, den Piochu, und es ist nichts mehr im Napf für ihn und für uns, Pan genäddiger!"

„O, gib ihnen den Barszcz, Vater — es ist noch ein Eimervoll in der Küche!" rief Marinka, sprang auf und faßte Marjas Hand, und Jan stellte sich hinter Jaschu:

„Darf er mein Vesperbrot haben, Mühmchen?"

Ruth nickte lächelnd und sah Konrad an, der unschlüssig mit den Brauen zuckte. „Ist die Altmutter die Blöde, die vor der zweiten Kate saß und das winzige Dingelchen fütterte?" fragte sie auf deutsch. „Es roch so scharf nach Weihrauch ums Haus, und als wir vorhin vom Felde kamen, begegneten wir dem Priester mit der Monstranz. So ist dem Kindchen die Mutter gestorben?"

„Ich glaube — ich hörte so. Der Vater ist mein Taglöhner."

„Und du weißt es nicht? Du, der Herr?" stand in den klaren Augen zu lesen.

Er biß wieder die Lippe und machte eine ungeduldige Handbewegung gegen seine Kinder hin: „Geht zu Mademoiselle oder zur Antocha und holt, was an Kinderzeug da ist, und sie mögen den Barszcz haben und Brot," gebot er kurz, und die beiden wurden dunkelrot und maßen die Lumpenmätzchen mit verlegenen Blicken. Dann aber faßte jedes von ihnen seinen Schützling nochmals beherzt an die Hand und zog ihn im Davonspringen mit sich.

„Ihr sollt Barszcz bekommen, und die Toscha wird euch anprobieren, indem daß sie den Kleiderschlüssel hat," erklärte Marinka mütterlich, während sie hinten herum zur Dienstbotenstiege im Turm liefen. —

Duscha, das kleine Schwesterchen, ein Zweijähriges, dessen schmutziges Gesichtchen ganz im roten Kopftuch steckte, stand allein vor Ruth und fing aus lauter Verlassenheit zu weinen an. Es hatte nur ein Schmutzkittelchen in Fetzen auf dem bloßen Leibe, aber seine Glieder sahen braun und gesund daraus hervor.

„Was für ein herziges Kind; sehen Sie nur," sagte Ruth und hob es auf den Schoß. „Weine nicht, Liebchen! du — die Pani schenkt dir auch etwas," und sie griff hinter sich nach ihrem Wanderkörbchen am Riemen. Darin lag noch das Frühstück für unterwegs und ein zusammengerollter Wollschal für den kühlen Heimgang nach Gottesdorf. Sie steckte die Schinkensemmel zwischen die braunen Händchen und knotete den Wollschal um den zierlichen Kinderwuchs. Dann nahm sie das Gesichtchen am Kinn in die Höhe und küßte es. Das Kleine drückte sich an sie, wie eben vorher die Herrenkinder, ließ die Schwarzaugen nicht von ihr, legte sein freies Pätschchen vertrauend auf die weiße Hand und aß gierig.

Konrad hatte seine Rechte um die Banklehne geschlossen und preßte sie um das harte Holz zusammen. Eine Empfindung überkam ihn, als stände er plötzlich nicht mehr auf seinem eignen Grund und Boden, als ob ihn ein Eroberer davon zurückwürfe. Ungelenk wie ein widerwilliger Schüler trat er um die Bankecke herum, setzte sich zu Ruth und stützte Ellbogen und Antlitz aufs Knie. Stumm betrachtete er sie und das Knechtskind auf ihrem Schoße.

Sie lächelte ihn an, nickte dem Kinde zu und dann ihm.

„Es ist doch goldig," sagte sie. „Sehen Sie, ich bin so gewöhnt an die armen Dingelchen von meines Vaters Dorfgemeinde her, oben in unsern Moselbergen und drunten in meiner Schule, daß ich sie gar nicht übersehen kann — auch hier nicht, wo ich ihre Sprache nur stümpere und an ihrem Wesen herumrate."

„Verlorene Liebesmüh, wozu denn?" entgegnete er, richtete sich in die Höhe und sah, zurückgelehnt, starr in die blaue Luft mit den weißen Ballwolken. — „Polenkinder: Sklavensinn, Falschheit und Revolutionsdrang, von Bigotterie durchseucht."

Ruth setzte sich auch gerade und nahm das Kind fester an sich.

„O nein; — unbeschriebene Blätter aus des Schöpfers Hand; einfältige, kleine Seelen, die wir formen und lenken sollen. Verzeihung: Sie müßten für diese sorgen als ihr Herr! Trotzdem — ich bin nun einmal Kinderlehrerin und Kindernärrin, und wenn ich hundertmal nur ‚Besuch' hierzulande bin: ich kann nicht kalt vorbeigehen und mich erhaben fühlen. — Einmischen wollte ich mich ganz gewiß nicht."

Er neigte die Stirn und stützte sie wieder in die Hohlhand.

„Ja, ich weiß — es gäbe manches zu ändern bei mir — vieles wohl. — Allein das Beste fehlt im Haus. — Die Granville wird alt und peinlich, und meine Kinder? Elf Jahre und sechs? Das gibt zusammen noch kein Weisheitsalter."

„Aber ihre Unschuld und der wunderbare, unverdorbene Kindheitsinstinkt zur Nächstenliebe? Ist das denn nicht weiser als Weisheit?" rief sie lebhaft. „Ich finde es sehr traurig, daß Ihre beiden so fremd mit den Hörigenkindern sind — —; bitte, vergeben Sie nochmals, falls ich damit —"

„Ich will überlegen, ob sich's beherzigen läßt," schnitt er ihr den Satz ab, erhob sich und schob die Hände in die Taschen. Er sah seine Kinder in vollem Lauf zurückkommen und wollte sie jetzt nicht sehen. Er bog um die drei Platanen und ging im Hof an den Ställen entlang zu den Remisen. In der ersten mit den herrschaftlichen Wagen suchte er nach Witek. Da hörte er von hinten her aus dem Dämmerwinkel neben den Ständen der Kutschpferde die ziehenden Töne der Harmonika, vorsichtig gedämpft. Das ewige, törichte:

„Ducza moya; kocham cie!"

„Unerträglich!"

„Witku!" rief er so laut, daß es von den Stallwänden widerhallte. Das Spiel verstummte augenblicklich, und der Bursch sprang zu Befehl, feuerrot vor Zorn und Schreck. Er hatte faul im Stroh beim Pimpernellchen gelegen; die Halme hingen ihm noch in den Haaren.

„Pan —" stotterte er, „ich wußte nicht, gnädiger Herr —"

„Du sollst wissen; meine Augen und Ohren sind überall. — Jetzt wirst du die Pimpernelle an den gelben Wagen spannen. Lege die Decke hinein und meine Peitsche und Fahrhandschuh. Dann gehst du zum Wenden in den Klee. — — Und hüte dich!"

„Ich werde, Pan, so mir mein Heiliger — —"

„Still! Tue lieber, als daß du redest und falsch beschwörst!"

V

Der Herrenstrenge zum Trotz: — eine weiche Hand hatte über seine Stirn gestrichen. Er fühlte es in seinen Gedanken hinter der gefurchten Wölbung, da er vom Stalle zum Hause ging, weil der Wagen gleich vorfahren würde. — Die Knechtskinder hatten sich getrollt, mit Kleiderpacken und dem überzähligen Museimerchen voll Beetensuppe und Brotschnitten beladen; seine eignen redeten wieder auf ihr einziges Mühmchen ein, so froh, so lebendig — hell übersonnt vom Abglanze ihrer ersten Wohltat.

„Wir wollen mit ihnen spielen, und dann werden sie warme Milch und Wecken bekommen — bei uns im Garten!" hörte er seinen Jan rufen, und dann fügte das zierliche Bübchen sein Bedenken hinzu: „Aber sie stinken so sehr."

„O Janu, was schadet das?“ rief Marinka dagegen. „Wir vespern bei den Lilien; die duften alles fort, oder wir sagen der Altmutter, daß sie die Stänker waschen muß, eh' sie zu uns kommen.“

„Die Altmutter kann nicht — lieber dem Boles!“

„Der wird nicht — lieber der Nastka, nicht wahr, Mühmchen?“

Das Mühmchen schüttelte sich vor Lachen. Sein ganzes junges Gesicht unter dem großen Strohhut lachte, und es küßte die kleinen Volkswohltäter im Werden von Herzen.

So fand Konrad die drei, und es erschien ihm wie ein Frevel oder eine Unmöglichkeit, daß die Schickung jetzt das Mittelblättchen des Kleeblatts herausreißen sollte und aus diesem Ganzen wieder ein betrübtes Bruchstück machen.

Jedoch was half es denn? Was für Rechte besaß er auf das Haupt- und Mittelblättchen? Nicht ein Hundertstel so viel Recht wie auf das geringste seiner Knechtskinder. — Das aber mochte er seinem Pärchen nicht verweigern, daß sie ihr Mühmchen und den Vater noch bis zum Dorfende begleiten durften und den Wagen nachfahren lassen. Am Russenhause sollte er warten.

Wie ein Fremder wandelte er zwischen den dreien, die ihren jugendwarmen Herzen folgten, nun das Tor aufgesprungen und der Weg offen war. Sie zogen ihn mit sich, durchs Tor und den Weg entlang. Von Kate zu Kate bis ans Dorfende beim roten Russenhause. — Er stand mit Ruth bei der Altmutter und trat hinein an den armseligen Sarg, den Papierblumen schmückten, und draußen blühten die Felder und dufteten die weißen Lilien und Rosen. Er brachte kein strenges Herrenwort über die Lippen, als Boles, der Witwer, sich aus dem schweren Schlafe vom Erdboden neben dem Sarge in die Höhe raffte, halb entkleidet, das Gesicht voll Schmutzstriemen unter dem einzigen rotgeheulten Auge. Ja, gütig konnte er sprechen — eine fremde Macht gab's ihm, daß er's konnte, weil sie, die mit ihm neben der Toten stand, so gut, so liebreich redete. Ihr gebrochenes Polnisch ergänzte er, und die fremde Macht zwang ihn, daß er seinem armen Knechte die Hand gab und sagte:

„Deine Strafe erlasse ich dir; bessere dich und komme morgen ins Schloß zu mir, der Witek wird dich bringen. Es soll dir nichts geschehen; ich will fürsorgen.“

Er ärgerte sich nicht an dem Flecken, den des Knechtes Dankeskuß auf seinen Rockärmel gedrückt hatte, noch daran, daß seine Kinder die Dorfkleinen alle um sich her hatten und ihnen versprachen:

„Ihr bekommt ein Fest, bald, in unserm Garten, mit weißen Wecken und roten Kirschen, wenn ihr euch wascht und keine Stänker mehr seid!“

„Bog zoplac! Bog zoplac!“ schrien die Dorfkleinen, sprangen und klatschten in die Hände, warfen die Mützen in die Luft und küßten der Panninka die Schulter und das weiße Blusenkleid.

Das alles war so liebreich, hold und fröhlich, daß ein erschütterndes Weh, eine plötzliche bittere Reue durch das Herz des Mannes schoß, den eigner Wille mehr als Schicksal einsam gemacht hatte.

Im selben Augenblick bäumte sein Stolz sich auf. Niemand sollte in seiner Seele lesen, am wenigsten sie, das Mühmchen, das er heute erst kennen gelernt hatte. — Ihr Scheiden aber schmerzte ihn dumpf und drückend. Eine Sonne ging unter, und dennoch: weshalb sollte die fremde Sonne ihm nach diesem einen kurzen Tage nicht unbeklagt wieder untergehen?

Er trat zurück bis an die offene Tür des Russenhauses, rief nach dem Wirte und sprach mit ihm über den neuen Zoll auf den Branntwein, während seine Kinder dem Mühmchen am Halse hingen und mit hundert Küssen Abschied nahmen. Wie war doch so etwas möglich? Solch ein Umschaffen von Mensch zu Mensch aus geheimnisvollen Kräften?

Sein eignes Fleisch und Blut erkannte er nicht mehr.

*

Die Kinder standen und winkten und warfen Kußhände, bis der Wagen ein rollendes Pünktchen in der uferlosen Ebene ward und das Pimpernellchen ein hastendes goldbraunes Käferchen.

Wortkarg fuhren die beiden. Das Pimpernellchen machte seinem Herrn zu schaffen; es war stallmutig und launisch und bohrte auf die Zügel, weil es zwei Tage nicht bewegt worden war. Das Mühmchen belustigte sich daran und lachte, wenn das hübsche Tier den schmalen Kopf vordrängte und aus den geblähten Nüstern schnob und prustete.

„Wie meine unartigen Schulbuben!“ rief sie zuletzt, und Konrad fuhr aus seinen Gedanken in die Höhe:

„Das nächstemal würde ich Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir einen Plan machen hülfen — zur Vermenschlichung dieser Dorfjugend.“

„Aber es gibt kein nächstes Mal; morgen früh reise ich ja,“ sagte sie, und als er sie ganz erschrocken und erzürnt ansah, fügte sie hinzu: „Lassen Sie sich doch vom Onkel beraten; der denkt genau wie ich, und er und die Tante sind schon Großeltern und sehr erfahren.“

„Es ist nicht das,“ entgegnete er, und da ruckte das Pimpernellchen plötzlich vorwärts und wollte steigen; denn der Doktor kam auf seinem feisten Schimmel dem Wagen entgegen. Sein Mühmchen blieb ihm zu lange aus.

Bis Gottesdorf ritt er, lebhaft sprechend, neben dem Einspänner, und eine Viertelstunde später fuhr Konrad allein nach Niewkowo weiter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

VI

Abermals blieb des Mühmchens Andenken im Segen wie das des Gerechten aus der Bibel.

Die kleine Panninka gab wirklich ihr Fest und nannte es im Ernst das Stänkerfest; denn trotz Waschen und Kämmen hatte die Polackenjugend von Marinkowo gar zu viel Häring und Zwiebel gegessen und sich die Rundköpfe mit fettem Rüböl gesalbt. Das drang leise durch die Sonntagskopftücher und duftete nicht eben nach Rosen und Lilien.

Wenn auch, es war ein überaus herrliches Fest, sagten sie alle. Hinterm Park, auf der Wiese am Gemüsegarten spielten sie; Rosen und Lilien waren längst verblüht und die Kirschen verzehrt, aber Sonnenblumen und Georginen prahlten mit den hohen Malven um die Wette vor dem Lattenzaune und goldgelbe Pfläumchen hingen darüber hinweg, Aeste, die sich lang reckten mit ihrer süßen Last.

Jedes wollte schütteln; zwanzig Schürzchen und Mützen bettelten zugleich, als der kleine Paniczek mit des Boles Jaschu schüttelte. Jaschu war nur halb dabei; denn er mußte immer mit einem Auge, dem schielenden, auf seine Ziehharmonika achtgeben. Die hatte er in sein rotes Sacktuch gewickelt und seitab unter dem Berberitzenstrauch nahe beim Torweg versteckt. Später kam sie an die Reihe; viel später, wenn der Weckenkorb leergegessen sein würde und der Pflaumenbaum leergeschüttelt.

„Es geht nicht — es sind noch zu viele," meinte das Festmütterchen Marinka und wischte sich übers glühende Gesicht. „Wir werden noch ein Fest machen, und dann gibt's Streußelkuchen. O, wie den die Kascha backt!"

„Wir sind satt; nun laßt uns tanzen!" rief ein Dirnchen mit schwarzen Feueraugen, „spiele, Jaschu, spiel uns auf!" —

Und Jaschu kroch unter den Berberitzenstrauch nach seiner Harmonika und hockte und zog die Töne so leicht wie ein gelernter Musikant und pfiff dazu wie das Amselmännchen im Frühling. — Der alte Wildwein am Herrenhaus errötete vor Freude, weil der Park wieder lebendig war und das Kinderbild auf dem Rasen so bunt und schön. — Granny saß unter dem Vordach der Haustür und freute sich auch von fern in der sonnigen Stille.

Wie Ballettkinder tanzten sie, so eifrig und zierlich. Den Kujawiak und den Krakowiak; den heftigen Mazurek und den wiegenden deutschen Ringelreihen. — Fast bis die Sonne den flachen Horizont und den kujawischen Dom küßte zur Gutenacht, drehten sie sich und stampften den Rasen glatt. — Glückliche Kinder, die nichts mehr von Stand und Rassenhaß wußten.

Dann kam der Herr durchs Tor hereingeritten; seit Mittag war er auf den Vorwerken gewesen und kehrte nun müde heim. Vor dem Rasen hielt er an und saß ab; so anmutig hatte er sich das Kinderfest nicht vorgestellt, und sein zartes Prinzchen mitten drunter. Da sprang's herbei, nahm ihm den Gaul ab und führte ihn behutsam Witek und dem Stalle entgegen. Tiras jagte in mächtigen Sätzen voran. Der Ringelreihen stockte. Ehrfürchtig und scheu stand die ganze Schar; die Mädchen mit den gefädelten Schneebeerenketten um Hals und Handgelenk, die Bübchen mit den Kartäusernelken hinterm Ohr.

„Dobry wieczór, pan!" — „Guten Abend, Genäddiger!" — rief's im Chor, und die Mützen schwenkten sich. Die Schlankste jedoch von allen hatte zwei brennende Georginenblüten in ihre Flechtenringel gesteckt, und ihre Wangen brannten vor Glück, ihre Augen vor Entzücken, als sie sich am Vater aufreckte, seinen Kopf zu sich niederzog und ihm die braune Wange küßte:

„Dobry wie— — nein: guten Abend, Lieber — Lieber! Ist es nicht herrlich? O, wenn doch nur das Mühmchen mit dir gekommen wäre, Vater! Weißt du noch, wie es da war? — Weißt du noch, wie es aussieht?"

Er nickte; denn er wußte es, aber zeigen und verraten durfte er's keinem, daß er noch sehnlicher wünschte als seine kleine Tochter.

„Tanzt weiter; seid froh, bis die Glocke läutet," sagte er, ging und winkte über die Schulter zurück.

Allein tanzen wollten sie nun nicht mehr; sie lagerten sich um den Jaschu, drückten sich zu dreien und vieren aneinander und sahen alle hinüber, durchs Gezweig der Rüstern und der Silberweiden, zur glühroten Sonne, die hart auf den Türmen im Westen stand.

„Laßt uns ‚ducza moya' singen," sagte Marinka, „das hat unser Mühmchen so gern gehabt, und ohne unser Mühmchen wäre das ganze Fest nicht gewesen. Zieh den Anfangston, Jaschu, und du mußt die zweite Stimme mit der Kasia singen, Stascha."

Darauf erhoben sie sich alle, standen in langer Kette der sinkenden Sonne zu und sangen laut und feierlich das schwermütige Liebeslied vom „Täubchen grau" und „Hopfen schlank", aber ehe sie zur „Seele mein" gelangt waren, hob die Aveglocke zum englischen Gruß zu läuten an.

Die Polenkinder brachen ihr Lied ab, knixten und bekreuzigten sich und beteten hell und eintönig ihren Engelgruß; die evangelischen Herrenkinder schwiegen und falteten die Hände ohne Worte in lauter Dankbarkeit. Dann, als die Gespielen davongesprungen waren nach verrichteter Andacht, liefen sie noch auf hurtigen Füßen hinüber, dorthin, wo sich vor der Ernte der herrliche Roggenschlag gedehnt hatte, eine grünwogende Unendlichkeit, sahen den letzten Sonnenpunkt versinken und riefen über die Stoppeln hin:

„Mühmchen! Mühmchen! Wo bist du?"

*

Spät, um Mitternacht, da das ganze Haus längst schlief und nur Tiras vor der Haupttreppe im Traum murrte, saß der Herr noch einsam am Fenster neben seinem Schreibtisch. Der Holzklotz im Kamin verglomm und die Lampe stand fernab auf dem hohen Ständer, den ein pausbackiger Barockengel umschlang und trug. Das gedämpfte Licht streifte den goldnen Rahmen um das Bild der verstorbenen Herrin, und der Einsame hatte es lange so im Halbdämmer betrachtet, wie vom Schatten der Vergangenheit umschleiert, und hatte weder Schmerz noch Rücksehnen empfunden. Die waren von einer zaghaften Hand aus seinem Herzen hinweggewischt worden. — Der Hoffnung gehörte die Hand, ihr, die, des Zagens ungeachtet, unsterblich ist wie ihre Schwester, die Liebe, und ihr Bruder, der Glaube.

Er stieß das Fenster auf und lehnte sich auf den Armen hinaus. So still lag die träumende Welt im schwachen Lichte des wandernden Mondviertels zwischen Gewölk. Vom Parkweiher schallte Froschquaken herüber, und die Unke rief ihren dumpfen Glockenton aus der Tiefe bei der Schilfinsel. Einmal stieß der alte Schwan, der weder Gefährten noch Weibchen bei sich duldete von jeher, seinen Trompetenschrei aus, als kreise dicht über ihm ein Raubvogel, und im nahen Parkdickicht weinte der Kauz mit Kleinkinderstimme.

‚Ihr schaurigen Laute, ihr seid doch Leben,' dachte der Lauschende; ‚dürres Laub, unter dir wächst der Frühlingstrieb, Stoppelfeld, du wartest auf die neue Saat. Alles ist ein großes Zukunftsdrängen, und ich? — Darf ich denn keine Zukunft mehr haben? Sechsunddreißig bin ich — und manchmal fühle ich mich noch jung — —!'

Leise schloß er sein Fenster, trug sich die Lampe vom Bilde fort auf den Schreibtisch und stützte die Stirn über dem weißen Briefblatt, das schon seit zwei Stunden vor ihm auf dem Löschblocke lag. Die eingetunkte Feder war längst wieder trocken geworden.

Er tunkte sie nochmals ein und setzte Ort und Datum oben in die rechte Ecke des Bogens:

„Marinkowo, den 23. September 1905."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da schlug es von draußen rasch gegen sein Fenster, ein weicher, streifender Schlag wie von Geisterhand. Es war, als ob eine abgeschiedene Seele im Vorüberfliegen angestreift hätte.

Der Einsame ließ die Feder sinken und fiel im Stuhl zurück. Eine Sekunde lang lähmte ihm das jähe Erschrecken förmlich den Herzschlag. Im nächsten Augenblick ernüchterte und belächelte er sich.

Der Flügel eines Nachtvogels, den das späte Lampenlicht angelockt hatte, weiter nichts. — „Wie kann ein ausgewachsener Mann, den niemals Krankheit anficht, Nerven haben und an Spuk glauben?"

Er ließ die Fenstervorhänge zusammenfallen und schritt, mit seinem Briefanfange in den Gedanken, wohl ein dutzendmal durch das große Zimmer hin und her. Aber die Kette war zerrissen und blieb zerrissen; der Faden hatte sich am Knäuel festgewickelt. — Er schloß den datierten Bogen in die Schieblade und ging schlafen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war Ende September, und der Dezember kam, ohne daß der Brief geschrieben ward.

VII

‚Ich bin wahrhaftig wie mein Schwan auf dem Teich; ein dummes, eigensinniges Tier,' dachte er manchmal, ‚nein, noch dümmer bin ich — nicht einmal das Trompeten bring' ich fertig, wenn die Not am höchsten ist!'

Je näher die weihnachtliche Zeit heranrückte, um so höher fühlte er seine Einsamkeitsnot und die der Sehnsucht steigen, und abends fing er an sich regelmäßig vorzusagen: ‚Morgen schreibe ich!' Dann aber kam ihm jedesmal der gordische Knoten in die Hand; er ahnte ja die Adresse nicht, auf die es ihm einzig ankam; Doktor Amsteg fragen, dessen kleine graue Augen ihm durch Mark und Bein auf den Seelengrund blickten? Er konnte sich nicht dazu entschließen.

Wahrlich, einfältiger und starrköpfiger als sein Junggesellenvogel auf dem Weiher war er! Der Vogel ruderte wenigstens in seinem Eisloche zwischen dem vergilbten Röhricht herum; er aber steckte einfach fest. Er verbitterte wieder.

Seine Kinder hatten drei bunte Postkarten vom Mühmchen bekommen: eine „Traubenernte an der Mosel", eine „Jungfrau Loreley" und ein Adventsbildchen: der kleine Heiland mit ausgebreiteten Armen auf der Weltkugel, daneben gedruckt das schöne Lied: „Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir?" Als Unterschrift allemal: „Euer treues Mühmchen."

Ihm wurden die bunten Karten erst gezeigt, nachdem Marinka sie mit größter Verschwendung von flüssigem Leim in ihr Album geklebt hatte. Nirgends mehr ein Poststempel. Es war wirklich, um vor Aerger aus der Haut zu fahren!

„Sag mir, wie heißt denn eigentlich euer Mühmchen mit dem richtigen Namen?" fragte er Marinka, als sie ihm die eingeklebte Adventskarte zum Bewundern an seinen Lesetisch brachte.

„In Wirklichkeit Ruth."

„Und wie weiter? — Amsteg?"

„Das wissen wir doch nicht, Vater!"

„Aber sag mir: antwortet ihr denn nicht auf die Karten?"

„Granny will es nicht. Sie sagt, zuerst müßten wir schöner schreiben lernen, sonst verlohnt sich's nicht. Und dann — denke nur: das Mühmchen kommt ja bald einmal wieder zu uns!"

„Wann?"

„Das wissen wir doch nicht, Vater! Granny sagt: im Frühling vielleicht oder in den Pfingstferien."

‚Also bis zum Frühling!' dachte er und seufzte.

Das Gedulden fiel ihm schwerer und schwerer; allein er kämpfte hart und ehrlich gegen sich selber. Seine Wirtschaft und sein Haus mit allem Drum und Dran zeigten längst ein besseres Gesicht, und darin lag dennoch ein bescheidener Siegeslohn, der ihn zeitweise völlig beruhigte. Das aber ist das schwerste beim Liebesleid: es entschläft; zu sterben scheint es, und steht immer wieder auf vom Tode, stärker, größer.

Am letzten Adventssonntage, eine Woche vor Heiligabend, kam die vierte Karte an die Kinder: ein Tannenbaum, ganz mit Silberstaub bestreut; es glitzerte zauberisch.

„Roggenmühmchens Christbaum für euch; wißt ihr noch, ihr herzlieben beiden?" stand darunter.

Endlich einmal nahm der Herr selbst diesen Liebesgruß dem Postboten ab; Marinka lag nicht neben Tiras auf der Lauer. Er schob sich den verwischten Poststempel unter die Lupe: — a. d. Mosel, weiter war nichts mehr zu entziffern. Es wurde zu hastig abgestempelt im Weihnachtsdrange.

Die Kinder stürzten sich vor Tisch auf die Karte in des Vaters Hand und jubelten hell heraus:

„O, sieh doch, Vater, sieh doch, Granny, wie wundervoll! Gerade wie das süße, liebe Mühmchen uns erzählt hat — damals! Daß die Roggenmuhme hinter dem Winter her über die Stoppeln geht, bei der Nacht, Vater, und sammelt vom Schnee die Diamantsternchen und die Silberflitter in ihre Schürze und trägt sie in den Wald zu den Rehen und hängt sie an die Christtannen. O Vater! Kascha backt schon Festkuchen für uns, und sie sagt, die lieben Stänker dürften auch haben. Hol du uns dies Jahr einen Weihnachtsbaum aus dem Wald, Vater, bitte, bitte, und wächserne Bienenlichter daran!"

„O denke, Mariuschka; denke, wenn jetzt das Mühmchen zu Weihnachten nach Gottesdorf käme!" rief Jan aufgeregt, aber der Vater klopfte auf den Tisch und gebot Ruhe.

„Es wird nun gerade zum Fest zu uns hinauf in die Kälte reisen; von Vater und Mutter und der schönen Mosel fort. Was bildest du dir ein, Janu? — Bete."

Folgsam lud Jan den Herrn Jesum zu Gast, aber nach dem „Amen" bewegte er das rote Mündchen

noch ein paarmal lautlos auf und ab und flüsterte in sich hinein, ehe er die heiße Suppe in Angriff nahm.

Gern hätte der Vater den Wortlaut des heimlichen Nachgebetchens gewußt, wiewohl er ihn erriet.

VIII

In tiefem Schnee lag das weite weiße Land. Auf den Fahrstraßen klingelten die Schlittenschellen und die munteren Gäule flogen vor den leichten Deichseln dahin, ein- und zweispännig; brausende Troika und vornehm „viere lang". Alle zu den letzten Weihnachtseinkäufen nach Inowrazlaw oder, wenn's bescheidener sein sollte, nach Niewkowo.

Dorthin fuhr auch Konrad, mit dem Pimpernellchen vor der grauen Muschel auf Kufen, die seine verstorbene Frau in ihren ersten winterlichen Ehewochen immer die „Venusmuschel" genannt hatte. Er ließ dem Pimpernellchen die Zügel locker, und es trabte gemächlich. Drüben am östlichen Horizonte ragte der Kirchturm von Morin wie ein spitzer Zuckerhut in die frühabendliche Luft; die große Forst dehnte sich hellweißlich gegen den Bruch hin, und dann stiegen die Lichter und Lichtchen des Niewkowoer Christmarktes flimmernd auf. Er war am Ziel.

Die Tanne hatte er hinten im Park schlagen lassen; das Nadelholz stand dort ohnehin zu dicht. Den Schmuck wollte er jetzt besorgen. Allein einen Christbaum des Roggenmühmchens — den würde er nie zustande bringen. Es wurmte ihn ein wenig, aber die Kinder mußten sich mit seinem guten Willen zufriedengeben. Er kannte nur Aepfel und Nüsse, Rosinen- und Mandelschnüre und bunte Papiernetze von seiner Kindheit her, und Granny hatte ihm Marzipan und Zuckerwerk auf die Seele gebunden. Des Mühmchens Postkarte hatte er den Kindern vorläufig entrissen und für die Fahrt in seine Brusttasche gesteckt als Muster. Er stand und betrachtete sie sich erst noch einmal in hoffnungsloser Unbeholfenheit, ehe er zu Nelke Abramowicz in den Laden ging, um die Süßigkeiten einzukaufen. Die dicke Jüdin mit Seidenscheitel und Bandmütze hatte alles und alles in ihren offenen blaukarierten Säcken auf dem langen Tische, nur nichts Silberiges. Aniskuchen und Pimentnüsse hatte sie; Marzipanerdbeeren und Zuckermännchen mit aufgeklebten Gesichtern, likörgefüllte Blumen und Tiere aus Mazzesteig. Auch bunte Lichterchen, aber nach Bienenwachs rochen sie nicht. Mit seiner großen Düte im Arm ging er enttäuscht und zögernd weiter, an den kleinen Buden unter den verzuckerten Bäumen hin. Es drängte sich davor, und Deutsch und Polnisch schwirrte durcheinander. Modische Hüte, Kopftücher und Barettmützen; die großen Pelzkappen der Juden dazwischen. Schlitten an Schlitten wartete hinter den Bäumen oder fuhr langsam vor dem kleinen Bahnhofsgebäude auf und ab. Der Himmel war schon dunkel; seit einer guten Stunde brannten die Lichter.

Konrad zauderte nachdenklich vor der bescheidenen Buchbinderei, seitab vom Budenlärm im alten Giebelhäuschen, tief in seinen Gang hineingerückt. Da hingen glitzernde Silber- und Goldfäden auf die papiernen Weihnachtskrippen nieder, und das lächelnde Jesuskindchen breitete der Menschheit da draußen dieselben offenen Arme entgegen wie damals auf des Mühmchens Adventskarte an seine Kinder.

Ja, das war's endlich! Dies Silber wollte er einkaufen und den Baum damit schmücken in des Mühmchens Sinne. Seines Hauses guter Engel.

Er stieg die fünf ausgetretenen Steinstufen zum Laden hinan, die Hand auf der Geländerstange; da klingelte droben die Türschelle — die Tür tat sich auf, und das Mühmchen trat ihm entgegen.

So sehr erschrak er, daß ihm einen kurzen Augenblick die Sinne vergingen. Dann griff er nur nach der lieben Hand, und das war ihm genug; nur sie haben und halten!

Das Mühmchen stand, schüttelte ihm die Rechte und lachte und errötete so sehr, daß die Tränen ihr in die Augen sprangen.

„O, nun ist die ganze Ueberraschung verfrüht!" rief sie, „morgen wollte ich mit dem Onkel zu Ihnen hereinschneien und den Kindern ihr Glitzerbäumchen von der Marinkowoschen Roggenmuhme bringen! Sehen Sie doch die Pracht, die hab' ich hier aufgetrieben; alles, was ich haben wollte, und riechen Sie die Honiglichter! Ueber eine Stunde bin ich herumgelaufen, und jetzt müßt' ich so flink wie möglich nach Gottesdorf zurückgehen, ehe es Nacht wird."

„Gehen? In der Dunkelheit? Nein, doch! Das leide ich nicht; ich fahre Sie im Schlitten hinüber."

Er hatte sich gefaßt und beherrschte seine Stimme wieder, aber so ergriffen war er noch, daß sie dachte, während sie ihm ins Gesicht sah und für sein Anerbieten dankte:

‚Gott, wie bist du blaß geworden, du liebster Mensch!'

*

Dann fuhren sie lange Zeit ganz verstummt nebeneinander in der grauen Venusmuschel und hörten nur immer das kreischende Knirren ihrer Schlittenkufen über dem tiefen gefrorenen Schnee. Duftgebilden gleich glitten die Silberweiden der Landstraße an ihnen vorüber.

Endlich meinte sie, daß sie dies Todesschweigen unmöglich länger ertragen könnte, mit all dem sehnenden Leben in ihrer jungen Seele.

„Wie freue ich mich auf Ihre Kinder," sagte sie im Dahinfliegen, als die Häuser und die Ulmen von Gottesdorf schon deutlich über der Ebene erschienen.

„Unsre Kinder," antwortete er leise und sprach heiser und atmete schwer. „Du hast sie mir neugeboren!" Er faßte ihre Hände, streifte den Handschuh von einer zurück und küßte sie heiß: „Ducza moya — kocham cie!"

In ihren Augen glänzte es auf; sie behielt die harte Manneshand in ihrer weichen und zog sie an ihr Herz, lächelnd und weinend wie zuvor:

„Seele mein — ich liebe dich!" — —

*

Droben am nächtlichen Himmel funkelten die demantenen Sterne ihres Glücks über ihnen und dem weiten, stillen Lande im Weihnachtsschnee.

Auf dem Strome des Lebens

Nach einem Gemälde von Georg Tyrahn

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Auf der Fortbildungsschule für Mädchen

Amerikanerinnen

Von

Otto von Gottberg

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Amerikanerin zu schildern, ist ebenso unmöglich, wie es häufig versucht wird.

Wenn die Art, wie der Wind über Völker geht und die Sonne den Scheitel ihrer Kinder sengt, ihnen Merkmale aufdrückt, dann müssen zwischen Atlantik und Pazifik, zwischen dem von eisigen Nordstürmen gefegten Becken der großen Seen und den Palmenhainen oder Orangenwäldchen von Florida die Eigentümlichkeiten jedes Zweiges der die Luft der gemäßigten Zone atmenden kaukasischen Rasse zu beobachten sein. — Hilft das Blut des Vaters und die Milch der Mutter wie den Leib auch die Seele von Menschen zu gestalten, dann kann noch weniger von einer nationalen Sonderart des Yankees oder seiner Tochter die Rede sein. — Doch mehr als Klima und Vererbung formt namentlich Charakter und Intellekt von Einzelwesen wie Völkern wohl der Druck jener moralischen Atmosphäre, die Bräuche und Satzungen der Familie oder des Staates erzeugen. Denn Blaublut allein machte noch nie den Mann, wohl aber ein Vertauschen von Wiegenkindern den für den Thron Geborenen zum Kriecher und Schelmen, während der Sohn Höriger den Purpur mit königlichem Anstand trug. Indessen auch Sitten und Gesetz kneteten des Amerikaners Wesen nicht in eine typische Form, weil sie in allen den vierzig und mehr politisch vereinten Staaten verschieden sind. Der Geist und der Brauch aller Kulturlande und vieler Jahrhunderte unsrer Zivilisation geht auf dem weiten Bodenareal der Union um. Je zehn Bürger jedes ihrer Staaten könnten in einem historischen Festzug marschieren, der deutlich die Entwicklung unsrer Rasse aus primitivsten An-

Amerikanische Studentinnen vor ihrem College

Während der Geschäftspause auf dem Dache eines New-Yorker Wolkenkratzers

fängen veranschaulichte. Gemein ist allen Yankees nur die nationale Geschäftsstube in Washington, der Rockefellersche Petroleumtrust und eine ausgesprochene Individualität, die sich vermutlich entwickelte, weil ihrem Lande Traditionen fehlen und seine laxen wie dehnbaren Gesetze um des Bürgers Tun kaum Schranken ziehen. Gewiß schreiben auch alle Amerikaner das gleiche Datum. Mit nichten aber leben sie im gleichen Jahrhundert. Im zwanzigsten steht mit beiden Füßen der Bürger von Boston. Der Bergbewohner von Tennessee und Kentucky, in dessen Familie der Vater die Pflicht, dem Schwur der Blutrache treu zu bleiben, auf den Sohn vererbt, ist noch Kind jener barbarischen Vendettazeit, in der kein Kolumbus von Amerika träumte. Im Mittelalter glauben wir uns in den Südstaaten, wenn wirkliche oder vermeintliche Verbrecher durch Folterqualen zu schnellem Geständnis gezwungen und von Richter Lynch zum Tod am Baumast oder auf dem Scheiterhaufen verdammt werden. Aber die Sorgfalt, mit der in New York unlängst während dreißig Tagen aus mehreren tausend Steuerzahlern zwölf Geschworene gewählt wurden, um den verkommenen Mörder des gleich wert- und würdelosen Buhlen einer nichtsnutzigen Bühnendirne zu richten, konnte die Heiterkeit der Kulturwelt herausfordern. Der „Rustler" oder Viehdieb führt auf westlicher Prärie noch heute ungestraft und ungeschoren das Dasein des räuberischen Nomaden der Dämmertage unsrer Zivilisation. Aber Chicago, die Stadt, unter deren Mauern er seine Herde verkauft, darf mit Recht sich rühmen, mehr Geld als das Königreich Preußen für Beschützung des Lebens und Eigentums ihrer Bewohner durch Polizeitruppen zu verausgaben. — Während der Anfangsjahre des zwanzigsten Jahrhunderts ward ein Indianerterritorium allmählich der Besiedelung durch Weiße erschlossen. Mit der Büchse und nicht nur dem Revolver in der Hand machten Kolonisten einander das fetteste Ackerland streitig. Das Faustrecht regierte Oklahoma

Weibliche Angestellte einer New-Yorker Firma auf dem Dache des Geschäftshauses

wie unsre Mark zur Zeit des großen Quitz. In einem Nachbarstaat wütete gleichzeitig der Koloradokrieg. Eine wirtschaftliche Fehde moderner Art wurde mit den Waffen und der Erbitterung der Hussitentage ausgefochten. Streikende äscherten Dörfer ein und stürmten Bergwerke mit der Spitzaxt. Freilich sprengten sie auch mit Dynamit das Eigentum ihrer Brotgeber in die Luft und mordeten mit der Bombe Beamte des Staates wie der Bergherren. Die Bürger des Staates teilten sich in zwei bewaffnete feindliche Lager und die von bestochenen Beamten verkaufte Miliz leistete bald dem einen, bald dem andern der Kriegführenden Heerfolge. Im Schafskrieg in Wyoming lebte gleichzeitig das Bravadotum auf. Millionenreiche Viehhändler mieteten texanische oder mexikanische Banditen, um wehrlose Hirten aus dem Hinterhalt niederzuknallen. Gleichzeitig auch aber wähnte im Zivilisationszentrum des Ostens die Bundesregierung das amerikanische Volk in der Vorhut auf dem Marsch unsrer Rasse zu Kulturidealen schreitend und berufen, die Rolle eines Hüters von Menschenrechten zu spielen. Dem Morden im eignen Lande den Rücken kehrend, forderte sie Schonung des Lebens von Untertanen des Zaren oder Sultans. Und es steht uns kaum an, darüber zu lächeln. Denn wir selbst glaubten die Kultur des Ostens sattsam entwickelt, um aus einem Austausch von Hochschullehrern Vorteil ziehen zu können. — Ein Land größerer Gegensätze ist kaum denkbar.

Sprechen wir darum nur von Amerikanern hier und dort, aber nicht von einem typischen Yankee und seiner Frau! Möglich wäre es allenfalls, mit Hilfe der Statistik den „mittleren" Amerikaner zu finden. Nach den vom Zensusamt in Washington über den Wohlstand von achtzig Millionen Bürgern veröffentlichten Angaben ist er ein Farmer in Kansas oder Ohio, der sich ungefähr des Einkommens eines wohlhabenden deutschen Bauerngutsbesitzers erfreut. Er steht in den Tabellen genau in der Mitte zwischen Hochdollartum und Proletariat verzeichnet. In einem Lande hoher Arbeitslöhne vermag er zwar einen oder zwei Arbeiter auf dem Felde, nicht aber häusliche Dienstboten zu beschäftigen. Für seine Frau trat darum der Bundespräsident neulich mit der Frage ein, ob es nicht ratsamer sei, ihr den achtstündigen Arbeitstag zu bewilligen, als kräftigen Männern. Nämlich die mittlere Amerikanerin verrichtet an sieben Tagen der Woche die Arbeit in Haus und Stall. Der Markttag soll ihr Abwechslung und Erholung bringen. Also fährt sie am Sonnabend mit Mann und Kind unter dem an den Kutschersitz geschnallten Schirm aus Sackleinwand zur Kreisstadt. Auf einer leeren Baustelle wird ausgespannt und das mitgebrachte Frühstück verzehrt. Dann geht der Mann Geschäften nach und erledigt sie meist im Saloon, der Kneipe. Sein Tagewerk ist kein saures und bringt ihm mancherlei Vergnügungen. Die Frau macht mit dem Baby im Arm und älteren Kindern am Rocksaum zunächst Besorgungen. Stätten, an denen sie wie der Mann rasten und sich erfrischen oder erholen kann, bietet ihr keine amerikanische Kleinstadt. Sommergarten, Stadtpark, Bahnhof und Restaurants von der Art der unsrigen sind dort gleichermaßen unbekannt. Sie kehrt aus dem Laden zur Baustelle zurück und wartet, wartet, wartet. Den lieben langen Nach-

Auf einem Ausflug

mittag sitzt sie mit dem Jüngsten im Schoß auf dem winzigen Schattenfleck, den der Wagen wirft, und rutscht mit ihm und der Sonne auf dem Erdboden um das Gefährt herum. Es ist heiß. Vorbeirollende Räder wirbeln Staubwolken auf. Die Gesichter von Frau und Kindern werden staubig, schmutzig, dann schlammig, und die Kehlen immer trockener. Der Trank in der Flasche ist längst auf die Neige gegangen, wenn endlich der Mann zu den Seinen zurückkehrt und anspannt. Eilig fährt er heim. Die Frau trägt Abendessen auf, füttert

Auf der Farm

Kühe, Kälber, Hühner, wäscht und entkleidet die Kinder, ehe sie das Geschirr reinigt und halbtot ins Bett fällt.

Unterhalb dieser Geplagten stehen auf der sozialen Leiter Töchter der Arbeit und des Elends, oberhalb aber Begünstigte und schließlich Töchter des Glücks.

Die Armut zieht überall Schranken um die Entwicklung des Menschen. Also namentlich die vom Schicksal bevorzugten Frauen des Landes bekunden die amerikanische Individualität. Ihr wohl ist es zuzuschreiben, daß eine Amerikanerin, wenn überhaupt Frauenrechtlerin, es oft auf eine Art ist, die den Gottseibeiuns selbst um die Fortdauer seiner Herrschaft über Bibifax und Genossen besorgt machen dürfte. Und ist eine Amerikanerin der Ueberzeugung, daß der Frau im Eheleben das entscheidende Wort gebührt, dann versteht sie den Pantoffel mit solchem Nachdruck zu schwingen, daß Junggesellen, verstört ihr beim Begegnen auf der Straße ausweichend, bei allen neunundneunzig Heiligen schwören, ihr Leben im Einzelglück zu beschließen. Aber auch in entgegengesetzter Richtung macht sich die starke Individualität geltend. Der Megäre, die in der mit dem zwiebelduftigen Atem des Sozialisten beschwerten Luft des Versammlungssaales ihre Weibeswürde unter die eignen Füße tritt und Geschlechtsgenossinnen das Stimmrecht zu erstreiten versucht, stehen Tausende von Damen, vornehm und wirklich weiblich fühlende Frauen gegenüber. Sie bescheiden sich nicht mit passivem Widerstand, sondern bilden überall im Lande Klubs, welche die Jugend belehren, daß die Frau im ekeln Getümmel des politischen Wahlkampfes der köstlichsten ihrer ererbten Kleinode verlustig gehen muß. Gleichermaßen wiederum beugt eine Mehrheit amerikanischer Frauen sich freudig dem Gebot der Natur und der Schrift, das ihr im Gefährten zugleich den Gebieter gab. Genug amerikanische Frauen leben in glücklichen Ehen in Europa, um uns überzeugen zu können, daß sie nicht minder das „Sein Gott sei dein Gott und sein Land sei dein Land" zu beherzigen wissen. Doch ist es erklärlich, daß flüchtige Besucher Amerikas oft eine andre Auffassung heimbringen. Erzählt die Yankeepresse ihnen doch nur von den Auswüchsen und Ungeheuerlichkeiten des Tageslebens. Sie spricht nicht von der Gräfin Waldersee, aber von der Gräfin Castellane.

So ist die Stellung der amerikanischen Frau in der Familie und dem Mann gegenüber nicht anders als in Europa. Die Art der Rasse, aber nicht die Art oder Farbe der Flagge weist der Frau ihren Platz zu! Auch die Rolle, welche die Amerikanerin in der Gesellschaft oder in der Geselligkeit spielt, ist nur äußerlich von der ihrer Schwester in der Alten Welt verschieden.

Eine Geselligkeit großen Stils konnte sich bislang nur im Osten und in einzelnen kleinen Cliquen der Großstädte des Westens entwickeln. Ein peinlich überall nachgeahmtes Vorbild für die Bräuche der Gesellschaft liefert New York. Hier wiederum ist die Geselligkeit genau nach englischem Muster zugeschnitten. Geringe Unterschiede nur können wir feststellen. So verbeugt sich nach dem Essen der Herr vor seiner Tischdame nicht hinter dem Stuhl, von dem er eben aufstand, sondern führt sie in den Salon, ehe er in das Speisezimmer zurückkehrt, um bei Burgunder und Zigarre unter

Männern zu klatschen. Das sei als charakteristisch erwähnt. Ganz gewiß nämlich bemüht sich der Mann hier mehr als in dem Lande, das ihm seine Umgangsformen lieferte, der Frau äußere Zeichen der Hochachtung zu erweisen. Gemeinhin — Ausnahmen gibt es natürlich — zollt er dafür ihrem Intellekt geringere Hochachtung. Eines ernsthaften Arguments würdigt der wohlerzogene Amerikaner die ihm oberflächlich bekannte Tischnachbarin sicherlich nicht. Auch wenn Frau oder Schwester andre Ansichten als die seinen vertreten, nickt er gutgelaunt mit dem Kopf Bestätigung, obwohl er innerlich die ihm Gegenübersitzende verlachen mag. Sie gilt ihm in dieser Gesellschaft des Ostens als ein Luxusgeschöpf, zwar manchmal klug und belesen, in Fragen der Kunst weit mehr unterrichtet als er, aber in solchen des praktischen Lebens ein Kind, das plappern darf, wie ihm das süße Schnäbelchen gewachsen ist. Der Mann dieser Kreise macht auch selten die Frau zur Vertrauten seiner geschäftlichen Sorgen. Sein Glaube aber, daß sie ihm doch nicht helfen könne, mag irrig sein. Denn wenn später der Krach kam, verstand das verwöhnte Luxusgeschöpf oft nicht minder als die Frau andrer Länder, durch die Hingabe einer treuen Kameradin den Gatten für ein neues Ringen mit dem Schicksal zu stärken.

Die Frau des Ostens gibt gemeinhin mehr Geld für ihre Toilette als die schlicht, ja oft geschmacklos gekleidete Tochter des mittleren Westens, die knausernde Bewohnerin der mageren Scholle Neuenglands und die Europäerin aus. Eine Mehrheit der Männer hat dagegen nichts einzuwenden. Denn in einer jungen, bunt zusammengewürfelten Gesellschaft ohne Tradition, Titel, Geburts- und Beamtenadel machen Kleider Leute. Eine gut angezogene Frau erhöht hier des Mannes Ansehen und Kredit. Aber des Yankees Bereitwilligkeit, die Rechnungen von Juwelieren und Schneiderinnen zu begleichen, einem ritterlichen Opfermut zuzuschreiben, halte ich für gewagt.

Das junge Mädchen darf sich in dieser Gesellschaft mehr als bei uns zur Geltung bringen. Bescheidene Zurückhaltung ward in Yankeeland eben noch nie und nirgends hoch bewertet. Aber darum ähnelt in Amerika keine Tochter guten Hauses jenem Fabelmädchen, das den Verehrer allein im Salon der Eltern empfängt und ohne Begleitung mit ihm Theater und Restaurants besucht oder gar über Land fährt. Modell für diese stereotype Figur der Amerikaschilderung war vermutlich stets die Tochter einer Pensionswirtin. Junge Damen werden hier von Herren besucht. Aber diese lassen sich bei Mutter und Tochter zugleich melden und beide empfangen gemeinsam den Gast. Er ladet während des Gesprächs seine Adorata vielleicht zu einer Automobilfahrt für den kommenden Tag ein. Sie sagt zu. Aber nun bittet der junge Mann die alte Dame um die Ehre, wenn auch nicht das Vergnügen ihrer Begleitung. Sie ist auch einmal jung gewesen und lehnt darum ab. Pflicht des Herrn ist es nun,

Zuschauerinnen bei einem Sportsfest in New York

unter seinen verheirateten Freundinnen eine Begleiterin zu finden, wenn die Partie nicht ins Wasser fallen soll. Persönlichkeit und Umstände mögen ein Abweichen von der Norm gestatten. Ist ein junger Mann in einem Hause sehr gut bekannt und vielleicht Jugendfreund der Tochter, dann mag die Mutter erlauben, daß das junge Paar gemeinsam in die Kirche geht oder ohne Begleitung auch eine der beliebten Lectures, Vorlesungen, besucht. Der Sport lockert die Straffheit der Umgangsregeln kaum in einer für den Europäer befremdenden Weise. Wir können verstehen, warum Yankeemütter ihren Töchtern gestatten, innerhalb der Stadt im Park mit einem Herrn allein im zweisitzigen Wagen zu fahren, dessen Zügel eins von beiden führt. Hinter einem Kutscher aber dürfen die beiden nicht ohne Begleitung sitzen, und die europäische Sitte, die Brautpaaren gestattet, nach der Verlobung gemeinsame Besuchsfahrten zu machen, erregt das Stirnrunzeln von Amerikanerinnen. Allerdings ist die Zahl der Amerikanerinnen, die sich bereits wie bei uns breite Kreise an bestimmte gesellschaftliche Regeln gewöhnt haben, ungemein klein. Kaum größer ist die Zahl jener, die an einer wirklichen Geselligkeit teilnehmen.

Im Grünen

Die Lebensführung ist zu kostspielig. Wenige Familien selbst des reichen Ostens erfreuen sich schließlich eines Einkommens von 12000 Dollars. Solche aber leben schon über ihre Verhältnisse, wenn sie während des Winters einmal monatlich in geräumiger Wohnung acht oder zehn Bekannten ein einfaches Diner oder Souper von zwei geschulten weiblichen Dienstboten auftragen lassen. Das eigentliche amerikanische Diner, so könnte man sagen, besteht aus Suppe, Fleischgericht und Nachtisch. Beim Millionär kommt mehr auf die Tafel, nicht aber bei jenem, der auch etwas für den Intellekt zu bieten hat, wie der Offizier oder Universitätsprofessor. Will dieser seine Gäste so bewirten, wie es sein europäischer Kollege oder Kamerad tut, so muß er sie ins Restaurant bitten. Denn zu Hause hat er nur eine unbeholfene, der Landessprache kaum mächtige Magd, die gerade geschickt genug ist, jene drei Gerichte vor ihn auf den Tisch zu stellen. Dann legt er vor und läßt den gefüllten Teller jedes Geladenen von Hand zu Hand wandern. Die Hausfrau füllt die Gläser mit Wasser, Tee, Kaffee oder beim Offizier wohl auch mit Stärkerem. Sie hat vorher gekocht und bringt darum kaum einen Enthusiasmus für Unterhaltung an den Tisch.

Der Kostspieligkeit der Lebensführung ist es auch zuzuschreiben, daß eine Mehrheit der gebildeten Frauen des Ostens kinderlos bleibt. Roosevelt tadelte sie deshalb. Aber in Tausenden von Zuschriften an die Presse konnten sie ihn fragen: „Haben Sie, Herr Präsident, schon einmal versucht, bei einem Jahresbudget von 6000 Dollars Ihre Söhne zu Gentlemen zu erziehen, und schon einmal mit der Linken ein Baby gefüttert und dabei gleichzeitig mit der Rechten Beefsteak gebraten?“ Das ist in der Tat im Osten das Los der Amerikanerin, die Mutter und nicht zugleich auch Millionärin ist.

Der junge und kraftstrotzende Westen anderseits konnte damals die Rooseveltsche Prophezeiung vom Aussterben des Amerikaners mit einem Hinweis auf seine Frauen und ihren überreichen Nachwuchs Lügen strafen. Und grundverschieden wie die dort lebende Amerikanerin von jener des Ostens ist diese wieder von der Bewohnerin der alten Kulturstaaten

Virginien und Südkarolina. Als Töchter der alten Kolonistenfamilien sehen wir dort Damen, die selbst dem Europäer lebende Legenden einer besseren Zeit dünken. Das sanfte Kerzenlicht, in dem unsre Großmütter tanzten, scheint mild und doch warm ihre Mienen zu erhellen. Noch glaubt hier Frauenwürde oft sich auf der Straße nur in Schwarz zeigen zu dürfen. Der Stoff kann grob und billig sein. Denn die Trägerin weiß, wer sie ist und wer ihr Urgroßvater war. Sie geht mit dem schönen und stolzen Aberglauben durch die Welt, daß sie auf Seide und Schmuck verzichten darf, weil jedermann in ihr die Erbin des Namens von Begründern eines großen Landes sieht. Hier machen Kleider niemals Leute. Der Dollar gilt in der Gesellschaft nichts. Die Länge der Namensliste der Voreltern auf der Kirchentafel weist der Frau Platz und Stellung an. Vielleicht rümpft sie ein wenig gar zu verächtlich die Nase über die Töchter des „gelben Reichtums" im Osten. Und wenn diese im Hafen von Charleston von der Jacht steigen, kann sie hinter dem schwarzen Schleier gar herzlich lachen.

Die Amerikanerin als Sportsdame

Sicherlich aber klingt nicht der leiseste Anflug von Neid in ihre Heiterkeit, und mir wenigstens scheint — leider — das Lächeln unsrer „Poggenpuhls" weniger frei von Bitterkeit, wenn ihnen gegenüber in der Berliner Straßenbahn die Aufgedonnerte Platz nimmt.

Wie die Frau des Südens hält die des bigotten und puritanischen Neuengland streng auf Zucht und Sitte im Haus. Nur kann ihre Engherzigkeit die Tochter nicht zu jener Dame erziehen, der wir in Virginien begegneten. Im kreischend nasalen Jargon ihrer engeren Heimat schreit sie die eigne Keuschheit und ihre Verachtung der Kinder Sodoms von den Hausdächern herab. Oft geizig, habsüchtig, mißtrauisch, magenkrank, unduldsam und klatschsüchtig, mordet sie den Nächsten mit giftiger Zunge.

Hoch zu Roß

Leben und leben lassen aber will wiederum die Frau an der pazifischen Küste. Dort fanden sich auf der Suche nach Gold vor fünfzig Jahren die Abenteurer zweier Welten zusammen. Tolle Dinger, die mit der Moral viel andres abstreiften, halfen als Sängerinnen in Tanzhallen ihnen den schnell gewonnenen Reichtum vergeuden. Auf dies Völkchen, das einander freite, seßhaft ward und heiratete, führt der niedrige Stammbaum der reichen Familien des Goldlandes zurück. In der Kinder Adern rinnt wohl noch heute

der Eltern leichtes, aber heißes Blut. Den Splitter in des Nächsten Auge sehen sie nie, und der Balken im eignen bereitet ihnen weder Kopfschmerz noch Unbehagen. Noch immer geht unter ihnen die Moral in kurzem Kleidchen, wenn überhaupt bekleidet, um. Aber gram mag ihnen darum niemand sein. Denn sie sündigen frank und frei im Angesicht von Gott wie Mensch und lachen nach dem Fall einander voll und gerade ins Auge: wir sind allzumal Sünder! Ueberhaupt verstehen sie zu lachen, und ihr Lachen steckt an.

Aber obwohl überall verschieden, sind in Summa Amerikanerinnen nicht anders als alle Frauen unsrer Rasse geartet. Es fehlt ihnen kein Reiz und kein Zauber ihres Geschlechts und keine der tausend kleinen Schwächen, die den Mann noch mehr als Vorzüge zum Weibe ziehen, weil sie selten ein Runzeln des Unwillens auf seine Stirn und stets ein Lächeln des Humors auf seine Lippen rufen.

Literatur

Ohm Peter. Ein Roman von Max Dreyer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.) Der Erzähler Dreyer ist jahrelang hinter dem Dramatiker Dreyer zurückgetreten. Wenn ich aber vor die Wahl gestellt würde, wem ich von beiden die Palme reichen sollte, so würde ich mich unbedenklich für den Erzähler entscheiden. Denn in der Prosa des Romans und der Novelle kommt das Beste in Dreyers Kunst, das starke Heimatsgefühl, ungleich stärker zum Ausdruck. Norddeutsch durch und durch, weiß er auch in seinem ersten Roman die deutsche Ostseeküste mit ihren grünen Buchenwäldern und dem erfrischenden Hauch des Meeres ganz wunderbar zu schildern. Dem Ohm Peter hat er viele Züge der eignen Persönlichkeit verliehen, und auch die ganze Umwelt gestaltet er gleichsam nach dem Blick aus den eignen Fenstern. Dreyers Humor kommt auch in diesem Werke zur Geltung; namentlich einige Nebenfiguren erinnern in ihrer derben Urwüchsigkeit und ihrem goldenen Herzen an die Gestalten seines großen Landsmanns Fritz Reuter.

— Im Anschluß an den in dem vorliegenden Heft veröffentlichten Aufsatz Franz Poppes über „Das niedersächsische Haus" möchten wir diejenigen unsrer Leser, die sich noch eingehender über den dort behandelten Gegenstand zu unterrichten wünschen und überhaupt für die deutsche Hausforschung und Architektur Interesse haben, auf einige unlängst erschienene Bändchen der vortrefflichen populärwissenschaftlichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Leipzig, B. G. Teubner) aufmerksam machen, die in gemeinverständlicher und sehr anregender Weise das deutsche Haus in seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten vom kulturhistorischen und vom ästhetischen Standpunkt aus schildern. Am engsten schließt sich an den Aufsatz Poppes die „Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses" von Chr. Ranck an (Bd. 121 der Sammlung), die uns mit rühmenswerter Anschaulichkeit einen Ueberblick über die Hauptformen des deutschen Bauernhauses und ihre geschichtliche Entwicklung gibt und in einem der sieben Kapitel speziell das niederdeutsche Haus behandelt. Ein Seitenstück hierzu bietet der Grazer Professor Rudolf Meringer in dem Werk „Das deutsche Haus und sein Hausrat" (Bd. 116), doch gibt er nur einleitungsweise einen summarischen Ueberblick über die Haupttypen der heutigen Bauernhäuser Europas, um sich dann fast ausschließlich mit dem oberdeutschen Hause zu beschäftigen, das nach Meringer das „beste Haus Europas" ist, wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften ganz Mitteleuropa eingenommen hat und sich gewiß noch weiter ausdehnen wird, während der Verfasser dem niedersächsischen Hause — wohl kaum mit allgemeiner Zustimmung — jede Zukunft abspricht. Auch in seinen Ausführungen über den Hausrat — an sich ein für jeden Gebildeten höchst interessantes Kapitel — beschränkt sich Meringer fast ganz auf Oberdeutschland. Endlich sind noch des Regierungsbaumeisters A. Erbe „Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland" (Bd. 117) zu erwähnen, eine Reihe lebensvoller kultur- und kunstgeschichtlicher Schilderungen aus Holland, Danzig, Lübeck, Bremen und Hamburg, in denen hauptsächlich der Einfluß Hollands auf die Baukunst der niederdeutschen Städte im einzelnen nachgewiesen wird. Ein besonderer Abschnitt des Büchleins ist dem holländischen Wohnhaus gewidmet. Alle drei Bändchen sind reich und gut illustriert.

— Die vor einigen Monaten von uns angezeigte kleine Ausgabe von Wilhelm Sievers' „Allgemeiner Länderkunde" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) ist kürzlich durch das Erscheinen des zweiten Bandes vollständig geworden. Wie die von demselben Gelehrten herausgegebene sechsbändige „Große Länderkunde", deren Inhalt hier in gedrängter Form und neu revidiert wiedergegeben wird, erfüllt das Werk durch die darin befolgte Methode, aus den geographischen Grundlagen heraus die Lebenserscheinungen, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, vor allem aber die Stellung des Menschen und seiner Werke in Gegenwart und Vergangenheit zu entwickeln, durch die Klarheit, Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Darstellung, durch das fast durchweg musterhafte und sehr reiche Karten- und Illustrationsmaterial alle Forderungen, die man an eine für die weitesten Kreise der Gebildeten bestimmte moderne Länderkunde stellen kann, und wird neben dem größeren Schwesterwerk einen ehrenvollen Platz behaupten. Der jetzt erschienene zweite Band behandelt Afrika, Asien, Australien und Ozeanien und schließt mit den Südpolarländern. Auch hier folgen eine reichhaltige Bibliographie, in der die Werke für eingehendere Studien genannt werden, und ein ausführliches Register. Daß jeder Band seine eigne Bibliographie und sein eignes Register hat, sei besonders hervorgehoben. Das zu den einzelnen Erdteilen gehörige Kartenmaterial weist bei Asien als Besonderheiten eine kartographische Darstellung der Entwicklung des Kolonialbesitzes und eine tektonische Karte auf. Am Schlusse des Bandes sind die „Weltkarten", elf an der Zahl, vereinigt, die alle fünf (beziehungsweise sechs) Erdteile umfassen und unter anderm die Geologie, die Temperaturverhältnisse, die Fundstätten der wichtigsten Mineralien, die hauptsächlichsten früheren und heutigen Gletschergebiete, die verschiedenen Vegetationsformen, die Bevölkerungsdichtigkeit der Erde zur Anschauung bringen. Im Text selbst sind nur Kartenskizzen und Profile untergebracht, während die Schwarzweiß-Abbildungen, unter denen neben zahlreichen vorzüglichen Autotypien bedauerlicherweise auch einige veraltete Holzschnitte Platz gefunden haben, auf Tafeln vereinigt sind. Die äußere Ausstattung, schlicht und gediegen, entspricht dem Inhalt des Werkes ebensosehr wie den vornehmen Traditionen des Verlagshauses.

— Deutscher Camera-Almanach 1908. Herausgegeben von Fritz Loescher (Verlag von Gustav Schmidt, Berlin). Von diesem Jahrbuch der Amateurphotographie liegt nun bereits der dritte Band vor, ein stattliches, typographisch gut ausgestattetes und mit wirklich meisterhaften Illustrationen geschmücktes Buch. Eine Reihe gut geschriebener Aufsätze behandeln so ziemlich alles, was den Amateurphotographen interessiert, was ihn in seiner Liebhaberei, die in höherer Sphäre selbst zur Kunst wird, fördern kann. Die Auswahl der Illustrationen ist sehr gut und gibt dem Bande einen hohen dokumentarischen Wert.

— Das Schweizerdorf. Ein Roman von Viktor Frey. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.) In einem kraftvoll-schlichten, aber zugleich ungemein elastischen Stil, der sich, wo es darauf ankommt, mühelos zur stärksten dramatischen Wirkung zu erheben vermag, schildert der Verfasser mit meisterhafter Anschaulichkeit, in engster Verknüpfung mit dem Werdegang eines jungen Ingenieurs, das Leben in einem schweizerischen Gebirgsdorf, und zwar nicht nur das alltägliche Kleinleben der Bewohner mit seinen frohen und schmerzlichen Wechselfällen, sondern vor allem das öffentliche Leben mit seinen Meinungs- und Interessenkämpfen, für das er als echter Sohn und als treuer Freund seines Vaterlandes ein starkes, tatkräftiges Interesse hat.

Prinz Arnulf von Bayern †

In tiefe Trauer ist das Haus der Wittelsbacher, vor allem der greise Prinzregent Luitpold, durch das in Venedig erfolgte unerwartete Ableben des Prinzen Arnulf von Bayern versetzt worden. Im heurigen Frühjahre hatte sich der Prinz, der vor anderthalb Jahren durch ein Magenleiden genötigt worden war, aus dem aktiven Militärdienst auszuscheiden, mit dem bekannten Forschungsreisenden Dr. Merzbacher auf eine Jagd- und Studienreise nach Zentralasien begeben

Phot. P. Dittmar, München

Prinz Arnulf von Bayern †

und war von dieser zu Ende Oktober wohlbehalten nach Europa zurückgekehrt, als ihn vor den Toren der Heimat, in Wien, eine schwere Bronchitis befiel, von der er in der milden Luft Venedigs Heilung zu finden hoffte. Trotz seiner im allgemeinen kräftigen Konstitution erlag der Prinz der tückischen Krankheit am 12. November. Mit ihm ist ein hervorragender Soldat, eine gerade, ritterliche Natur aus den Reihen der Lebenden geschieden. Prinz Arnulf war als dritter und jüngster Sohn des jetzigen Prinzregenten Luitpold am 6. Juli 1852 in München geboren. Er erhielt eine äußerst gediegene Erziehung und wurde längere Zeit gemeinschaftlich mit seiner durch hohe Geistesgaben und Liebe zur Wissenschaft ausgezeichneten Schwester Prinzessin Therese unterrichtet, mit der ihn seitdem ein besonders inniges Band verknüpfte. 1868 als Unterleutnant in das 1. Infanterieregiment eingereiht, marschierte er 1870 mit nach Frankreich, nahm an der Schlacht bei Wörth teil und wurde dann Ordonnanzoffizier beim General von der Tann. Als solcher zeichnete er sich besonders bei Sedan und in den Dezemberkämpfen an der Loire aus. Nach Absolvierung der Kriegsakademie 1876 zum Hauptmann ernannt, nahm der Prinz 1877 als Major im russischen Hauptquartier am Feldzuge gegen die Türken teil. Die Beisetzung des Entschlafenen fand am 16. November in der Theatinerkirche statt. In dem Leichenzuge, der sich vom Wittelsbacher Palais aus in Bewegung setzte, waren außer militärischen Abordnungen aller Waffengattungen unter andern die Prinzen des königlichen Hauses, die Mitglieder der Reichsratskammer und des Abgeordnetenhauses, alle Hof- und Staatsbehörden und die Generalität vertreten. Am Eingang der Theatinerkirche erwartete Prinzregent Luitpold die Ankunft des Zuges und begleitete den Sarg zum Hochaltar. Hofprediger Hecker hielt die Trauerrede, während Erzbischof Dr. von Stein die Einsegnung vornahm.

Phot. Jos. Paul Böhm

Begräbnis des Prinzen Arnulf von Bayern in München

König Oskar von Schweden †

König Oskar II. von Schweden †

Nach fünfunddreißigjähriger Regierung ist der greise König Oskar II. von Schweden, der älteste unter den Chefs der bedeutenderen europäischen Staaten, einem Leiden, das ihn schon seit mehreren Jahren viel gequält hatte, am 8. Dezember erlegen. Hervorragende Herrschertugenden und rein menschlich bedeutende Eigenschaften vereinigten sich in ihm, um ihn zu einer der verehrungswürdigsten Persönlichkeiten zu machen, die in der neueren Zeit zur Leitung der Geschicke eines Volkes berufen waren. König Oskar, der vierte Monarch des Hauses Bernadotte, war am 21. Januar 1829 als jüngerer Bruder des dereinstigen Thronerben geboren. Er genoß in seiner Jugend eine vortreffliche Ausbildung seiner hohen Geistesgaben und hatte unter andern den Historiker und späteren Unterrichtsminister F. F. Carlson zum Lehrer. Er besuchte die Universität Upsala und trieb dann, von besonderem Interesse für das Marinewesen erfüllt, das er früh praktisch kennen gelernt hatte, Studien über Seekriegsgeschichte. Daneben beschäftigte er sich leidenschaftlich mit Musik und Literatur und legte als dramatischer und lyrischer Dichter eine nicht gewöhnliche Begabung an den Tag, die er bis in sein spätes Alter mit Erfolg pflegte. Im achtundzwanzigsten Lebensjahre vermählte sich der Prinz mit der Prinzessin Sophie von Nassau. 1859 wurde sein ältester Bruder als Karl XV. König, und da dieser keine männlichen Leibeserben hatte, so rückte Prinz Oskar zum Thronfolger vor und trat nach dem Tode Karls XV. im September 1872 die Regierung über Schweden und Norwegen an. Beide Länder hatten an ihm einen vortrefflichen Herrscher, der ihr Ansehen, ihre Kultur und ihren Wohlstand in jeder Weise förderte. Trotzdem kam unter seiner Regierung die alte Unzufriedenheit Norwegens mit der angeblichen Zurücksetzung, die ihm von seiten Schwedens zuteil wurde, zum offenen Ausbruch und führte im Juni 1905 zur Trennung der beiden Staaten, die König Oskar mit Recht als persönliche Kränkung empfand, aber mit vornehmer Ruhe und echt staatsmännischer Weisheit als etwas Unabwendbares hinnahm, ohne an Repressalien gegen Norwegen zu denken. Der Ehe des Königs sind vier Söhne entsprossen: der jetzige König Gustav Adolf (geboren 1858), Prinz Oskar (geboren 1859), der auf die eventuelle Thronfolge verzichtete und den Namen Prinz Bernadotte annahm, Prinz Karl (geboren 1861) und Prinz Eugen (geboren 1865).

Phot. W. S. Stuart

Der spanische Thronfolger

Vom spanischen Kronprinzen

Die Reise des spanischen Königspaares nach England hat auch der kleine, jetzt sieben Monate alte Prinz von Asturien, der Erbe der spanischen Königskrone, mitgemacht und überall, wo das Publikum Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, solches Interesse erregt, daß der kleine Kronprinz Olaf von Norwegen, der ebenfalls mit seinen Eltern sich am englischen Hofe befand und bis dahin der bevorzugte Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gewesen war, sich sehr zurückgesetzt und gekränkt gefühlt haben soll. Allem Anschein nach ist der Kronprinz von Spanien ein sehr gesundes Kind, und selbstverständlich wird von seinen königlichen Eltern nichts verabsäumt, was zum Schutze und zum Gedeihen dieses für die Dynastie und für das Land so kostbaren Lebens getan werden kann.

Vom Kaiserbesuch in England: Begrüßung des Kaiserpaares auf der Fahrt nach der City am Oxford Circus

Copyright Hazel, Bournemouth

Obere Reihe: Admiral von Müller, von Eisenhardt, Kapitän zur See von Rebeur-Paschwitz, Korvettenkapitän Höpfner, Graf zu Eulenburg, Oberst von Marschall
Untere Reihe: General von Plessen, Fürst von Fürstenberg, Oberst Stuart Wortley, der Kaiser, Oberst Legge, General Graf von Hülsen-Haeseler

Der Kaiser und sein Gefolge in Highcliffe Castle

Phot. E. Bieber

Reichsbankpräsident Dr. Koch

Zum Rücktritt des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch

In der Leitung der Reichsbank, des wichtigsten deutschen Finanzinstituts, ist vor kurzem der schon seit einiger Zeit erwartete Wechsel eingetreten, da Wirklicher Geheimer Rat Dr. Koch, der seit fast achtzehn Jahren an ihrer Spitze stand, mit Rücksicht auf sein hohes Lebensalter von seinem Amt zurückgetreten ist. Präsident Richard Koch ist am 15. September 1834 zu Kottbus geboren. Bereits im Jahre 1851 bezog er die Universität Berlin, wo er nach fünf Semestern die erste juristische Prüfung bestand. Am 2. November 1853 wurde er bei dem Kreisgerichte Kottbus als Auskultator vereidigt. Im Jahre 1855 wurde er Referendar, drei Jahre später Gerichtsassessor, 1862 Stadt- und Kreisrichter in Danzig. 1865 wurde er an das Stadtgericht in Berlin versetzt. 1868 fungierte er bei den Beratungen der Kommission zur Ausarbeitung einer Zivilprozeßordnung für den Norddeutschen Bund als Protokollführer. Am 3. Oktober 1870 trat er als Hilfsarbeiter in das Hauptbankdirektorium der damaligen Preußischen Bank ein, wurde bald darauf Mitglied desselben und Justitiarius, 1876 zum Geheimen Oberfinanzrat, 1887 zum Vizepräsidenten des Reichsbankdirektoriums ernannt. Als am 30. April 1890 der Präsident von Dechend starb, kam für den erledigten Posten kein andrer in Frage als Koch, dessen Ernennung am 23. Mai 1890 erfolgte. Zum Nachfolger des hochverdienten Finanzmanns ist der bisherige Präsident der Seehandlung, Rudolf Havenstein, ernannt worden.

Friedrich Haussmann †

In dem am 23. November in Stuttgart dahingeschiedenen Rechtsanwalt Friedrich Haußmann hat die württembergische Volkspartei einen ihrer besten Streiter und Wortführer verloren. Seit dem Jahre 1890 gehörte der Verstorbene, ein Zwillingsbruder Konrad Haußmanns, des bekannten Reichstagsabgeordneten für Balingen und Führers der Volkspartei, als Vertreter des Wahlkreises Gerabronn dem württembergischen Landtage an und hatte im vorigen Jahre bei den Debatten über die Verfassungsänderung in Württemberg als Referent die Hauptarbeit auf sich genommen. Die Folge seiner fast übermenschlichen Anstrengungen bei dieser Verfassungskampagne war ein Schlaganfall, der ihn in einer der letzten Sitzungen traf und von dem er sich nie wieder recht erholt hat. Vor einiger Zeit befiel ihn eine Lungenentzündung, die, nachdem sie sich schon zum Bessern gewendet, im Rückfall seinem Leben ein Ende machte. Dem Reichstage gehörte Friedrich Haußmann in der Wahlperiode 1898 bis 1903 an und vertrat damals den Wahlkreis Böblingen. Bei den Neuwahlen von 1903 war er unterlegen und nicht in die Stichwahl gekommen, in der der sozialdemokratische Bewerber siegte, während bei den diesjährigen Wahlen Böblingen einen Bauernbündler in den Reichstag entsandt hat. Beide Brüder Haußmann sind am 8. Februar 1857 in Stuttgart geboren und waren dort seit 1883 gemeinschaftlich als Anwälte tätig.

Phot. H. Brandseph, Stuttgart

Dr. Friedrich Haußmann †

Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Ludwig Fulda, dessen neuestes Lustspiel „Der Dummkopf" kürzlich in Wien aufgeführt wurde

Ludwig Fulda

Dem Dramatiker Ludwig Fulda, der zu Anfang der neunziger Jahre mit seinem „Talisman" auf den weltbedeutenden Brettern einen so durchschlagenden Erfolg erzielte und sich viele Bewunderer erwarb, hat seitdem — wenn man von seiner virtuosen Uebertragung des „Cyrano de Bergerac" von Edmond Rostand absieht — das Glück nicht wieder in ähnlicher Weise gelächelt. Auch seine jüngste dramatische Schöpfung, das Lustspiel „Der Dummkopf", hat es in Frankfurt a. Main und Wien, wo es fast gleichzeitig über die Bühne ging, nur zu einem Achtungserfolg gebracht. Ludwig Fulda ist am 25. Juli 1862 geboren, steht also in einem Alter, in dem die Kunst des Dichters erst ihre Höhe und Reife zu erreichen pflegt, und so dürfen denn auch seine Verehrer die bestimmte Hoffnung hegen, daß dem Dichter trotz dem vorübergehenden Erlahmen seiner Schaffenskraft noch manches schöne Werk gelingen wird.

Phot. Atelier Jaap, Hamburg

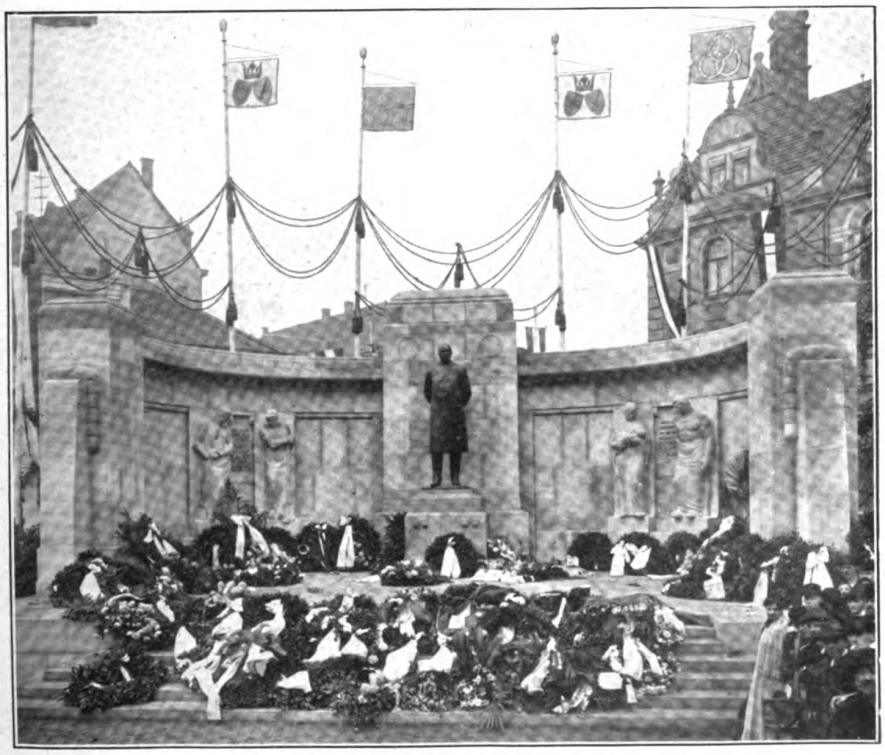
Theodor Bertram †

Theodor Bertram †

Einen tieftragischen Abschluß hat das Leben und die glänzende Künstlerlaufbahn Theodor Bertrams, des ausgezeichneten Baritonisten, auf der Höhe des Erfolges gefunden. Der unstillbare Schmerz um seine geliebte zweite Gattin, die bei dem Schiffbruch der „Berlin" vor Hoek van Holland den Tod gefunden, hat den unglücklichen Künstler aus dem Leben getrieben. Bertram, der besonders als Mozart- und Wagnersänger einen bedeutenden Ruf besaß und wiederholt bei den Baireuther Festspielen künstlerische Triumphe feierte, war 1869 als Sohn des berühmten Stuttgarter Baritonisten Heinrich Bertram geboren. Seine große und edle Stimme wurde von seinem Vater ausgebildet. Nach erfolgreichem Debüt in Ulm fand er 1891 ein Engagement in Hamburg. Felix Weingartner brachte ihn unter Intendant von Possart nach München, wo er heute noch unvergessen ist. 1900 und 1901 wirkte er am Metropolitanopernhaus in New York, gehörte auch der Maurice-Grauschen Wandertruppe an und gastierte dann in Wien, wo er ein Engagement schon nach wenigen Tagen aufgab, um nur mehr auf Gastspielreisen tätig zu sein.

Die Enthüllung des Kruppdenkmals in Essen

Am 17. November wurde in Essen in Gegenwart des Generals der Kavallerie von Scholl als Vertreter des Kaisers, des Ministers Freiherrn von Rheinbaben, des früheren Ministers von Studt sowie der Spitzen der Behörden und unter großer Beteiligung der Bevölkerung und der Werksangehörigen die Enthüllung des Denkmals für den am 22. November 1902 verstorbenen Geheimrat Friedrich Alfred Krupp, den Ehrenbürger der Stadt Essen, feierlich enthüllt. Die Weiherede hielt Finanzrat Klüpfel, Mitdirektor der Firma Krupp; er feierte Friedrich Alfred Krupp als würdigen Nachfolger seines Großvaters und Vaters, der die schwierige Aufgabe der Erhaltung und Weiterentwicklung des ihm von seinem Vater hinterlassenen großen und mächtigen Werkes glänzend gelöst habe. Insbesondere habe dem Verewigten stets die Sorge um die Wohlfahrtseinrichtungen für die Werksangehörigen am Herzen gelegen. Der Redner übergab dann das Denkmal dem Schutz der Stadt. Nachdem die Denkmalshülle gefallen war, sprach als Vertreter der Stadt Oberbürgermeister Holle; er hob die Verdienste, die der Verblichene um seine Vaterstadt Essen gehabt, und die mannigfachen Beziehungen hervor, die zwischen dem beispiellosen Aufschwung der Stadt Essen und der gewaltigen Entwicklung der Kruppschen Werke beständen. Im Namen der Familie Krupp sprach der jetzige Inhaber des Werkes, Herr Krupp von Bohlen-Halbach, allen bei der Denkmalsstiftung Beteiligten seinen Dank aus. Gleichzeitig machte er die Mitteilung, daß Frau Geheimrat F. A. Krupp, die Witwe des Verewigten, zwei neue Stiftungen für Wohlfahrtszwecke im Betrag von je einer halben Million für die Stadt und die Werksangehörigen gemacht habe. Das großartige Monument ist ein Werk Hugo Lederers, des bekannten Schöpfers des Hamburger Bismarckdenkmals, der mit seinem Entwurf über die mit ihm zum Wettbewerb eingeladenen Künstler den Sieg davontrug. Für die Gestaltung des Werkes sollte als Richtschnur dienen, daß das Denkmal dem weitausschauenden Großindustriellen, dem Fabrikherrn als solchem und als Wohltäter seiner Arbeiter, dem Menschenfreunde und Förderer von Wissenschaft und Kunst gewidmet sein soll. Die erforderlichen Mittel wurden von den Angehörigen der



Das Denkmal für F. A. Krupp in Essen

Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Von der Feier der hundertundfünfzigsten Wiederkehr des Tages von Leuthen: Der Kronprinz und die Veteranen

Kruppschen Werke, der Stadt Essen sowie einer Gruppe von Freunden und Verehrern gemeinsam aufgebracht.

Denkmalsenthüllung auf dem Leuthener Schlachtfelde

Am 5. Dezember, dem hundertundfünfzigsten Jahrestage der Schlacht bei Leuthen, fand im Beisein des Kronprinzen als Vertreters des Kaisers die feierliche Enthüllung des vom Kaiser auf dem sogenannten Altarplatze des Schlachtfeldes gestifteten, vom Geheimen Oberbaurat Ihne entworfenen Denkmals statt.

Von der Radetzkyfeier in Wien

Eine Vorfeier des fünfzigsten Todestages des österreichischen Feldmarschalls von Radetzky († 5. Januar 1858) wurde am 24. November in Wien veranstaltet und nahm unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung einen großartigen Verlauf. Die Volksmenge begleitete in dichtgedrängten Scharen das Militär und die 10000 Veteranen, die unter den Klängen des Radetzkymarsches zum Festplatz Am Hofe zogen, auf dem das von Kaspar von Zumbusch geschaffene Reiterdenkmal des ruhmgekrönten Feldherrn steht. Alle Zugänge zu dem Platz Am Hof waren von großen Menschenmengen dicht besetzt. Die Feier, an der als Vertreter des Kaisers Erzherzog Franz Ferdinand teilnahm, begann mit einer Festmesse in der Kirche Am Hofe, dann nahm der Erzherzog vor dem Denkmal des Gefeierten eine Revue der Veteranen ab. Abends fand eine Festlichkeit im Rathause statt.

Phot. H. Schuhmann

Von der Radetzkyfeier in Wien: Die Veteranen und Truppen am Radetzkydenkmal

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die Kaiserin bei der Grundsteinlegung des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses in Berlin

Die Grundsteinlegung zum Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus

Im Beisein der Kaiserin fand am 3. Dezember in Charlottenburg die feierliche Grundsteinlegung zu dem Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus statt, das zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche errichtet wird. Präsident Bumm vom Reichsgesundheitsamt hielt die Festansprache. Er erwähnte, daß auf Anregung der Kaiserin mit diesem Bau die noch fehlende wissenschaftliche Zentralstelle geschaffen werden solle, die sich ausschließlich mit der Erforschung der Ernährung der Säuglinge beschäftigen wird. Die Stadt Charlottenburg hat anläßlich der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares das Gelände unentgeltlich überlassen. Die Baupläne stammen von den Geheimräten Hoffmann und Messel. Nach Verlesung der Stiftungsurkunde durch Geheimen Obermedizinalrat Dr. Dietrich vollzog die Kaiserin die ersten drei Hammerschläge, während die Musik den Chor aus der „Schöpfung" von Haydn spielte.

Das neue Rathaus in Friedrichshafen

Das Bestreben der modernen Architektur, an die guten alten deutschen Bauformen anzuknüpfen und in altertümlichen Städten bei der Aufführung von Neubauten soviel wie möglich die Stileinheit zu wahren, hat sich bei der Erbauung des neuen Rathauses in Friedrichshafen mit besonderem Glück geltend gemacht. Das Rathaus ist von den Stuttgarter Architekten Eisenlohr und Weigle unter Benutzung einiger Fundamente und weniger Mauerteile des alten Rathauses erbaut worden. Die nach dem Marktplatz und der Hauptstraße gerichtete Front wurde, als Hauptfassade, mit Portal, Treppengiebel und Uhrtürmchen ausgebildet und von Maler Brandes in München mit einem in Freskotechnik gemalten Fries geschmückt, der einen Huldigungszug für König Friedrich I. von Württemberg, den Gründer Friedrichshafens, zum Gegenstand hat. Ein einfacher Treppengiebel gegen den Kirchenplatz erhebt sich über dem dort gelegenen großen Ratsaal, der außerdem noch durch einen breiten Erker kenntlich gemacht ist. Vom Vestibül führt eine massive breite Treppe mit Steingeländer zur gewölbten Vorhalle des ersten Stockes, an die sich die Amtszimmer des Stadtvorstandes des Standesamtes und der große Ratsaal angliedern. Im Erdgeschoß ist die Stadtpflege mit Kasse und Buchhaltung, die Polizeiwache mit Arrestlokalen und eine kleine Markthalle eingerichtet. Die Vorhalle hat einen Terrazzoboden mit Mosaikeinlage erhalten, die entsprechend der Lage Friedrichshafens und den letzten historischen Ereignissen ein Segelboot und das Zeppelinsche Luftschiff darstellt. Im Dachgeschoß sind noch die Räumlichkeiten für die Ratschreiberei, das Stadtbauamt und den Katastergeometer.

Phot. Kurz

Das neue Rathaus in Friedrichshafen. Erbaut von Eisenlohr und Weigle, Stuttgart

Enthüllung des Denkmals für den General Sigel in New York

Die Enthüllung des Sigeldenkmals in New York

Zu einer großartigen deutsch-amerikanischen Kundgebung gestaltete sich die Enthüllung des von den Deutschen New Yorks gestifteten Reiterstandbildes des deutsch-amerikanischen Generals Franz Sigel, die am 19. Oktober stattfand. Sigel, der im Jahre 1824 zu Sinsheim in Baden geboren war und sich an der badischen Revolution von 1848/49 in hervorragender Weise beteiligt hatte, ging 1852 nach Amerika und kämpfte im Bürgerkrieg von 1862 mit großer Auszeichnung im Dienste der Nordstaaten. An der Spitze von 7000 Mann erfocht er den glänzenden Sieg von Pearidge und erhielt darauf das Kommando über das 1. Korps der Armee von Virginien. Er starb 1902. Bei der Enthüllungsfeier wies Gouverneur Hughes, der im Namen der Stadt das Denkmal übernahm, in einer Ansprache auf die hohen Verdienste Sigels hin und hob hervor, daß auf allen Gebieten der Einfluß des Deutschtums auf die Entwicklung Amerikas erkennbar sei und kein Kapitel der Geschichte des Landes geschrieben werden könne, ohne die Deutschen zu ehren, deren Hingebung für die nationalen Ideen als Bürger höchstes Lob verdiene. Unter den andern Rednern befand sich auch der Leiter der „New-Yorker Staatszeitung", Hermann Ridder, der Sigel als Menschen und amerikanischen Bürger feierte und es als ein Glück für die Deutschen Amerikas bezeichnete, daß es ihnen bei Beginn der Einwanderung nicht an tüchtigen Führern gefehlt habe. Nach der Enthüllungsfeier fand ein Festzug statt, an dem sich etwa 30000 Personen, darunter sämtliche deutschen Vereine New Yorks und Umgebung, die dienstfreien Truppen der Staatsmiliz in New York und Brooklyn sowie die dort stationierten Bundestruppen beteiligten.

Die Hochzeit in Wood-Norton

Der Infant Don Carlos von Spanien, ein Sohn des Grafen von Caserta aus dem Hause Bourbon-Sizilien, der seit drei Jahren Witwer war, hat sich kürzlich zum zweiten Male vermählt, und zwar mit der Prinzessin Luise von Orléans, einer Schwester des Herzogs Philipp von Orléans, der den französischen Royalisten als Träger der Ansprüche des Hauses Bourbon-Orléans auf den französischen Thron gilt. Die Hochzeit des fürstlichen Paares wurde am 16. November in dem englischen Schlosse Wood-Norton, dem Sitz des Herzogs von Orléans, unter großer Prachtentfaltung gefeiert, die Trauung fand in der benachbarten Kirche von Evesham statt. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich der König und die Königin von Spanien, die Königin von Portugal, die verwitwete Prinzessin Heinrich von Battenberg, eine Schwester König Eduards VII., Prinz und Prinzessin Johann Georg von Sachsen, Großfürst und Großfürstin Wladimir von Rußland, die Herzogin von Aosta, eine Schwester der Braut, sowie zahlreiche andre Mitglieder der Familie Orléans. Auch die europäische Diplomatie war bei der Feier vertreten, unter andern die von Rußland und Oesterreich-Ungarn, während die deutsche, die italienische und — selbstverständlich — die der französischen Republik fehlten. Prinz Karl von Bourbon ist am 10. November 1870 in Gries bei Bozen geboren; er wurde am 7. Februar 1901 in Spanien mit dem Titel „Infant von Spanien" naturalisiert und vermählte sich am 14. Februar 1901 in Madrid mit Maria de las Mercedes, Prinzessin von Asturien, der ältesten Schwester König Alfonsos von Spanien, die ihm zwei Söhne gebar und am 17. Oktober 1904 nach der Geburt ihres dritten Kindes, der Prinzessin Isabella, im Alter von vierundzwanzig Jahren starb. Die jetzige Gemahlin des Infanten ist am 24. Februar 1882 in Cannes geboren. Die Familie Orléans hatte alle Vorbereitungen zu der Hochzeit in größter Stille getroffen, um die Gefühle der französischen Royalisten nicht zu sehr zu erregen, die es schwer verschmerzen können, daß die Schwester ihres eigentlichen Königs nicht in Paris vor den Traualtar trat. Die königstreuen Kreise in Paris konnten es nur mit großer Mühe dahin bringen, daß die Pariser Firma, die seit langer Zeit die Brautschleier für alle legitimistischen Prinzessinnen hergestellt hat, den der Prinzessin Louise wenigstens einen Tag lang ausstellte.

Die Hochzeit des Prinzen Karl von Bourbon und der Prinzessin Luise von Frankreich in Wood-Norton (England)

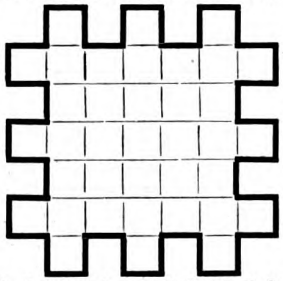
SIROLIN
ROCHE
F. Hoffmann-La Roche & Co
BASEL
Preis Fr 4.– M 3.20 Kr 4.–

Rätsel-Ecke

Logogriph

Nun ratet einmal die Reihe rund!
Mit a eine Katze, mit ö ein Hund.
G. P. P.

Geographisches Gitterrätsel



A A A A A A B B D D E E E E G G I
I I I L N N N N N N N P R R S S

Die obigen Buchstaben sind derart in die Felder der obenstehenden Figur einzuordnen, daß die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlauten. Die Reihen nennen: 1. Europäisches Reich. 2. Europäisches Reich. 3. Alpengruppe. Gg. L.

Silbenrätsel

O schicktest liebevoll die Letzte
Aus deinen beiden Ersten mir,
Dann, meines Lebens schönstes Ganze
Verdankte ich, Ersehnte, dir.
F. Frhr. v. H. sen.

Füllrätsel

Die durch Gedankenstriche angedeuteten gleichlautenden Wörter sind zu suchen.
Welcher Strom gefällt dir besser: Rhein, Elbe — —?
Ich möchte stets beim Verschütten von edeln — —, während andre über die entstandenen — —.
Wißt ihr, wie das Rezept heißt, womit manche Aerzte die beste — —? — —!
F. Frhr. v. H. sen.

Logogriph

Ein großes Wunder berge ich,
Doch bin ich klein und zart,
Die Wärme macht lebendig mich,
Die Hitze fest und hart.

Noch fester werd' ich, fügst am End'
Ein Zeichen du mir an,
So fest, daß ich ein Regiment
Soldaten tragen kann.

Und werden mir dann noch einmal
Zwei Zeichen angesetzt,
So werd' ich fast so fest wie Stahl —
Errätst du, Freund, mich jetzt?
Eta.

Buchstabenrätsel

Am — mit h — zur festgesetzten Stunde
Traf sich Eduard mit Kunigunde.
Jenseits einer Lichtung Rauch entsteigt
Dem — mit I —. Im Walde alles schweigt.

Dort die Herzen jener sich erschließen,
Wo sie kein — mit s — hat hingewiesen;
Da erscheint mit b das Wort im Wald —
Und das Neueste weiß ihr Städtchen bald.
Dr. F. B.

Homonym

Flüchtig eil' ich dahin ganz leis durch grünende Wiesen,
Laut erklinget von mir manches unsterbliche Werk.
F. M.-S.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Unlängst ist erschienen:

Max Dreyers erster Roman

Ohm Peter

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Schlesische Zeitung, Breslau: „In Ohm Peter hat uns der Verfasser seinen ersten großen Roman geschenkt, einen der besten psychologischen der letzten Jahre überhaupt. In dieser Spezialisierung ist schon angedeutet, daß Dreyer auf einen umfangreichen und verwickelten Handlungsapparat verzichtet. Die Führung des Dialogs und das scharfe Herausarbeiten der Pointen zeigen den erprobten Dramatiker. Ein ganz besonderer Reiz des Buches ist sein kostbarer Humor."

Silbenrätsel

Heinz war mit Eins und Kopf von Zwei
Soeben angekommen.
Ein Backfisch hatt' mit Freudenschrei
Ihn herzlich aufgenommen.
Nach ihm — Zwei Drei mit anderm Kopf
Mit einem blonden Hängezopf —
Hat es ihn ungelogen
Gewaltig hergezogen.

Die nette Maid bedachte Zwei:
„Nach seiner Tour, der heißen,
Zu stärken ihn, mußt mancherlei
Du bringen ihm zum Beißen."
Im Garten darum zog sie viel
Vom Ganzen 'raus mit Stumpf und Stiel,
Worauf er ohne Zieren
Begann zu schnabulieren. Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6

Des Logogriphs: Sorgfalt — Sorgenfalten.
Des Homonyms: Lampe
Des Silbenrätsels: Windbeutel.
Des Verbindungsrätsels: Main, acht (Mainacht).
Des Homonyms: Patron.
Des Wechselrätsels: Bambus, Jambus.
Des Logogriphs: Banz, Binz.
Des Buchstabenrätsels: Moos, Mops.
Des Rätsels: Baumeister.

Briefmappe

Fritz v. d. F. in Krefeld. Daß der Roman „Caspar Hauser" von Jakob Wassermann einen historischen Hintergrund hat, können Sie aus jedem Konversationslexikon ersehen. Die Jahreszahl 1882 auf Seite 313 ist durch einen Druckfehler aus 1828 entstanden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Automobilausstellung Berlin. Die internationale Automobilausstellung, die in Berlin vom 5. bis 15. Dezember stattfand, hat bei den riesigen Fortschritten der Automobilindustrie und den zahlreichen Anmeldungen aller bedeutenden Firmen des In- und Auslandes eine große Anziehungskraft ausgeübt. Eine unsrer ersten Firmen in Motorrädern und Motorwagen, die Neckarsulmer Fahrradwerke Aktiengesellschaft, Königliche Hoflieferanten, Neckarsulm, brillierte auf dieser Ausstellung mit einer reichhaltigen Kollektion ihrer neuesten Typen in Vier-Zylinder-Motorwagen, mit ihren bekannten Typen in Ein- und Zwei-Zylinder-Motorrädern und Transportfahrzeugen in einem von Künstlerhand entworfenen, geschickt arrangierten Stand. Speziell ein neuer Vier-Zylinder-Motorwagen von 12 HP, der einen äußerst billigen Betrieb, aber hochmoderne Konstruktion und vornehme Ausstattung aufweist, stach besonders hervor. Interessenten seien speziell auf dieses neueste Erzeugnis der bekannten Weltfirma aufmerksam gemacht.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

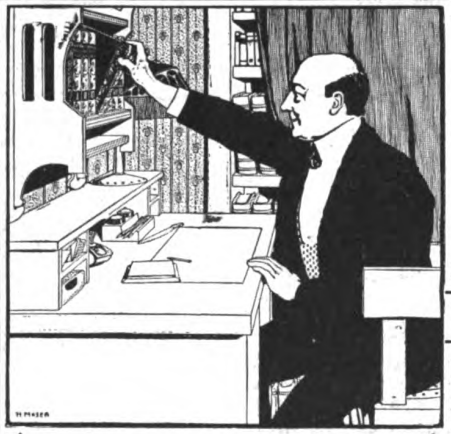
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Falsch verstanden

Arzt: „Klagt Ihr Mann auch über Durst?" — Frau: „Ach nein, darüber freut er sich immer."

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau

Berlin · Karlsruhe · München · Straßburg · Wien · St Louis, Mo.



Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage · Acht Bände · M 100 · Kr 120

Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten

Herders Konversations-Lexikon

hält die Mitte zwischen den großen und kleinen Lexika;
bietet in seinen 8 Bänden hinreichend Stoff für jedermann;
zeigt gleichmäßige Stoffverteilung;
berücksichtigt alle Errungenschaften der Zeit;
verbindet knappste Fassung mit leichter Lesbarkeit;
gibt Betonung, Aussprache und Geschlecht der Wörter an;
hat deutlichen Druck und kräftiges Papier;
ersetzt in seinen (neu angefertigten) Karten einen Atlas;
bildet in seinem Orig.-Einband eine Zierde jeder Bibliothek.

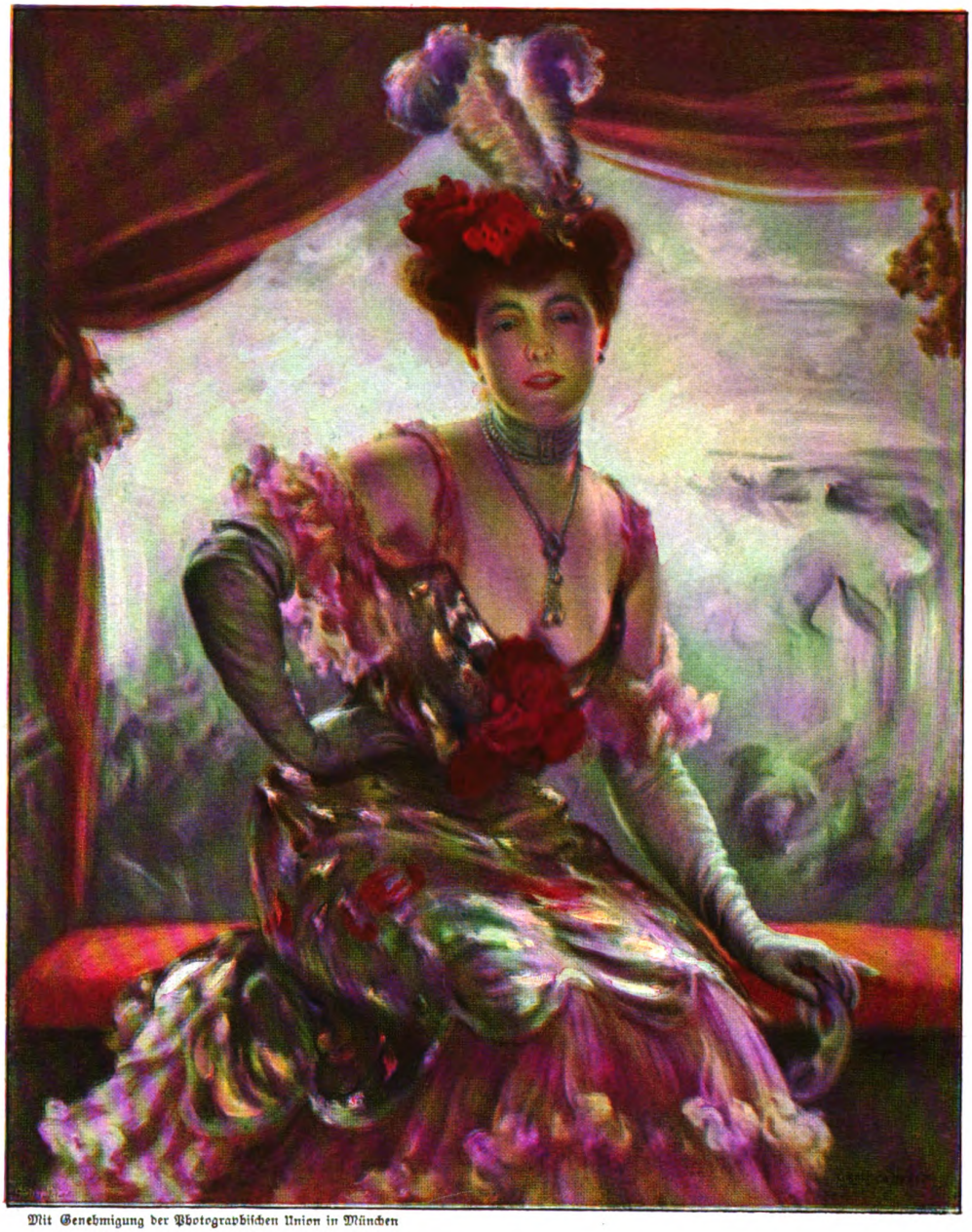
Wo keine Buchhandlung zur Verfügung steht oder keine Auskunft zu bekommen ist, erteilt die nächstgelegene der genannten Herderschen Buchhandlungen gern jede gewünschte Auskunft, sendet kostenlos den ausführlichen Prospekt und gewährt nach Vereinbarung bequeme Teilzahlungen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Karneval

Nach einem Gemälde von C. Gampenrieder

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Zweiter Teil

Gespräch zwischen einem, der maskiert bleibt, und einem, der sich enthüllt

Es regnete in Strömen, als die Kalesche des Lords am späteren Abend über den Ansbacher Schloßplatz donnerte. Dazu scheuten die Pferde plötzlich vor einem über den Weg trottenden Hund, und der elsässische Kutscher fluchte in seinem greulichen Dialekt so laut, daß sich hinter den dunkeln Fensterquadraten ein paar weiße Zipfelmützen zeigten. Die Zimmer im Gasthof zum Stern waren vorausgemietet, der Wirt tänzelte mit einem Parapluie vors Tor und begrüßte den Fremdling mit unzähligen tiefen Komplimenten und Kratzfüßen.

Stanhope schritt an ihm vorüber zur Treppe, da trat ihm ein Herr in der Uniform eines Gendarmerieoffiziers entgegen, sehr eilfertig, mit regentriefendem Mantel und stellte sich ihm als Polizeileutnant Hickel vor, der die Ehre gehabt habe, Seiner Lordschaft vor einigen Wochen beim Rittmeister Wessenig in Nürnberg flüchtig, „leider allzu flüchtig", begegnet zu sein. Er nehme sich die Freiheit, dem Herrn Grafen seine Dienste in der unbekannten Stadt anzubieten, und bitte um Vergebung für die einem Ueberfall ähnliche Störung, aber es sei zu vermuten, daß Seine Lordschaft wenig Zeit und vielerlei Geschäfte habe, darum wolle er nicht versäumen, in erster Stunde nachzufragen.

Stanhope schaute den Mann verwundert und ziemlich von oben herab an. Er sah ein frisches, volles Gesicht mit eigentümlich kecken und dabei zärtlich ergebenen Augen. Unwillkürlich zurücktretend, hatte Stanhope das Gefühl, daß hier einer seine ganze Person als Werkzeug antrug, gleichviel zu welchen Zwecken; nichts Neues war ihm der begehrlich streberische Glanz solcher Blicke, schon glaubte er seinen Mann in- und auswendig zu kennen. Aber woher wußte der Dienstbeflissene davon? Wer hatte ihn auf die Fährte gebracht? Eine feine Nase war ihm jedenfalls zuzutrauen. Der Lord dankte ihm kurz und erbat sich für eine bestimmte Stunde seinen Besuch, worauf der Polizeileutnant militärisch grüßte und ebenso eilig, wie er gekommen war, wieder in den Regen hinausrannte.

Stanhope bewohnte den ganzen ersten Stock und ließ sogleich in allen Zimmern Kerzen aufstellen, da ihm unbeleuchtete Räume verhaßt waren; während der Kammerdiener den Tee bereitete, nahm er ein in Saffian gebundenes Andachtsbüchlein aus der Reisetasche und begann darin zu lesen. Oder wenigstens hatte es den Anschein, als lese er, in Wirklichkeit dachte er hundert zerstreute Gedanken, die Ruhe des kleinen Landstädtchens war ihm unheimlicher als Kirchhofsstille. Nach dem Imbiß ließ er den Wirt rufen, befragte ihn über dies und jenes, über die Verhältnisse im Ort, über den ansässigen Adel und die Beamtenschaft. Er fragte auch beiläufig, ob Herr von Feuerbach in der Stadt sei, doch bei diesen Worten zog der Dicke ein säuerliches Gesicht. „Die Exzellenz?" grollte er. „Ja, die ist da. Wohler wäre uns, sie wär' nicht da. Wie ein brummiger Kater lauert sie uns auf und faucht uns an, wenn wir ein bißchen pfeifen. Er kümmert sich um alles, ob die Straßen gekehrt sind, ob die Milch verwässert ist; überall ist er hinterher, aber Galanterie hat er keine im Leib. Nur eines versteht er gründlich, er ist ein scharfer Esser, und halten zu Gnaden, Herr Graf, wenn Sie mit ihm zu tun haben, müssen Sie alles loben, was auf seinen Tisch kommt."

Stanhope entließ den Schwätzer huldvoll, dann bezeichnete er dem Diener die Kleider, die für morgen instand zu setzen seien, und begab sich zur Ruhe. Am andern Morgen erhob er sich spät, schickte den Lakaien in die Wohnung Feuerbachs und ließ um eine Unterredung bitten. Der Mann kam mit der Botschaft zurück, der Herr Staatsrat könne heute und wohl auch in den nächsten Tagen nicht empfangen, er ersuche Seine Lordschaft, ihm das Anliegen schriftlich mitzuteilen. Stanhope war wütend. Er begriff, daß er sich überstürzt habe, und fuhr sogleich zum Hofrat Hofmann, der ihm empfohlen war.

Indessen hatte sich die Kunde von seiner Anwesenheit verbreitet, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden war schon ein Sagenkranz um seine Person geflochten. Ein halb Dutzend mit

Goldguineen gefüllte Säcke seien auf dem Reisewagen des Fremdlings aufgeschnallt gewesen, hieß es, und er wolle das Markgrafenschloß samt dem Hofgarten kaufen, er führe ein Bett mit Schwanendaunen mit sich und gestickte Wäsche, er sei ein Vetter des Königs von England und Caspar Hauser sein leiblicher Sohn. Stanhope, kühl bis in die Nieren, sah sich als Mittelpunkt kleinstädtischen Schwatzes und war es zufrieden.

Der Hofrat hatte ihm keine Erklärung über das Verhalten des Präsidenten zu geben vermocht. Um die dienstlichen Schritte zu beraten, suchten sie den Archivdirektor Wurm auf, der bei Feuerbach großes Vertrauen genoß. Stanhope spürte, daß man nur mit scheuer Vorsicht an die Sache ging; die amtsässigen Herren konnten sich keines freien Verhältnisses zu einem Manne rühmen, dessen Hand wie Eisenlast auf ihnen ruhte.

Am fünften Tag kam der Jäger zurück. Er brachte erweiterte Vollmachten; Befehle, denen Stanhope durch seine Reise nach Ansbach zum Teil zuvorgekommen war, aus denen als bemerkenswert etwas wie Furcht vor den Maßnahmen Feuerbachs auffiel. Es wurde ihm geboten, sich dem Präsidenten in jedem Fall zu fügen, da Widerstand Verdacht erweckt hätte; das Aeußerste zu versuchen, aber sich zu fügen und neue Minen zu graben, wenn die alten wirkungslos geworden. Von einem gefährlichen Dokument war die Rede, das einstweilen beiseite gebracht oder unschädlich gemacht werden müsse, von dessen Inhalt aber jedenfalls Abschrift zu nehmen sei.

Das überreichte Schreiben sollte im Beisein des Jägers zerrissen und verbrannt werden. Dies geschah. Vor allem brachte der Bursche Geld, herrliches bares Geld. Stanhope atmete auf.

Am nächsten Abend lud er einige der vornehmsten Familien der Stadt zu einem geselligen Beisammensein in die Räume des Kasinos. Man raunte sich zu, daß er die Speisen nach besonderen Rezepten habe bereiten lassen und die Musikpiecen mit dem Kapellmeister selbst durchprobiert habe. Vor Beginn des Tanzes erhielt jede Dame ein ebenso sinniges wie kostbares Angebinde: ein kleines Schildchen von Gold, auf welchem in emaillierter Schrift die Devise stand: „Dieu et le cœur.“ Danach nahm der Lord sein Glas und forderte die Anwesenden auf, mit ihm das Wohl eines Menschen auszubringen, der ihm so teuer sei, daß er den Namen vor so vielen Ohren gar nicht auszusprechen wage, wüßten doch alle, wen er meine: jenes wunderbare Geschöpf, vom Schicksal wie auf eine Warte der Zeit hingestellt: Dieu et le cœur, dies gelte ihm, dem Mutterlosen, dessen die Mütter gedenken möchten, welche Kinder geboren, und die Jungfrauen, die sich der Liebe weihten.

Man war gerührt; man war außerordentlich gerührt. Ein paar weiße Taschentücher flatterten in sanften Händen, und eine ergriffene Baßstimme murrte: „Seltener Mann.“ Der seltene Mann, als ob er seine eigne Bewegung nicht anders meistern könne, begab sich auf den anstoßenden Balkon und schaute sinnend auf das Volk, das teils in ehrfürchtig flüsternden Gruppen stand, teils in der Dunkelheit auf und ab promenierte. Viele auch hatten sich, der Musik lauschend, an die gegenüberliegende Mauer gedrängt, und eine ganze Reihe von Gesichtern glänzte fahl in dem aus den Fenstern flutenden Lichtschein.

Da gewahrte Stanhope den Uniformierten, der sich ihm bei seiner Ankunft in der Stadt präsentiert. Er hatte ihn seitdem völlig aus dem Gedächtnis verloren, der Mann war zur festgesetzten Stunde im Hotel gewesen, doch hatte Stanhope die Verabredung nicht gehalten, und jener hatte nur die Karte zurückgelassen. Jetzt stand er wenige Schritte entfernt unter einem Laternenpfahl, und sein Gesicht schien auffallend böse.

Ein Unbehagen überlief den Lord. Er verbeugte sich höflich nach der Richtung, wo der Regungslose stand. Darauf hatte der nur gewartet; er trat näher, und dicht am Balkon stehend, war sein Gesicht etwa in Brusthöhe des Grafen.

„Polizeileutnant Hickel, wenn ich nicht irre,“ sagte Stanhope und reichte ihm die Hand; „ich hatte das Unglück, Ihren Besuch zu versäumen, ich bitte mich zu entschuldigen.“

Der Polizeileutnant strahlte vor Ergebenheit und heftete den Blick andächtig auf den redenden Mund des Grafen. „Schade,“ versetzte er, „ich hätte sonst gewiß den Vorzug, den heutigen Abend in Mylords Gesellschaft zu verbringen. Man rechnet meine Wenigkeit hier gleichfalls zu den oberen Zehntausend, haha!“

Stanhope rückte kaum merklich den Kopf. Was für ein unangenehmer Geselle! dachte er.

„Waren Eure Herrlichkeit schon beim Staatsrat Feuerbach?“ fuhr der Polizeileutnant fort. „Ich meine heute. Die Exzellenz war nämlich bis jetzt starrköpfig, wollte mit Eurer Herrlichkeit nur schriftlich unterhandeln. Es ist mir endlich gelungen, den eigensinnigen Mann andern Sinnes zu machen.“

All das wurde in der biedersten Weise vorgebracht; doch Stanhope zeigte ein befremdetes Gesicht. „Wie das?“ fragte er stockend.

„Nun ja, ich kann bei dem guten Präsidenten manches durchsetzen, woran andre sich umsonst die Zähne ausbeißen,“ erwiderte Hickel, ebenfalls mit dem heitersten und gefälligsten Ausdruck. „Solche Hitzköpfe sind um den Finger zu wickeln, wenn man sie zu nehmen versteht. Haha, das ist lustig: um den Finger gewickelte Hitzköpfe, haha!“

Stanhope blieb eisig. Er empfand einen an Ekel grenzenden Widerwillen. Der Polizeileutnant ließ sich nicht beirren. „Mylord sollten keinesfalls lange überlegen," sagte er. „Wenn auch die Angelegenheit jetzt nicht gerade sonderlich drängt, so treffen Sie doch den Staatsrat in einem Zustand von Unentschlossenheit, dünkt mich, der auszunutzen ist. Und was das bedrohliche Dokument anbelangt . . ." Er hielt inne und machte eine Pause.

Stanhope fühlte, daß er bis in den Hals erbleichte. „Das Dokument? Von welchem Dokument sprechen Sie?" murmelte er hastig.

„Sie werden mich vollständig verstehen, Herr Graf, wenn Sie mir eine halbe Stunde Gehör schenken wollen," antwortete Hickel mit einer Unterwürfigkeit, die sich beinahe wie Spott ausnahm. „Was wir uns zu sagen haben, ist nicht unwichtig, muß aber keineswegs noch heute gesagt werden. Ich stehe zu jeder beliebigen Zeit zur Verfügung."

Seiner Unruhe trotzend, glaubte Stanhope Gleichgültigkeit zeigen zu sollen. Obwohl ein Stichwort gefallen war, das er nicht überhören durfte, verschanzte er sich hinter einer vornehmen Unnahbarkeit. „Ich werde mich sicherlich an Sie wenden, wenn ich Ihrer bedarf, Herr Polizeileutnant," sagte er kurz und wandte sich stirnrunzelnd ab.

Hickel biß sich auf die Lippen, schaute mit einiger Verblüffung dem Grafen nach, der durch die offene Saaltür verschwunden war, und ging dann leise pfeifend über die Straße. Plötzlich drehte er sich um, verbeugte sich höhnisch und sagte mit geschraubter Verbindlichkeit, wie wenn Stanhope noch vor ihm stünde: „Der Herr Graf sind im Irrtum; auch bei dero Gnaden wird mit Wasser gekocht."

Als Stanhope wieder unter seine Gäste getreten war, zog er den Generalkommissär von Stichaner ins Gespräch. Im Verlauf der Unterhaltung äußerte er, er habe sich entschlossen, dem Präsidenten morgen seinen Besuch zu machen; wenn Feuerbach auch dann bei seinem wunderlichen Starrsinn verbleibe, werde er es als vorsätzlichen Affront auffassen und abreisen.

Er sagte das mit so lauter Stimme, daß einige danebenstehende Herren und Damen es hören mußten; unter diesen befand sich auch Frau von Imhoff, die mit Feuerbachs sehr befreundet war. An sie hatte sich der Lord offenbar wenden wollen. Frau von Imhoff war aufmerksam geworden, sie blickte herüber und sagte etwas verwundert: „Wenn ich mich nicht täusche, Mylord, so hat Exzellenz ja Ihnen einen Besuch abgestattet. Ich traf ihn spät nachmittags in seinem Garten, als er eben im Begriff war, zum ‚Stern' zu gehen. Sie waren wohl nicht zu Hause?"

„Ich verließ mein Hotel um acht Uhr," antwortete Stanhope.

Eine Stunde später schickten sich viele zum Aufbruch an. Der Lord erbot sich, Frau von Imhoff, deren Gatte verreist war, in seinem Wagen nach Hause zu bringen. Da sie der Weg vorüberführte, ließ Stanhope beim „Stern" halten und erkundigte sich, ob in seiner Abwesenheit jemand vorgesprochen habe. In der Tat hatte Feuerbach seine Karte abgegeben.

Am andern Vormittag um elf Uhr hielt die gräfliche Karosse in der Heiligenkreuzgasse vor dem Tor des Feuerbachschen Gartens. Mit aristokratisch gebundenen Schritten, die gertenhaft biegsame Gestalt unnachahmlich gestreckt, näherte sich Stanhope dem landhausähnlichen Gebäude, indem er genau die Mitte der kahlen Baumallee einhielt. Sein Anzug bekundete peinliche Sorgfalt; in dem Knopfloch des braunen Gehrocks glühte ein rotes Ordensbändchen, die Krawatte war durch eine Diamantschließe gehalten und wie ein geistiger Schmuck umspielte ein müdes Lächeln die glattrasierten Lippen. Als er ungefähr zwei Drittel des Wegs zurückgelegt hatte, hörte er eine brüllende Stimme aus dem Haus, zugleich rannte eine Katze vor ihm über den Kies. Ein böses Omen, dachte er, verfärbte sich, blieb stehen und schaute unwillkürlich zurück. Es war so neblig, daß er seinen Wagen nicht mehr sah.

Er zog die Glocke am Tor und wartete geraume Weile, ohne daß geöffnet wurde. Indes dauerte das Geschrei drinnen fort, es war eine Männerstimme in Tönen wilder Wut. Stanhope drückte endlich auf die Klinke, fand den Eingang unversperrt und betrat den Flur. Er sah niemand und trug Bedenken, weiterzugehen. Plötzlich wurde eine Tür aufgerissen, ein Frauenzimmer stürzte heraus, anscheinend eine Magd, und hinterher eine gedrungene Gestalt mit mächtigem Schädel, in welcher Stanhope sofort den Präsidenten erkannte. Doch erschrak er dermaßen vor dem zornverzerrten Gesicht, den gesträubten Haaren und der durchdringenden Stimme, daß er wie angewurzelt stehen blieb.

Was hatte sich ereignet? War ein Unheil passiert? Ein Verbrechen zu Tag gekommen? Nichts von alledem. Bloß ein stinkender Qualm zog durch den Korridor, weil ein Topf mit Milch in der Küche übergelaufen war. Die Frauensperson hatte sich beim Wasserholen verschwatzt, und da war es denn ein gar würdeloser Anblick, den alten Berserker zu sehen, wie er mit den Armen fuchtelte und bei jeder jammernden Widerrede der Gescholtenen von neuem raste, die Zähne fletschte, mit den Füßen stampfte und sich vor Bosheit überschrie.

Ein komisches Männlein, dachte Stanhope voll Verachtung; und vor diesem kleinen Provinztyrannen und Polizeiphilister habe ich gebebt!

Sich vornehm räuspernd, schritt er die drei Stufen empor, die ihn noch von dem lächerlichen Kriegsschauplatz trennten, da wandte sich Feuerbach blitzschnell um. Der Lord verneigte sich tief, nannte seinen Namen und bat nachsichtig lächelnd um Entschuldigung, wenn er störe.

Schnelle Röte überflog das Gesicht Feuerbachs. Er warf einen seiner jähen, fast stechenden Blicke auf den Grafen, dann zuckte es um Nase und Mund, und auf einmal brach er in ein Gelächter aus, in welchem Beschämung, Selbstironie und irgendeine gemütliche Versicherung lag, kurz, es hatte einen befreienden, wohltuenden und überlegenen Klang.

Mit einer Handbewegung forderte er den Gast zum Eintreten auf; sie kamen in ein großes wohlerhaltenes Zimmer, das bis in jeden Winkel von außerordentlicher Akkuratesse zeugte. Feuerbach begann sogleich über sein bisheriges Verhalten gegen den Lord zu sprechen, und ohne Gründe anzuführen, sagte er, die Notwendigkeit, die ihn bestimmt, sei stärker als die gesellschaftliche Pflicht. Doch habe er eingesehen, daß er einen Mann von solchem Rang und Ansehen nicht verletzen könne, zumal ihm schätzenswerte Freunde so viel Anziehendes berichtet hätten, deshalb habe er Seine Lordschaft gestern aufgesucht.

Stanhope verbeugte sich abermals, bedauerte, daß er Seiner Exzellenz nicht habe aufwarten können, und fügte bescheiden hinzu, er müsse diese Stunde zu den höchsten seines Lebens rechnen, vergönne sie ihm doch die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Ruf und Ruhm einzig und über die Grenzen der Sprache wie der Nation hinausgedrungen sei.

Von neuem der jähe, scharfe Blick des Präsidenten, ein schamhaft satirisches Schmunzeln in dem verwitterten Gesicht und dahinter, fast rührend, ein Strahl naiver Dankbarkeit und Freude. Der Lord seinerseits stellte vollendet einen Mann der großen Welt dar, der vielleicht zum erstenmal befangen ist.

Sie nahmen Platz, der Präsident durch die Gewohnheit des Berufs mit dem Rücken gegen das Fenster, um seinen Gast im Licht zu haben. Er sagte, eine der Ursachen, weshalb er ihn zu sprechen verlange, sei ein gestern eingetroffener Brief des Herrn von Tucher, worin ihm dieser nahelege, Caspar zu sich ins Haus zu nehmen. Diese plötzliche Sinnesänderung sei ihm um so merkwürdiger erschienen, als er ja wisse, daß Herr von Tucher den Absichten des Grafen geneigt gewesen; er habe den Faden verloren, die ganze Geschichte sei ihm verschwommen geworden, er habe nun sehen und hören wollen.

Im Tone größten Befremdens erwiderte Stanhope, er könne sich das Vorgehen Herrn von Tuchers durchaus nicht erklären. „Man braucht den Menschen nur den Rücken zu kehren und sie verwandeln ihr Gesicht," sagte er geringschätzig.

„Das ist nun so," versetzte der Präsident trocken. „Ich will übrigens Ihre Erwartung nicht hinhalten, Herr Graf. Wie ich schon dem Bürgermeister Binder mitteilte, kann es auf keinen Fall geschehen, daß Ihnen Caspar überlassen werde. Ein solches Ansinnen muß ich gänzlich und ohne Bedenken abweisen."

Stanhope schwieg. Ein schlaffer Unwillen malte sich in seinen Zügen. Er blickte unablässig auf die Füße des Präsidenten, und als ob ihn das Sprechen Ueberwindung koste, sagte er endlich: „Lassen Sie mich Ihnen, Exzellenz, vor Augen führen, daß Caspars Lage in Nürnberg unhaltbar ist. Aufs sonderbarste angefeindet und von keinem unter allen, die sich seine Schützer nennen, verstanden; mit dem Druck einer Dankesschuld beladen, die das Schicksal selbst für ihn aufgenommen hat und die er niemals wird bezahlen können, da ihm ja sonst jeder Tag und jedes Erlebnis zu einer wucherischen Zinsenabgabe würde und er, ein Junger, ein Wachsender, der er ist, sein Dasein für sich verzehren muß, ist er waffenlos ausgesetzt. Zudem will die Stadt, wie mir ausdrücklich versichert wurde, nur noch bis zum nächsten Sommer für ihn sorgen und ihn dann einem Handwerksmeister in die Lehre geben. Das, Exzellenz, dünkt mich schade." (Hier erhob der Lord seine Stimme ein wenig, und sein Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen erhielt den Ausdruck verbissenen Hochmuts.) „Es dünkt mich schade, die seltene Blume in einen von aller Welt zerstampften Rasen setzen zu lassen."

Der Präsident hatte aufmerksam zugehört. „Gewiß, das alles ist mir bekannt," antwortete er. „Eine seltene Blume, gewiß. War doch sein erstes Auftreten derart, daß man einen durch ein Wunder auf die Erde verlorenen Bürger eines andern Planeten zu sehen vermeinte, oder jenen Menschen des Plato, der, im Unterirdischen aufgewachsen, erst im Alter der Reife auf die Oberwelt und zum Licht des Himmels gestiegen ist."

Stanhope nickte. „Meine Hinneigung zu ihm, die dem allgemeinen Urteil übertrieben erschienen ist, entstand mit dem ersten Hörensagen über seine Person; sie findet auch in der Geschichte meines Geschlechts etwas wie eine atavistische Rechtfertigung," fuhr er in kühlem Plauderton fort. „Einer meiner Ahnen wurde unter Cromwell geächtet und floh in ein Grabgewölbe. Die eigne Tochter hielt ihn verborgen und nährte ihn, bis die Flucht gelang, kümmerlich mit erstohlenen Brocken. Seitdem weht vielleicht ein wenig Grabesluft um die Nachgeborenen. Ich bin der Letzte meines Stammes, ich bin kinderlos. Nur noch ein Traum oder, wenn Sie wollen, eine fixe Idee bindet mich ans Leben."

Feuerbach warf den Kopf zurück. Die Linie

seines Mundes zuckte in die Länge wie ein Bogen, dessen Sehne zerrissen ist. Plötzlich lag Größe in seiner Gebärde. „Eine innere Verantwortung hindert mich, Ihnen zu willfahren, Herr Graf," sagte er. „Hier steht so Ungeheures auf dem Spiel, daß jeder Gnadenbeweis und jedes Liebesopfer daneben gar nicht mehr in Frage kommt. Hier ist den in Abgründen kauernden Dämonen des Verbrechens ein Recht zu entreißen und dem bangen Auge der Mitwelt, wenn nicht als Trophäe, so doch als Beweis dafür entgegenzuhalten, daß es auch dort eine Vergeltung gibt, wo Untaten mit dem Purpurmantel bedeckt werden."

Der Lord nickte wieder — doch ganz mechanisch. Denn innerlich erstarrte er. Es wurde ihm schwül vor der elementaren Gewalt, die aus der Brust dieses Mannes zu ihm redete, und die selbst das Pathos verzehrte, das ihm anfangs unbehaglich war und ihn ironisch gestimmt hatte. Er fühlte, daß gegen diesen Willen zu kämpfen, der sich wie Unwetter verkündigte, ein aussichtsloses Mühen sein würde, und wenn es ein Beschluß über ihm war, durch den er in das Labyrinth lichtscheuer Verrichtungen mehr geglitten als geschritten war, so fand er sich jetzt ratlos und ohnmächtig darin, und es wurde ihm auf einmal wichtig, einen Anschein von Ehre und Tugend aus dem Chaos seines Innern zu retten. Er beugte sich vor und fragte sanft: „Und ist das Recht, das Sie jenen entreißen wollen, die Leiden dessen wert, dem es zukommt?"

„Ja! Auch dann, wenn er daran verbluten müßte!"

„Und wenn er verblutet, ohne daß Sie Ihr Ziel erreichen?"

„Dann wird aus seinem Grab die Sühne wachsen."

„Ich ermahne Sie zur Vorsicht, Exzellenz, um Ihretwillen," flüsterte Stanhope, indem sein Blick langsam von den Fenstern zur Tür wanderte.

Feuerbach sah überrascht aus. Es war etwas Verräterisches in dieser Wendung, in irgendeinem Sinn verräterisch. Aber die blauen Augen des Lords strahlten durchsichtig wie Saphire, und eine frauenhafte Trauer lag in der Neigung des schmalen Hauptes. Der Präsident fühlte sich hingezogen zu dem Manne, und unwillkürlich nahmen seine Worte einen milden, ja fast liebreichen Klang an, als er sagte: „Auch Sie? Auch Sie sprechen von Vorsicht? Meine Sprache scheint Ihnen kühn; sie ist es. Ich bin es satt, auf einem Schiff zu dienen, das durch die Verblendung seiner Offiziere in den schmählichen Untergang rennt. Aber ich könnte mir denken, daß es einem Bürger des freien England unbegreiflich ist, wenn ein Mensch wie ich seine Ruhe und die Sicherheit der Existenz aufgeben muß, um das Gewissen des Staats für die primitivsten Forderungen der Gesellschaft wachzurütteln. Es ist überflüssig, mich zur Vorsicht zu mahnen, Mylord. Ich würde alles das auch demjenigen ins Ohr schreien, der sich mir als Denunziant bekennte. Ich fürchte nichts, weil ich nichts zu hoffen habe."

Stanhope ließ einige Sekunden verstreichen, bevor er versonnen antwortete: „Mein Unkenruf wird Sie weniger verwundern, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich nicht uneingeweiht in die Verhältnisse bin, auf die Sie hindeuten. Ich bin nicht das Werkzeug des Zufalls. Ich bin nicht ohne äußeren Antrieb zu dem Findling gekommen. Es ist eine Frau, es ist die unglücklichste aller Frauen, als deren Sendboten ich mich betrachte."

Der Präsident sprang empor, als ob ein Blitz im Zimmer gezündet hätte. „Herr Graf!" rief er außer sich. „Sie wissen also —"

„Ich weiß," versetzte Stanhope ruhig. Nachdem er mit düsterer Miene beobachtet hatte, wie der Präsident krampfhaft die Stuhllehne gepackt hielt, so daß die Arme sichtbar zitterten, und wie das große Gesicht sich verfaltete und bewegte, fuhr er mit monotoner Stimme und einem matten, seltsam süßlichen Lächeln fort: „Sie werden mich fragen: Wozu die Umwege? Was wollen Sie mit dem Knaben? Ich antworte Ihnen: Ich will ihn in Sicherheit bringen, ich will ihn in ein andres Land bringen, ich will ihn verbergen, ich will ihn der Waffe entziehen, die fortwährend gegen ihn gezückt ist. Kann man klarer sein? Wollen Sie noch mehr? Exzellenz, ich habe Kenntnis von Dingen, die mein Blut gefrieren lassen, selbst wenn ich nachts erwache und in der Pause zwischen Schlaf und Schlaf daran denke, wie man an ein Fieberbild denkt. Ersparen Sie mir die Ausführlichkeit. Rücksichten, bindender als Schwüre, machen meine Zunge lahm. Auch Sie scheinen ja, es ist mir rätselhaft, auf welche Weise, Einblick gewonnen zu haben in diesen grauenhaften Schlund von Schande, Mord und Jammer; so darf ich Ihnen wohl sagen, daß ich, der den Königen und Herren der Erde sehr genau und sehr nah ins Gesicht geschaut hat, niemals ein Antlitz sah, dem Geburt und Geist einen gleich hohen Adel und der Schmerz eine ergreifendere Macht verliehen haben als dem jener Frau. Ich ward ihr Sklave mit dem Augenblick, wo das Bild ihrer tragischen Erscheinung zum erstenmal mein Gemüt belud. Es wurde meine Lebensidee, die ihr vom Schicksal zugefügten Wunden in ihrem Dienst zu mildern. Ich will schweigen darüber, wie ich Gewißheit über den Zustand der gemarterten und am Rand des Todes hinsiechenden Seele gewann und wie sich mir von denen, die ein Jahrzehnte hindurch fortgesponnenes Gewebe von Leiden um das unbeschützte Dasein der Unglücklichen flochten, langsam Stirn um Stirn entschleierte. Das Haupt der Meduse kann nicht gräßlicher sein. Genug

damit, daß ich meine wahre Natur unterdrücken und mich harmlos geben mußte; ich mußte lügen, schmeicheln, schleichen und Ränke durch Ränke schlagen, ich habe mich verkleidet und täuschungsvolle Aufgaben übernommen. Dabei fraß mir der Zorn am Mark und ich fragte mich, wie es möglich sei, weiterzuleben mit solcher Wissenschaft in der Brust. Aber das ist es ja eben: man lebt weiter. Man ißt, man trinkt, man schläft, man geht zu seinem Schneider, man promeniert, man läßt sich die Haare scheren, und Tag reiht sich an Tag, als ob nichts geschehen wäre. Und genau so ist es mit jenen, von welchen man glaubt, daß das böse Gewissen ihre Sinne verwüsten und ihre Adern verdorren müsse, sie essen, trinken, schlafen, lachen, amüsieren sich, und ihre Taten rinnen von ihnen ab wie Wasser von einem Dach."

„Sehr wahr! Das ist es, so ist es!" rief Feuerbach leidenschaftlich bewegt. Er eilte ein paarmal durch das Zimmer, dann blieb er vor Stanhope stehen und fragte streng: „Und weiß die Frau von allem —? Weiß sie von ihm? Was ist ihr bekannt? Was erwartet, was hofft sie?"

„Aus persönlicher Erfahrung kann ich darüber nichts melden," entgegnete der Lord mit derselben traurigen und matten Stimme wie bisher. „Vor kurzem wurde bei der Gräfin Bodmer erzählt, sie habe laut aufgeweint, als man den Namen Caspar Hauser vor ihr genannt. Mag sein, ganz glaubwürdig ist es nicht. Hingegen ist mir ein andrer Vorfall bekannt, der auf eine fast übersinnliche Beziehung schließen läßt. Eines Mittags vor zwei Jahren befand sich die Fürstin allein in der Schloßkapelle und verrichtete ihr Gebet. Nachdem sie geendet und sich erheben wollte, sah sie plötzlich über dem Altar das Bild eines schönen Jünglings, dessen Gesicht einen unendlichen Kummer ausdrückte. Sie rief den Namen ihres Sohnes, Stephan hieß er, der Erstgeborene, dann fiel sie in Ohnmacht. Später erzählte sie die Vision einer vertrauten Dame, und diese, die Caspar selbst in Nürnberg gesehen hatte, war von der Aehnlichkeit tief berührt. Und das Wunderbare ist, daß die Erscheinung sich am selben Tag und zur selben Stunde gezeigt hatte, wo der Mordanfall im Hause Daumers stattfand. So viel ist klar, daß sich auf beiden Seiten ein geheimnisvolles Zusammenstreben offenbart. Ferner ist es klar, Exzellenz, daß jedes Zaudern Gefahr bedeutet und ein leichtfertiges Vergeuden günstiger Gelegenheit. Ich rufe Ihnen das in ernster Not entgegen. Es könnte kommen, daß unsre Versäumnisse vor einen Richterstuhl gefordert werden, wo keine Reue das Geschehene ausgleicht."

Der Lord erhob sich und trat zum Fenster. Seine Augenlider waren gerötet, sein Blick verdunkelt. Wen verriet er eigentlich, wen belog er? Seine Auftraggeber? Den Jüngling, den er an sich gekettet? Den Präsidenten? Sich selbst? Er wußte es nicht. Er war erschüttert von seinen eignen Worten, denn sie erschienen ihm wahr. Wie sonderbar, alles das erschien ihm wahr, als ob er der Retter wirklich sei. Er liebte sich in diesen Minuten und hätschelte sein Herz. Eine Finsternis des Vergessens kam über ihn, und sofern er Müdigkeit und Ekel zu erkennen gab, galten sie nur dem wesenlosen Schemen, das an seiner Stelle gesessen, an seiner Statt geredet und gehandelt hatte. Er löschte zwanzig Jahre Vergangenheit von der Tafel seines Gedächtnisses hinweg und stand da — reingewaschen durch eine Halluzination von Güte und Mitleid.

Feuerbach hatte sich vor seinen Schreibtisch niedergelassen. Den Kopf in die Hand gestützt, schaute er sinnend in die Luft. „Wir sind die Diener unsrer Taten, Mylord," begann er nach langem Schweigen, und die sonst polternde oder schrille Stimme hatte einen sanften und feierlichen Klang. „Vor dem schlimmen Ende zittern, hieße jede Schlacht aufgeben, bevor sie geschlagen. Offenheit gegen Offenheit, Herr Graf! Bedenken Sie, ich stehe hier auf einem verlorenen Posten des Landes. Mein Leben war für eine andre Bahn bestimmt, einst glaubte ich es wenigstens, als in der Verborgenheit einer Kreisstadt beschlossen zu werden. Ich habe meinem König Dienste geleistet, die gewürdigt worden sind und die vielleicht dazu beigetragen haben, seinem Namen das stolze Attribut des Gerechten zu verleihen. Noch größere wollte ich leisten, sein Volk erhöhen, die Krone zu einem Symbol der Menschlichkeit machen. Dies scheiterte. Ich ward zurückgestoßen. Freilich, man hat mich belohnt, aber nicht anders als wie Domestiken belohnt werden."

Feuerbach stand auf und atmete tief. Hierauf griff er zur Schnupftabaksdose, nahm eine Prise, dann wandte er Stanhope voll das Gesicht zu, und unter den barschen Brauen blitzte ein rührend-ängstlicher und dankbarer Blick hervor, während er sagte: „Herr Graf, ich bin mir nicht ganz klar darüber, was mich bewegt, so zu Ihnen zu sprechen. Es erstaunt mich selbst. Sie sind der erste, der zu hören bekommt, was so verzweifelt den Klagen eines Zurückgesetzten ähnelt und doch nur die Erklärung für eine unabänderliche Notwendigkeit bieten soll. Es ist mir in der Angelegenheit Caspars nichts an dem Besonderen des Falles gelegen, und nicht das Besondere der Person ist es, was meinen Beschluß stärkt. An mich tritt der härteste Zwang heran, der einen Mann von grauen Haaren treffen kann, und nötigt mich zu der Frage an das Schicksal: ob denn alles Geopferte und Gewirkte umsonst gewesen, ob es mir und den Gleichstrebenden keine

andre Frucht gezeitigt hat als Ohnmacht hier und Gleichgültigkeit dort. Ich muß die Probe machen, ich muß es durchführen, komme, was da wolle. Ich habe Beweise, Graf, es liegen furchtbare Indizien vor; ich kann dreinschlagen, ich habe den Donnerkeil und kann das Wetter machen, alles ist von mir fixiert und in einem besonderen Dokument dargestellt; man weiß es, man wird es nicht zum Aeußersten treiben, denn zum Aeußersten bin ich entschlossen, um das kostbare Gut zu wahren, zu dem ich vor Gott und den Menschen als Hüter bestellt bin. Immerhin, ich werde warten, große Dinge brauchen viel Geduld. Aber Caspar darf mir nicht entfernt werden. Er ist die lebendige Waffe und der lebendige Zeuge, deren ich bedarf, und zwar in stets erreichbarer Nähe. Verlöre ich ihn, so wäre das Fundament meines letzten Werks dahin, ich spür' es wohl, es ist das letzte, und jeder Anspruch auf Gehör würde wesenlos. Und Sie, edler Mann, was verlören Sie? Wollen Sie eine Tat der Barmherzigkeit oder der Liebe verrichten und der Gerechtigkeit nicht gedenken? Das hieße Gold wegwerfen, um Häckerling zu erhalten."

Stanhopes Gesicht war nach und nach so fahl geworden, als flösse kein Blut mehr unter der Haut. Er hatte sich niedergesetzt, sich geduckt, wie wenn er sich verkriechen wollte; ein paarmal waren Blicke aus seinen Augen gebrochen wie wilde Tiere, die ihren Käfig zertrümmert haben, dann rief er sie wieder zurück, saugte sie in sich hinein, hielt den Atem an, nestelte mit den Fingern am Kettchen des Lorgnons, und als der Präsident am Ende war, richtete er sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung auf. Er hatte Mühe, sich zu finden, er hatte Mühe, Worte zu finden, in heftigem Wechsel zuckte es um seinen Mund, wie wenn er lachen oder einen körperlichen Schmerz verbeißen wollte, und als er die Hand des Präsidenten ergriff, wurde ihm eiskalt; der Doppelgänger stand an seiner Seite, dieser Schattenleib des Gelebten, Begangenen, Versäumten, und zischelte ihm das Wort des Verrats ins Ohr, aber seine Augen waren feucht, als er sagte: „Ich verstehe. Alles, was ich zu antworten vermag, ist: nehmen Sie mich als Freund, Exzellenz, betrachten Sie mich als Ihren Helfer. Ihr Vertrauen ist mir wie ein Wink von oben. Doch welche Bürgschaft haben Sie? Welche Gewähr, daß Sie Ihr Herz nicht einem Unwürdigen eröffnet haben, der nur besser zu heucheln versteht als alle andern? Ich hätte Caspar entführen können, ich könnte es noch —"

„Wenn dies Antlitz lügt, Mylord, mit dem Sie hier vor mir stehen, dann will ich es meinetwegen für ein Hirngespinst erklären, Wahrheit auf Erden zu suchen," unterbrach ihn Feuerbach lebhaft. „Entführen, Caspar entführen?" fuhr er gutmütig lachend fort. „Sie scherzen; ich möchte das jedem Manne widerraten, der noch Wert darauf legt, im Sonnenschein spazierenzugehen."

Stanhope versank eine Weile in regungsloses Grübeln, dann fragte er hastig: „Was soll aber geschehen? Schnelles Handeln ist Pflicht. Wohin mit Caspar?"

„Er soll hierher nach Ansbach," versetzte Feuerbach kategorisch.

„Hierher? Zu Ihnen?"

„Zu mir, nein. Das ist leider unmöglich, aus vielen Gründen unmöglich. Ich muß viel allein sein, ich habe viel zu arbeiten, ich bin viel auf Reisen, meine Gesundheit ist erschüttert, mein Charakter eignet sich schlecht zu der Rolle, die ich dabei übernehmen müßte, und außerdem verbietet es die Sache, ein allzu persönliches Band zu knüpfen."

Stanhope atmete auf. „Wohin also mit ihm?" beharrte er.

„Ich werde nach einer Familie Umfrage halten, wo er gute Pflege und geistige wie sittliche Unterstützung findet," sagte der Präsident. „Noch heute will ich mit Frau von Imhoff sprechen und ihren Rat einholen, sie kennt die hiesigen Leute. Seien Sie dessen versichert, Mylord, daß ich über den Jüngling wachen werde wie über mein eignes Kind. Die Nürnberger Schwabenstreiche sind zu Ende. Daß ich Ihrem Verkehr mit Caspar keinerlei Schranken setze, bedarf nicht der Erwähnung. Herr Graf, mein Haus ist das Ihre. Glauben Sie mir, auch unter der Hülle des Beamten und Richters schlägt ein für Freundschaft empfängliches Herz. Man wird in diesem Land der Kleingeisterei nicht verwöhnt durch den Umgang mit Männern."

Nachdem sie noch flüchtig über die an Herrn von Tucher und den Nürnberger Magistrat zu sendenden Nachrichten beraten hatten, verabschiedete sich Stanhope.

Der Präsident schritt lange Zeit, in tiefe Gedanken versunken, auf und ab. Von Minute zu Minute wurde sein Gesicht unruhiger und finsterer. Ein sonderbares, nagendes, nicht abzuweisendes Mißtrauen stieg in seiner Brust empor. Je mehr Frist verstrich, seit der Graf das Zimmer verlassen hatte, je mehr wuchs diese peinigende Empfindung. Er war ein zu gewiegter Menschenkenner, um sich gewissen Merkmalen zu entziehen, die ihn bedenklich stimmten. Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, begab sich an den Schreibtisch und schrieb in großer Hast drei Briefe: einen nach Paris an einen hochgestellten englischen Freund, einen an den bayrischen Geschäftsträger nach London und einen dritten an den Staatsminister der Justiz, Doktor von Kleinschrodt, in München. In jenen beiden zog er genaue Erkundigungen über die Person des Grafen Stanhope ein, in letzterem meldete er

seine baldige Ankunft in der Residenz und ersuchte um Reiseurlaub.

Alle drei Briefe ließ er zur Stunde mit expresser Post aufgeben.

Nacht wird sein

Stanhope hatte dem Kutscher befohlen, vorauszufahren, und ging zu Fuß durch die menschenleeren Gassen, in denen sein Schritt wie in einer Kirche widerhallte. Er war verstört, zerschlagen und außerstande, eine vernünftige Ueberlegung anzustellen. Im Gasthof angelangt, schloß er sich ein und machte eine halbe Stunde lang Fechtübungen mit dem Florett.

Er unterbrach sich erst, als er von draußen eine Stimme vernahm, die mit dem Kammerdiener unterhandelte, der Auftrag hatte, niemand vorzulassen. Stanhope lauschte; er erkannte die Stimme, nickte gleichgültig, und mit dem Degen noch in der Hand öffnete er. Es war Hickel, der auch sofort eintrat und den ihn schweigend betrachtenden Grafen etwas verlegen begrüßte.

Nach seinem Begehr gefragt, räusperte er sich und stotterte ein paar unzusammenhängende Floskeln, aus denen hervorging, daß er um den Besuch Stanhopes bei Feuerbach wußte. Sein Benehmen verriet trotz einer unangenehm wirkenden Kriecherei eine nicht zu fassende freche Vertraulichkeit.

Stanhope verwandte keinen Blick von dem aufgeregten Mann in der kleidsamen Uniform. „Was hatte es eigentlich zu bedeuten, daß Sie mir zu einer Zusammenkunft mit dem Herrn Präsidenten Ihre Hilfe anboten?" fragte er frostig.

„Der Herr Graf haben sich aber meine Hilfe doch gefallen lassen," erwiderte Hickel. „Wer weiß, ob der Staatsrat ohne mich zu haben gewesen wäre, er versteht es, sich zu verschanzen. Der Herr Graf geruhen das nicht anzuerkennen. Je nun," fügte er achselzuckend hinzu, „große Herren haben ihre Launen."

„Wie kommen Sie denn überhaupt dazu, sich zum Zwischenträger anzubieten?"

„Zwischenträger? Der Herr Graf legten meiner unschuldigen Zuvorkommenheit ein zu großes Gewicht bei."

„Das Gewicht gaben Sie selbst. Sie beliebten dunkel zu sein. Sie gefielen sich in einigen Wendungen, um deren Aufklärung ich höflichst gebeten haben möchte." Stanhope verbarg nach wie vor unter steifer Würde die Unsicherheit, die er diesem Menschen gegenüber empfand.

„Ich stehe dem Herrn Grafen ganz zu Diensten," versetzte Hickel. „Darf ich meinerseits fragen, inwieweit sich der Herr Graf zu eröffnen gedenken werden?"

„Zu eröffnen? Wem zu eröffnen? Ihnen? Ich habe nichts zu eröffnen."

„Der Herr Graf haben in mir einen Mann von unbedingter Verschwiegenheit vor sich."

„Was soll das heißen?" fuhr Stanhope auf. „Wollen Sie mir Scharaden zu lösen geben?"

„Man hat sich vor der Ankunft Eurer Lordschaft nach einer vertrauenswürdigen Persönlichkeit umgesehen," sagte Hickel plötzlich mit eisiger Ruhe. „Meine langjährigen Beziehungen zu Exzellenz Feuerbach empfahlen mich mehr als einige bescheidene Fähigkeiten."

Stanhope entfärbte sich und sah zu Boden. „Sie haben also direkte Aufträge?" murmelte er.

Der Polizeileutnant verbeugte sich. „Aufträge? Nein," entgegnete er zögernd. „Man versicherte sich meines guten Willens und ich wurde angewiesen, mich Eurer Lordschaft zur Verfügung zu stellen."

Es war Stanhope zumute, als ob er an diesem Tag schon einmal gestorben wäre, und zwar einen bußfertigen Tod, und als ob er nun wieder zum Leben aufgestanden und ein für allemal seiner Bestimmung übergeben sei.

Er wollte um fünf Uhr bei Frau von Imhoff zum Tee erscheinen und fragte den Polizeileutnant, ob er ein Stück Wegs mitfahre. Obwohl aus der Frage der Wunsch einer Ablehnung klang, nahm Hickel, dem es darum zu tun war, mit dem Lord öffentlich gesehen zu werden, das Anerbieten dankbar an.

Die Straßen waren jetzt etwas belebter als am Mittag; die alten Beamten und Pensionisten machten um diese Stunde ihren täglichen Spaziergang über die Promenade. Viele blieben stehen und grüßten gegen das Innere der hocherlauchten Kutsche.

Nun passierte es, daß an einer Straßenecke der Mann auf dem Bock wieder einmal sein welsches Geschrei ertönen ließ; es stand nämlich mitten auf dem Fahrdamm ein träumerisch wolkenwärts guckender Herr, der von dem Herannahen der gräflichen Karosse keine Notiz zu nehmen schien. Höchst erschrocken sprang er beiseite, als der Elsässer zu fluchen begann, doch nicht schnell genug, daß nicht seine Kleider durch den Kot beschmutzt wurden, der von den Hufen der Pferde und den Rädern aufspritzte.

Hickel bog den Kopf zum Fenster hinaus und griente, denn der Besudelte stand mit einem verdutzten und unglücklichen Gesicht, hielt die Arme vom Leib und sah sich die Bescherung an.

„Wer ist der ungeschickte Mann?" erkundigte sich Stanhope, den die Schadenfreude des Polizeileutnants verdroß.

„Das? Das ist der Lehrer Quandt, Mylord."

Eigner Zufall; eine halbe Stunde später wurde bei Frau von Imhoff derselbe Name genannt. Der Präsident und seine Freundin waren nach langen Beratungen übereingekommen, Caspar in die Obhut des Lehrers Quandt zu geben.

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl, München

Sonntagsstille

Nach einem Gemälde von N. van der Waay

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

„Er ist ein aufgeklärter und gebildeter Kopf und genießt als Bürger wie als Mensch allgemeine Achtung," sagte Frau von Imhoff.

„Und ist er denn geneigt, eine so verantwortungsreiche Aufgabe zu übernehmen?" fragte der Lord zerstreut. Doch darüber konnte Frau von Imhoff keine Auskunft geben.

Als Stanhope sich am andern Morgen beim Präsidenten melden ließ, traf er Herrn Quandt dortselbst. Beide waren offenbar schon einig, denn Feuerbach zeigte sich sehr aufgeräumt, und als sich der Lord wegen des gestrigen Zwischenfalls mit dem Wagen bei Quandt entschuldigte, hatte der Präsident seinen Spaß an der Verlegenheit des Lehrers, die er durch harmlose Witzchen über zerstreute Denker und dergleichen noch steigerte. Sein Gelächter trieb einen wahren Angstschweiß auf Quandts Stirn, er verneigte sich vor Stanhope wie ein Muselmann vor dem Kalifen, und es hatte den Anschein, als müsse er sich geschmeichelt fühlen, daß der Kot der gräflichen Karosse seine geringe Person der Beachtung wert gefunden.

„Na, Quandt, machen Sie sich nicht so mausig," mahnte der Präsident belustigt, „ich wette, Ihre Ehefrau hat Ihnen tüchtig den Marsch geblasen und sich gemüht, das Röcklein wieder sauber zu kriegen."

„Es war ja nur der Mantel, Euer Exzellenz," erwiderte Quandt lächelnd und von so viel Leutseligkeit beglückt.

Stanhope blieb gemessen. Sie befanden sich diesmal im Staatszimmer des Präsidenten, und drei hohe Fenster gewährten Aussicht gegen den Garten. Der Raum war wohnlich geschmückt, auch hier alles von der größten Nettigkeit. In einer Art von vertiefter Nische hing ein gutes Oelbild Napoleon Bonapartes im Krönungsornat; Stanhope betrachtete es mit vorgeblichem Interesse; in Wirklichkeit prüfte er aufmerksam das Wesen und Gehaben des Lehrers.

Quandt war mittelgroß und hager; über der hohen Stirn waren tabaksgelbe Haare mit Hilfe von Pomade ganz lächerlich glatt zurückgekämmt. Die Augen blickten schüchtern, fast betrübt, und blinzelten bisweilen, die Hakennase stach ein wenig prahlerisch in die Luft, der Mund, versteckt unter demütigen und zerbissenen Schnurrbartstoppeln, hatte einen säuerlichen Zug, der die Berufsgewohnheit vielen Nörgelns verriet.

Der Lord war nicht unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Beobachtung; er fragte den Präsidenten, ob die Verhandlungen zum gewünschten Ziel geführt hätten, und als dieser bejahte, wandte er sich an Quandt, reichte ihm stumm dankend die Rechte und sagte, er werde ihm am Nachmittag seinen Besuch abstatten. Sehr benommen von solcher Huld, verbeugte sich der Lehrer abermals tief, machte sein Kompliment gegen den Präsidenten und ging.

Auch Stanhope entfernte sich bald, da Feuerbach zu einer Gerichtssitzung mußte. Im Hotel angekommen, verbrachte er zwei Stunden mit dem Schreiben eines Briefes, und als er fertig war, schickte er den Jäger damit ab. Um halb zwei stellte sich, wie verabredet, der Polizeileutnant ein; sie aßen zusammen und gingen hernach zu Quandt.

Das Häuschen des Lehrers, das am Kronacher Buck beim oberen Tor lag, war auf den Glanz hergerichtet; Frau Quandt, eine frische, gefällige junge Frau, mit dem rostfarbigen Seidenkleid wie zu einer Hochzeit angetan, stand knicksend am Eingang, in der guten Stube war der Tisch mit Konditorkuchen beladen, und das feine Porzellanservice blinkte einladend auf dem schneeweißen Tuch.

Der Lord war gegen die Lehrerin von väterlicher Freundlichkeit; da sie guter Hoffnung war, wünschte er Glück, ein Händedruck bekräftigte seine zarte Teilnahme; er fragte, ob es das erstemal sei; das junge Weib wurde purpurrot, schüttelte den Kopf und sagte, sie habe schon einen dreijährigen Knaben. Als der Kaffee aufgetragen war, gab ihr Quandt einen Wink, sie ging still hinaus und die drei Männer blieben allein.

Stanhope sagte, noch könne er sich nicht in den Gedanken einer Trennung von Caspar finden, aber er sei enchantiert von dieser friedlichen und geordneten Häuslichkeit und es beruhige ihn ungemein, seinen Liebling hier untergebracht zu wissen. So dürfe man denn endlich hoffen, daß der Unglückliche, an dem schon so viele Pfuscherhände herumprobiert und der dabei an Leib und Seele Schaden erlitten, einen rettenden Port erreicht habe.

Quandt legte beteuernd die Hand auf die Brust.

„Ja," mischte sich Hickel ein, indem er den letzten Bissen Kuchen hinunterschluckte und Schnurrbart und Lippen mit dem Handrücken abwischte, „das wohl; und es muß nun einmal Licht werden um dieses Kind der Dunkelheit."

Der Lord runzelte die Brauen, ein Zeichen des Unwillens, das Hickel nicht entging; er lächelte leer vor sich hin, nahm aber eine drohende Miene an.

„Leider ist ja Anlaß zum Argwohn vorhanden," fuhr Stanhope fort, und seine Stimme war tonlos und kalt; „wohin man sich auch wendet und wie man es auch betrachtet, überall Argwohn und Zweifel. Da ist es kein Wunder, wenn die ursprüngliche Neigung von Bitterkeit durchtränkt ist. Will ich mich gleich dem liebenden Gefühl hingeben, so melden sich doch immer wieder Stimmen, deren Urteil oder Gewicht zu verdächtigen sinnlos wäre, und der schlummernde Funke des Mißtrauens löscht nicht aus."

„Nun also," ließ sich Hickel wieder vernehmen,

„so hab' ich doch recht! Man muß reinen Tisch machen. Man muß den hinterlistigen Burschen endlich Mores lehren. Man muß ihm die Mucken aus dem Kopf jagen."

Stanhope erblaßte; über Hickel hinwegblickend, sagte er schneidend: „Herr Polizeileutnant, ich muß mich gegen einen solchen Ton verwahren. Was immer auch gegen den Jüngling zeugen mag, so ist er doch nur als die mißleitete Kreatur eines unbekannten Frevlers zu betrachten."

Hickel senkte den Kopf, und von neuem irrte das leere Lächeln über sein Gesicht. „Verzeihen Eure Lordschaft," entgegnete er hastig und ziemlich erschrocken, „aber das ist die Meinung der ganzen Welt, zumindest des aufgeklärten und vernünftigen Publikums. Erst gestern war ich Zeuge, wie der Ritter von Lang und der Pfarrer Fuhrmann sich über den Findling und die Dummheit der Nürnberger geäußert haben. Das hätten der Herr Graf nur hören sollen. Wir wissen ja dahier auch, es ist von Gerichts wegen bekannt geworden, was der Herr von Tucher über den Undank und die moralische Verderbtheit des Findlings an Eure Lordschaft geschrieben hat. Zeigen Sie doch Herrn Quandt den Brief des Barons und er wird sich überzeugen, daß ich nur gesagt habe, was jeder anständige und vorurteilslose Mann darüber denkt." Und Hickel heftete auf den Grafen einen befremdet-forschenden Blick.

„Dem ist nicht ganz so," versetzte Stanhope abweisend und nippte mechanisch von der Kaffeetasse. „Herr von Tucher spricht in seinem Brief nur von einigen übeln Gewohnheiten Caspars. Auch ich habe Augen; ein liebendes Herz ist niemals blind; versteht es nicht abzuwägen, so ist ihm doch die Gabe der Ahnung eigen. Im übrigen wollen wir unserm würdigen Gastgeber nicht vorgreifen. An ihm wird es sein, zu richten. Was krumm gewachsen ist, kann er grade biegen, und wenn er mir die häßlichen Flecken von meinem Kleinod nimmt, will ich's ihm fürstlich danken."

Hickel verzog das Gesicht und schwieg. Quandt hatte mit gespannter Aufmerksamkeit das Gespräch verfolgt. Wozu der Wortstreit? dachte er; als ob es nicht die leichteste Sache von der Welt wäre, zu erkennen, ob einer ein Spitzbube ist. Man muß die Augen offen halten, das ist alles; der Gute ist gut, der Böse ist bös, wo liegt da die Schwierigkeit? Ein Uebel auszurotten, wenn es sich nicht zu tief eingefressen hat, ist nur eine Frage der Tatkraft und Umsicht. Aber mir scheint, mir scheint, meditierte der Lehrer in seinem stillen Sinne weiter, da sind noch ganz andre Dinge verborgen, die Herren reden nicht von der Leber weg.

Und damit traf er wohl das Richtige, wie sich bald erweisen sollte. Er entwickelte dem höflich zuhörenden Lord seine Anschauungen über Moral, über den Verkehr mit Menschen, den Umgang mit Schülern, die Notwendigkeit der Aufmunterung, den Wert der Zensur; alles ein wenig umständlich und verklausuliert, aber einfach, staunenswert einfach; nur die sorgenvolle Miene gab einen Anschein von Schwierigkeit und Philosophie. Der Lord nickte ein paarmal mit dem Kopf, während Hickel entschiedene Zeichen von Ungeduld von sich gab. Dann beim Fortgehen, während Stanhope sich von der Frau verabschiedete, zog Hickel den Lehrer beiseite und flüsterte ihm zu: „Lassen Sie sich nicht ins Bockshorn jagen durch die Reden des Grafen, lieber Quandt. Der gute Graf betrügt sich selber und möchte das Sonnenklare nicht wahr haben. Die Teufelsgeschichte nimmt ihn absonderlich her. Sie leisten ihm einen gewaltigen Dienst, wenn Sie den Schwindler entlarven."

Das war das Merkwort und der Anschlag. Es barg den Kern des Komplotts. Nun, Caspar, sollst du in ein kleines Städtchen gehen und in ein kleines Haus, sollst in Verborgenheit leben, und die Wände der Welt sollen sich verengen, bis sie wieder zum Kerker werden. Gewalt hat sich der List verbrüdert; der Richter wird richten, was er sieht, und nicht wissen, was er fühlt. Niedrig sollst du werden, damit die Freunde sich in Feinde verwandeln und deine Einsamkeit leichtere Beute des Verfolgers sei. Das Blut soll gegen sich selber zeugen, Licht soll verweslich werden, Frucht soll nicht mehr wachsen, die Stimme des Himmels soll verstummen, und auf die Nacht — denn Nacht wird sein — soll keine Frühe folgen.

Ein Kapitel in Briefen

Daumer an den Präsidenten Feuerbach:

Eure Exzellenz haben mir die Ehre erwiesen, mich um Auskunft über Caspar Hausers nunmehrige Verfassung zu ersuchen. Ich muß gestehen, daß mich dies einigermaßen in Verlegenheit gesetzt hat. Ich habe mich in den letzten anderthalb Jahren wohl gehütet, dem so sorgfältig Abgeschlossenen nahezutreten, weil ja hierzulande jeder ängstlich bedacht ist, sein kleinstes Privileg vor fremdem Einspruch zu wahren, und so wird ein Interesse, das die Menschheit angeht und jeden freien Geist in Mitleidenschaft ziehen muß, unversehens zur Angelegenheit einer Partei. Eure Exzellenz möge diese Insinuation entschuldigen, sie möge lediglich für meine unerloschene Teilnahme an dem Los des Findlings zeugen, das seinen Freunden heute weniger als je Anlaß zu übertriebenen Hoffnungen gibt. Die vertrauensvolle Zuschrift Eurer Exzellenz hat meine Bedenklichkeit besiegt, ich habe Caspar letzter Tage im Tucherschen Haus aufgesucht, er ist auch, zum erstenmal seit langer Zeit, bei mir gewesen, und

ich gebe Ihnen hier einige Mitteilungen über ihn, die, wiewohl allgemeiner Natur, doch das Besondere seiner gegenwärtigen Lage erhellen.

Caspar ist ein hochaufgeschossener junger Mann geworden, der jetzt gut und gern den Eindruck eines etwa Zweiundzwanzigjährigen macht. Träte er, der nun den gesitteten Menschen von Lebensart zugerechnet werden muß, unerkannt in eine Gesellschaft, so würde er doch als eine befremdliche Erscheinung auffallen; sein Gang hat etwas von dem Furchtsam-Zaudernden und Vorsichtigen einer Katze; seine Züge sind weder männlich noch kindlich, weder jung noch alt: sie sind alt und jung zugleich, besonders auf der Stirn verraten einige leicht gezogene Furchen seltsam ein vorzeitiges Altern. Auf seiner Lippe sproßt heller Bartflaum, dies scheint ihn oft befangen zu machen, will auch nicht zu der sanften Mädchenhaftigkeit des Gesichts und den noch immer bis zur Schulter hängenden braunen Haarlocken stimmen. Seine Freundlichkeit ist herzgewinnend, sein Ernst bedächtig, über beiden schwebt stets ein Hauch von Melancholie. Sein Benehmen ist altklug, hat aber eine vornehme, ganz ungezwungene Gravität. Tölpelhaft und schwerfällig sind bloß noch manche seiner Gebärden, auch seine Sprache ist hart und die Worte sind ihm nicht immer bereit. Er liebt es, mit wichtiger Miene und in anmaßendem Ton Dinge zu sagen, die bei jedem andern läppisch klängen, aus seinem Mund jedoch sich ein schmerzlich-mitleidiges Lächeln erzwingen; so ist es höchst possierlich, wenn er von seinen Zukunftsplänen spricht, von der Art, wie er sich einrichten wolle, wenn er was Rechtes gelernt, und wie er es mit seiner Frau halten wolle. Eine Frau betrachtet er als notwendigen Hausrat, als etwas wie eine Obermagd, die man behält, solange sie taugt, und fortschickt, wenn sie die Suppe versalzt oder die Hemden nicht ordentlich flickt.

Sein immer sich gleichbleibendes stilles Gemüt ähnelt einem spiegelglatten See in der Ruhe einer Mondscheinnacht. Er ist unfähig zu beleidigen, er kann keinem Tier weh tun, er ist barmherzig gegen den Wurm, den er zu zertreten fürchtet. Er liebt den Menschen; jedes Menschengesicht wird ihm zum Götterantlitz, und er sucht den ganzen Himmel darin. Nichts Außerordentliches ist mehr an ihm als das Außerordentliche seines Schicksals. Ein reifer Jüngling, der keine Kindheit besessen, die erste Jugend verloren, er weiß nicht wie, ohne Vaterland, ohne Heimat, ohne Eltern, ohne Verwandte, ohne Altersgenossen, ohne Freunde, gleichsam das einzige Geschöpf seiner Gattung, erinnert ihn jeder Augenblick an seine Einsamkeit mitten im Gewühl der ihn umdrängenden Welt, an seine Ohnmacht, an seine Abhängigkeit von der Gunst und Ungunst der Menschen. Und so ist eigentlich all sein Tun nur Notwehr; Notwehr seine Gabe zu beobachten, Notwehr der umsichtige Scharfblick, womit er jede Besonderheit und Schwäche des andern erfaßt, Notwehr die Klugheit, womit er seine Wünsche anbringt und den guten Willen seiner Gönner sich dienstbar zu machen weiß.

Ja, Eure Exzellenz, er ist ohne Freunde. Denn wir, die ihm wohlwollen, ihn vor der gröbsten Bedrängnis des Lebens bewahren, wir sind doch nur Zuschauer vor dem Ungeheuern seiner Existenz. Und jener vielberedete Mann, Graf Stanhope, darf er in Wahrheit Caspars Freund genannt werden? Was dürfen wir glauben? Wo findet der begründete Zweifel Stillung? Mir ahnt Schreckliches, wenn ich der Erwartungen des Jünglings in bezug auf den Grafen denke, der ein Heiliger, ein Ohnegleichen sein müßte, wenn sich alle Versprechungen erfüllen würden, die mit seinem Auftreten für Caspar verbunden waren. Und erfüllen sie sich nicht, erfüllt sich nur ein Hundertstel von ihnen nicht, so prophezeie ich ein böses Ende. Denn ein solches Herz, aus der Tiefe emporgehoben zum Leben der Welt, aus äußerstem Frieden den ausschweifendsten Lockungen erschlossen, will alles, fordert das ganze Maß des Glücks oder muß, nur um ein weniges betrogen, einer ungemessenen Devastation anheimfallen.

Ich gestehe, daß mein schwarzsichtiges Temperament mehr als das immer unverhohlener werdende Gerede der Hiesigen mir die Kühnheit zu solchen Erwägungen gibt; wie dürfte sich auch mein Mißtrauen an einem so hochgestellten Mann vermessen. Aber man spricht seit heute davon, daß Caspar nach Ansbach in Pflege kommen solle. Frau Behold, die alte Feindin Caspars, trägt das Gerücht in der Stadt herum und verkündet überall mit Schadenfreude, daß aus der englischen Reise und aus den Luftschlössern des Grafen nichts geworden sei. Wie mir meine Schwester erzählt, habe die Magistratsrätin indirekte Nachricht von der Lehrerin Quandt erhalten; beide Frauen sind Jugendfreundinnen und in demselben Haus mitsammen aufgewachsen. Gott verhüte, daß Caspar von diesem Geschwätz etwas erfährt. Ich wäre Eurer Exzellenz sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie mir darüber genaue Auskunft berichten ließen, damit ich dem ungereimten Geklatsche so entgegentreten kann, wie es für das Wohl unsers Schützlings wünschbar ist.

*

Feuerbach an Herrn von Tucher:

Dem Verlangen Euer Hochgeboren wie der eingetretenen Notwendigkeit Rechnung tragend, teile ich Ihnen hierdurch mit, daß Sie Ihres Amtes als Vormund Caspar Hausers von heute ab enthoben sind. Eine gleichzeitige Urkunde des Kreis- und Stadtgerichtes wird Ihnen dies in amtlicher Form bekanntgeben, wie auch weiter-

hin die Verfügung, daß Caspar dem Grafen Stanhope zu überlassen sei; freilich einstweilen nur der Form nach, denn bis die schwierigen und verwickelten Verhältnisse eine Aenderung erlauben werden, soll Caspar in der Familie des Lehrers Quandt Aufnahme finden; Lord Stanhope hat während dieser Zeit für seine zweckmäßige Erziehung und Verpflegung zu sorgen, ich selbst werde in Abwesenheit des Pflegevaters über das Wohl des Jünglings wachen. Am siebenten des Monats wird der Gendarmerieoberleutnant Hickel bei Ihnen eintreffen, ein energischer Beamter, der durch Regierungsdekret zum Spezialkurator für die Uebersiedlung Caspars nach Ansbach bestellt ist. Seine Lordschaft, Graf Stanhope, hat sich in letzter Stunde entschlossen, einer Handlung, die in den Augen des Publikums einen durchaus amtlichen Charakter tragen soll, fernzubleiben, und dieser Vorsatz hat meine volle Billigung. Ich sehe keine Schwierigkeit darin, Caspar von der veränderten Lage der Dinge zu unterrichten, und halte die Besorgnisse wegen dieses Punktes für übertrieben. Ich selbst werde dieser Tage eine längst vorbereitete Reise nach der Hauptstadt antreten, ich hoffe bei dieser Gelegenheit eine günstige Wendung in den Lebensumständen Caspars endgültig herbeizuführen.

*

Daumer an den Präsidenten Feuerbach:

Ich fühle mich verpflichtet, Eurer Exzellenz von den Ereignissen der letzten Tage eine wahrheitsgetreue Darstellung zu machen, insoweit eben Wahrheit auf zwei Augen ruht. Vielleicht klingt vieles von dem, was ich zu berichten habe, so ungewöhnlich, daß ich mich fragen muß, ob ein Mann, der den übeln Ruf eines nicht ganz nüchternen Kopfes genießt, die geeignete Person ist, solche Vorfälle zu beschreiben. Aber die strenge Einsicht Eurer Exzellenz habe ich noch am wenigsten zu fürchten; wenn ich sachlich bin, wird die Sache für sich selber sprechen, und meiner Hand bleibt nur die Aufgabe, die Reihenfolge der Begebnisse festzuhalten, was freilich nicht immer ganz leicht sein mag.

Vor vier Tagen besuchte mich Herr von Tucher und teilte mir mit, daß er wegen eines Todesfalles verreisen müsse. Schon vorher hatte er mich wie auch Herrn Binder gebeten, die Aufsicht über Caspar zu führen so lange, als der Jüngling noch in Nürnberg bleiben müsse. Da mir dies befremdlich erschienen war, ließ Herr von Tucher durchblicken, die an höherer Stelle beliebte Umgehung seiner Person mache ihm ein solches Handeln zum Gebot. Er meinte das Schreiben Eurer Exzellenz, durch welches ich, halb wider Willen, bewogen wurde, Caspar aufzusuchen und mich neuerdings mit ihm zu beschäftigen. Dies hatte Herr von Tucher sehr übel aufgenommen. Ich gab mir keine Mühe, den stolzen Mann andern Sinnes zu machen, auch vermute ich zu seiner Ehre, daß dies Betragen noch eine ernstere, menschliche Regung habe, denn als ich ihn fragte, ob er Casparn schon eine Andeutung über die zu erwartende Ankunft des Polizeileutnants Hickel gemacht, wich er aus und entgegnete hastig, er wolle dies mir überlassen, der ich doch eines gewinnenderen Zuredens fähig sei und bei Caspar mehr Vertrauen genieße.

Am Nachmittag beschloß ich, zu Caspar zu gehen. Als ich in sein Zimmer trat, las er die christliche Andacht des Tages. Er schaute heiter von dem Buch empor, blickte in mein Gesicht und, Seltsameres ist nicht zu denken, im Nu überzogen sich seine Wangen mit leichenfahler Blässe. Es war mir schwül um die Brust, ich setzte mich auf einen Stuhl und schwieg ängstlich. Ganz und gar vergaß ich die übernommene Rolle, ich fühlte bloß mit ihm, ich sah, daß er alles, was ich ihm zu sagen hatte und weswegen ich gekommen war, von meinen Augen abgelesen hatte, die unbewußte Furcht mußte wohl in seinem Innern geschlummert haben, anders kann ich es auf natürlichem Weg nicht erklären, ich fühlte, wie plötzlich die Wurzeln seines Herzens aufgerissen wurden. Er erhob sich, er schwankte, ich wollte ihn halten, er gewahrte mich kaum, er schien völlig betäubt. Ich folgte ihm bis zum Bett, er warf sich darauf hin, krümmte den Körper und fing in einer solchen Weise zu weinen an, daß mir das Mark in den Knochen zitterte.

Noch war nichts geschehen, es konnte noch alles gut werden; so bildete ich mir ein und ließ es an tröstlichen Worten nicht fehlen. Das Weinen dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Dann erhob er sich, schlich in den Winkel, kauerte hin und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich redete unablässig in ihn hinein, ich weiß nicht mehr, was ich alles vorbrachte. Gegen sechs Uhr abends verließ ich ihn, und obgleich er bis dahin noch nicht einmal den Mund aufgetan, dachte ich mir, er werde mit der Geschichte schon fertig werden. Ich empfahl dem Diener, sich bisweilen nach Caspar umzusehen, und im stillen nahm ich mir vor, nach ein paar Stunden wiederzukommen, aber es war unausführbar, meine Berufsarbeit nahm mich bis in die Nacht in Anspruch. Als ich von Caspar fortgegangen war, saß er auf einem Schemel zwischen Ofen und Wandschrank, am andern Morgen um halb neun Uhr trat ich wieder in sein Zimmer, und wer beschreibt das schmerzliche Erstaunen, das ich empfand, als ich ihn an genau derselben Stelle, in unveränderter Haltung, noch immer die Hände vors Gesicht geschlagen, so sah, wie ich ihn vierzehn Stunden früher verlassen. Das Bett war noch in demselben Zustand, etwas zerdrückt von seinem ersten Draufhinsinken, kein Gegenstand war berührt,

auf dem Tisch stand der mit einer dicken Haut überzogene Milchbrei, sein Nachtessen, daneben die Schale mit erkaltetem Kaffee vom Morgen, und es herrschte eine stickige, ungelüftete Atmosphäre. Der Diener kam, begegnete meiner stummen Frage mit einem Achselzucken, ich wandte mich an Caspar selbst, ich rüttle ihn an der Schulter, ich packe seine eiskalte Hand — nichts, keine Antwort, kein Laut, er schwelt vor sich hin, kaum daß sich seine Augen rühren. So verging wieder eine Viertelstunde, da wurde mir's unheimlich, ich beschloß nach dem Arzt zu schicken, vielleicht habe ich auch dergleichen vor mich hingemurmelt, jedenfalls hatte Caspar verstanden, was ich wollte, denn jetzt regte er sich, hob den Kopf wie aus einer Grube heraus und schaute mich an. Ach, diesen Blick! Und wenn ich Abrahams Alter erreichte, nie könnte ich diesen Blick vergessen. Das war ein andrer Mensch. Leider liegt es nicht in meiner Natur, eine Situation momentan in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen; anstatt zu schweigen, begann ich wieder mit Scheintröstungen, aber ich spürte gleich, daß es besser sei, das letzte Abendrot der Hoffnung nicht noch einmal über die verdunkelte Seele heraufzubeschwören; was mich entschuldigt, ist, daß ich selber ja kaum mit Klarheit wußte, was im Werk war, und daß mich die zermalmende Wirkung von etwas vollständig Unausgesprochenem, deren Zeuge ich war, mehr lähmte und erschütterte als das Wissen darum. Doch will ich Eure Exzellenz nicht durch Betrachtungen verwirren und hübsch in der Ordnung bleiben.

Ich hatte schon zuviel Zeit verloren, ich mußte fort. Nach vieler Mühe war es mir gelungen, Caspar zu überreden, daß er sich ein bißchen niederlege, auch hatte er mir versprochen, mittags bei uns zu essen; das war mehr als ich erwarten durfte, ich ging also beruhigter meinen Geschäften nach, war um halb eins wie gewöhnlich zu Hause, wir warteten einige Zeit, aber wer nicht kommt, ist Caspar. Ich vermutete, er sei eingeschlafen, denn daß er die Nacht über nicht ein Auge geschlossen, hatte ich ihm angesehen, und ohne böse Gedanken ging ich um zwei Uhr wieder ins Gymnasium mit dem Vorsatz, beim Nachhauseweg in der Hirschelgasse nachzuschauen. Das tat ich auch, es war halb fünf und dämmerte schon stark, als ich am Tucherhaus war, aber wie wurde mir, als mir der Pförtner mitteilte, Caspar habe schon um zwölf Uhr das Haus verlassen und angegeben, er gehe zu mir. Ich war wie vor den Kopf geschlagen; neben aller Verantwortlichkeit durfte ich auch die begründetste Sorge für den armen Menschen hegen; ich lief in meine Wohnung, da hatte sich kein Caspar blicken lassen, ich schickte die Schwester zum Bürgermeister, die alte Mutter sogar machte sich auf die Beine, um bei einigen Bekannten nachzufragen; währenddessen beriet ich mich mit dem Kandidaten Regulein, und als meine Schwester Anna binnen kurzem zurückkam und wir gleich an ihrem Gesicht merkten, daß sie nichts erfahren hatte, schien es geboten, ohne Verzug die Polizei zu unterrichten, die ja im Fall eines Unglücks mitschuldig war, da man die Bewachung in letzter Zeit auffallend vernachlässigt hatte. Ich gab hastig noch ein paar Anweisungen und war eben im Fortgehen begriffen, als sich die Tür auftat und Caspar auf die Schwelle trat.

Aber war er es wirklich? Wir glaubten sein Gespenst zu sehen. Ich mache mich keiner Uebertreibung schuldig, wenn ich versichere, daß wir alle den Tränen nahe waren. Ohne sich umzusehen und ohne zu grüßen, schritt er mit sonderbarer Langsamkeit durch die Stube bis zum Tisch, nahm auf dem Holzsessel Platz, stützte das Kinn in die Hand und schaute mit unverwandtem Blick regungslos ins Licht der Lampe. Wir waren alle drei wie verzaubert, und meine Schwester sowie der Kandidat gestanden mir später, daß ihnen ganz fröstlich zumute gewesen sei. Mittlerweile war auch meine Mutter zurückgekehrt, sie war die erste, die an den Tisch trat und Caspar fragte, wo er gesteckt habe. Er gab keine Antwort. Meine Schwester Anna glaubte ihn besser zum Reden bringen zu können, sie nahm ihm den Hut vom Kopf, strich mit der Hand über seine Haare und suchte ihn mit leiser Stimme seinem Brüten zu entreißen. Ganz vergeblich; er schaute immer nur ins Licht, immer ins Licht, die geöffnete Hand an der Wange, das Kinn über dem Daumen. Ich sah mir ihn jetzt genauer an, indem ich mich unauffällig näherte, jedoch sein Antlitz verriet nichts als einen unbeweglichen, gar nicht einmal schmerzlichen, sondern starren, fast stupiden Ernst. Meine Mutter fuhr fort, in ihn zu dringen, er solle doch sagen, wo er herkomme und wo er gewesen sei. Da sah er uns alle der Reihe nach an, schüttelte den Kopf und faltete bittend die Hände.

Wir beredeten uns nun, daß Caspar in unserm Hause bleiben und da übernachten solle; wir hatten, um das Aufsehen wegen Caspars Verschwinden gleich wieder zu ersticken, die Magd zum Bürgermeister geschickt, auch zu den andern Leuten, die wir schon inkommodiert hatten, und meine Mutter ging in die Küche, um fürs Abendessen zu sorgen, da erschien der Tuchersche Diener, erkundigte sich, ob Caspar bei uns sei, und als wir dies bejahten, sagte er, er solle gleich nach Hause, der Polizeileutnant Hickel aus Ansbach wäre da und Caspar müsse noch am Abend mit ihm abfahren. Eine solche Botschaft kam mir nicht weiter unerwartet, nur daß die Sache gar so eilig sein solle, versetzte mich einigermaßen in Wallung, und ich war unüberlegt genug, dem Menschen eine scharfe Antwort zu geben; wenn

ich mich recht erinnere, so sagte ich, der Herr Polizeileutnant möge sich doch gedulden, es sei ja nicht ein Sack Kartoffeln zu expedieren, den man holterdiepolter auflade. Meine Erregung muß jedem verständlich erscheinen, der das Vorhergegangene in gerechte Erwägung zieht, es kamen mir aber doch Bedenken an, ich ärgerte mich nachher über meine Unbesonnenheit und veranlaßte den Kandidaten Regulein, daß er ins Tuchersche Haus gehe, um mit dem Herrn aus Ansbach zu sprechen und ihn tunlichst aufzuklären. Das wäre soweit ganz gut gewesen, nur passierte dabei die Fatalität, daß der Kandidat, der etwas redseliger Natur ist und der froh war, den Fremden mit irgend etwas unterhalten zu können, dem Herrn Polizeileutnant die Geschichte von dem Verschwinden Caspars brühwarm hinterbrachte, woraus sich denn später der peinlichste Auftritt ergab.

Es war schon sieben, als das Essen auf den Tisch gesetzt wurde, der Kandidat war noch nicht zurück, wir nahmen alle Platz und waren nun wieder einmal, wie in früheren Zeiten, mit Caspar ganz unter uns. Aber wie anders waren die Zeiten, wie anders Caspar! Ich mußte mir den Menschen beständig ansehen, wie er mit niedergeschlagenen Augen dasaß und lustlos in der Grütze löffelte. Seine Blicke waren jetzt unruhig und bisweilen überlief ein Schauder seine Haut. Lange konnte ich mich solchen Betrachtungen nicht überlassen, denn gegen viertel acht wurde mit sonderbarer Heftigkeit an der Hausglocke gerissen, Anna lief hinunter, um zu öffnen, und alsbald erschien ein Offizier in Gendarmenuniform, und bevor er noch seinen Namen nannte, wußte ich natürlich, wer es war. Caspar war bei dem grellen Glockenlärm stark zusammengefahren. Hinzufügen muß ich noch, daß die vorher erwähnte Auseinandersetzung mit dem Diener sowie das Gespräch mit dem Kandidaten im Flur vor der Treppe stattgefunden und Caspar nichts davon gehört hatte; er erhob sich jetzt und schaute mit einem langen Blick gegen die Türe, und als er des Herrn Polizeileutnants ansichtig geworden, wurden seine Wangen wieder genau so tödlich fahl wie tags zuvor, da ich in sein Zimmer gekommen war. Ich kann mir, wenn ich die Tatsachen im Zusammenhang gegeneinander halte, keine andre Erklärung denken, als daß Caspar alles das, was sich nun seit vierundzwanzig Stunden abspielte, von innen aus erriet, sozusagen durch ein inneres Gesicht, und daß er der äußeren Bestätigung durch die Ereignisse gar nicht mehr bedurfte, denn es gab sich eine Versunkenheit an ihm kund, die ich nur mit der schrecklichen Ruhe eines Schlafwandlers vergleichen kann. Ich selbst war nachgerade so benommen, daß ich, wie ich fürchte, Herrn Hickel mit einer unfreundlich wirkenden Kälte empfing. Glücklicherweise schien dieser keine Notiz davon zu nehmen, und nachdem er sich gegen meine Damen verbeugt, wandte er sich an Caspar und sagte mit einem Ton der Ueberraschung, der freilich nicht ganz aufrichtig klang: „Das ist also der Hauser! Ist ja ein ganz ausgewachsener Mensch, mit dem wird sich ja reden lassen!“ Caspar schaute den Mann groß an, und zwar mit einem finster prüfenden Blick, in dem durchaus nichts Wehleidiges oder Jämmerliches war. Es entstand nun ein allseitiges Schweigen; ich überlegte mir, wie ich es anstellen könnte, damit Caspar die Nacht über noch in meinem Hause bleiben könne, denn in seinem Zustand ihn einem Fremden zu überlassen erschien mir unratsam. Ich erklärte mich Herrn Hickel mit offenen Worten, er hörte mich ruhig an, sagte aber dann, er habe gemessenen Auftrag, Caspar gleich mitzunehmen, es sei keine Zeit zu verlieren, die Sachen müßten noch gepackt werden und der Wagen stehe schon bereit. Meine Schwester Anna, unbändig wie sie ist, rief mir zu, ich solle mich darum nicht kümmern, zugleich trat sie, wie um ihn zu schützen, an Caspars Seite. Herr Hickel lächelte und sagte, wenn uns so viel an einem Aufschub gelegen sei und wir noch etwas mit Caspar zu besprechen hätten — sein Ton war dabei so beziehentlich, daß ich stutzig wurde —, wolle er nicht den Spielverderber machen, ich müsse mich aber verpflichten, Caspar punkt neun Uhr zum Tucherschen Haus zu bringen. Jetzt verlor auch ich die Fassung und fragte, ob denn die Sache um Gottes willen so dringend sei, daß er in die Nacht hineinreisen wolle. Herr Hickel zuckte die Achseln, schaute auf die Uhr und antwortete kalt, ich möge mich entschließen. Jetzt begann Caspar zu sprechen, und mit einer Stimme, deren Klarheit und Festigkeit mir bei ihm etwas ganz Neues war, sagte er, er wolle sogleich mitgehen. Wir sahen aber alle, daß er vor Erschöpfung zitterte und daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Meine Mutter und Schwester beschworen ihn zu bleiben, Herr Hickel, der bei Caspars Worten abermals gelächelt hatte — o, ich kenne dieses Lächeln! wie oft hat es mir die Schamröte ins Gesicht getrieben! —, kehrte sich gegen mich und sagte: „Also um neun Uhr, Herr Professor,“ und zu Caspar gewandt, erhob er den Finger und sagte schalkhaft drohend: „Daß Sie mir ja pünktlich sind, Hauser! Auch muß ich wissen, wo Sie sich den Nachmittag über herumgetrieben haben. Lassen Sie sich beileibe nicht einfallen, mich anzulügen, sonst gibt's was. Da kenn' ich keinen Scherz.“

Grüßend ging er und ließ uns in einem Zustand von Empörung, Zweifel und Unruhe zurück. Das alles nahm sich ja schlimmer aus, als es die ärgste Befürchtung malen konnte. Besonders die letzten Worte des Leutnants hatten mich wie

auch meine Angehörigen mit Schrecken erfüllt. Was sollten wir von der Zukunft Caspars denken, was von seinem Glück erhoffen, wenn Drohungen von so brutaler Art unverhüllt auftreten durften? Das Herz war mir schwer geworden. Doch war zu grübeln nicht die Zeit. Ich beschloß, zum Bürgermeister zu gehen und mich mit ihm zu beraten. Anna hatte schnell auf dem Sofa ein Lager bereitet, sie führte Caspar hin, er sank nieder, und kaum ruhte sein Kopf auf dem Kissen, so schlief er auch schon. Indes ich mich zum Fortgehen anschickte, läutete es, und Herr Binder kam selbst. Ich verständigte ihn in Eile von dem Vorgefallenen, er war höchlichst befremdet von dem Auftreten des Ansbacher Herrn, und da er es für tunlich hielt, mit diesem selbst zu sprechen, forderte er mich auf, ihn zu begleiten. Wir überließen Caspar der Obhut der Frauen und gingen in die Hirschelgasse. Es hatten sich trotz der Abendstunde eine Menge Menschen hauptsächlich aus der niederen Volksklasse vor dem Tucherschen Haus eingefunden, die, ich weiß nicht durch welche Umstände, von der bevorstehenden Abreise Caspars unterrichtet waren und teils laut, teils murrend ihre Mißbilligung ausdrückten.

Als wir die Tür von Caspars Zimmer geöffnet hatten, bot sich uns ein sonderbarer Anblick. Die Kommodeschubladen und Schränke waren vollständig ausgeräumt; Wäsche, Kleider, Bücher, Papier, Spielwaren, alles lag wüst auf dem Boden und auf Stühlen, und Herr Hickel kommandierte den Diener, der damit begonnen hatte, die Sachen ordnungslos in einem Reisekoffer und einer kleinen Kiste unterzubringen. Als er uns gewahrte und den Unwillen aus unsern Blicken las, sagte er lächelnd, als ob es sich um eine Schmeichelei handle, jetzt fange ein neues Regiment für den Findling an, jetzt werde alles an den Tag kommen. Mit finsterem Gesicht entgegnete Herr Binder, was er damit meine, was denn eigentlich an den Tag kommen solle; zugleich gab er sich unter Nennung seines Namens zu erkennen. Herr Hickel geriet in Verlegenheit; mit einigen nichtssagenden Wendungen entschlug er sich der Antwort; er behauptete, Caspar zu lieben; es sei ihm nur darum zu tun, den jungen Menschen vor falschen Illusionen zu bewahren. Da stieg mir das Blut zu Kopfe, und ich antwortete, wer denn anders solche Illusionen erzeugt und genährt hätte als gewisse Herrschaften, die sich nun aus dem Staub zu machen schienen; erst schmücke man den Arglosen mit einem festlichen Kleid, und wenn er dann darin herumzuspazieren wage, sehe man einen gefährlichen Ueberhebling in ihm. Das begreife wer wolle, ein solches Spiel sei verdammungswürdig. Das war heftig, war unvorsichtig, es sei gestanden, doch muß ich hinzufügen, daß mich die ironische Ruhe des Polizeileutnants aufreizte. Um so verblüffter war ich, als er mir nun in jedem Punkt beipflichtete, sich aber auf keine weitere Erörterung einließ und sich wieder zu dem Diener kehrte, indem er Eile vorschützte, da er nicht in so später Nacht abreisen wolle. Herr Binder bemerkte ihm darauf, daß die Abfahrt sehr gut bis morgen verschoben werden könne, Caspar bedürfe der Ruhe, die Verantwortung sei er bereit auf sich zu nehmen. Herr Hickel versetzte, das sei unmöglich, er habe strikten Befehl und müsse auf seiner Anordnung bestehen. Wir waren ratlos.

Der Polizeileutnant hatte sich auf den Tischrand gesetzt und blickte uns Schweigende spöttisch-erwartungsvoll an. Da vernahmen wir Schritte, und als wir uns umwandten, die Türe stand offen, sahen wir Caspar und hinter ihm meine Schwester. Anna flüsterte mir zu, Caspar sei kurz nach unserm Fortgehen erwacht, er habe erklärt, mit dem fremden Mann gehen zu wollen, und sich durch keinen Einwand zurückhalten lassen; so habe sie ihn denn begleitet.

Caspar schaute sich forschend um, dann sagte er, zu Herrn Hickel gewandt: „Nehmen Sie mich nur mit, Herr Offizier. Ich weiß schon, wohin Sie mich bringen wollen, ich fürcht' mich nicht." Es war in diesen Worten, so wenig Besonderes sie enthielten, ein wunderbarer Antrieb und das, was man Haltung nennt, und ich kann nicht verhehlen, daß ich durch sie aufs tiefste bewegt wurde. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich Caspar jetzt eine Stunde lang für mich allein hätte haben können. Der Herr Polizeileutnant verbarg seine Freude über die unvermutete Wandlung nicht und antwortete lachend: „Na, fürchten, Hauser! Warum nicht gar! Es geht ja nicht nach Sibirien!" Er näherte sich nun dem Jüngling, legte beide Hände auf dessen Schulter und fragte: „Jetzt seien Sie einmal ganz offen, Hauser, und sagen Sie mir ohne Umschweife, wo Sie den Nachmittag über gesteckt haben?" Caspar schwieg und besann sich, dann entgegnete er dumpf: „Das kann ich Ihnen nicht sagen." — „Ja wie denn, was denn, was soll das heißen, heraus mit der Sprache!" rief der Leutnant, und Caspar darauf: „Ich hab' was gesucht." — „Ja, was denn gesucht?" — „Einen Weg." — „Zum Donnerwetter," begehrte Herr Hickel auf, „spielen Sie mir kein Theater vor und machen Sie keine Flausen, sonst werde ich Ihnen zeigen, was die Glocke geschlagen hat. Wir in Ansbach werden Ihnen nicht auf das aberwitzige Wesen hereinfallen, das lassen Sie sich nur gesagt sein."

Herr Binder und ich waren durch solche herausfordernde Redeweise wie begreiflich sehr empört. Aber Herr Hickel zeigte keine Lust, sich zu rechtfertigen, er befahl Caspar in knappen Worten, sich fertigzumachen, in einer halben Stunde werde er fahren. Währenddem kamen

der Baron Scheuerl, der Assessor Enderlin und andre Bekannte Caspars, die von der Abreise gehört hatten und ihm Lebewohl sagen wollten; ich hatte keine Zeit mehr, nur drei Worte mit ihm zu wechseln, binnen kurzem waren wir alle im Hausflur versammelt. Die Menge auf der Straße hatte sich vermehrt, in der Dunkelheit sah es aus, als ob ganz Nürnberg auf den Beinen sei. Die Zunächststehenden stießen drohende Reden aus, Herr Hickel forderte vom Bürgermeister, daß er die Wache aufziehen lassen solle, doch eine solche Maßregel erklärte dieser für überflüssig, und in der Tat genügte sein bloßes Erscheinen, um die Ruhe wiederherzustellen.

Als Caspar zum Wagenschlag trat, rannte alles zuhauf, jeder wollte ihn noch einmal sehen. Die Fenster der gegenüberliegenden Häuser waren erleuchtet und Frauen winkten mit Tüchern herab. Die Kisten und Vachen waren aufgebunden, der Kutscher schnalzte, die Pferde zogen an — und fort war er.

Ueberzeugt, daß Eure Exzellenz zu den wenigen aufrichtigen Gönnern des Jünglings gehören, fühlte ich mich im Innersten gedrängt, Ihnen über diese Vorfälle genauen Bericht zu erstatten. Nur einige Stunden sind seit den erzählten Begebenheiten verflossen, es ist weit über Mitternacht, die Feder will meiner Hand entsinken, aber ich durfte keine Frist verstreichen lassen, um nicht selber zum Fälscher meiner Erinnerung zu werden. Wo die Verleumdung so unermüdlich am Werk ist, soll auch der Gutgesinnte eine Nachtwache nicht scheuen, wenn er zu fürchten hat, daß ihn der bloße Schlaf nur um eine Linie von der Deutlichkeit seines Erlebens betrügen könnte. Vielleicht finden Eure Exzellenz, daß ich die Dinge falsch deute oder in ihrer Wichtigkeit überschätze. Mag sein, ich habe jedoch meine Pflicht erfüllt und bin mir keiner Versäumnis bewußt. Ich trage schwere Sorge um Caspar, ohne daß ich ganz zu sagen vermöchte weshalb, aber ich bin nun einmal als Geister- und Gespensterseher auf die Welt gekommen, und mein Auge sieht den Schatten früher als das Licht.

Nicht vergessen will ich zum Schluß die Erwähnung, daß mir Herr von Tucher bei seinem letzten Besuch die hundert Goldgulden übergab, die Caspar vom Herrn Grafen Stanhope geschenkt erhalten. Ich werde die Summe mit nächster fahrender Post an Eure Exzellenz überschicken.

*

Frau Behold an Frau Quandt:

Werte Frau, excusez, daß ich mich schriftlich an Sie wende, was Sie extraordinaire finden werden, da ich Ihnen doch im ganzen fremd bin, obwohl Sie in meiner Eltern Hause Ihre Jugend verlebten. Mit großem Etonnement vernehme ich, daß der Caspar Hauser nunmehr in Ihrem Heim weilen wird, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen zum Belehr etwelches über den Sonderling zu eröffnen. Sie wissen doch, daß der Hauser das Wunderkind von Nürnberg war. Lob und Verhätschelei hätten bei einem Haar den Knaben zum Narren gemacht, es ist eben ein tolles Volk dahier. In solchem verderbten Zustand haben wir ihn aus reinem christlichem Mitleid und, ich schwöre, ohne jede Nebenabsicht zu uns genommen. Bei aller Tollheit haben die andern doch vor dem vermummten Kerl mit dem Beil Angst gehabt, wir aber fürchteten nichts, und der Hauser wurde bei uns wie ein Kind geliebt und estimieret. Uebel ist uns das gelohnt worden; keine Erkenntlichkeit vom Hauser, und noch dazu die böse Nachrede seines Anhangs. Wieviel ärgerliche Stunden, wieviel Verdruß er uns durch seine entsetzliche Lügenhaftigkeit bereitet hat, davon sind alle Mäuler stumm. Nachher freilich hat er alleweil Besserung gelobet und ward mit frischer Liebe an unser Herz geschlossen, aber fruchten tat es nichts, der Lügengeist war nicht zu bannen, immer tiefer versank er in dieses abscheuliche Laster. Ist viel Gerede gewesen von seinem keuschen Sinn und seiner Innocence in allem Dahergehörigen. Auch hierüber kann ich ein Wörtlein melden, denn ich hab's mit meinen eignen Augen gesehen, wie er sich meiner damals dreizehnjährigen Tochter, heute ist sie in der Schweiz in Pension, unziemlich und unmißverstehlich näherte. Nachher zur Rede gestellt, wollt' er's nicht wahr haben, und aus Rache hat er mir die arme Amsel umgebrungen, die ich ihm donationieret. Gebe Gott, daß Sie nicht ähnliche Erfahrungen an ihm machen; er steckt voller Eitelkeit, meine Liebe, voller Eitelkeit, und wenn er den Gutmütigen agieret, ist der Schalk dahinter verborgen, und so man ihm den Willen bricht, ist es mit seiner Katzenfreundlichkeit am Ende. Wieviel wir auch durch sein detestables Betragen zu dulden hatten, Undank und Calomnie, aus unsern Lippen ist keine Klage gefahren, denn warum, man hätt' ihm auch dann die Wahrheit nicht mehr glauben können, und ein Betrüger ist er nicht, nur ein armer Teufel, ein sehr armer Teufel. Ihnen und dem Herrn Gemahl glaube ich hingegen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich die Decke lüpfe, unter der er seinen Unfug treibet; der gegen ihn so gütig gesinnte Graf Stanhope wird gewiß bald zu der schmerzlichen Entdeckung gelangen, daß er eine Schlange an seinem Busen nähret. Wäre der Herr Graf nur zu mir gekommen, dieses aber hat der Pfiffikus Hauser hintertrieben, und aus guten Gründen. Seien Sie nur recht wachsam, gute Frau; er hatte alleweil Heimlichkeiten, bald da bald dort versteckt er was in einem Winkel, das läßt auf nichts Gutes schließen. Und nun bitte ich Sie oder den Herrn Gemahl, mir in

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl, München

Kunst und Natur

Nach einem Gemälde von Eugen von Blaas

einiger Zeit Nachricht zu geben, wie sich Ihr Zögling produzieret und was Sie von ihm halten, denn ohneracht alles Geschehenen nimmt er doch ein Plätzchen in meinem Herzen ein, und ich wünsche nur, daß er tätig an seiner Selbstbesserung arbeite, ehe er in die große Welt entrieret, wo er viel mehr Kraft und Beständigkeit vonnöten haben wird als in unsrer kleinen.

Von mir selbst ist nicht viel Gutes zu sagen, ich bin krank; der eine Doktor meint, es ist ein Geschwür auf der Milz, der andre nennt's eine Maladie du cœur. Die große Teuerung der Lebensmittel ist auch nicht angetan, einem die Laune zu verbessern, Gott sei Lob gehen die Mannsgeschäfte im allgemeinen gut.

*

Bericht Hickels über den vollführten Auftrag der Uebersiedlung Caspar Hausers:

Ich traf am 7. ds. vorschriftsgemäß in Nürnberg ein, verfügte mich sogleich in die Wohnung des Freiherrn von Tucher, fand aber den Kuranden nicht zu Hause und erfuhr zu meiner Verwunderung, daß er sich den ganzen Nachmittag über aufsichtslos und unbekannt wo herumgetrieben habe, was doch gegen die Vorschrift ist, und daß er sich zurzeit beim Professor Daumer aufhalte, wahrscheinlich in der Absicht, die Reise zu verzögern und dabei die Unterstützung seiner Freunde zu finden. Denn als ich bei Herrn Daumer vorsprach, wurden zu besagtem Zweck alle möglichen Ausreden versucht, auch gefiel sich der Hauser selbst in einigen leicht durchschaubaren Schnurrpfeifereien, was mich aber nicht hinderte, auf der mir erteilten Weisung zu beharren. Eine strenge Inquisition nach seinem Verbleib während des Nachmittags blieb fruchtlos, der Bursche gab die albernsten Antworten von der Welt. Mein entschiedenes Auftreten hatte die Wirkung, daß von einer Verzögerung nicht weiter gesprochen wurde, um neun Uhr war der Wagen zur Stelle, es war großer Zulauf in den Gassen, die Leute, vermutlich insgeheim aufgehetzt, gebärdeten sich einigermaßen revoltant, wurden aber durch meine Drohung, daß ich die Wache aufziehen lassen würde, schnell eingeschüchtert. Dem Kutscher gebot ich Eile, und nach einer Viertelstunde hatten wir das Weichbild der Stadt verlassen. Während der ganzen drei Stunden bis zum Dorfe Großhaslach ließ mein Kurand nicht eine Silbe verlauten, sondern starrte ununterbrochen in die Dunkelheit hinaus; gewiß mag es ihm gar trübselig zumute gewesen sein, da er nun doch erkennen mußte, daß es mit seinen großen Hirngespinsten Matthäi am letzten war. Ich hatte den Sergeanten nach Großhaslach bestellt, und derweil die Pferde gefüttert und getränkt wurden, verfügten wir uns in die Poststube. Hauser legte sich daselbst alsogleich auf die Ofenbank und entschlief. Ich konnte aber des Verdachts nicht ledig werden, daß er sich nur schlafend stellte, um mich und den Sergeanten sicher zu machen und unser Gespräch zu belauschen. In diesem Argwohn bekräftigte mich auch das jedesmalige Blinzeln seiner Lider, wenn ich in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken seiner Person erwähnte. Um der Sache auf den Grund zu gehen und zugleich herauszubringen, was es mit dem allerwärts verbreiteten Märchen von seinem steinernen Schlummer für eine Bewandtnis habe, nahm ich meine Zuflucht zu einer kleinen List. Nach einer Weile gab ich nämlich dem Sergeanten einen Wink, und wir erhoben uns leise, als ob wir gehen wollten, und siehe da, kaum hatte ich die Türklinke gefaßt, so schnellte mein Hauser wie von der Tarantel gestochen empor, tat ein wenig wirr und verstört und folgte uns, die wir uns kaum das Lachen verbeißen konnten. Im Wagen fragte mich Hauser plötzlich, ob der Herr Graf noch in Ansbach weile; ich bejahte, fügte aber hinzu, daß Seine Lordschaft dieser Tage gen Frankreich fahren werde, worauf Hauser einen tiefen Seufzer ausstieß; er lehnte sich in die Ecke zurück, schloß die Augen und schlief nun wirklich ein, wie ich aus seinen tiefen Atemzügen entnehmen konnte. Die Weiterfahrt verlief ohne bemerkenswerte Vorfälle, es war ein Viertel nach drei, als wir bei Schneetreiben vor dem Sterngasthof anlangten; ich hatte diesmal harte Mühe, den Hauser aus dem Schlaf zu bringen, und erst als ich ihn energisch anschrie, entschloß er sich, aus der Kutsche zu steigen. Da nur der Torwart zugegen war und ich den Herrn Grafen nicht wecken lassen wollte, brachten wir den jungen Menschen in eine Kammer unterm Dach; ich befahl ihm, sich zu Bette zu begeben, sperrte der größeren Sicherheit halber die Tür von außen zu und hieß meinen Sergeanten, bis zum Anbruch des Tages auf Wache zu bleiben. Soll ich nun zum Schlusse über die Person und das Betragen des Kuranden ein Urteil abgeben, so muß ich bekennen, daß mir der junge Mann wenig Sympathie oder Mitgefühl abnötigte. Sein verschlossenes, trotziges und hinterhältiges Wesen läßt auf einen, wenn auch nicht verdorbenen, so doch angefaulten und widrigen Charakter schließen. Von wunderbaren Eigenschaften hab' ich an ihm nichts beobachtet, als eine in der Tat wunderbare Begabung zur Schauspielerei, was noch milde ausgedrückt ist. Ich fürchte, man wird hiesigenorts manche Enttäuschung an ihm erleben.

*

Lord Stanhope an den Grauen:

Ich weile noch immer in dem weltentlegenen Nest, obwohl ich zu Weihnachten in Paris sein wollte. Ich sehne mich nach freier Konversation,

nach Maskenbällen, nach der italienischen Oper, nach einem Spaziergang auf den Boulevards. Hier sind aller Augen auf mich gerichtet, jeder will teilhaben an mir; von einer gewissen Hofratsfamilie, die nicht in den besten Verhältnissen lebt, wird erzählt, sie habe eine goldene Stehuhr, ein vortreffliches Erbstück, versetzt, um eine Soiree zu Ehren des Lords geben zu können. Man verdächtigt eine Dame, Frau von Imhoff — uralter Patrizieradel! —, der näheren Beziehung zu mir, vielleicht nur deswegen, weil die Arme in einer unglücklichen Ehe lebt, an der sich der Klatsch seit Jahren mästet. Scherzhafter Unsinn. Die Dame ist, leider, ein makelloser Mensch. Das übrige Volk ist kaum der Rede wert. Die guten Deutschen sind servil bis zum Erbrechen. Der würdige Kanzleidirektor, der mit einer sklavisch tiefen Reverenz den Hut vor mir zieht, würde mir mit Vergnügen die Stiefel putzen, wenn ich's ihm befähle. Nichts hindert mich, hier eine Art Caligula zu spielen.

Zur Sache. Ein äußerer Grund meines Verweilens hier ist nicht mehr vorhanden. Der bislang vorgeschriebene Teil meiner Aufgabe ist erfüllt. Was verlangt man noch von mir? Wessen hält man mich noch weiterhin für fähig? Hat Euer Hochgeboren oder dero Gebietende noch intime Wünsche, so wäre es geraten, sie in Bälde vernehmen zu lassen, denn der ergebenst Unterzeichnete ist satt. Die Mahlzeit füllt ihn bis zum Hals, er muß jetzt ans Verdauen denken. Ich gehe mit der Absicht um, in Rom Prälat zu werden oder mich hinter Klostermauern einzusperren, vorher muß ich noch das nötige Schwergeld für den Ablaß beisammen haben; wenn der Papst kein Einsehen hat, kehr' ich in den Schoß der puritanischen Kirche zurück, so bin ich wenigstens der Sorge und des Ekels enthoben, mir den Bart wachsen lassen zu müssen. Auch in meinem Land gibt es Masken und jedenfalls ein würdigeres Kostüm. Ist der Minister H. in S., der Pensionist, von allen Vorgängen verständigt und hat man ihn gegen Ueberfälle gesichert? An welcher Bankstelle kann ich meinen nächsten Zinsgroschen beheben? Dreißig Silberlinge; mit welcher Zahl darf ich die Summe multiplizieren? Denn auf Multiplikation ist nun einmal mein Leben gestellt. Herr von F. ist vor einigen Tagen nach München abgereist; dies zur Notiz. Das bewußte Dokument ist, wie ein ranziges Stück Fleisch, von einem gewissenhaften Raben in Aussicht genommen, vorläufig aber noch unzugänglich. Wie hoch normiert man den Preis und, sollten im Kriegsfalle kühnere Maßregeln geboten sein, was billigt man demjenigen zu, der die Hölle um einen neuen Untertanen reicher machen will? Ich muß dies wissen, gegenwärtig stellen auch die geringsten Diener des Satans ihre Ansprüche. Wenn Herr von F. so weit kommt, mit der Königin zu verhandeln, wie er beabsichtigt, muß ein geeigneter Repräsentant gefunden werden, um das angefachte Feuer zu löschen; freilich wird dann das ranzige Stück Fleisch anfangen zu stinken.

Unser Schutzbefohlener bereitet mir neuestens mancherlei Sorge, und ich muß gestehen, daß er es ist, der mich in dieser gottverlassenen Gegend noch immer festhält. Allerdings ohne daß er davon weiß, aber er ist mir in jeder Hinsicht verdächtig geworden, und ich komme mir bisweilen wie ein tauber Musikant vor, der auf einer verstopften Flöte spielen muß. Aber nicht nur dies hält mich, sondern auch noch ein andres, womit ich jedoch Ihr allen Empfindsamkeiten abholdes Ohr nicht belästigen will. Auf jeden Fall, und dies nun im Ernst, entlassen Sie mich aus der Arena. Ich bin betäubt, ich bin müde, meine Nerven gehorchen nicht mehr, ich werde alt, ich fange an, den Geschmack an Treibjagden zu verlieren; es erregt meinen Widerwillen, wenn der geängstigte Hase dem bissigsten der Hunde von selbst in die Zähne rennt, ich bin zu sehr Schöngeist, um dies noch ergötzlich zu finden, und ich könnte kaum dafür einstehen, daß ich nicht im letzten Moment eine Bresche in die Treiberkette schlage, die der verfolgten Kreatur zur Flucht verhilft. Dann aber könnte sich eine merkwürdige Metamorphose begeben, der Hase könnte zum Löwen werden und zurückkehren und die blutgierige Meute müßte zitternd in ihre Hinterhalte schleichen. Doch fürchten Sie nichts: dies sind Zuckungen und Phantasien eines senilen Gewissens. Auch ich bin ein treuer Diener — meiner selbst. Das Werk befiehlt. Unsre Lüste sind die Schergen der Seele. Nur der Dieb, der keine Philosophie im Leibe hat, verdient gehängt zu werden. In meiner Jugend hatte ich Tränen übrig, wenn ich mir den gitarrespielenden Knaben auf Bellinis Bild in Venedig betrachtete, jetzt bliebe ich ungerührt, wenn man das Kind von der Mutterbrust risse und seinen Schädel am Rinnstein zerschmetterte. Das macht die Philosophie. Wenn sie sich besser bezahlte, wäre ich vielleicht fröhlicher. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen einen amüsanten Traum erzählen, den ich neulich hatte, eine wahre Gorgo von Traum. Wir beide, ich und Sie, feilschten um eine gewisse Ware; plötzlich unterbrachen Sie mich mit den Worten: „Nehmen Sie, was ich Ihnen biete, denn wenn Sie jetzt erwachen, bekommen Sie gar nichts." Ich fand dies Argument göttlich und so wenig zu widerlegen, daß ich in der Tat, mit Angstschweiß bedeckt, erwachte.

Genug, übergenug. Mein Jäger überbringt Ihnen diesen Brief, der durch seinen Mangel an Inhalt Ihren Verdruß erregen wird. Das beiliegende Akzept, um dessen Signierung ich bitte, dürfte Sie noch weniger versöhnen. Dem Lehrer habe ich ein Halbjahr im voraus bezahlt. Er

ist ein brauchbarer Mann, unbestechlich wie Brutus und lenkbar wie ein frommes Pferd. Wie alle Deutschen hat er Prinzipien, die sein Selbstvertrauen hervorbringen. Gott befohlen. die Nacht will ihren Schlaf.

Anbetung der Sonne

Am Morgen nach Caspars Ankunft blieb der Lord länger als gewöhnlich in seinen Zimmern. Auch dann vermied er es noch, Caspar rufen zu lassen, und machte erst die tägliche Promenade. Als er zurückkam, ging Caspar vor dem Salon auf und ab; die Bewegung Stanhopes, als wolle er ihn umarmen, schien Caspar zu übersehen; er blickte steif zu Boden. Sie traten ins Zimmer, der Lord entledigte sich seines schneebedeckten Pelzmantels und stellte möglichst unbefangen Fragen: wie es Caspar ergangen, wie der Abschied, wie die Reise gewesen und mehr dergleichen. Caspar antwortete bereitwillig, wenn auch ohne Ausführlichkeit, war freundlich und keineswegs bedrückt oder vorwurfsvoll. Dies gab Stanhope zu denken, und es bedurfte einer gewissen Anstrengung von seiner Seite, um die sonderbar kühle Unterhaltung fortzusetzen. Er konnte sogar einen leisen Schrecken nicht unterdrücken, wenn er Caspar ansah, der ihn mit seinen weinfarbigen Augen fortwährend fremd betrachtete.

Es war eine Erlösung, als der Polizeileutnant gemeldet wurde. Stanhope empfing ihn im Nebenzimmer; sie sprachen dort über eine halbe Stunde leise miteinander. Nachdem der Graf hinausgegangen war, trat Caspar zum Schreibtisch, streifte den Diamantring von seinem Finger und legte ihn mit bedächtiger Gebärde auf einen angefangenen, in englischer Sprache geschriebenen Brief; dann schritt er zum Fenster und blickte in das Schneetreiben.

Stanhope kam allein zurück. Er fragte, ob Caspar wisse, wo er untergebracht werden solle. Caspar bejahte.

„Es ist am besten, wir gehen mal gleich zu den Lehrersleuten hin, um dein künftiges Quartier in Augenschein zu nehmen," sagte der Lord.

Caspar nickte und wiederholte: „Ja, es ist am besten."

„Der Weg ist nicht weit," meinte Stanhope, „wir können zu Fuß gehen; wenn du es aber wünschest und die Zudringlichkeit der Menschen scheust, die zu erwarten ist, kann ich den Wagen bestellen."

„Nein," erwiderte Caspar freundlich, „ich gehe lieber; die Leute werden sich schon trösten, wenn sie sehen, daß ich auch auf zwei Beinen spaziere."

Da fiel Stanhopes Blick auf den Ring. Erstaunt nahm er ihn in die Hand, sah Caspar an, sah den Ring an, überlegte mit zusammengezogenen Brauen, lächelte flüchtig und wild, dann legte er den Ring schweigend in eine Lade, die er verschloß. Als ob nichts geschehen wäre, zog er den Mantel an und sagte: „Ich bin bereit."

Das Aufsehen in den Gassen war erträglich; es spielte sich alles in Ruhe ab, das Volk hier war gutmütig und scheu.

Ueber dem Tor des Quandtschen Hauses war ein Kranz aus Immergrün aufgehängt, in dessen Mitte auf einem Pappendeckel ein gemaltes „Willkommen" prangte. Quandt trat den Ankömmlingen im braunen Bratenrock entgegen, sonntäglich aussehend, seine Frau hatte einen schottischen Schal umgehängt, damit ihr körperlicher Zustand weniger auffällig hervortrete.

Zuerst wurde Caspars Zimmerchen besichtigt, das im obern Flur lag. Der Raum hatte auf einer Seite eine schiefe Mansardenwand, bot aber sonst ein nettes Ansehen. Ueber dem altväterisch-bunten Kanapee hing ein schwarzgerahmter Stich; das Bild stellte ein unsagbar schönes Mädchen vor, das die Arme schmerzlich nach einem Jemand ausstreckte, von dem man gerade noch zwischen Gebüschen die Beine und einen fliegenden Mantel sah. An der andern Wand hingen zwei längliche Deckchen, worauf Sinnsprüche eingestickt waren; auf dem einen: „Früh auf, spät nieder bringt verlorene Güter wieder"; auf dem andern: „Hoffnung ist des Lebens Stab von der Wiege bis zum Grab". Auf dem Sims standen Töpfe mit Winterblumen, und über niedriges Dächerwerk hinweg konnte sich der Blick an einer lieblich geschlossenen Landschaft ergötzen; schneeweiße Hügel begrenzten in nicht zu großer Weite das ansteigende Tal.

Caspar war es beim Hinschauen recht jämmerlich zumute; er dachte gewisser Vorstellungen von ehedem, die jetzt keinen Bezug mehr hatten: eine Fahrt mit weitgestecktem Ziel; die Straße läuft fröhlich dem Wagen voran, die Hufe der Pferde fressen den Weg; Wolken teilen sich beim Näherkommen; Berge treten gefällig zur Seite; die Luft schwirrt vom Gesang der Fremde; Wälder und Wiesen, Dörfer und Städtchen hüpfen im besonnten Nebel vorüber, und unter dem schließenden Ring des Himmels strömt Welt auf Welt hervor.

Es war nicht mehr an dem.

Unten im Wohnzimmer dunsteten die frischgefegten Dielen noch von Feuchtigkeit. Quandt setzte dem Lord die wichtigsten Punkte seines Programms auseinander. Bisweilen schaute er Caspar dabei an, und sein Blick war dann durchdringend wie bei einem Schützen, der das Ziel fixiert, ehe er die Flinte anlegt.

Stanhope sagte, er schätze sich glücklich, daß Caspar endlich Aussicht auf eine geregelte Bildung habe, alles bisherige sei ja nur Willkür und Un-

gefähr gewesen. Wenn der Herr Staatsrat nicht so fest darauf bestanden hätte, daß Caspar in Ansbach bleibe — dies sollte offenbar eine Erklärung gegen den still zuhörenden Jüngling sein —, wären sie ohne Zweifel heute schon in England oder doch auf dem Weg dahin. „Da ich ihn aber in so guten Händen weiß," fügte er hinzu, „bin ich nichtsdestoweniger froh; man sieht daraus, daß auch ein unerwünschter Zwang oft die ersprießlichsten Folgen hat."

Seine Worte waren trocken; es war, als rede sein Hut oder sein Stock. Das Kompliment, das sie enthielten, war schal, oft gebraucht wie Spülwasser. Aber für Quandt waren sie eine Herzenserquickung. Er belebte sich zusehends und meinte eifrig, es sei am geratensten, wenn Caspar noch heute einziehe. Stanhope schaute Caspar fragend an; dieser senkte den Kopf, worauf sich der Lord zu einem nachsichtigen Lächeln zwang. „Wir wollen nichts überstürzen," sagte er. „Ich lasse morgen früh das Gepäck herschaffen, heute soll er noch bei mir bleiben."

Es war dunkel geworden, als beide das Haus verließen. Stanhope war nicht gerade rosig gestimmt. Die Schweigsamkeit seines Begleiters erboste ihn; es war ihm, als werde hinter einem Vorhang eine Pistole gegen ihn gerichtet.

Er war unruhig, fühlte sich in die Enge getrieben. Es gibt einen Punkt, wo die Schicksale sich wie auf einem schmalen Pfad zwischen Abgründen begegnen und wo es zum Austrag kommen muß. Da stellen sich Worte ungerufen ein; die Dämonen erheben sich aus dem Schlummer.

Stanhope schellte dem Diener, ließ die Lichter anzünden und Holz ins Kaminfeuer legen. Gleich darauf wurde der Hofrat Hofmann gemeldet; der Lord sagte, er sei nicht zu sprechen, gab auch Befehl, niemand mehr vorzulassen. Er machte sich unter seinen Papieren zu schaffen und fragte dabei Caspar: „Wie haben dir die Lehrersleute gefallen?"

Caspar wußte nicht recht, wie, und gab eine unbestimmte Antwort. In Wahrheit wußte er überhaupt gar nicht mehr, wie Herr Quandt oder dessen Frau oder das Haus aussahen. Er erinnerte sich bloß, daß Frau Quandt ihren Kaffee aus der Untertasse getrunken und Zucker dazu abgebissen hatte, was ihm sehr albern erschienen war.

Plötzlich kehrte sich Stanhope um und fragte mit der Miene eines Menschen, der die Geduld verliert: „Also, was ist es mit dem Ring? Was wolltest du damit sagen?"

Caspar antwortete nicht; in traurigem Trotz schaute er ins Leere. Stanhope näherte sich ihm, tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Schulter und sagte scharf: „Sprich; sonst wehe dir!"

„Mir ist schon weh genug," entgegnete Caspar eintönig, und sein Blick glitt von der Gestalt des Grafen wie von etwas Schlüpfrigem hinweg auf die dunkelrote Tapete, auf welcher das Kaminfeuer Schatten malte.

Er fuhr fort, ins Leere zu starren, indes Stanhope, die Hände auf dem Rücken, auf und ab wanderte und widerwillig, hastig, stoßweise zu reden begann. „Willst du mich etwa anklagen? Soll ich mich rechtfertigen? Goddam, ich habe für dich gekämpft wie für mein eigen Fleisch und Blut, Vermögen und Ehre zum Pfand gesetzt, keine Demütigung gescheut, mich unter Pöbelvolk und Pedanten herumgeschlagen, was denn noch? Wer das Unmögliche von mir verlangt, ist mir nicht wohlgesinnt. Noch ist nicht aller Tage Abend, das Garn ist noch nicht abgewickelt, ich stelle noch immer meinen Mann, aber ich muß mir verbitten, daß du mich wie den Aussteller eines Schuldscheins beim Buchstaben packst und meine schöne Freiwilligkeit unter moralischen Druck setzest. Wenn du von mir forderst, anstatt das Gewährte dankbar zu erkennen, dann sind wir geschiedene Leute."

Was er doch alles spricht, dachte Caspar, der kaum zu folgen vermochte.

Der nächste Gedanke Stanhopes war, Caspar habe vielleicht eine geheime Verbindung und von daher Lehre und Ermunterung empfangen, denn er sah wohl, und mit Angst nahm er es wahr, daß er nicht mehr das willenlose Geschöpf von ehedem vor sich hatte. Aber auf seine rauh zufahrende Frage machte Caspar ein so verwundertes Gesicht, daß er den Argwohn sogleich fallen ließ. Caspar legte die Hände flach zusammen und sagte nun in seiner um Deutlichkeit bemühten Weise, er habe Stanhope nicht kränken wollen, auch mit dem Ring nicht; es sei nur etwas geschehen, was die Geschichten betreffe; man habe ihm immer Geschichten erzählt, Geschichten von ihm selbst, er habe zugehört und doch nicht ordentlich verstanden. Es sei wie mit dem Holzpferdchen gewesen, mit dem er in seinem Kerker geredet und gespielt und das doch nichts Lebendiges gewesen sei. „Aber jetzt," fügte er stockend hinzu, „jetzt ist das Holzpferdchen lebendig geworden."

Stanhope warf den Kopf zurück. „Wie? was denn?" rief er schnell und furchtsam, „sprich deutlich." Er nahm die Lorgnette und schaute Caspar stirnrunzelnd durch die Gläser an, eine Gebärde, die Hochmut ausdrücken sollte, aber im Grunde nur Verlegenheit war.

„Ja, das Holzpferdchen ist lebendig geworden," wiederholte Caspar bedeutungsvoll.

Ohne Zweifel glaubte er mit diesem kindlichen Sinnbild alles dargelegt zu haben, was ihm das entschleierte Antlitz der Vergangenheit verraten hatte. Er mochte die Gewalten ahnen, die sein Schicksal geformt hatten, und jedenfalls begriff er das Wirkliche, das schwer von Gründen Wirkliche seiner langen Gefangenschaft, die ihn,

außerhalb der Gesetze, bis über das Jünglingsalter hinaus zum Zustand eines Halbtiers verurteilt hatte. Es mochte ihm klar geworden sein, daß es sich dabei um eine Sache handelte, der in den Augen der Menschen ein hoher, ja der höchste Wert zukam; daß sein Anrecht auf diese Sache ungeschmälert fortbestand und daß, wenn er nur hinginge, um zu zeigen, daß er lebe, um zu sagen, daß er wisse, aller Widerstand und Willkür zu Ende sei und er besitzen durfte, wessen er freventlich beraubt.

Das war es etwa, aber es war noch mehr. Und es fügte sich, daß der Lord selbst, in Angst für sich, für seine Auftraggeber, für die Zukunft, für das ganze Gebäude, an dem er mitgezimmert und von dem er, wenn es zusammenbrach, vielleicht mit zerschmetterten Gliedern in eine bodenlose Tiefe stürzen mußte, daß er selbst das Wort fand und aussprach, welches dies andre, Größere, Unsagbare für Caspar zauberhaft und schrecklich erleuchtete.

Beinahe fühlte sich Stanhope besiegt; und er hatte nur noch wenig Lust, gegen eine Macht zu kämpfen, die gleichsam aus dem Nichts entstanden war und wie der Ifrid aus Salomons Wunderflasche den ganzen Himmel verfinsterte. Ich war zu großmütig, dachte er; ich war zu lau; Wankelmut trägt die eigne Haut zu Markt; läßt man die Träumer aufwachen, so greifen sie nach den Zügeln und machen die Rosse scheu; das süße Zeug schmeckt nicht länger, nun gilt es Salz in den Brei zu tun.

Er setzte sich an den Tisch, Caspar gegenüber, und indem er beim Sprechen kaum die Zähne voneinander entfernte und fortwährend düster und blicklos lächelte, sagte er: „Ich glaube dich zu verstehen. Man kann es dir nicht verübeln, daß du Schlüsse aus meinen, wie ich bekennen muß, ein wenig unvorsichtigen Erzählungen gezogen hast. Ich werde in diesem Augenblicke sogar noch weiter gehen und dir an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen. Ich will dein lebendig gewordenes Holzpferdchen aufzäumen, und wenn du dann Lust hast, kannst du es meinetwegen reiten. Ich habe dich nicht getäuscht: du bist durch deine Abkunft den mächtigsten unter den Fürsten ebenbürtig, du bist das Opfer der scheußlichsten Kabale, die Satans Bosheit je ersonnen hat; hättest du keine andre Instanz zu fürchten als die der Tugend und des moralischen Rechts, dann säßest du nicht hier, und ich wäre nicht gezwungen, dich so zu warnen, wie ich es jetzt tue. Denn merk auf. So gegründet deine Ansprüche, deine Hoffnungen sind, so verderblich müssen sie dir werden, sobald sie dich nur den ersten Schritt zum vorgefaßten Ziele lenken. Die erste Handlung, das erste Wort besiegelt unabänderlich deinen Tod. Du wirst vernichtet sein, eh du noch den Finger ausgestreckt hast, um zu nehmen, was dir gebührt. Vielleicht kommt eine Stunde, morgen oder in einem Monat oder in einem Jahr, wo du an der Aufrichtigkeit dessen, was ich dir sage, zweifeln könntest; nun, so beschwöre ich dich: glaube mir! Laß deine Lippen siebenfach vernietet sein. Fürchte die Luft und den Schlaf, daß sie dich nicht verraten. Möglich, daß einst der Tag kommt, an dem du sein darfst, was du bist, aber bis dahin halte still, wenn dir dein Leben lieb ist, und laß dein Holzpferdchen hübsch im Stall."

Langsam hatte sich Caspar erhoben. Ein übergewaltiger Schrecken donnerte, vielgestaltig wie die Blöcke eines Felssturzes, um ihn her. Um seine Gedanken anderswo hinzulenken, betrachtete er mit einer an Wahnsinn grenzenden Aufmerksamkeit die leblosen Gegenstände: Tisch, Schrank und Stühle, den Leuchter, die Gipsfiguren am Kamin, den krummgebogenen Schürhaken. War ihm dies alles neu oder nur unerwartet? Keineswegs. Es hatte, wie giftige Luft, schon lange um ihn her gebrütet. Aber ein andres das bloße Ahnen und Spüren und ein andres das zermalmende Wissen.

Auch Stanhope war aufgestanden; er trät nahe vor Caspar hin und fuhr mit eigentümlich näselnder Stimme fort: „Es hilft nichts; in diesem Zeichen bist du eben geboren; in diesem Zeichen hat dich deine Mutter geboren. Das ist das Blut. Es richtet dich und rechtfertigt dich; es ist dein Führer und dein Verführer."

Und nach einer Weile: „Laß uns nun schlafen gehen, es ist spät. Morgen früh wollen wir in die Kirche und beten. Vielleicht schickt uns Gott eine Erleuchtung."

Caspar schien nicht zu hören. Blut! das war das Wort. Das war die Kraft, die alle Poren seines Wesens durchdrang. Schrie nicht sein Blut aus ihm, und von fernher wurde der Schrei erwidert? Blut trug aller Erscheinungen Grund, verborgen, wie es war, in Adern, im Gestein, in Blättern und im Licht. Liebte er sich nicht in seinem Blut, spürte er nicht die eigne Seele wie einen Spiegel aus Blut, in dem er sich ruhend beschauen konnte? Wieviel Menschen in der Welt, so nahe beieinander, so reich bewegt, so fremd und stumm, und alle durch einen Strom von Blut wandelnd, und sein Blut doch besonders rauschend, ein besonderes Ding, in einsamem Bette fließend, voll von Geheimnissen, unbekannter Schicksale voll!

Auch als er den Blick wieder gegen den Grafen kehrte, war es, als wandle der durch Blut, eine Vorstellung, die freilich durch die scharlachfarbene Tapete begünstigt, wenn nicht erzeugt wurde. Wenn man die Kerzen verlöscht, dachte Caspar, wird alles tot sein, das Blut und die Worte, er und ich; ich will nicht schlafen diese Nacht, nicht sterben. Ja, Caspar hätte, was sein Mund ge-

redet, gern wieder in sich hineingeschluckt, in jenen Kerker des Leibes gesperrt, der Schweigen hieß. Gehorsam sein, unwissend sein, unglücklich sein, Schande und Schimpf ertragen, die Stimme des Blutes ersticken, nur nicht sterben müssen, nur leben, leben, leben. Ei, man wird sich fürchten, man wird feig sein wie eine Maus, man wird Türen und Fenster verriegeln, man wird die Träume vergessen, den Freund vergessen, man wird sich klein machen, man wird das Holzpferdchen vergraben, aber man wird leben, leben, leben . . .

Der Lord wünschte, daß Caspar nicht in seiner Mansarde, sondern hier unten nächtige. Er befahl dem Aufwärter, ein Bett auf dem Sofa zu richten. Indes Caspar sich entkleidete, ging er hinaus, kam jedoch nach einiger Zeit wieder, überzeugte sich, daß der Jüngling ruhig lag, und verlöschte die Lichter. Die Verbindungstür zu seinem Zimmer ließ er offen stehen.

Ungeachtet seines Vorsatzes schlief Caspar bald ein und nahm sein aufgewühltes Gemüt in den Schlummer hinüber. Er mochte vier bis fünf Stunden geschlafen haben, als sich sein bleiernes Daliegen in ein ruheloses Herumwälzen verwandelte. Plötzlich erwachte er mit einem tiefen Seufzer und starrte brennenden Auges in die Finsternis. An den Fensterscheiben war ein Kribbeln und Tasten, das von den anprallenden Schneeflocken herrührte und dem leisen Pochen einer Hand ähnlich war. Aus dem Nebenraum hörte er die gleichmäßigen Atemzüge des schlafenden Stanhope; höchst befremdlich klang dies Atmen des andern Menschen in der Nacht, wie ein drohendes Geflüster: hüte dich, hüte dich.

Er ertrug es nicht mehr im Bett. Es war, als sei ihm der Körper mit tausend Fäden umschnürt, und als er aufstand, geschah es nur, weil er sich vergewissern wollte, ob er sich noch frei bewegen könne. Er schlug die Wolldecke um die Schultern und trat barfüßig ans Fenster.

Unten auf der Gasse geht lautlos der Nachtwächter. Der zuckende Schein seiner Laterne vergoldet den Schnee. Caspar folgt ihm mit den Blicken, denn es ist, als ob der Mann in irgendeinem unerklärlichen Zusammenhang mit seinem Schicksal stehe. Sie wandeln miteinander über ein verschneites Feld, jener fragt Caspar, ob ihn friere, und wirft ihm einen Teil seines Mantels um die Schultern, so daß sie beide unter derselben Hülle gehen. Auf einmal gewahrt Caspar, daß es kein Männergesicht ist, das sich so mild erbarmend zu ihm kehrt, sondern das schöne, traurige Gesicht einer Frau. Es enthalten diese Trauer und diese Schönheit etwas Redendes, und daß sie zusammen unter demselben Mantel wandern, hat den allertiefsten Sinn, etwas, das mit Qual und Freuden eines ist und vom Anfang der Dinge stammt.

Da tönte das ungeheure Wort des Grafen neuschallend in die Nacht: „In diesem Zeichen hat dich deine Mutter geboren."

„Dich geboren!" Welcher Laut! Was war darin beschlossen! Caspar legte beide Hände vors Gesicht; ihm schwindelte.

Da hörte er ein Geräusch von Schritten. Jäh drehte er sich um, es war ein Emportauchen aus finsterer Flut; der Graf stand im Schlafrock vor ihm. Wahrscheinlich hatte Caspars nächtliches Wachsein ihn aufgeweckt, er hatte einen leisen Schlummer.

„Was treibst du?" fragte Stanhope mürrisch.

Caspar machte einen Schritt auf ihn zu und sagte dringlich, atemlos, drohend und flehend: „Führ mich zu ihr, Heinrich! Einmal laß mich die Mutter sehen, nur einmal, nur sehen; nicht jetzt, später vielleicht. Einmal, nur einmal! Nur sehen! Nur einmal!"

Stanhope wich zurück. Dieser Aufschrei hatte etwas Ueberirdisches. „Geduld," murmelte er, „Geduld."

„Geduld? Wie lange noch? Hab' schon lange Geduld."

„Ich verspreche dir —"

„Du versprichst es, aber wie soll ich glauben?"

„Setzen wir die Frist eines Jahres fest."

„Ein Jahr ist lang."

„Lang und kurz. Ein kleines, kurzes Jahr und dann —"

„Dann —?"

„Dann will ich wiederkommen —"

„Und mich holen?"

„Dich holen."

„Gelobst du das?" Caspar heftete einen suchenden und wie ein mattes Flämmchen erlöschenden Blick auf den Grafen. Da der Widerschein des Schnees die Nacht erhellte, konnte jeder des andern Züge deutlich unterscheiden.

„Ich gelob' es."

„Du gelobst es, aber wie kann ich's wissen?"

Stanhope geriet in eine sonderbare Bedrängnis; dies Gegenüberstehen zu solcher Stunde, die immer herrischer, stürmischer werdenden Fragen des Jünglings wirkten wie Gespensterschauer auf seine Einbildungskraft. „Reiß mich aus deinem Herzen aus, wenn es nicht geschieht," murmelte er dumpf; er mußte in diesem Augenblick lebhaft des Mannes gedenken, der vom Teufel lebendigen Leibes in den feuerspeienden Vesuv geschleudert wurde.

Und Caspar darauf: „Was kann mir das nützen? Sag mir den Namen, sag mir ihren Namen, sag mir meinen Namen."

„Nein! niemals! niemals! Aber glaube mir nur. Es wacht ein Gott über dir, Caspar. Es kann dir nichts versagt sein, denn du hast die Kaufsumme für das Glück zum voraus entrichtet, die wir andern täglich in kleiner Münze bezahlen

müssen. Und bezahlt muß werden, alles muß bezahlt werden, das ist der Sinn des Lebens."

„Du versprichst also, in einem Jahr wieder dazusein?"

„In einem Jahr."

Caspar bohrte die Finger in Stanhopes Hand und richtete einen tiefen, seltsam seelenhaften, seltsam stolzen Blick auf den Lord, der seinerseits die Augen senkte, während sein Gesicht steinalt aussah. Als er in sein Zimmer zurückging, begann er plötzlich leise plappernd das Vaterunser zu beten.

Erst gegen Morgen entschlief er wieder. Als er sich mittags erhob, war Caspar längst auf; er saß am Fenster und schien die Eisblumen zu studieren.

Um ein Uhr verließ er mit ihm das Hotel. Arm in Arm, ein Schaugepränge für die Einwohnerschaft, spazierten sie über den hochliegenden Schnee durch das Herrieder Tor zum Markt. Dort war eine große Versammlung von Bauern und Händlern. Vor dem Portal der Gumbertuskirche blieb Stanhope stehen und forderte Caspar auf, mit hineinzugehen. Caspar zögerte, folgte jedoch dem Grafen in den hohen, schmucklosen, von schwarzem Gebälk überdachten Raum.

Mit raschen Schritten eilte Stanhope zum Altar, warf sich mit den Knien auf die steinernen Stufen, beugte die Stirn herab und verblieb so in vollkommener Unbeweglichkeit.

Caspar, peinlich berührt, schaute sich unwillkürlich um, ob niemand Zeuge dieser demütigen Handlung sei. Aber die Kirche war leer. Warum krüppelt er sich so zusammen, dachte er verstimmt, Gott kann doch nicht im Boden drinnen sein. Allmählich ward ihm bange; das Schweigen des riesigen Raumes strömte bis in seine Brust. Und wie er nun in die Höhe blickte, sah er oben, durch ein geöffnetes Bogenfenster, wie die Sonne mit Macht die winterlichen Nebel zu bewältigen suchte. Da rötete sich sein bläßliches Gesicht zu schüchterner Freude und das Schweigen in seiner Brust wandelte sich zu einer hinaufziehenden Verehrung.

„O Sonne," sagte er halblaut und mit einfältiger Inbrunst, „mach doch, daß alles nicht so ist, wie es ist. Mach es doch anders, Sonne. Du weißt ja, wie es ist; du weißt ja, wer ich bin. Scheine nur, Sonne, daß meine Augen dich immer sehen können."

Indem er so sprach, flutete eine goldene Lichtwelle bis auf die kreidig-weißen Fliesen, und Caspar, sehr zufrieden, meinte, die Sonne hätte ihm damit auf ihre Weise eine Antwort erteilt.

Man erfährt einiges über Herrn Quandt sowie über eine vorläufig noch ungenannte Dame

Die Uebersiedlung Caspars ins Lehrerhaus fand ohne Zwischenfälle statt.

„Nun wohlan denn," sagte Quandt während der ersten gemeinsamen Mahlzeit, als die Suppenschüssel aufgetragen wurde, „jetzt beginnt für Sie ein neues Leben, Hauser. Hoffentlich ist es ein Leben der Gottesfurcht und des Fleißes. Wenn wir uns lobenswert betätigen und in unsern Gedanken nicht den Schöpfer aller Dinge vergessen, wird unser irdisches Bemühen stets von Erfolg gekrönt sein."

Nach Tisch mußte Quandt zur Schule, und als er um vier Uhr zurückkam, erkundigte er sich beflissen, was Caspar die Zeit über getrieben habe. Seine Frau konnte ihm nur ungenügenden Bescheid geben, und er tadelte sie deshalb. „Wir müssen aufpassen, liebe Jette," sagte er, „wir müssen die Augen offen halten."

In der Tat, Quandt paßte auf. Wie ein emsiger Buchhalter legte er in seinem Innern ein Konto an, um alle Worte und Handlungen seines Pflegebefohlenen zu verzeichnen. Bei dieser umsichtigen Geschäftsführung stellte es sich bald heraus, daß Soll und Haben einander nicht die Wage hielten, daß die Schuldseite nach und nach bedenklich überlastet wurde. Das betrübte den Lehrer aufrichtig; jedoch gab es ein geheimes Winkelchen in seiner Brust, worin er sich dessen freute.

Es war nämlich mit diesem Manne derart beschaffen, daß er in einer merkwürdigen Zweiheit existierte. Der eine Teil war die öffentliche Person, der Bürger, der Steuerzahler, der Kollege, das Familienhaupt, der Patriot; der andre Teil war sozusagen der Quandt an sich. Jener war ein Heros der Tugend, eine wahre Mustersammlung von Tugenden; dieser lag versteckt in einer stillen Ecke und belauerte die liebe Gotteswelt. Die öffentliche Person, der Bürger, der Patriot nahm herzlichen Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten, wohingegen der Quandt an sich vergnügt die Hände rieb, wenn irgendwo irgendwas passierte: sei es nun ein unerwarteter Todesfall oder nur ein Beinbruch oder die Kaltstellung eines verdienten Beamten oder ein Diebstahl bei einer Vereinskassa oder ein Radschaden an der Postkutsche oder eine kleine Feuersbrunst beim reichen Bauern Soundso oder die skandalöse Heirat der Gräfin Ypsilon mit ihrem Stallburschen. So unverbrüchlich der Steuerzahler, das Familienhaupt, der Kollege seinen Pflichten nachkam, der Quandt an sich hatte etwas von einem Revolutionär und war immer auf dem Posten, um der Weltregierung auf die Finger zu schauen, und stets besorgt, daß keinem mehr Ehre geschah, als er nach genauer Bilanz über seine Verdienste und Mängel, seine Vorzüge und Laster füglich beanspruchen durfte. Der öffentliche Quandt schien zufrieden mit seinem Los, der geheime fand sich allerorten und zu jeder Zeit zurückgesetzt, beleidigt, vor den Kopf gestoßen und in seinen vornehmsten Rechten gekränkt.

Wie ratlos mußte nun Caspar einer so ernsten Wachsamkeit, einer solchen Vereinigung von seltenen und vorbildlichen Eigenschaften, wie sie der bessere Teil des Lehrers bot, gegenüberstehen. Wir, der Leser und ich, haben darin leichtes Spiel, uns kann man nicht betrügen, uns sind die Kleiderfalten offen und die Haut über dem Herzen ist uns durchsichtig; wir weilen auf einer höheren Warte, wir sind Seher und Humoristen; wir verfolgen Herrn Quandt, wenn er in einen Krämerladen tritt, mit höflicher Gemessenheit ein halbes Pfund Käse verlangt und dabei mit unruhig-eifrigen Augen die Einkäufe seiner Nebenmenschen, gleichviel ob es Köchinnen oder Generale sind, in seinem Innern notiert; wir hören ihn, wenn er mit dem Oberinspektor Kakelberg spricht und sich mit Schmerz über die zunehmende Verlotterung der Schuljugend beklagt; wir sehen ihn jeden Sonntagmorgen gebürstet, frisiert, gewaschen zum Gottesdienst eilen und mit Bescheidenheit sein Gebetbüchlein aufschlagen; wir wissen, daß er respektvoll gegen Höhere und unnachsichtig gegen Geringere ist, denn sein Pflichtbewußtsein nach beiden Seiten unterliegt keinem Zweifel. Aber wir wissen auch, daß er jeden Abend vor dem Schlafengehen im Nachthemd auf der Kante seines Bettes sitzt und sich mit düsterer Miene erinnert, daß ihn der Regierungsrat Hermann heute ziemlich nachlässig gegrüßt hat; mit Bedauern nehmen wir von der Tatsache Kenntnis, daß er seine Schüler, selbstverständlich nur die faulen und störrischen, mit einem sorgsam getrockneten spanischen Rohrstock empfindlich zu züchtigen pflegt, und leider dürfen wir nicht verhehlen, daß er seine gutmütige Frau nicht immer so zart und rücksichtsvoll behandelt, wie es vor Fremden geschieht, die nach ihren Beobachtungen ohne weiteres der Ansicht sind, daß diese Ehe als das leuchtende Beispiel eines guten Einvernehmens zwischen Gatten zu betrachten sei.

So war für Caspar, der den Vorteil unsrer Allwissenheit und Allgegenwart natürlich nicht genießt, Herr Quandt eine zwar dunkle und unfrohe, aber durchaus imponierende Gestalt. Ein bißchen Alpdruck spürte er jedesmal, wenn Quandt in wunderlich forschendem Ton und mit unabgewandtem Blick zu ihm sprach. Er fühlte sich anfangs bedrückt in dieser gar engen Häuslichkeit, in der man fast nicht einmal mit seinen Gedanken allein sein konnte, und der einzige Trost war, daß der Graf, der schon anfangs Dezember hatte reisen wollen, noch immer in der Stadt war. Stanhope behauptete zwar, auf wichtige Briefe warten zu müssen, in Wirklichkeit harrte er jedoch der Rückkehr des Präsidenten Feuerbach, da ihn das Beginnen des Mannes, der Grund seines Fernseins beunruhigte wie den Wanderer ein drohendes Gewitter.

Auch Caspar hielt ihn, und das in eigner Weise. Er pflegte den Jüngling jeden Nachmittag für eine oder anderthalb Stunden zum Spazierengehen abzuholen; sie gingen dann gewöhnlich den Weg zum Schloßberg hinauf und gegen das Bernadotter Tal, das in schöner Abgeschiedenheit wie eine Vorhalle zu den finster umschließenden und weitgedehnten Wäldern lag. Caspar empfand einen sehr wohltuenden Einfluß von der Bewegung in der kalten, meist frostklaren Luft.

Ihre Gespräche strebten stets von einem unverbindend persönlichen Punkt aus ins Allgemeine, wo das zu Sagende gefahrlos wurde und doch das Lehrhafte wie das Erzählende nicht den Reiz einer anmutenden Vertraulichkeit entbehrte. Es schien dem ein Uebereinkommen zugrunde zu liegen, ein Friedensschluß vor einer dumpf gefühlten Wandlung, welche die vergangene Schönheit ihres Verhältnisses vollends zerstören mußte. So gingen sie dahin, anzusehen wie Freunde, in einer ihrem Schicksalskreis fremden Region aufrichtig einander ergeben, den Unterschied der Jahre und der Erfahrung ausgleichend durch ein williges Schenken von der einen und ein nicht minder williges Empfangen von der andern Seite.

Die Wandlung kam bald. Ein unbedeutender Anlaß führte sie herbei.

Eines Tages, während der Rückkehr nach der Stadt, sprach sich Stanhope darüber aus, wie fruchtbar es für die innere Haltung eines Menschen sei, wenn er seine Erlebnisse nicht leichtsinnig vorüberfließen lasse, sondern sie moralisch zu nützen suche, indem er durch schriftliche oder mündliche Mitteilung den Stoff seines Nachdenkens durch sie bereichere. Caspar fragte, wie er das meine; statt der Antwort stellte der Graf, den dieser Umstand längst beunruhigte, die lauernde Gegenfrage, ob Caspar noch ein Tagebuch führe.

Caspar bejahte.

„Und willst du mir nicht gelegentlich daraus vorlesen?"

Caspar erschrak, überlegte und antwortete zögernd, ja, er wolle es tun.

„So nehmen wir die gute Stunde wahr und machen uns gleich daran," sagte Stanhope. „Ich wünsche nur einen ungefähren Eindruck zu erhalten und bin neugierig, wie du so etwas anpackst."

Zu Hause angelangt, begleitete der Lord Caspar auf dessen Zimmer und nahm, der Erfüllung des Versprechens gewärtig, auf dem Kanapee Platz. Im Ofen prasselte Feuer; draußen herrschte seit dem Mittag starker Tauwind; es dämmerte schon, die Hügel waren violett umschleiert.

Caspar machte sich unter seinen Büchern zu schaffen, doch Minute auf Minute verging, ohne

daß er sich im geringsten anschickte zu tun, was Stanhope erwartete.

„Nun, Caspar," meldete sich endlich ungeduldig der Graf, „ich bin bereit."

Da gab sich Caspar einen Ruck und sagte, er könne nicht.

Stanhope sah ihn groß an; Caspar schlug die Augen nieder. Das Tagebuch sei unter vielen andern Sachen versteckt, und es sei unbequem, es zu erreichen, murmelte er stockend.

„So so," versetzte der Lord und lachte fast lautlos durch die Nase. „Wie flink du in Ausflüchten bist, Caspar; ich hätte nicht geglaubt, daß du so flink in ... Ausflüchten bist. Ei, sieh doch!"

In diesem Moment klopfte und scharrte es an der Tür, der Lord rief und die Gestalt Quandts schob sich langsam ins Zimmer. Er tat erstaunt, den Herrn Grafen hier zu finden, und fragte, ob Seiner Lordschaft eine kleine Erfrischung gefällig sei. Der Lord dankte stumm und heftete den Blick fortgesetzt auf Caspar.

Quandt merkte gleich, daß da was auf der Pfanne brodelte. Er erkundigte sich, ob Seine Herrlichkeit Anlaß habe, mit dem Hauser unzufrieden zu sein. Stanhope entgegnete, er habe allerdings einigen Grund, sich zu ärgern, und in kurzen Worten teilte er dem Lehrer mit, worum es sich handle. Hierauf, zu Caspar gewandt, sagte er laut und markiert: „Wenn es von vornherein nicht in deiner Absicht lag, mir von deinen Intimitäten Kenntnis zu geben, so hättest du es nicht versprechen dürfen. Und wenn du dein Versprechen bereut hast, so durftest du es schicklich wieder zurücknehmen. Aber statt dessen zu einer solchen" — eine beredte kleine Pause — „Ausflucht zu greifen, das scheint mir deiner und meiner nicht würdig."

Er erhob sich und verließ das Zimmer. Quandt folgte ihm. Unten im Flur blieb Stanhope stehen und fragte den Lehrer kurz angebunden, ob er sich in der verflossenen Zeit schon ein Urteil über die Fähigkeiten und den guten Willen Caspars gebildet habe.

„Eben wollte ich Eure Lordschaft ergebenst ersuchen, mir zur Besprechung dieses Punktes eine Viertelstunde Gehör zu schenken," erwiderte Quandt. Er nahm das Oellämpchen vom Nagel und bekomplimentierte den Lord in sein Studio. Indes sich Stanhope in den Lederstuhl setzte, Bein auf Bein kreuzte und gelangweilt in die Luft starrte, ramschte Quandt seine Notizblätter zusammen und sagte, er habe den Hauser gleich vom ersten Tag an tüchtig vorgenommen, ihm diktiert, ihn lesen und rechnen lassen, die deutsche und lateinische Grammatik abgefragt, alles aus dem Gröbsten und nur des Ueberblicks halber.

„Und das Ergebnis?" fragte Stanhope, wobei die Langweile seine Nasenflügel auseinander dehnte.

„Das Ergebnis? Leider ziemlich trostlos, leider!"

Es mußte ein Schmerz für Herrn Quandt sein, denn in diesem „leider" lag ein tiefgefühlter Ton. Es mußte ein Schmerz für ihn sein, daß Caspars Handschrift so viel zu wünschen übrigließ. „Er hat nichts Freies und Zügiges in seiner Hand, und mit der Orthographie steht er auf gespanntem Fuß," sagte er. Es mußte ein Schmerz für Quandt sein, wenn ein Mensch den Dativ nicht in allen Fällen vom Akkusativ unterscheiden konnte. „Von der funktionellen Bedeutung des Konjunktivs hat er nicht die geringste Vorstellung," sagte Quandt und fuhr fort: „Im sprachlichen Ausdruck scheint er nicht ungewandt, hier ragt er sogar über seine sonstige Bildungsstufe hinaus, und er kennt die Sätze und ihre Verbindungen so weit, daß er den Punkt, das Kolon, das Anführungs-, Frage- und Ausrufungszeichen genau und das sogar von Sprachforschern so verschieden in Anwendung gebrachte Semikolon manchmal richtig zu setzen weiß."

Immerhin ein Lichtstrahl. Hingegen die Arithmetik, o weh! Er beherrscht die vier Grundrechnungen in gleichbenannten Zahlen noch nicht mit Sicherheit. „Eine Null wird für ihn bald da, bald dort zum unüberwindlichen Hindernis," sagte Quandt. Die Lehre von den Brüchen, vom Kettensatz, von den einfachen und zusammengesetzten Proportionen: ein hoffnungsloses Dunkel.

Weiter, weiter: Geschichte, Geographie, Malen, Zeichnen ... Was die Geschichte betreffe, so habe Quandt noch niemals und bei keinem Menschen eine ähnliche Gleichgültigkeit gefunden, sowohl gegen vaterländische Begebenheiten wie gegen welthistorische Fakta, gegen Monarchen, Staatsmänner, Schlachten, Umwälzungen, Helden und Entdecker. „Nur die Anekdote fesselt ihn, ein Geschichtlein, damit kann man ihn ködern." Traurig! Und die Geographie? „Auf der Erdkugel fühlt er sich keineswegs zu Hause," sagte Quandt. „Auch ist er oft zerstreut; er merkt nicht auf. Die nürnbergische Schwärmerei über sein wunderbares Gedächtnis ist mir ein Rätsel, ein unsagbares Rätsel, Mylord."

Mylord hatte genug. Vom Malen und Zeichnen wollte Mylord nichts mehr wissen; er wollte aufbrechen, aber mit verlegenem Stottern brachte Quandt jetzt das Quartiergeld aufs Tapet, seine Frau liege ihm über die zunehmende Teurung am Hals. Der Lord, ganz Seigneur, bewilligte kurzerhand einen Zuschuß; es wurde vereinbart, daß Caspar einen Mittagstisch für zwölf und einen Abendtisch für acht Kreuzer erhalten solle.

Um den übeln Eindruck dieser Erörterung zu verwischen, die ihn beschämte und demütigte, äußerte Quandt den Wunsch, Seiner Lordschaft nach deren Abreise periodischen Bericht über die Fortschritte Caspars zu senden. Stanhope, schon

völlig ergeben, stellte dies seinem Belieben anheim. „Es wäre ratsam," schlug Quandt vor, „Hausers Briefe an Eure Herrlichkeit zugleich als Stilübungen zu betrachten. Ich könnte, ohne natürlich am Gedanken etwas zu verändern, die Hauptfehler korrigieren und mit roter Tinte eine Zensur darunter schreiben. So hätten Sie immer ein Bild seiner derzeitigen Fähigkeiten."

Stanhope fand diesen Gedanken unvergleichlich. Sie traten nun in den Flur, Quandt trug wieder das Oellämpchen voran. Auf einmal prallte er zurück und hielt das Lämpchen hoch. Am Stiegengeländer stand eine dunkle Gestalt. Es war Caspar.

Aha, der hat gehorcht, fuhr es Quandt durch den Kopf. Er drehte sich um und sah den Lord beziehungsvoll an.

Caspar trat auf Stanhope zu und bat ihn mit bewegter Stimme, noch einmal auf sein Zimmer zu kommen. Der Graf antwortete kalt, er habe wenig Zeit, Caspar möge sein Anliegen hier vorbringen. Caspar schüttelte den Kopf; der Lord dachte, Caspar habe sich eines Bessern besonnen, er stellte sich, als ob es ihn Ueberwindung koste, dem Wunsch zu willfahren, dann ging er mit kleinen, wie gezählten Schritten die Stiege hinan. Quandt folgte unaufgefordert und blieb im Zimmer oben als stumme Person neben der Tür stehen.

Caspar sagte, er wolle dem Lord das Tagebuch gerne zeigen, aber dieser möge ihm versprechen, nichts darin zu lesen.

Der Lord verschränkte die Arme über der Brust. Dies wurde ihm denn doch zu bunt. Aber er antwortete mit der Ruhe einer vollendeten Selbstbeherrschung: „Du kannst mir wohl glauben, daß ich ohne deine Einwilligung nicht in deine Privatangelegenheiten dringen werde."

Caspar öffnete die Schublade des Kommodekästchens und hob den Zipfel eines Seidentüchleins, unter welchem das blaue Heft lag. Der Graf näherte sich und blickte in wortloser Befremdung bald auf das Heft, bald auf Caspar. „Was für eine kindische Zeremonie!" stieß er finster heraus. „Ich hatte nicht die geringste Begierde geäußert, deinen papierenen Schatz zu sehen. Soviel ich weiß, wolltest du mir daraus vorlesen; mit Flunkereien bitte ich mich zu verschonen."

Auch Quandt war nun herangekommen, und mit zweifelnden Blicken maß er das mysteriöse Heft. Caspar schaute währenddem, auch indes der Lord das Zimmer schweigend verließ, mit einem chinesisch-schiefen, schief-besinnenden Blick vor sich hin, einem Blick der Versunkenheit und Jenseitigkeit, wie ihn manche Köpfe auf sehr alten Bildern haben.

„Wenn ich meine unmaßgebliche Meinung äußern darf," sagte Quandt, der den Grafen zum Tor begleitete, „so muß ich gestehen, ich glaube nicht an dieses Tagebuch. Ich glaube nicht, daß ein Charakter wie der des Hauser von sich selbst aus den Antrieb findet, ein Tagebuch zu führen. Ich kann mir nicht helfen, Mylord, aber ich glaube nicht daran."

„Ja, denken Sie denn, daß er uns da bloß leeres Papier gezeigt hat?" versetzte Stanhope schroff.

„Das nicht, aber . . ."

„Was also?"

„Je nun, man muß der Sache nachgehen, man muß sich damit beschäftigen, man muß sehen, was dahinter steckt."

Stanhope zuckte die Achseln und ging. Er hatte gehofft, aus den Aufzeichnungen des Jünglings mancherlei über sich selbst zu hören; dies lockte; er wußte, daß er dort auf einem hohen Postament stand und daß er vergöttert worden war; es ist schön, vergöttert zu werden, wie wenig Aehnlichkeit man auch mit einem Gott haben mag, und wenngleich das Götterbild vom Sockel gestürzt war, um seine Trümmer mußte noch eine reizende Romantik blühen. Dies lockte. An das Verräterische des Büchleins dachte er nicht, wollte er nicht denken, damit mochten sich die Schergen abfinden.

Trotzdem begab er sich am nächsten Mittag ins Lehrerhaus, trat in Caspars Zimmer und forderte kurz und streng von dem Jüngling die Ablieferung der Briefe, die er ihm während ihrer Trennung nach Nürnberg geschrieben. Caspar gehorchte ohne zu fragen. Die Briefe, es waren nur drei, darunter der gefährliche, geschwätzige, den der Graf zu fürchten hatte, lagen in einer besonderen Mappe in einer Hülle von Goldpapier. Stanhope zählte sie nach, steckte sie in die Brusttasche und sagte dann etwas milderen Tons: „Du holst mich heute abend um acht Uhr vom Hotel ab. Wir sind aufs Schlößchen zu Frau von Imhoff geladen. Zieh dich gut an."

Caspar nickte.

Stanhope schritt zur Tür. Die Klinke in der Hand, drehte er sich noch einmal um: „Morgen reise ich." In der Krümmung seines Mundes lag Ueberdruß und Grauen. Ihm graute plötzlich vor dieser Stadt und vor ihren Menschen, ihm graute vor etwas, das er wie eine höllische Unholdfratze über sich in der Luft hängen sah und dem er durch die Geschwindigkeit seiner Pferde zu entrinnen hoffte. Den Präsidenten zu erwarten hatte er aufgegeben, denn Feuerbach hatte seinem Stellvertreter geschrieben, er käme erst nach Neujahr.

„Morgen schon?" flüsterte Caspar betrübt; und nach einer Pause fügte er scheu hinzu: „Was abgemacht ist, das gilt aber?"

„Was abgemacht ist, das bleibt bestehen."

Die Einladung der Imhoffs war zugleich eine Abschiedsfeier für den Grafen. Es waren gebeten:

der Regierungspräsident Mieg, der Hofrat Hofmann, der Direktor Wurm, Generalkommissär von Stichaner mit Frau und Töchtern und einige andre Herrschaften, alle in großer Gala. Man war sehr gespannt auf Caspars erstes Erscheinen in der hiesigen Gesellschaft.

Sein Auftreten enttäuschte nicht. Wie fetierte man ihn, bemühte man sich um ihn; man sagte ihm Komplimente, die lächerlichsten Komplimente, lobte seine kleinen Ohren und schmalen Hände, fand, daß ihm die Narbe auf der Stirn, die vom Schlage des Vermummten herrührte, interessant zu Gesicht stehe, bestaunte sein Reden und sein Schweigen und wähnte damit den Lord zu entzücken, der sich jedoch über eine gemessene Höflichkeit hinaus nicht verpflichtete und dem überschwenglicheu Wesen der Damen seinen verbindlichsten Sarkasmus entgegensetzte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, erschien der Kämmerling des Lords und brachte ein Paket, welches in ungefähr einem Dutzend Exemplaren das in Kupfer gestochene Porträt Stanhopes enthielt, worauf er in Pairstracht mit der Grafenkrone dargestellt war. Er verteilte die Bilder an „die lieben Ansbacher Freunde", wie er mit bezauberndem Lächeln sagte.

Das Kunstwerk erfuhr die lauteste Bewunderung, sowohl in bezug auf die Aehnlichkeit wie auf die Ausführung; als jeder seinen Dank gezollt, kam das Gespräch auf Bilder überhaupt, und es entstand eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob man aus den Zügen eines Porträts auf die Charaktereigenschaften der betreffenden Person schließen könne. Der Hofrat Hofmann, als der negative Geist, der er überhaupt war, bestritt es mit großer Lebhaftigkeit und mit Aufwand von vielen Gründen; er sagte, jedes Bildnis gebe schließlich doch nur eine Essenz der besten oder einschmeichelndsten oder am offensten sich darbietenden Eigenschaften, es komme dem Maler oder Stecher nur darauf an, einen besonderen, seinem Kunstwesen verwandten Zug bis zur vorgesetzten Wirkung zu übertreiben, so daß von der wahren Art des betreffenden Menschen kaum noch etwas übrigbleibe. Dem wurde heftig widersprochen; das hänge ja vor allem von dem Genie des Künstlers ab, wurde erwidert, und Lord Stanhope, der die Aeußerungen des Hofrats bei diesem Anlaß als einen Mangel an Delikatesse empfinden mußte, ereiferte sich sehr gegen seine sonstige Gepflogenheit und behauptete, er seinerseits getraue sich aus jedem Bildnis, wen es auch darstelle und von wessen Hand auch immer es gefertigt sei, die seelische Beschaffenheit der abgebildeten Person zu erraten.

Bei diesen Worten lächelte die Hausfrau bedeutungsvoll. Sie verschwand in einem Nebenraum und kehrte alsbald mit einem goldgerahmten ovalen Oelbild zurück, das sie, noch immer lächelnd, in kurzer Entfernung von dem Grafen aufrecht auf den Tischrand stellte. Die Gäste drängten sich herzu, und fast von allen Lippen erscholl ein Ausruf der Bewunderung.

Es war ein äußerst lebendig und natürlich gemaltes Bild, welches eine junge Frau von verblüffender Schönheit darstellte: ein Gesicht weiß wie Alabaster und überhaucht von zartem Rosenrot; klare und ebenmäßige Züge, einen Blick, dem offenbar die Kurzsichtigkeit etwas Poetisches und Schüchternes gab, und im ganzen der Physiognomie ein himmlisches Leuchten von Gefühl.

„Nun, Mylord?" fragte Frau von Imhoff schelmisch.

Stanhope nahm eine neunmalweise Miene an und ließ sich vernehmen: „Wahrlich, in diesem Geschöpf verbindet sich orientalische Weichheit mit andalusischer Grazie."

Frau von Imhoff nickte, als ob sie das Gesagte vortrefflich fände. „Schön, Mylord," meinte sie, „wir wollen etwas über den Charakter der Dame wissen."

„O, man will mich attrappieren!" versetzte Stanhope heiter. „Nun gut. Ich denke, es ist das eine Frau, welche jede Art von Leiden oder Ungemach mit außerordentlicher Langmut zu ertragen versteht. Sie ist sanft, sie ist gottesfürchtig, sie liebt den idyllischen Frieden des Landlebens, ihre Neigungen gehören den schönen Künsten —"

Frau von Imhoff konnte nicht mehr an sich halten und brach in belustigtes Lachen aus. „Ich bin sicher, Lord, daß Sie nur, um mich zu necken, eine so falsche Deutung unternommen haben," sagte sie.

Der Hofrat machte ein mokantes Gesicht, Stanhope errötete. „Wenn ich mich blamiert habe, so belehren Sie mich eines Bessern, gnädige Frau," antwortete er galant.

„Um das zu können, müßte ich Ihre Geduld länger als wünschbar in Anspruch nehmen," sagte Frau von Imhoff plötzlich ernst. „Ich müßte Ihnen von dem ungewöhnlichen Schicksal dieser Frau erzählen, die meine beste Freundin ist, und ich würde Gefahr laufen, die gute Stimmung zu zerstören, in der Sie sich alle befinden."

Aber man wollte sich nicht damit zufriedengeben, und Frau von Imhoff mußte schließlich dem allgemeinen Drängen willfahren.

„Meine Freundin kam als Mädchen von achtzehn Jahren an den Hof einer mitteldeutschen Residenz," begann sie mit einer reizenden Befangenheit. „Sie war vater- und mutterlos und in ihrer Existenz ganz auf ihren Bruder angewiesen. Dieser Bruder, ich will ihn der Kürze wegen den Freiherrn nennen, galt trotz seiner Jugend, er war nur um zehn Jahre älter denn seine schöne Schwester, für einen Mann von hervorragenden Talenten; der Fürst, obwohl schwächlich

und ausschweifend, wußte seine Fähigkeiten vollauf zu würdigen, gab eine der höchsten Stellen des Landes unter seine Verwaltung und überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen. Doch nahm der Freiherr an den Vergnügungen des Hofes nur insofern teil, als er die Schwester in die Salons und Gesellschaften des Adels einführte, und er hatte auch die Genugtuung, daß sie nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch Geist, Anmut und ein selten befeuertes Naturell der Mittelpunkt jedes Kreises wurde, in dem sie sich sehen ließ.

„Eines Tages nun wurde das ruhige Zusammenleben der beiden Menschen auf eine furchtbare Weise zerstört. Fast zufällig machte der Freiherr die Entdeckung, daß in der Finanzverwaltung des Landes ganz ungeheuerliche Unterschleife stattgefunden hatten, es handelte sich um viele Hunderttausende von Talern, und daß der Fürst selbst, in Bedrängnis geraten durch eine arge Mätressen- und Protektionswirtschaft, bei diesen zum Nachteil des Volkes ausgeführten Manipulationen beteiligt war. Der Freiherr wußte sich keinen Rat. Er vertraute sich der Schwester an. Diese sagte ihm: ‚Hier gibt es kein Schwanken, geh zum Fürsten und mach ihn ohne Rückhalt auf die Schwere eines solchen Verbrechens aufmerksam.' Es geschah. Der Fürst geriet in Zorn, wies dem jungen Mann die Tür und deutete ihm an, daß er seinen Abschied zu nehmen habe. Als der Freiherr seiner Schwester von dem unerwarteten Ausgang seines Unternehmens Mitteilung machte, drängte sie ihn, die Geschichte vor die versammelten Landstände zu bringen. Auch dazu erklärte sich der Freiherr bereit, eröffnete sich aber vorher noch einem seiner Freunde, der den Entschluß zu billigen schien. Derselbe Freund schrieb ihm am nächsten Abend ein Brieschen, worin er ihn dringlichst aufforderte, einer wichtigen Besprechung halber sogleich in ein nahe der Stadt gelegenes Lusthaus zu kommen. Ohne Zögern folgte der Freiherr dem Ruf, ließ, trotzdem es schon spät und die Nacht finster war, sein Pferd satteln und ritt davon.

„Seit dieser Stunde wurde er nicht mehr gesehen. Einige Leute wollten gegen Mitternacht in der Nähe jenes Lusthauses Schüsse gehört haben, aber wie dem auch sein mochte, der Freiherr war verschwunden, und was mit ihm geschehen war, blieb ein unerklärtes Rätsel. Den Schmerz der Schwester kann man sich denken. Doch vom ersten Tag an verschmähte sie es, diesem Schmerz sich hinzugeben, und entfaltete eine erstaunliche Tätigkeit. Da sie nach und nach den Tod des Bruders glauben mußte, setzte sie alles daran, um wenigstens seinen Leichnam ausfindig zu machen. Sie nahm Arbeiter auf, die in der Umgebung des Lusthauses wochenlang die Erde aufgraben mußten, mit Güte, mit List, mit Drohungen beschwor sie den angeblichen Freund des Bruders, zu reden, wenn er etwas wisse; es war umsonst, er behauptete, nichts zu wissen. Niemand wollte etwas wissen. Sie warf sich dem Fürsten zu Füßen, der sie huldvoll anhörte und, anscheinend selbst ergriffen, alles zu tun versprach, um der Sache auf die Spur zu kommen. Es war umsonst. Einige Tage darauf erkrankte sie, ohne Zweifel durch Gift; der Versuch wiederholte sich. Plötzlich aber starb der Fürst an einem Schlagfluß. Ihres Bleibens an jenem schrecklichen Ort war nun nicht mehr. Sie begann zu reisen und suchte an allen kleinen und großen Höfen Deutschlands, später sogar in London und Paris Minister, Monarchen und Männer der Oeffentlichkeit zu gewinnen, um Sühne oder wenigstens Aufklärung zu erlangen. Stellen Sie sich das Leben vor, das sie auf solche Weise länger als drei Jahre führte, immer unterwegs, immer in Hast, mit beständigen Widerwärtigkeiten kämpfend. Ein großer Teil ihres Vermögens ging nach und nach durch ihre fruchtlosen Anstrengungen verloren. Als sie nun endlich einsehen mußte, daß sie nichts erreichen würde, daß die Verbrüderung der Schlechten und Gleichgültigen zu mächtig ist, entsagte sie mit derselben Entschlossenheit, die sie bisher an den Tag gelegt, allen weiteren Versuchen, zog in eine kleine Universitätsstadt und warf sich mit einem wunderbaren Eifer auf das Studium der Politik, der Jurisprudenz und der Nationalökonomie. Nicht als ob sie sich damit gegen die Welt verschloß, ganz im Gegenteil. Sie hatte ihre private Sache mit einer öffentlichen vertauscht. Ihre glühende Seele, für den Gedanken der Völkerfreiheit und der Menschenrechte entflammt, suchte Betätigung. Vor zwei Jahren heiratete sie einen unbedeutenden und keineswegs geliebten Mann; es geschah deshalb, weil sich der Mann, dem sie sich schon geweigert hatte, aus Leidenschaft zu ihr im Bade die Adern geöffnet hatte; er wurde gerettet und sie nahm ihn. Doch wurde die Ehe schon nach wenigen Monaten in friedlichem Einverständnis gelöst, der Mann ist nach Amerika gegangen und Farmer geworden. Meine Freundin fing abermals ihr merkwürdiges Wanderleben an; ich habe Briefe von ihr, bald aus Rußland, bald aus Wien, bald aus Athen; seit einigen Monaten weilt sie in Ungarn. Ueberall untersucht sie die Lage der Bauern und die Not des arbeitenden Volkes, nicht etwa nur oberflächlich und empfindsam, sondern mit sachlicher Gründlichkeit; ihr profundes Wissen und ihre Kenntnis der Gesetze, Verfassungen und öffentlichen Einrichtungen hat schon manchem gelehrten Herrn Bewunderung abgezwungen. Sie ist heute fünfundzwanzig Jahre alt und sieht fast immer noch so aus wie auf diesem Bild, das vor sechs Jahren gemalt wurde. Nach alledem werden Sie mir wohl

glauben, Mylord, daß bei ihr von orientalischer Weichheit und sanfter Leidensdemut nicht wohl die Rede sein kann. Sanft ist sie, ja sie ist sanft, aber ganz anders wie man sich das gewöhnlich vorstellt. Ihre Sanftmut hat etwas Freudiges und Tätiges, denn es ist in ihr ein kühner Geist und ein erhabenes Vertrauen zu allem, was menschlich ist. Immer ist ihr die Gegenwart das Höchste."

Caspar war, als Frau von Imhoff zu sprechen angefangen, etwas außerhalb des Zuhörerkreises gesessen, dann hatte er sich langsam erhoben, war näher gekommen, bis er an ihrer Seite stand, und hatte wie verzaubert auf ihren redenden Mund geblickt. Jetzt, da sie fertig war, lachte er plötzlich. Die Züge kamen in Bewegung und erhielten etwas unendlich Anziehendes. Frau von Imhoff gestand später, daß ihr ein solcher Ausdruck kindlicher Freude noch nirgends vorgekommen sei; ja, es glich dem Lachen eines kleinen Kindes, nur daß sich eine höhere und reinere Kraft des Bewußtseins darin zu erkennen gab und die Empfindung seines Innern mit den stärksten Farben malte. Die Umsitzenden waren neugierig, was er sagen würde, und beugten sich vor, doch er stellte nur die zaghafte Frage: „Wie heißt denn die Frau?"

Frau von Imhoff legte den Arm um seine Schulter und antwortete, gütig lächelnd, das zu verraten stehe ihr jetzt nicht zu, später vielleicht werde er es erfahren, auch an ihm nehme sie herzlichen Anteil.

Er blieb nachdenklich. Auch als die Geselligkeit wieder geräuschvoller wurde und das jüngste Fräulein von Stichaner am Klavier Lieder sang, behielt er seinen schief-besinnenden Blick. Sonderbar wurde sein Gefühl durch das so beweglich geschilderte Schicksal jener Unbekannten nach außen getrieben, und wie durch den Wink eines unsichtbaren Geistes öffnete sich zum erstenmal sein Herz den Leiden eines andern Ichs, einer fremden Existenz. Es kann doch nicht so mit den Frauen beschaffen sein, wie ich's mir immer eingebildet habe, dachte er.

Das gab ihm zu denken. An irgendeinem Punkt erzitterte auf einmal der Bau der Welt, und ein zweifaches Antlitz zeigten die Kreaturen: das eine wohlvertraut und nicht geliebt, das zweite unfaßbar wie Schatten, fern wie der Mond, verschwistert beinahe dem der nie gesehenen Mutter.

Auf der Brücke zwischen Abend und Abend schreitet das Leben; was es heute schenkt, wird morgen Besitz. Ohne diese Stunde hätte ein Ereignis der folgenden Nacht, bei dem er nur der flüchtige und kaum bemerkte Zeuge war, nicht so gewaltig in sein Inneres gewuchtet, daß er tagelang darnach sich in der schmerzlichsten Verwirrung befand.

(Fortsetzung folgt)

Aphorismen

Das Gewissen vieler Leute ist rein: denn sie begehen allerlei Schlechtigkeiten, ohne ihren Grundsätzen untreu zu werden.

*

Juristisches: Viel Unfrieden erzeugt die Gütergemeinschaft in einer Ehe, wenn beide Teile nichts haben.

*

Variante

Das wird eine große, große Zeit sein, die keine Helden und Märtyrer mehr braucht!

*

Eines Tages schrieb eine alte Dame ihre Memoiren — in drei Worten: „Ich habe gewartet."

*

Den Affektierten ändern? . . .
Vergebliche Mühe! . . . Ihm ist das Unnatürliche natürlich geworden.

*

Stoßseufzer vieler: „Allein in einer fremden Stadt herumzuwandeln — verlassen von allen Angehörigen, Freunden und Bekannten — ach, wenn ich das nur könnte!"

Otto Weiß

Was heißt Reue? Meistens nur das Erkennen, daß man durch die Sünde auch nicht glücklich geworden ist.

*

Groß sein bedeutet noch lange nicht, alle Kleinheit abgestreift zu haben.

*

Großes tun ist eine Erlösung nach der Qual, Großes gewollt zu haben.

*

Gib allen Erdenwünschen Erfüllung, und der Wohltäter der Erde wird der sein, der ihr wieder einen Wunsch bringt.

*

Auf Stelzen geht nur, wer unter dem Mittelmaß zurückgeblieben ist.

*

Geld macht nicht glücklich, sagt derjenige, der es hat. Geld macht allein glücklich, sagt derjenige, der es nicht hat.

*

Eine gute Neuerung führt sich viel besser ein, wenn man sie als eine Frage des guten Tons, als wenn man sie als eine der Moral behandelt.

C. Eysell-Kilburger

Els-Marie!

Eine Dichtung

von

Ernst Zahn

Kennst die Sage du vom Rotfirn, Junge?
Wenn du morgen mit mir zwingst den alten,
Seiner Tücke lachst in keckem Sprunge,
Seiner weißen Fallen lachst und Spalten,
Sollst du, Knabe, sein Geheimnis wissen,
Sollst, siehst du die fahle Wüste liegen,
Tot und starr und pfadlos und zerrissen,
Wissen, was sie birgt, still und verschwiegen!

Sieh hinab ins Tal! Wo in die Matten
Grau des Gletschers tote Ströme münden
Und die Nacht die Alm einspinnt in Schatten,
Siehst du rot ein frühes Lichtlein zünden.
Ein Hütte steht, wo Firn und Wiese,
Sich in scharfer Scheide treffend, enden,
Keine Hausung weit und breit als diese!
Und ein Weib wohnt in den armen Wänden.

Sähst du sie, du schautest einen Scheitel,
Dessen Blond von Silber fremd durchsponnen,
Ein Gesicht wie Firnschnee weiß, wie eitel
Nacht zwei Augen, deren Blick, versonnen,
Nimmer achtet, was ihm nah und eigen,
Nur die Ferne findet bang und immer,
Sähst zwei Lippen, deren Sprache Schweigen:
Els-Marie, mein Junge, redet nimmer!

Els-Marie! — Du fuhrst zusammen, Knabe!
Hörtest wohl den Namen einmal klingen:
„Els-Marie!" — Die Zeiten gehn zu Grabe.
Einmal wird ein Lied das Talvolk singen
Von der schönen Els-Marie und treuen,
Die am Firn des toten Liebsten harrte,
Jahre sterben sieht und sich erneuen,
Schweigt und stumm sich selbst mahnt: Warte! Warte!

Els-Marie! Da sie noch durch die engen
Gassen ging im Dorf, wo sich die braunen
Hütten um die weiße Kirche drängen,
War das Mädchen allen Volkes Staunen.
Immer will nicht „schön" mit „gut sein" stimmen.
Schön und wacker, Els-Marie war beides,
Frag im Dorf nach ihr, die Blicke schwimmen
Ihnen dort im Tau noch frischen Leides.

Doch dem Schmied vom Blausee war sie eigen.
Weißt doch, wo wir durch des Rotfirns Wildnis
Gegen Münster und zum Seelein steigen,
Drinn der blaue Himmel sieht sein Bildnis,
Dort steht Jauns, des Blondbarts, neue Schmiede
Nah dem Dorf, die Tür zum alten Neste,
Els-Marie und Jaun — mit ihm sei Friede! —
Standen nahe vor dem Hochzeitsfeste.

Sonne lag auf Firn und Fels und Lehnen,
Wie ein Tempel stand die klare Weite,
Der als Dach den Himmel sah sich dehnen.
Den zwei Fahrern gab das Dorf Geleite,
Bursch und Mädchen, Weib und Mann, sie alle.
Glocken hoben an im Tal zu tönen,
Und sie zogen mit dem Glockenschalle
Bergwärts durch den Tag, den reichen, schönen.

Wo vom Saumweg sich zum Firnpfad nieder
Senkt der Berg, entließ das Volk die beiden,
Grüßte, stand und sah und grüßte wieder,
Dehnend so mit Gruß und Blick das Scheiden.
Doch es stützte Jaun mit muskelstraffen
Armen Els-Marie. Der Pfad ist fährlich,
Und des Rotfirns Hungerschlünde klaffen
Nah der Stelle heimlich und begehrlich.

Von des Gletschers ersten weißen Brücken
Winkten sie empor zur Felsenkrone,
Wo das Volk hielt. — Da, in ihrem Rücken,
Flaum auf Stein, stand eine Anemone.
Und das Mädchen sah sie, sah sie nicken,
Silberweiß und leuchtend wie Geschmeide,
Und sie sprach zu Jaun: „Die laß mich schmücken,
Tragen laß mich die am Hochzeitskleide!"

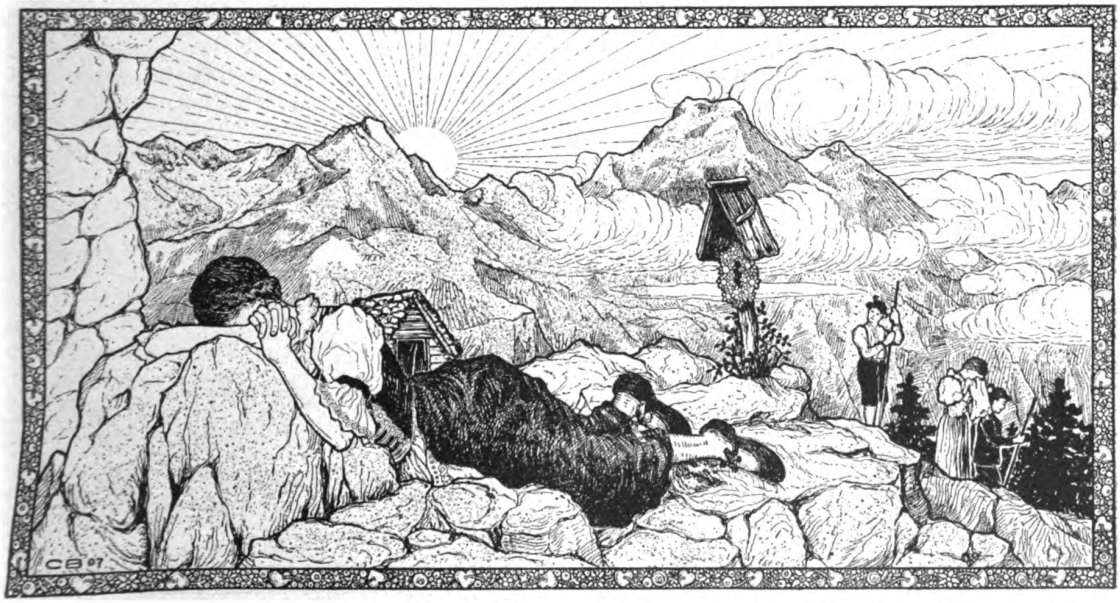
Zwischen Kelch und Lippe webt das Schicksal!
Will es, splittert dir der Kelch am Munde!
Zwischen heut und morgen schwebt das Schicksal!
Will es, wächst zum „morgen" nie die Stunde!
Hin klomm Jaun zur Blume und mit Lachen
Griff er sie und liebefroher Eile.
Da ein Laut! — so mag die Laue krachen! —
Nieder fährt ein Mensch die stein'ge Steile!

Und des Rotfirns Hungerschlünde gähnen
Nah der Stelle! — „Jesus," scholl's vom Eise,
„Jesus," hallte nach es ob den Lehnen,
„Jesus," kam's noch einmal kurz und leise
Wie aus dunkeln Tiefen. — Männer klommen
Von der Halde. Wilde Rufe klangen.
Jaun, der Schmied, hat keinen mehr vernommen!
Und sein Opfer hält der Firn gefangen!

Lang und bang, verzweifelnd am Gewinnen,
Suchten sie. Erst da zum dritten Male
Sank die Sonne, zog das Volk von hinnen.
Els-Marie allein stieg nicht zu Tale.
Eine Hütte stand am Gletschersaume
Wie der Senn sie sich zum Schlupfloch artet.
Herzleid hat nun Unterschlupf im Raume:
Els-Marie haust dort und — wartet — wartet!

Harren muß sie dreißig lange Jahre!
Wandern wird der stille Firn derweilen,
Tragen die kristallne Totenbahre.
Dann jedoch, indessen von den steilen
Flühen singt der Föhn, der Firn von roten
Lichtern zuckt, als ob der Sturm sie schüre,
Wird der Eisstrom eines Tags den Toten
Betten sacht vor seines Mädchens Türe.

Horch, es stöhnt der Firn! Ich bin zu Ende!
Wenn du morgen mit mir zwingst den alten,
Sollst inmitten, Knabe, du die Hände
Fromm zu einem Vaterunser falten.
Neigen sollst du dich ehrfürchtiger Weise
Und den stummen Toten unten grüßen,
Denken, wie das Firnmeer wandert leise
Und die Treue harrt zu seinen Füßen!



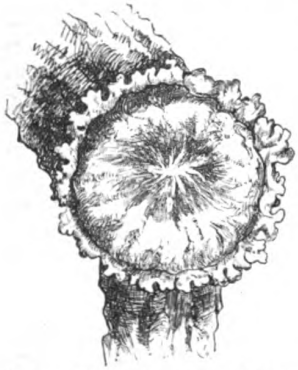
Hornung

Von

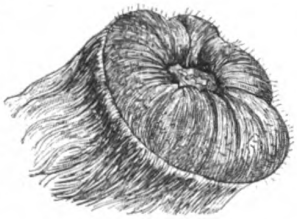
Carl Schenkling

(Hierzu sieben Abbildungen nach Federzeichnungen)

Für gewisse Tiere unsrer Heimat ist der Februar ein bedeutungsvoller Monat, nämlich für die männlichen Hirsche. Bekanntlich beginnt im Hornung der Wechsel der Geweihe der edeln Wiederkäuer, der einen der merkwürdigsten Vorgänge im Haushalt der Tierwelt bildet. Ueber die Entstehung und Entwicklung des Geweihes sind nicht nur in Laienkreisen, sondern auch bei Jagdliebhabern mitunter so wunderliche Ansichten verbreitet, daß es sich wohl verlohnt, auf dieses Thema einmal näher einzugehen. Die Rotwildkälber werden Ende Mai und Anfang Juni gesetzt. Schon in ihrem achten oder neunten Lebensmonat beginnt bei den männlichen Hirschen die Bildung der Rosenstöcke, jener Wucherungen des Stirnbeins, aus welchen sich nach zweieinhalb bis drei Monaten durch die behaarte Körperhaut, weidmännisch Bast genannt, das erste Geweih entwickelt. Nach weiteren zweiundeinhalb Monaten ist es vereckt, das heißt ausgebildet, und abermals nach zwei bis drei Wochen „gefegt". Das ein Erstlingsgeweih tragende Tier wird vom Weidmann als „Spießer" bezeichnet. Im folgenden Jahre wird dieses Geweih abgeworfen und ein neues gebildet. Die Hauptstange wird länger und bildet nicht weit von ihrer Ansatzstelle eine nach vorn gerichtete Sprosse, die „Augensprosse". Der Hirsch heißt jetzt „Gabler". Nicht selten aber wird diese Stufe übersprungen und der Hirsch setzt anstatt des Gabelgeweihes ein Sechsergeweih auf. Im dritten Jahre erscheint bei normaler Geweihbildung zwischen Spieß und Augensprosse die „Mittelsprosse". Tritt diese nur einseitig, das heißt nur an einer Geweihstange auf, so wird das Geweih wie in allen folgenden analogen Fällen als „ungerade" angesprochen. Wiederum wird das Geweih abgeworfen und ein neues, das Achtergeweih, aufgesetzt, dessen jederseits um eins vermehrte Endenzahl durch Teilung der Stangenspitze entstanden ist. Das Geweih des Zehnenders, der wie die Träger aller nachfolgenden Geweihstufen im Gegensatz zu den vorhergehenden „geringen" als „jagdbarer Hirsch" bezeichnet wird, besitzt über der Mittelsprosse die sogenannte „Eissprosse". In späteren Jahren erscheinen die drei untersten Sprossen, die Grundsprossen, in derselben Weise; jede derselben kann sich eventuell mehrfach teilen. Vom Zehnergeweih ab wird indessen die Regelmäßigkeit in der Geweihbildung häufig unterbrochen, indem das nächstfolgende Geweih nicht das gesetzmäßige Ende mehr trägt, sondern weniger Enden hat, als es haben müßte; der Hirsch hat „zurückgesetzt". Da das Geweih in jedem Jahre abgeworfen und neu erzeugt wird, so ist es irrtümlicherweise als Epidermoidalgebilde angesehen worden. Ein solches ist indessen nur der sich bildende, das Geweih bekleidende und also schützende Bast. Die knöcherne Grundlage besteht im wesentlichen aus einer Verknöcherung der Lederhaut. Das entstehende Gehörn ist weich und wird von Blutgefäßen durchzogen. Der Bast ist höchst empfindlich, weshalb der Hirsch während der Zeit bis zum Fegen niedriges Gebüsch meidet. Später tritt der Säftezufluß zurück; das Geweih wird vereckt.



Untere Ansatzfläche der linken Stange (die Ablösungsfläche ist gleich nach dem Abfallen völlig trocken)

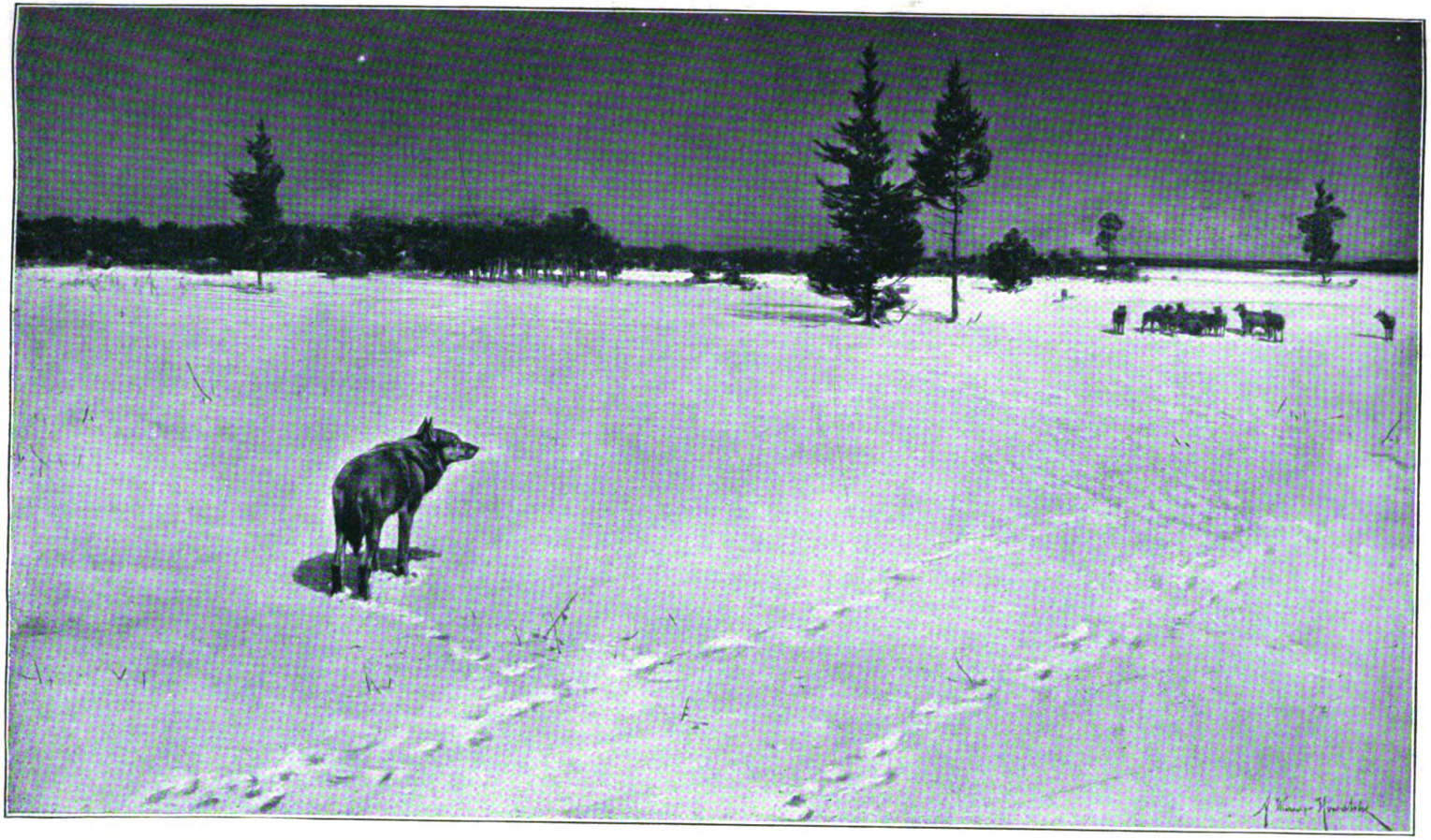


Vierzehn Tage nach dem Abwerfen

Oberfläche des Rosenstocks mit dem neugebildeten Wulst

Kurz nach dem Abfallen des alten Geweihes vom Rosenstock beginnen die Adern, welche rings um diesen enden, sich zu verlängern und zu verzweigen. Die stetigen Wallungen des Schweißes drängen sie nach dem Kopfe, der gesamte Organismus ist stark in Mitleidenschaft gezogen, und es beginnt die Ausscheidung des neuen Geweihes. Die Grundform desselben ist ein rundlicher Zacken. Die Außenseite ist mit einer dünnen Haut bekleidet, die aus einem dichten Gewebe von Blutgefäßen besteht, deren Spuren man in den rinnenförmigen Eindrücken des reifen Geweihes wiederfindet. Der spärlich mit Haaren besetzte Ueberzug heißt Bast. Nach innen wird aus dem Schweiße eine weiche, gallertartige Masse abgesondert,

Dreiundzwanzig Tage nach dem Abwerfen (Beginn der Teilung des „Kolbens")



Im Februar

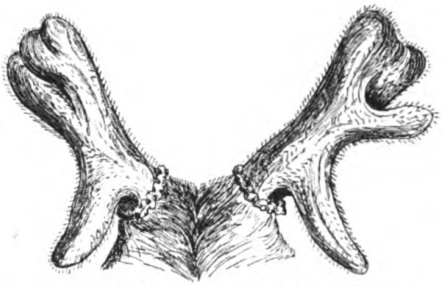
Nach einem Gemälde von Alfred von Wierusz-Kowalski

und in dem gleichen Maße, wie das Geweih höher und schwerer wird, scheidet sich in seinen unteren Partien phosphorsaurer Kalk aus, und die Gallertmasse wandelt sich allmählich in feste Knochensubstanz um. Ist die Ausbildung des Geweihes vollendet und sind die Enden vereckt, so nehmen die Knochenperlen am Grunde der Stange an Umfang zu. Diese Knochenperlen bilden um die Stangenbasis einen Kranz unregelmäßiger Erhöhungen, die „Perlenkrone" oder die „Rose". Zwischen ihnen verlaufen die Hauptadern. Durch das Stärker- und Größerwerden der Perlen werden die Adern allmählich abgeschnürt, der Zufluß des Schweißes in das Gehörn wird geringer und versiegt allmählich ganz. Adergeflecht und Bast werden nunmehr vom Organis-

Zweiundsechzig Tage nach dem Abwerfen
(Jede Stange hat sieben Enden)

mus nicht mehr versorgt und vertrocknen allmählich. Gleich der Borke vom Baumstamm löst sich der Bast von seiner knöchernen Unterlage los und der Hirsch entledigt sich desselben durch Reiben an Baumstämmen und Aesten, welcher Prozeß weidmännisch das „Fegen" genannt wird. Der hirschgerechte Jäger vermag aus der Höhe der „Fegestellen", die wohl auch „Himmelsspuren" genannt werden, Größe und Alter des Hirsches zu erkennen und „spricht ihn darauf an".

Das neue Geweih erscheint als unbekleideter brauner Knochen, dessen Spitzen weiß gefegt sind. Da aber zwischen Geweih und Stirnzapfen beziehungsweise dem Organismus eine Kommunikation nicht mehr vorhanden ist, so ist das Geweih zu einem toten Teil geworden und lockert sich allmählich auf seiner Ansatzstelle derart, daß es von selbst abfällt oder aber leicht abgestoßen werden kann. Die Trennung findet an der Stelle statt, wo die Stangenbasis auf dem Stirnzapfen steht, indem nach derselben ein stärkerer Zufluß von



Dreiunddreißig Tage nach dem Abwerfen
(Das Geweih in seiner Anlage schon vorhanden)

Schweiß eintritt. Diese Vorgänge erzeugen aller Wahrscheinlichkeit nach ein juckendes Gefühl, so daß das Tier den Drang in sich fühlt, das Geweih loszuwerden. Es schlägt damit gegen Aeste und Baumstämme, bis die Stangen abbrechen, oder aber sie fallen infolge ihrer Schwere ohne äußere Gewaltmittel ab. Die Stelle, an welcher sich das Geweih abgelöst hat, schweißt zunächst, bedeckt sich aber bald mit Schorf. Kurze Zeit nach dem Verlust beginnt die Entwicklung des neuen Geweihes, das größer und stärker als das vorjährige ist.

Nur „kapitale" Hirsche werfen im Februar ab, geringere folgen später. Nach den abgeworfenen Stangen wird vom Jäger eifrig gesucht, und zumeist werden sie auch gefunden. Sollte trotzdem einmal die eine oder andre Stange verloren gehen, etwa im Moorboden, im Laub oder unter Schnee zu liegen kommen, dann ist sie auch verloren, denn so fest das Geweih auch ist, solange es auf dem Kopfe des Hirsches sitzt, so widerstandslos ist es, sobald es abgeworfen. Den Witterungseinflüssen vermag es nur wenig standzuhalten.

Neunundsiebzig Tage nach dem Abwerfen
(Das Geweih ist fertig, nur noch mit Bast überzogen)

Ostmärkisches „Schloß"

Im ostmärkischen Ansiedlungsgebiete

Von

Friedrich Oertel, Leipzig

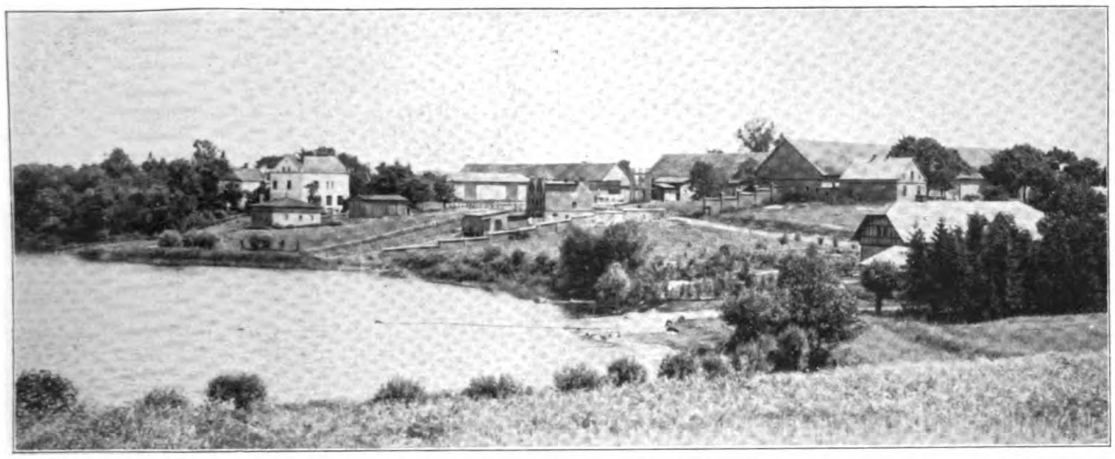
(Hierzu dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus dem Besitz der Königl. preußischen Ansiedlungskommission)

Schon einmal zog der deutsche Mann gegen das Polentum aus, um ihm Burgen und Land zu nehmen. Damals — vor mehr denn sechshundert Jahren — trug er Ritterrüstung und darüber den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, und die Deutschritter hielten ihren Einzug in Thorn und gründeten die stolze Marienburg. Heute schlägt man nicht mehr blutige Schlachten, das Land liegt friedlich da, und doch ist es der Schauplatz eines Kampfes, der lautlos, aber darum nicht minder heftig ausgefochten wird. Dieselben beiden Nationen ringen um die Herrschaft und streben die gegenseitige politische Vernichtung an.

Liegt auch der Keim des Kampfes weniger auf ländlichem als auf städtischem Boden, wo der unter der preußischen Kulturarbeit emporblühende polnische Mittelstand den nationalen Funken entfacht und in der Geistlichkeit eine treue Bundesgenossin gefunden hat, so ist doch das Schlachtfeld, auf dem er sich abspielt, oder vielleicht richtiger ausgedrückt: der Siegespreis, um den er geführt wird, die gesamte Ackerflur von der Ostsee bis zu den schlesischen Mittelgebirgen. Wer den Grund und Boden hat, hat das ganze Land. Darum der heiße Wettbewerb um die ausgebotenen Güter, darum die staatliche Ankaufs- und Ansiedlungspolitik in der Ostmark.

Alte polnische Kate

Die Gelder, die zur Durchführung dieser Politik vom preußischen Landtage bewilligt wurden, sind aufgebraucht, und die neue Ostmarkenvorlage, welche die Neuauffüllung des Ansiedlungsfonds sowie das Enteignungsrecht enthält, liegt dem Abgeordnetenhause zurzeit vor. Deshalb dürften die Eindrücke eines Mitteldeutschen, der des öfteren in der Ostmark

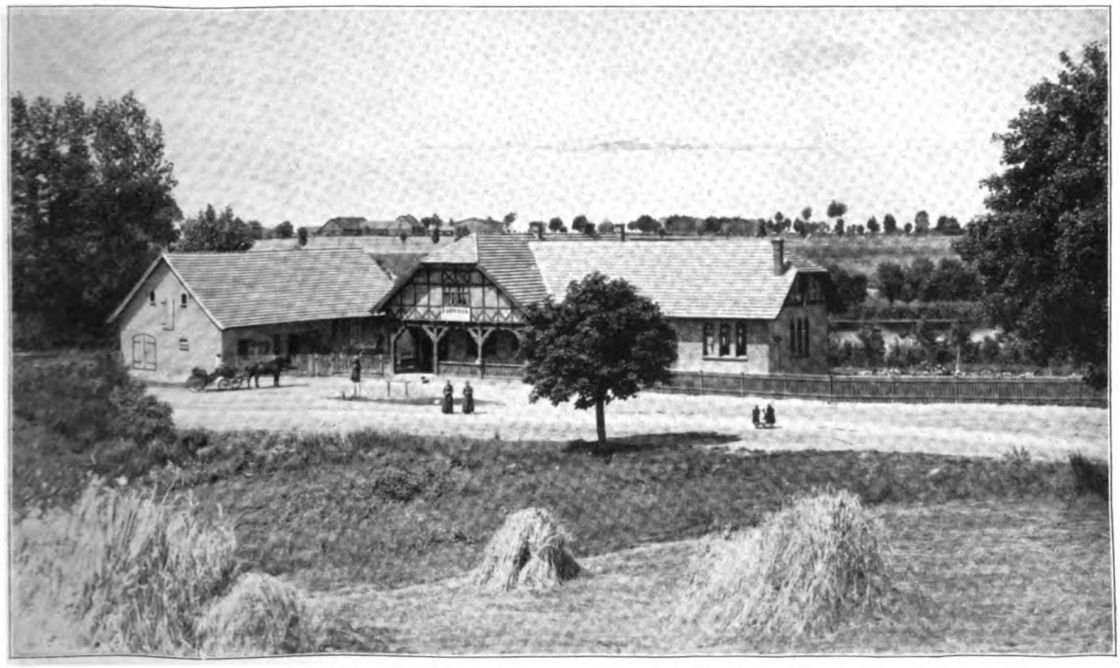


Ansiedlerdorf Owiecko im Kreis Gnesen

geweilt hat, jetzt vielleicht etwas allgemeineres Interesse beanspruchen.

Der Bewohner der deutschen Mittelgebirge, der von seinem Balkon aus leichtgeschwungene Hügelketten in reicher, farbenprächtiger Abwechslung erblickt, der Bewohner des Neckar- und Rheinufers, dem die Natur seines Heimatlandes die Phantasie belebt und den poetischen Keim ins Herz gepflanzt hat, lenkt er zum ersten Male seine Schritte nach der Provinz Posen und dringt er nicht gleich bis nach Westpreußen vor, er mag sich oft abgeschreckt fühlen. Nichts gibt es da von dem wundervoll wechselnden Landschaftsbilde, es liegt ein tiefer Ernst, die gleiche Monotonie über dem Lande: große, ebene Ackerflächen, ganz vereinzelt kleine Kiefernwälder, ab und zu eine kahle Birke; nur die zahlreichen Seen geben dem irrenden Auge einen Ruhepunkt. Sucht aber der Ankömmling nicht landschaftliche Reize, sondern eine Scholle, die einen arbeitsamen deutschen Mann ernährt, so findet er hier alles, was er wünscht, vom magersten Kartoffellande bis zum fettesten Rübenboden.

Seltener als im Westen trifft der Wanderer auf menschliche Wohnungen, und dann sind es, wenn nicht die Schlösser der Grundherren oder deutsche Ansiedlungen das Gesichtsfeld kreuzen, meist armselige polnische Bauernhöfe oder Arbeiterhäuser. Zum Begriffe „Schloß" gehört nicht sonderlich



Ein vom Fiskus erbauter „Krug" in Owiecko

viel; häufig ist es nichts andres als ein massiv gebautes und mit Ziegeln gedecktes einstöckiges Haus inmitten eines Parkes, das sich aber merklich abhebt von den Bauernhöfen und Instkaten — wie man die Arbeiterhütten nennt —, die nur die Höhe eines Fensters besitzen, größtenteils aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind.

Der polnische Arbeiter — und er bildet noch immer das Gros der Bevölkerung — lebt in diesen Katen bedürfnislos und im vollen Schmutze seines Daseins dahin. Ein solches Insthaus umfaßt in der Regel nicht mehr als vier Räume, zusammen etwa 100 bis 120 Quadratmeter groß, dazu kommt noch eine Art Stall für einige Schweine. Die Kate, die unser Bild zeigt, ist von zwei Familien bewohnt, die eine haust links, die andre rechts vom Flur aus gesehen. Ein muffiger Geruch stößt den Eintretenden zurück, und das Auge hat nicht viel angenehmere Empfindungen. Das Mobiliar besteht aus einem Tische, an der Wand hinlaufenden Bänken, einigen alten Bettstellen, einigen Kisten und Kasten und etwas altem Bettzeug. Die Kleidung der Leute ist zerlumpt, wenn es nicht gerade Sonntag ist, wo im Gegensatze zu ihrem sonstigen Aussehen die polnischen Frauen in ihrer grellfarbigen, wirkungsvollen Nationaltracht, die bei den Männern nur ganz selten noch zu sehen ist, ihren regelmäßigen Kirchgang halten. In zwei Räumen, manchmal auch bloß in einem, spielt sich das ganze Familienleben ab, und dabei darf man nicht vergessen, daß zu einer Familie, wenn sie auf einen zehnjährigen Bestand zurückblicken kann, auch sicherlich zehn Kinder gehören. Der Kinderreichtum ist auch ganz erklärlich; das deutsche städtisch erzogene Kind kostet Geld und meist nicht wenig, das Kind des polnischen Arbeiters ist sehr bald werbendes Kapital.

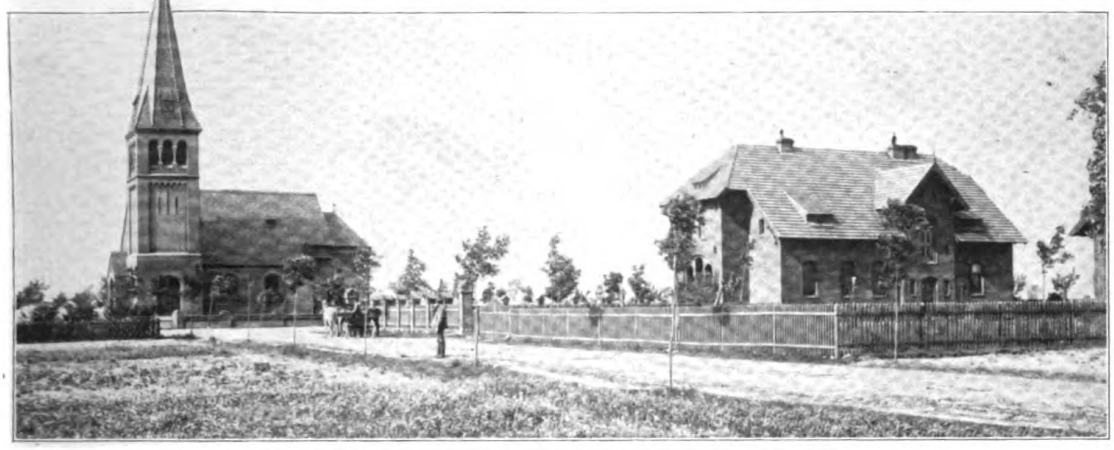
Zweifamilienhaus aus Asbest, vom Fiskus erbaut

*

Für das polnisch-westpreußische Land, in dem der Kampf am heftigsten wütet, hat er gewiß große Gefahren heraufbeschworen. Im Wettbewerbe werden Liebhaberwerte geboten, die Bodenpreise sind in den letzten zwanzig Jahren ins Ungeheure gestiegen — so zahlte beispielsweise die Ansiedlungskommission im Jahre 1886, wo sie zu arbeiten begann, 601 Mark durchschnittlich für den Hektar; im Jahre 1905 zahlte sie 1238 Mark! —, aber dieser Umschwung hat auch Früchte gezeitigt, die vielfach noch nicht zur Genüge gewürdigt werden und die doch von der weittragendsten Bedeutung sind. Dort, wo die polnische Wirtschaft eine Wüstenei zurückgelassen, wo der verschuldete deutsche Besitzer von seinem mit ungenügenden Mitteln laß betriebenen Hofe geschieden, werden auf Staatskosten die fruchtbarsten Gefilde geschaffen. Man versank vordem fußtief im Sumpfe und kein Wagen konnte fahren, heute führt eine breitchaussierte Straße durch Weizenfelder.

Ein reiches Leben entwickelt sich mitten zwischen den träge und düster daliegenden Katen und strohbedeckten polnischen Höfen, und ein buntes Bild bietet sich dem Besucher eines staatlichen Ansiedlungsgutes. Der Schloßhof ist in größter Geschäftigkeit.

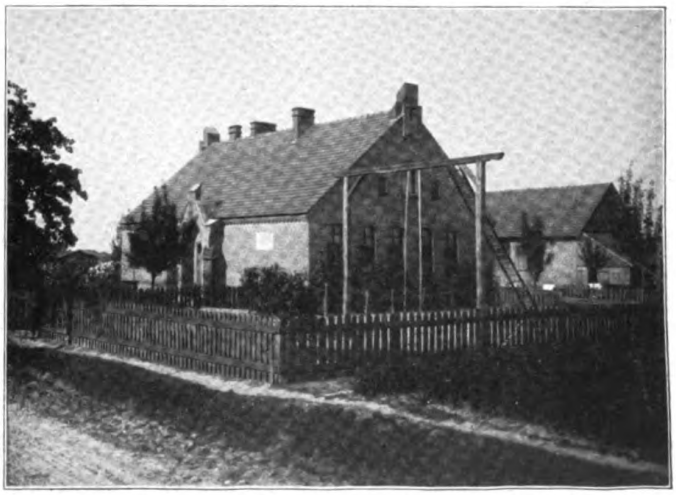
Ein von einem Ansiedler selbst erbautes Gehöft



Katholische Kirche mit Pfarrei in Strielau (Regierungsbezirk Posen)

Laute Rufe treiben die polnischen Arbeiter an; junge Beamte mit Reitstiefeln und Reitgerte gehen ab und zu und erteilen Befehle, zwei bis drei Arbeiter tragen einem städtisch gekleideten Herrn Vermessungsapparate nach. Oben aber auf der Freitreppe steht ein Mann im grauen, schweren Wettermantel, ebenfalls mit Reitstiefeln, den grünen Jägerhut auf dem Haupte. Es ist der Gutsverwalter, der das Treiben überwacht; der Hof die Stätte, von der aus der Großgrundbesitz in eine große Zahl von Bauernhöfen zerschlagen werden soll. Der Verwalter macht einen kurzen Rundgang durch den Hof, betrachtet mit Wohlgefallen das schöne Vieh im Stalle, das für die künftigen Ansiedler großgezogen wird, und schwingt sich dann auf sein Pferd, um zur Besichtigung des staatlichen Ansiedlungsgutes auszureiten. Noch wird hier der Großbetrieb aufrechterhalten, denn das Besitztum ist erst vor Jahresfrist vom Staate gekauft; die Meliorationen sind vielfach schon abgeschlossen und die großen, braunen Ackerflächen sind von hellen Linien durchzogen, welche die darunterliegenden Drainagestränge verraten. Aber schon ist der Vermessungsbeamte bei der Arbeit und bezeichnet die Grenzen der künftigen Güter, und von Zeit zu Zeit begegnen rote Ziegelstöße, welche die fiskalischen Ziegeleien an die Plätze gefahren haben, wo in kurzer Frist Höfe stehen werden. Der Verwalter reitet durch seinen Bezirk, er sieht täglich, wie der einstige große Besitz unter seiner Hand immer mehr der Auflösung entgegengeht, und wäre er nicht durch die Reihe der Jahre daran gewöhnt, es würde ihm dies Werk der Vernichtung so manches Mal leid tun, zumal es in letzter Zeit fast nur noch deutsche Güter sind, die zur Aufteilung gelangen. Dann aber kehrt er zurück und verwandelt sich auf Stunden in einen Sekretarius; denn so nötig seine landwirtschaftlichen Fachkenntnisse sind, ist er doch zum größeren Teile Verwaltungsbeamter. Er ist das ausführende Organ der Ansiedlungskommission, also die Seele des eigentlichen Besiedlungsgeschäftes, hat viel Rechenschaft zu legen, zu berichten, zu beantworten; und nach unten hin ist er Ansiedlungsvermittler, er korrespondiert und erteilt Auskünfte, er schließt am Ende den Vertrag mit den Erwerbslustigen ab.

Ganz anders ist der Anblick eines Gutes, das sich schon zwei bis drei Jahre in Staatsbesitz befindet. Das Feld wird nur noch parzellenweise bestellt, da die Grenzen der Kleinbauern bereits festgelegt sind und die Bestellung jetzt für diese stattfindet. Die große Scheune, die einst die Reichtümer des vergangenen Herrn barg, ist von einer großen Querwand durchzogen, zu deren beiden Seiten zwei Familien eifrig beschäftigt sind, den zugeteilten Raum in möglichst kurzer Zeit zu einer Heimstätte umzubilden. Die Ansiedler bauen zum großen Teile selber; der Gutsverwalter, der in allen Dingen Berater und Vermittler ist, hat ihnen einen Maurerpolier empfohlen, und unter seiner Hilfe wächst allmählich das Ansiedlergehöft empor. Dieser



Neuerbaute Schule in Wyganow (Regierungsbezirk Posen)

Aelteres Ansiedlergehöft in Buchenhain (Regierungsbezirk Posen)

errichteten Baracken. Die meisten kommen weit her, sei es nun, daß unsichere politische Verhältnisse den Deutschrussen oder die nationale Unterdrückung den Deutschungarn aus der Heimat vertrieben, sei es, daß die Aussicht auf wirtschaftliche Vorteile den Badenser, Schwaben, Rheinländer oder sonst welchen deutschen Landsmann hergelockt hat.

Alle diese Leute, verschiedenartig in Staatsangehörigkeit, Religion, Lebensgewohnheit, strömen hier zusammen, um mit verhältnismäßig geringem Vermögen ihr Glück zu machen. Die Erfolge von Verwandten und Bekannten, die vor ihnen in der Ostmark ansässig geworden waren, haben auch diese Leute nachgezogen, und die weitherzigen Ansiedlungsbedingungen des Staates haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Man wird in einem Kulturstaate nicht leicht eine Gegend finden, wo man für 5000 bis 6000 Mark baren Vermögens Eigentümer von 50 Morgen guten Ackerlandes (genau berechnet sich die Durchschnittsgröße einer Ansiedlerstelle im Jahre 1906 auf 13,4 Hektar) werden kann. Wenn der wirtschaftlich schwache Bauer nach Amerika auswandert, so erstehen ihm mehr als an einer Stelle die größten Schwierigkeiten; hier wird er vom ersten Tage seines Aufenthaltes wie ein Kleinod gehegt. Kam er weit her, so wird ihm ein Teil des Fahrgeldes zurückerstattet; bei seiner Ankunft in Posen wird er in der Ansiedlerherberge Solacz kostenfrei beherbergt und verpflegt; von der Bahnstation wird er abgeholt. Will er sein Haus selbst aufbauen, so wird er untergebracht und erhält eine volle Ernte zum Unterhalte, auf Wunsch auch Geld für billige

„Eigenbau", der sich naturgemäß häufiger auf ebener Erde als in Anlehnung an eine ehemalige Gutsscheune oder dergleichen vollzieht, empfiehlt sich schon deshalb, weil jeder seinem Geschmacke und seiner — oft recht eigensinnigen — Gewohnheit Rechnung tragen kann. Außerdem aber pflegt er billiger zu sein als der „Regiebau" des Fiskus. Je mehr der Großbetrieb, die sogenannte zwischenzeitliche Verwaltung, des alten Schloßgutes aufgelöst wird und sich hier das ehemalige Treiben verliert, desto lebhafter und bunter entwickelt sich ein neues Bild. Einige Familien haben sich bereits häuslich eingerichtet, weil sie ein fertiges Haus bezogen, andre bauen noch; andre wieder hat eben erst das fiskalische Gespann vom Bahnhof abgeholt, und mit einem Gesichtsausdrucke, der zum Teil Heimweh, zum Teil Hoffnungsfreude, vor allem die Strapazen der langen Reise verrät, beziehen sie die äußerst einfachen, zu ihrer vorläufigen Unterbringung

Marktplatz der vom Fiskus erbauten Musteransiedlung Golenhofen (Kreis Posen-West)

Zinsen. Und um ihn erst nach und nach wirtschaftlich erstarken zu lassen, sind in der Regel die ersten drei Jahre rentenfrei. — Gewiß ist die Ostmark nicht der Ort für Leute, die auf Staatskosten ein behagliches Rentnerleben führen wollen, vielmehr rechnen alle Bedingungen mit der Voraussetzung eines arbeitsfreudigen Pflichtgefühls. Der Ansiedler soll mit seiner Familie möglichst ohne Heranziehung fremder Arbeitskräfte arbeiten, nicht in erster Linie für den Staat, sondern zunächst für sich und dadurch erst mittelbar für den Staat. Ist er aber fleißig, so wird er auch den Hypothekenverpflichtungen, die der Ansiedler dem Fiskus gegenüber hat, mit verhältnismäßiger Leichtigkeit nachkommen können, ebensogut der Rentengütler wie der Pächter. Der erste ist der normale Ansiedler, er hat im Durchschnitt, wie erwähnt, ein Vermögen von 5000 bis 6000 Mark nachzuweisen und hat daraus Gebäude zu errichten, Inventar anzuschaffen und was sonst dazu gehört, ein Bauerngut betriebsfähig zu machen. Vom Landwerte ist eine dreiprozentige Rente zu zahlen, die staatlicherseits höchstens einmal nach Ablauf von fünfzig Jahren gekündigt werden kann. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Pächtern. Man setzt sie an, wenn das Vermögen zu gering ist, man aber doch die gut beleumundeten Leute nicht wieder nach Hause schicken möchte, weist jedoch gleich zu Anfang auf eine später mögliche Umwandlung der Pachtstelle in eine Rentenstelle hin, die denn auch tatsächlich oft eintritt. Ihre Leistungen an den Staat erhöhen sich um eine zwei- bis dreiprozentige Verzinsung vom Werte der Gebäude, die der Fiskus

Vom Fiskus erbauter „Krug" in Prust (Regierungsbezirk Marienwerder)

Bauernhof in der Musteransiedlung Golenhofen (Kreis Posen-West)

ihnen fertig überweist. — Das Geschilderte wird durch ein Beispiel am klarsten werden. Nehmen wir den Besitzer einer Durchschnitts„hufe". Er wird ungefähr jährlich zahlen:

an Bodenrente	450 M.
„ Steuern, Abgaben und andern Lasten	100 „
Summa	550 M.

Dazu noch für Pächter:

an Gebäuderente	200 „
Summa	750 M.

Berechnet man demgegenüber die Einnahmen eines Gutes nach Abzug des Verbrauches im Haushalte nur auf 1000 Mark, so sieht man, bleibt immerhin noch ein Rest übrig, der für Kleidung, Neubeschaffungen und dergleichen, aber auch für etwaige Darlehenszinsen verwendet werden kann. Diese Bilanz stellt sich jedoch bei einer stattlichen Anzahl von Leuten weit günstiger; natürlich sind es meist solche, die längere Zeit seßhaft sind, wobei drei Jahre schon als „längere Zeit" angesehen werden. Ich entsinne mich eines wackeren Westfalen in Gowarzewo (Kreis Schroda, Regierungsbezirk Posen). Er hatte vor drei Jahren seine Heimat verlassen und nicht viel mehr als 11000 Mark mitgebracht. Heute ist er Herr von 83 Morgen guten Landes, das unmittelbar hinter seinem Hofe liegt. Drei Pferde arbeiteten auf dem Felde und acht Stück Rindvieh waren im Stalle, dazu gegen zwanzig Schweine. Aber schon war ihm sein Besitz zu klein geworden, und mit Stolz erzählte er mir, daß er bereits acht Morgen hinzugepachtet habe und daß er auch mit der Zeit daran denken müsse, zwei polnische Wirtschaften zu kaufen, denn seine beiden Söhne wüchsen immer rascher heran. Und im Weggehen sagte mir der Gutsverwalter: „Der Mann spart jährlich tausend Mark." — Das sind die rechten Leute am rechten Platze! Und wer dem Manne in sein stolzes und frohes Auge gesehen hat, der wird ein für allemal den Gedanken fallen lassen, daß hier Staatshörige gezüchtet werden. Im Grunde die einzige Bedingung, die der Ansiedler gegen so viele Vorteile eintauscht, ist die behördliche Genehmigung eines Besitzwechsels, und diese Bestimmung, die den Uebergang in polnische Hand verhüten soll, wird wohl jeder billigen.

Deutsche Ansiedler bei der Ernte

So reiht sich allmählich Hof an Hof; der eine, ungeputzter Backsteinbau, ein langgestrecktes, schmuckloses Dach, das Wohnhaus und Stall bedeckt, die typische Holzscheune zur Seite, das Ganze so recht das Muster eines vom Ansiedler selbst gebauten Hofes; der andre in architektonischer Formvollendung mit zierlichen Fassaden und anmutigen Giebeln, ein vom Fiskus gebautes Gut. An die Höfe reihen sich Handwerker- und Arbeiterstellen, die gleichfalls zu Ansiedlerrecht vergeben werden können, deren Besitzer aber in der Regel weniger als tausend Mark im Vermögen haben. Der Fiskus baut auf eigne Rechnung Schule, Kirche und Pfarre, deren Grundstock oft das alte Schloßgebäude bildet, so daß die Pfarrhäuser zu den reizendsten Idyllen der Ostmark gehören. Wo eine Ansiedlung von einer benachbarten Pfarrei mit besorgt werden kann, begnügt man sich mit einem Betsaal. Man spart bei der Errichtung religiöser Stätten nicht, denn bekanntlich bilden im Osten die protestantischen Kirchen und Schulen — um solche handelt es sich meistens — gleichzeitig einen deutschnationalen Mittelpunkt. — Und um das Ganze schließlich zum Dorfe zu einen, fehlt auch der „Krug" nicht, bisweilen einfache, oft aber auch ganz allerliebst vom Staate aufgebaute Gasthäuser, die den Fremden genau so einladen, wie sie die einheimische Jugend zum Tanze und die würdigeren Häupter zur abendlichen Rast und Aussprache versammeln.

So entsteht die Ansiedlergemeinde, und nicht lange dauert es, so hat sich ein reges Dorfleben entwickelt. Die gleichen Interessen fördern den Zusammenschluß. Der Staat hat der jungen Gemeinde die finanziellen Sorgen abgenommen, indem er ihr eine Dotation in Gestalt von Pachtland überwiesen hat, so daß sie die ganze Aufmerksamkeit auf ihre innere Entwicklung lenken kann. Das staatlicherseits eifrig unterstützte Genossenschaftswesen blüht empor, denn die neue Gemeinde bildet einen geeigneten Kristallisationspunkt für Neugründungen oder Errichtung von Zweigvereinen. Auf diesem Wege treten Drainage-, Brennerei-, Molkereigenossenschaften, Raiffeisensche Spar- und Darlehenskassenvereine ins Leben; Einkauf und Absatz werden erleichtert, der Kredit gesichert. Wie sehr aber auf der andern Seite auch das Zusammenleben schaden kann, dafür folgendes Beispiel: In einem Dorfe ist der Lehrer, der in erster Linie, zumal es keinen Ortsgeistlichen gibt, zur Führerrolle geschaffen ist, ein ausgesprochener Schwarzseher. Die Höfe, die der Fiskus gebaut hat, sind — das ist die Ansicht des Lehrers — zu klein, sie sind flüchtig und nur auf den äußeren Schein hin gebaut. Die Raiffeisenvereine sind der Ruin für kapitalschwache Leute, wie Ansiedler es sind; dazu machen sie wie der Fiskus eine Unmenge von Schwierigkeiten, während der Jude — „wenn der Herr vielleicht Geld brauchen?" — im Augenblicke 1000 Mark bar auf den Tisch legt und dadurch viel wirksamer hilft. Und in der Tat,

das Dorf besteht kaum drei Jahre, und schon findet ein großer Teil der Bewohner die Höfe zu klein, flüchtig und nur auf den äußeren Schein hin gebaut; vom Raiffeisenverein sucht man so schnell als angängig loszukommen, und das halbe Dorf hat Schulden beim Juden, trotzdem dieser sechs und mehr Prozent verlangt, während der Raiffeisenverein fünf Prozent beansprucht und den Genossen Dividende zahlt; trotzdem der Fiskus Leuten, die beispielsweise bauen wollen und über die dazu nötigen Barmittel nicht verfügen, seine „Ergänzungsdarlehen" anbietet, die mit nur dreieinhalb Prozent verzinst und mit dreieinhalb Prozent amortisiert werden müssen. Aber der Bauer ist nur zu oft blind; der Fiskus verlangt bei einer Schuld von 1000 Mark zwanzig Jahre lang je 70 Mark, der Raiffeisenverein zehn Jahre lang je 150 Mark (50 Mark Zinsen, 100 Mark Abzahlung), der Jude auf unbestimmte Zeit pro anno 60 Mark, jedoch mit dem Vorbehalte einer sofortigen Kündigung — und der Bauer verfällt dem Juden.

Aus solchen Beispielen wird klar, wie notwendig es ist, die Ansiedlungsgemeinden einer gewissen Aufsicht und Beratung durch die Gutsverwalter zu unterstellen. Diese haben in erster Linie die Renteneinziehung zu besorgen und den Verkehr der Gemeinde mit der Ansiedlungsbehörde zu vermitteln. Die Ansiedler sind ihnen nicht eigentlich unterstellt; der Verwalter berät sie nur mit seiner größeren Erfahrung, an ihn bringen sie nun auch alle ihre zahlreichen Anliegen. Gerade in letzter Beziehung sind sie unübertroffen. Mit jeder Kleinigkeit kommen sie an die Regierung, das heißt also in dem Falle an den Verwalter; der eine hat zu kleine Saatkartoffeln geliefert bekommen und den andern hat der Nachbar geärgert. Nur insofern könnte man allenfalls von Staatshörigkeit reden, aber sie geht nicht vom Staate, sondern von den Leuten selbst aus, und die Ansiedlungskommission wäre recht froh, wenn davon keine Rede zu sein brauchte. Aber sie ist nun einmal da, und von diesem Gesichtspunkte aus ließe sich der Gedanke erwägen, ob man nicht vielleicht hier und da Restgüter von etwa 50 Hektar als Musterwirtschaften bestehen ließe und sie mit bewährten Gutsverwaltern besiedelte.

Sehen wir aber von der verhältnismäßig geringen Zahl von Schwächen und Nachteilen ab, welche die staatliche Ansiedlungstätigkeit aufweist und wie sie natürlich sind bei einer derartig schwierigen und nur auf junge Erfahrungen gegründeten Aufgabe — im ganzen ist der Erfolg durchaus befriedigend. 350 Millionen Mark sind auch für einen preußischen Staat ein Opfer, aber er kann sich rühmen, damit 58 Quadratmeilen dem Deutschtum erhalten und 81000 Seelen bodenständig gemacht zu haben. Die Kultur des Landes ist gehoben, seine Steuerkraft unvergleichlich gewachsen. Die angesiedelte deutsche Bevölkerung gedeiht körperlich, geistig, wirtschaftlich (das letztere beweist die überaus kleine Zahl der Subhastationen und Rentenstundungen), und sie wird zu immer schönerer Blüte gelangen, schon darum, weil sie ringen muß, weil sie im Umkreise wirtschaftliche und politische Feinde weiß. Daß das politische Moment den angesiedelten Bauern im Bewußtsein lebt, dafür hat die letzte Reichstagswahl ein beredtes Zeugnis abgelegt.

Doch bei allen Errungenschaften dürfen wir nicht vergessen, daß die angesiedelten 81000 Seelen noch nicht drei Prozent der Gesamteinwohnerzahl der Ansiedlungsprovinzen ausmachen, daß eine polnische Ehe ihren Lebensbedingungen entsprechend viel fruchtbarer ist als eine deutsche und daß der polnische Gegner unsre Ansiedlungspolitik mit dem Erfolge entkräftet, daß der deutsche Landverlust allein in den Jahren 1896 bis 1904 rund 60000 Hektar betrug.

Darum rastlos vorwärts auf der betretenen Bahn!

Das Mägdlein und die Zauberin

Von

Gertrud Freiin le Fort

Es ging eine Zauberin über Land,
Wen fand sie draußen am Wegesrand?

Sie fand ein schwarzbraunes Mägdelein,
Das rang vor ihr die Schlankhändelein:

„Ach, gute Zauberin, schaffe Sie mir
Den Liebsten heut abend vor meine Tür!"

„Ach, Mägdlein, deine Tür ist verschneit,
Dein Liebster zog hinaus in den Streit."

„Und ward mein Liebster ein Streitgesell,
So wünsche Sie in ein Schwert mich schnell!"

„Ach, Mägdlein, ein Schwert ist ihm nichts nutz,
Ein schönes Fräulein bietet ihm Trutz."

„So heiße Sie mich als Laute ziehn,
Ich rühre der Stolzen das Herz für ihn!"

„Ach, Mägdlein, drei Klafter Erde sind schwer,
Dein Liebster schlägt keine Laute mehr!"

„So will ich ein schneeweißes Wölkchen sein,
Daß ich mich drüber zu Tode wein'."

Joh. Erdm. Hummel — Schachpartie in Alt-Berlin

Aus Alt-Berlin

Von

Eugen Isolani

(Hierzu sieben Abbildungen, darunter sechs nach dem Werke „Alt-Berliner Typen" von Franz Krüger. Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz)

Aus Alt-Berlin — aber ich muß es genauer sagen, denn die Hauptstadt Preußens an der Spree wuchs schnell, als sie im Jahre 1871 die Hauptstadt Deutschlands geworden, und ihr Wachstum wird immer schneller, und was gestern noch Neu-Berlin war, ist es heute nicht mehr. Was ich in meiner eignen Jugendzeit, vor einem Menschenalter und darüber, als großartig und überraschend anstaunen sah — zum Beispiel die erste Pferdeeisenbahn vom Kupfergraben nach Charlottenburg —, ist längst veraltet und überwunden, gilt, wenn es überhaupt noch existiert, als ganz unmodern.

Also aus dem gemütlichen Alt-Berlin. In dieses führt uns eine jüngst erschienene Bilderpublikation der Neuen Photographischen Gesellschaft: „Alt-Berliner Typen" von Franz Krüger, die Handzeichnungen aus dem Besitze der Königlichen Nationalgalerie wiedergeben, Skizzenblätter eines großen Meisters, die ihm als Vorstudien seiner bedeutenden Meisterwerke galten.

Franz Krüger war der Maler dieses gemütlichen Alt-Berlin, deren Bewohner sich vor allem für den Hof und das Theater interessierten. Der Hof und die Hofgesellschaften bedeuteten ihnen die Politik, die Geschichte, und im Theater, vornehmlich im Königlichen Schauspielhause und im Königstädtischen Theater am Alexanderplatz, den einzigen Bühnenstätten außer dem Opernhause, traf man sich, um Neues zu hören von jenen, welche die Politik und die Geschichte bedeuteten.

Ein Witz des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. — und er machte gute Witze, er hat den urwüchsigen Berliner Witz in den Adelsstand erhoben —, galt diesen Bewohnern Alt-Berlins für das Wichtigste und Bedeutsamste, das sich ereignen könne, und der Witz stand überhaupt hoch im Ansehen in diesem Alt-Berlin. Es war die Zeit, da Glaßbrenner seine witzigen Berliniaden schrieb, die Beckmann, der später nach Wien verschlagene Komiker, auf die Königstädtische Bühne brachte und die der gutmütige Friedrich Wilhelm III. immer wieder und wieder sich anhören konnte, um immer von neuem über sie zu lachen.

Und am andern Tage wußte es „ganz Berlin", worüber der König gelacht und wen des Kronprinzen Witz aufs Korn genommen, denn der ewig lächelnde Theaterfriseur Warnecke, der immer mit dem Hute auf dem Rücken durch die Straßen lief,

schien gar nichts andres zu tun zu haben, als nur zwischen dem Gendarmenmarkt, wo das Schauspielhaus steht, und den Linden, wo man ja „ganz Berlin" treffen mußte, einherzugehen, um jedem das Wichtigste und Bedeutsamste mitzuteilen. Er hatte gute Kunden, dieser Friseur Warnecke — nicht so als Friseur, da hatte er es nur mit den Köpfen der Bühnenleute zu tun —, nein, als Kolporteur wichtiger Tagesbegebenheiten, da zählten die höchsten Herrschaften zu seinen Klienten, und wenn er die Linden entlang ging, da konnte er gar nicht recht vorwärtskommen, denn er ging sozusagen aus einer Hand in die andre, und jeder wollte von ihm Neues erfahren. Denn wenn man auch die „Tante Voß" oder den „Onkel Spener", die beiden miteinander rivalisierenden einzigen größeren Tagesblätter dieses gemütlichen Alt-Berlin, las, oder vielleicht auch den langweiligen „Gesellschafter" des Professors der Holzschneidekunst F. W. Gubitz, so erfuhr man aus diesen Blättern doch nur die „Staats- und Gelehrten Sachen" und die unwichtigeren Begebenheiten der Politik, aber nicht die intimeren Ereignisse des Hofes und der Theaterleute.

Alles an Bedeutung aber, was sich in diesem alten gemütlichen Berlin begeben konnte, übertraf eine Parade. Je, nun in der Hauptstadt des soldatischen Preußen ist das gewissermaßen auch heute noch der Fall: die große Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld bringt auch noch jetzt in jedem Jahre die ganze Bewohnerschaft der Millionenstadt in Bewegung. Und doch, die Bedeutung, die solche Berliner Königsparade in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für Alt-Berlin und seine Bewohner hatte, wohnt dem großen militärischen Schauspiel, das in jedem Frühjahr viele Tausende nach der Reichshauptstadt lockt, nicht mehr inne. Der Unterschied ist in dem Gesagten schon angedeutet. Vor zwei Menschenaltern war eine Parade in Berlin nicht nur eine militärische Aktion, sie gehörte zu den großen gesellschaftlichen

Ludwig Tieck

Fürstin von Liegnitz

Ereignissen, an denen jeder teilnahm, der zu dem „ganzen Berlin" gehörte, zur Berliner Gesellschaft, deren Spitzen den Hof bildeten, zu dem schließlich ja auch die Theaterleute gehörten, denn sie waren Königliche Hofschauspieler, und die bildenden Künstler, denn sie waren Mitglieder der Königlichen Akademie, und die Gelehrten, denn sie waren Geheimräte und Hofräte.

Sie alle mußten dabei sein, wenn der König über das Gardekorps am Opernhause seine Parade abhielt, sie wollten sehen und gesehen werden. Und noch viele andre mehr mußten diesen Militär- und Staatsaktionen aus der großen Friedensära, die den Befreiungskriegen folgte, beiwohnen. Und einer kannte den andern, und alle wurden sie gekannt von den königlichen und prinzlichen Herrschaften, und Grüße winkten herüber und hinüber, und Scherze und Witze durchflogen die Reihen.

Und so sind die großen Paradebilder Franz Krügers, vor allem die im Auftrage des Kaisers Nikolaus von Rußland ausgeführte Darstellung der Parade, die im Jahre 1829 auf dem Opernplatze zu Berlin stattgefunden, und ein im Großen Berliner Schloß befindliches Gemälde mit einer großen Parade des Gardekorps vor Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1827 kulturgeschichtlich bedeutsame Darstellungen des Berliner Lebens jener Zeit geworden und auf einem Bilde vereinte Sammlungen von Porträten bemerkenswerter Persönlichkeiten aus Alt-Berlin. „Nun habe ich alle meine lieben Berliner wieder um mich!" mochte die russische Kaiserin Charlotte, des Preußenkönigs Tochter, ausgerufen haben, als Krügers Bild ihr in die neue russische Heimat gefolgt war, denn alle, die sie so gut kannte, waren da abkonterfeit, nein, sie waren alle so

lebensvoll dargestellt, wie nur einer sie zu porträtieren vermochte in dem alten Berlin, wie nur Franz Krüger, der alle diese bekannten Würdenträger, Militärs, Gelehrte, Künstler, Beamte und populären Gestalten gleichsam mit dem Bleistift kecken Griffs aus dem bewegten Leben selbst sich im Fluge zu stehlen wußte.

Sie saßen ihm nicht zum Porträt, nein, er zeichnete diese Alt-Berliner Berühmtheiten, wie und wo sie ihm in den Weg liefen, er machte zahlreiche Skizzen von ihnen, wobei er sich genau alle die kleinen Details der Kleidung und Uniform notierte, und aus diesen zahlreichen Skizzenblättern erwuchsen jene großen, vielgestaltigen Bilder, deren hervorragendstes das große Zeremonienbild „Die Huldigung vor König Friedrich Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840" ist, das sich ebenfalls im königlichen Schlosse am Lustgarten in Berlin befindet.

Ehepaar der Biedermeierzeit

Bei allen diesen großen Bildern soll nicht nur, was wir ja heute nicht mehr zu beurteilen vermögen, die Porträttreue der einzelnen Personen eine frappierende sein, sondern vor allem auch die genaueste Wiedergabe aller, auch der unbedeutendsten Details der Kleidung und des sonstigen äußerlichen Beiwerkes. Ein Bild aus dem Jahre 1827 gibt mit historischer Sicherheit die Kleidung des Tages wieder, wie sie die wandelbare Mode mit sich brachte, und die Uniform, wie sie bei der dargestellten Gelegenheit Vorschrift war. Das war zuverlässig bis auf die Farbe des Knopfes, die sich Krüger gelegentlich auf dem Skizzenblatte notierte.

Und noch in einem zeigte sich die künstlerische Größe Krügers: Jagdfreund und Sportlieber durch und durch, war ihm die Darstellung des Tieres, insbesondere des Pferdes, nicht nur Betätigung seiner Kunst, sondern Herzenssache. Er hat das Pferd im Stallinnern und im Freien, allein und in Gruppen, ruhend und in jeder Gangart und Bewegung dargestellt, und diese künstlerische Spezialität, die ihn zu einem würdigen und ebenbürtigen Nebenbuhler Horace Vernets machte, trug ihm den Beinamen „Pferde-Krüger" ein, den er mit Stolz im Scherz und Ernst führte, wenngleich er mit demselben Recht auch der Jagd- und Hunde-Krüger hätte heißen dürfen.

Und ebenso wie in seinen Porträten ließ sich Krüger auch bei diesen Tier- und Jagdbildern, deren einige in öffentliche Sammlungen übergingen, von einer so erstaunlichen Naturtreue leiten und war so darauf bedacht, selbst beim Tier die Individualität des einzelnen Exemplars im Bilde festzuhalten, daß man wohl sagen konnte, er habe Pferde- und Hundeporträte geliefert, die dem Pferdeliebhaber sofort als Bildnisse bestimmter Tiere erkennbar waren.

Dabei war der künstlerische Werdegang Krügers nicht ohne Bedeutung. Geboren am 3. September 1797 in Radegast in Anhalt-Dessau, war er früh nach Berlin gekommen, um dort ein Gymnasium zu besuchen, und hier erwachte sein Talent gleichsam als Sammeltrieb. Es bereitete dem Gymnasiasten Vergnügen, wo ihm in der preußischen Hauptstadt etwas Bemerkenswertes, besonders natürlich berühmte Persönlichkeiten auffielen, diese mit dem Bleistift festzuhalten, und so betrieb er das Porträtzeichnen ohne jede Anleitung und Lehrer, bis er es zu jener künstlerischen Fertigkeit brachte, die ihn einen der gesuchtesten Porträtisten seiner Zeit werden ließ.

Und so trieb er seine Kunst fort, unbeeinflußt und unbeirrt durch Moderichtungen, unberührt von den Erfolgen, die andre auf dem Wege der Nachahmung klassischer Meister fanden,

lediglich geleitet von seinem sicheren Instinkt, der ihn überall hieß, nur die lebendige Natur als Lehre und Vorbild zu nehmen.

Auf dem Wege von der Pferdeliebhaberei, die ihn Reiterporträte bevorzugen ließ, wurde er der Bildnismaler großen Stils, der Maler des preußischen Königshofes Friedrich Wilhelms III. und der Hofgesellschaft. Er zeichnete und malte den genannten Monarchen wie seinen Sohn und Nachfolger mehrmals, mit und ohne Gefolge, er malte die Prinzen und Prinzessinnen und Fürstlichkeiten, die sich in Berlin zu Besuch aufhielten, bis er schließlich jene großen Revue- und Massenbilder schuf, die Sammlungen von Berliner Porträten darstellen, zu denen er zahllose Einzelstudien machte. Es heißt, daß nahezu jede erkennbare Figur dieser Bilder ein Porträt einer bestimmten und bekannten Persönlichkeit war.

Aber man sieht diese Bildnisse nicht, wie auf einem Einzelporträt oft notwendigerweise, zur Bewegungslosigkeit erstarrt, sondern die Zelebritäten jener Tage, die markantesten Figuren aller Stände und Berufsarten werden uns in ungezwungenen Gruppierungen vorgeführt, die zu humorvoller und genrehafter Auffassung des einzelnen geradezu herausfordern. So wurde Franz Krüger durch diese Bilder ein ebenso liebenswürdiger wie zuverlässiger Schilderer seiner Zeit, an dessen Schöpfungen niemand vorbeigehen sollte, der das Leben des alten Berlin jener Tage kennen lernen will.

Schon die kleine Auswahl der Vorstudien zu diesen Werken, der Zeichnungen, die uns in der eben erschienenen, fünfzehn Blätter umfassenden Mappe „Alt-Berliner Typen" vorgeführt wird, zeigt den großen Meister, der am 21. Januar 1857 als Hofmaler, Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin ganz plötzlich starb, in seiner ganzen Eigenart. Man fühlt, wie sie schnell hingeworfen wurden, und wie sie doch das Bildnis des Porträtierten erschöpfend wiedergeben, wie es eben nur die vereinigte Kunst des Psychologen und des den Stift mit Sicherheit beherrschenden Zeichners vermag.

Da ist das Bildnis des im Jahre 1841 in Geistesumnachtung in Berlin verstorbenen berühmten Architekten Schinkel, der als Schöpfer des Museums und des Königlichen Schauspielhauses einen so gewaltigen vorbildlichen Einfluß auf die bauliche Entwicklung Berlins gehabt hat — eben hat einer seiner schönsten Privatbauten, das Gräflich Redernsche Palais am Pariser Platz in Berlin, einem modernen Hotelbau Raum geben müssen —, daß er sicherlich zu den ersten Zelebritäten des von Franz Krüger porträtierten Alt-Berlin gehörte. Und daß Schinkel nicht nur durch den turmhohen Zylinder, der das bartlose Gesicht — die Demokraten-, das heißt Vollbärte kamen erst nach dem tollen Jahre auf — spitzer und die Züge schärfer geschnitten erscheinen läßt, nicht nur durch die schwarze Binde um den Vatermörder als Alt-Berliner Typ jener Zeit charakterisiert ist, sondern weil sein Porträt so recht den Mann einer Zeit zeigt, wo, wie Friedrich Pecht von ihm sagt, „die Zeitgenossen eines besonders willensstarken Mannes dessen vielseitige Bildung, Geist und Verstand, Tatkraft und Rührigkeit für Genie nahmen," auch der aus einem märkischen Landstädtchen (Neu-Ruppin) stammende Superintendentensohn, der sich durch strenge Schule zur Künstlerschaft entwickelte, scheint mir im Krügerschen Bildnis trefflich charakterisiert.

Oben: Hopfgarten, Schirmer, Rabe, Jentzen. — Unten: Bönisch, Eduard Meyerheim
Künstler aus Alt-Berlin

Wie entzückend die sechs so verschiedenartigen

Künstlertypen: der genialische Wilhelm Schirmer, dem wir italienische Landschaften verdanken, der jugendliche Edmund Rabe, der humorvolle Genremaler, August Hopfgarten, der geschichtsphilosophische Historienmaler, Gustav Adolf Bönisch, der gemütliche Schlesier, dem wir nordische Landschaftsbilder danken, Eduard Meyerheim, der Begründer der mehrfach verzweigten, noch heute blühenden Künstlerdynastie, und Jentzen, eine heute vergessene Kunstgröße des alten Berlin, wie sprechend im Ausdruck alle!

Den Vertretern der bildenden Künste sind drei weibliche Vertreter der Bühnenkunst auf einem Skizzenblatte gesellt: Auguste Crelinger, die große Berliner Tragödin, mit ihren beiden Töchtern Berta und Klara aus der Künstlerin erster Ehe mit dem unglücklichen Schauspieler Stich, der, als er einem

Schinkel

Nebenbuhler in der Gunst seiner Frau auflauerte, einem Grafen Blücher, von diesem so schwer verwundet wurde, daß er an den Folgen dieser Verwundung starb. Das war eine gewaltige Sensation in dem Alt-Berlin im Jahre 1824. Aber die Künstlerin war zu groß und zu beliebt, als daß dieses tragische Ereignis ihrem Ruf dauernd hätte schaden können, zumal da sie bald durch eine neue Ehe mit dem Bankier Crelinger einen neuen Namen annehmen konnte, und als im Jahre 1834 Berta und Klara Stich — um diese Zeit etwa könnte die Skizze entstanden sein —, jene sechzehnjährig, diese kaum fünfzehn Jahre alt, unter der besonderen Gunst des guten, theaterfreundlichen Königs debütierten, da war das ein Fest für das ganze Berlin der guten alten Zeit.

Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein hat die Crelinger an der Berliner Hofbühne ruhmvoll gewirkt, und ihre klassisch schönen, regelmäßigen Züge lassen es wohl verstehen, daß sie die Berliner besonders als Iphigenie, Antigone, als Prinzessin im „Tasso" und in ähnlichen Rollen entzückte und daß sie, wie ihre Zeitgenossen behaupten, „auch das Gemeine durch ihre Darstellung zu edeln" wußte.

Weniger glanzvoll, doch nicht ganz ruhmlos war die Bühnenlaufbahn der lieblichen Töchter, deren funkelnde Augen so lebensvoll aus den Schuten auf dem Krügerschen Bilde herausschauen. Berta, die Aeltere, ging von der Berliner Hofbühne ans Hamburger Stadttheater, wo sie dann bald dem Theater Valet sagte und Gattin eines angesehenen Arztes wurde. Länger blieb Klara Stich der Bühne erhalten, die später ihren Kollegen Hoppé und nach dessen Tode den berühmten Bonvivant der Berliner Hofbühne, Theodor Liedtke, heiratete. Sie starb leider sehr frühzeitig (1862), aber bis in ihre reiferen Jahre hinein wußte sie sich die jugendlich-elastische Erscheinung zu erhalten, die alle bezauberte. Wenn man die liebliche Skizze Krügers sieht, kann man es wohl begreifen, daß ein Kritiker sie später, viel später eine „Muse der Jugend und des Mädchentums" nannte, wofür sie nach seiner Ansicht „das Lächeln und den Scherz, alle holdselige Neckerei und Sinnigkeit besaß".

Auch das Bildnis der Fürstin von Liegnitz im Reitkostüm mit den Puffärmeln, die wir soviel später wieder modern werden sahen, zeigt einen lieblichen Frauenkopf, der es begreiflich erscheinen läßt, daß er einen Mann so wirblicht zu machen vermochte, um auch die schwierigsten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die einer Verbindung mit der Besitzerin dieses Köpfchens in diesem Falle entgegenstanden. Denn Friedrich Wilhelm III. war nicht nur ein König, der als solcher auf Würde und Ansehen der königlichen Majestät achten mußte und auch in andern Fällen streng zu achten pflegte, er stand auch schon in der Mitte der Fünfziger, als er die vierundzwanzigjährige Gräfin Harrach zur Fürstin von Liegnitz erhob und zu seiner Gemahlin machte. Aber Krügers Bild der schönen Frau, das wohl nicht viel Jahre nach der Verehelichung entstanden sein mag, erklärt es, daß der König es wagen durfte, auch gegen das größte Hindernis anzukämpfen, gegen die Liebe und Erinnerung, die das Preußenvolk seiner ersten Gemahlin in treuem Andenken bewahrte, der schönsten Fürstin ihrer Zeit, der Königin Luise. Und das Wagnis gelang; die holde Anmut der Fürstin von Liegnitz — es gab manche, die ihre regelmäßigen und dabei doch neckisch-lieblichen Züge noch schöner fanden als die der Königin Luise —, vor allem aber auch ihre liebenswürdige Bescheidenheit und kluge Zurückhaltung erwarben ihr die Liebe der königlichen Familie, von der besonders der witzige Kronprinz sie mit zarter Rücksicht behandelte, auch noch, als er König war, und der seit dieser morganatischen Verbindung seines Vaters immer scherzend mit Bezug auf die Fürstin das „Stiefmütterchen" als seine Lieblingsblume bezeichnete.

Ludwig Tieck ward erst im Jahre 1841 nach Berlin berufen durch König Friedrich Wilhelm IV., nahe an die Siebzig, krank und gezwungen, das Jahrzehnt, das ihm noch beschieden, zumeist im Zimmer zuzubringen, aber umstrahlt — um ein

Gutzkowsches Wort zu benutzen — „von dem abendroten schönen Glanze einer letzten schwindenden Tassozeit, die hier noch ein Dichterdasein wie in Belriguardogärten gehütet, gehegt und königlich gepflegt hat". Vielleicht ist Krügers Skizze bald nach dem Eintreffen des Romantikers in Berlin entworfen, später soll auch den Gesichtszügen Tiecks — sein Körper war schon in Dresden von der Gicht gekrümmt — die Krankheit scharfe Linien eingezeichnet haben.

Doch auch wo Franz Krüger keine Berühmtheiten zeichnete — den erwähnten Friseur Warnecke und den Invaliden Beneke, die in der Mappe enthalten sind, rechne ich zu den Zelebritäten des alten Berlin —, interessieren seine Zeichnungen, weil sie uns etwas erzählen aus der guten alten gemütlichen Zeit. Ja, sie war auch eine gute Zeit, denn so zärtlich, wie sich das Weibchen dem Manne anschließt, wie auf dem ein Ehepärchen darstellenden Skizzenblatt, tut's heute keine Frau mehr. Wenigstens tut sie das nicht mehr auf der Straße. Kaum, daß sie es heute noch wagt, sich einzuhängen mit ihrer Rechten in den Arm des Gatten, aber gar noch, wie das Frauchen auf dem Bilde, hingebungsvoll die Linke obendrein dem Beschützer auf die Brust zu legen, nein, das war nur in der guten alten Zeit möglich! Möglich in dem gemütlichen Berlin von einst, so durch die Straßen zu schreiten in bauschigen Röcken, die einen guten Teil der Straßenbreite einnahmen, in weiten Pelerinen, hingebungsvoll Arm in Arm, als ob es außer sich und dem andern nichts auf der Welt gebe, als etwa noch das große Ereignis, die Parade, die zu sehen man so durch die Stadt eilt. O du glückliche, gute alte Zeit!

Auguste Crelinger mit ihren Töchtern Berta und Klara Stich

Die Erdbeerprinzeß

Ein Märchen

von

Willy Rath

I

Es war einmal ein jungjunger König. Einen Monat war es her, daß ihm sein Vater, der alte König, gestorben war. Und den ganzen Monat lang war mit schwarzer Feierlichkeit getrauert worden um den alten König. Darum konnte in dieser Frist nicht regiert werden, und also war es jetzund Zeit, daß mit dem Regieren wieder angefangen wurde.

Der jungjunge König hatte sich schon lang darauf gefreut; denn es dünkte ihn schön, oben auf dem Thron zu sitzen und ganz allein zu befehlen, auf daß nach seinem Willen alles geschehe oder aufhöre in den weiten Vatersreichen. Und weil er der Königssohn war, so wußte er, daß ihm und ihm allein verliehen war, richtig mit Macht zu regieren. Und er dachte es wohl noch viel besser zu können als sein Vater; denn der war ja schon lange alt gewesen, und manchmal war es geschehen, daß er einnickte auf dem hohen Thron.

An dem Tage nun, da der junge König zum erstenmal die goldenen Stufen hinaufsteigen sollte und anfangen mit der Königsarbeit, da erwachte er zu einer vorfrühen Stunde, wie noch nie in seinem Leben. Indem er die Augenlider aufschlug, sah er sein Schlafgemach voll von einem blauen Dämmern, und im Lindenbaum vor dem hohen Fenster schlug ein Vogel tief und volle Töne. Da wußte er, die Sommernacht war noch nicht ganz gewichen und der Vogel, das mußte die Nachtigall sein.

Aber er fühlte sich kein bißchen müde und sprang auf und wusch sich in seiner riesengroßen Marmorschale. Das Blau in der Luft ward unterdessen minder dunkel, draußen und auch im Gemach. Wie der König in seinem sommerseidenen Anzug war, hörte die Nachtigall auf zu schlagen, und ihn dünkte, daß es nun Tag sei oder dicht davor. Er trat ans Fenster und schaute aus, ob denn die Sonne schon aufgestanden sei.

Doch sah er sie nicht. Nur weit, weit hinten, wo der Himmel aufhörte, war ein dünner Scharlachschein, wie von einem fernen Brand; und der wuchs langsam herauf und glühte am Ende wie roter Wein. Davor aber war es wie ein kaum wellend Meer, grün in der Nähe, schwarz dahinter und zuletzt schon angerötet. Das waren die Wipfel von dem großen Wald.

Da faßte den König eine gewaltige Lust nach dem Wald. Er war auch nur selten dahineingekommen und noch niemals allein und erst recht nicht zu so lautlos früher Stunde.

Geschwind nahm er die Krone, die überm Bett an der Wand hing, und setzte sie auf und band sie unterm Kinn gut fest, weil er noch nicht so völlig gewohnt war, den Kopf stillzuhalten, wie ein König muß.

Im Schlosse schlief noch alles, da man von des alten Königs Zeiten her spät aufzuwachen pflegte. Leise ging der junge König durch das erste Gemach, wo die Junker träumten, und durch das zweite, wo die Diener schnarchten, und durch die Marmorhallen, wo die Hellebardiere von der letzten Wache stehend unter halbem Schlummer sachte vor- und rückwärts wiegten, die Fäuste hoch um ihre Waffe geballt.

Er entsann sich einer kleinen Eisenpforte, die ins Freie führte, und fand sie auch glücklich und ging hinaus in den lauen Morgen. Und über eine altersdüstere Brücke, die vor Holundersträuchen schwer zu sehen war, kam er in den taukühlen Wald.

Auf einmal, wie er so übers Moos schlenderte und spürte verwundert das vielfältige Duften, da hörte er aus dem Waldesinnern ein feines Singen herschweben. Und er staunte und ging gleich auf die Stelle zu. Als er merkte, daß seine Füße oftmals ein Zweiglein knackten oder tote braune Blätter zertraten, daß es trocken krachelte, da hub er die Knie behutsam und setzte die Fußspitzen nur auf weiche, dunkelgrüne Stellen. Das ermüdete ein wenig, weil er so zu schreiten nicht geübt war, doch hörte er das liebliche Singen immer stärker. Bald war er ganz nahe.

Vor ihm ragten Wildrosenbüsche mit unzähligen weißen und zartrötlichen Blüten als eine lustige Mauer. Und der jungjunge König wußte, nun brauchte er bloß ein paar Aestchen voneinander zu rücken, so konnte er erblicken, wer da sang. Denn alldort mußte eine Lichtung sein, und von der andern Seite kam gerade das Sonnenleuchten goldhell durch den hochgewölbten Wald.

Aber er fürchtete, die Stimme könnte einer häßlichen Frau gehören oder vielleicht einem schmutzigen Waldknaben, und das hätte ihn geärgert. So blieb er vor der Wildrosenhecke und lauschte. Das klang so süß und fröhlich, viel angenehmer als die

Die Familie Begas

Nach einem Gemälde von Karl Begas im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Nachtigallenweise. Ihm war, die Sonne selber sei in dem Gesang und alle Freude, die nur sein konnte, und die ganze Welt sei so jung wie er, der König, und so schön wie diese Stimme.

Da hielt es ihn doch zu guter Letzt nicht länger. Mit vieler Vorsicht bog er zwischen zweien von den Rosensträuchen ein Gäßlein und schaute neugierig hindurch. Erst sah er nichts als eine Helligkeit. Aber dann erkannte er etwas — und das war ganz herrlich.

Am Rand der Lichtung, unter graubraunen Buchensäulen, da standen vier Birkenbäume mit schlanken Stämmen, so licht wie Hermelin und Silber. Und mitten zwischen den vieren schwebte das Singende. Und was war es? Ein wunderschönes Mädchen.

Der jungjunge König sah ihre Augen, die waren groß und von einem rätselhaften Schein, wärmend und doch kühl dabei. ‚Als stündest du vor einer schwarzsamtenen Tiefe,‘ dachte er. Halb lose und wenig gelockt hing das Haar, bräunlich wie der Edelstein an dem königlichen Siegelring, doch spielte ein Glänzen darüber wie von Edelperlen oder von den vielerlei Lichttönen, die im Regenbogen sind. Ein milchweißes Gewand lag leicht um die ebenmäßige Gestalt. Die schien frei in der Luft zu ruhen; aber dann erkannte der König, daß sie von einem Netzwerk getragen wurde, das war aus spinnwebdünnen Schimmerfäden und war mit Seidensträhnen an die vier Birkenstämme geknüpft.

Mit zartem Anhauch regte der Morgenwind das Schwebenetz, also daß die Schöne ein weniges zu schaukeln schien, indessen sie sich das wundersam fröhliche Taglied sang, und die liebe Sonne ließ mählich immer höher hernieder ihre Lichtflecke durchs Gezweige zittern.

All dies deuchte den jungjungen König aus der Maßen köstlich, und er beschloß, er wolle sich und seine neue Majestät der Prinzessin offenbaren — denn das war sie sicherlich.

Im nämlichen Augenblick aber vernahm er aus der Ferne hinter sich den schwachen Nachhall vielen Hörnerrufens. Da besann er sich sogleich, daß dies wohl sein Hofstaat sei und sein Gesinde und daß sie gewiß in Sorgen ihn suchten, zumal er heute das Regieren anfangen mußte.

„Der König hat nicht Zeit, aber er wird wiederkehren,“ sprach er bei sich und blickte rasch noch einmal durch die Rosenhecke, dann ließ er die Aestlein langsam wieder zusammenschlagen und eilte auf den Zehen davon und hörte den Gesang verklingen. Mit seinem Zierdolch, den er an der Hüfte trug, kerbte er unterwegs Zeichen in viele Bäume, auf daß er den Fußpfad wiederfände.

Als nun der junge König endlich in des Schlosses Nähe heimkam, war eine große Freude unter seinen Leuten; denn die hatten sich's gar nicht deuten können, wie ihr Herr aus seinem Schlafgemach so ohne Spur verschwinden konnte. Er aber erzählte nichts.

Sondern er ließ sich den dicken Königsmantel um die Schultern hängen und stieg die Goldstufen hinauf zu dem Elfenbeinthron. Die Kanzler brachten vielerlei Menschen und Schriftrollen vor ihn, und er regierte den ganzen Tag. Und hatte viele Lust daran, und als es Abend ward, hörte er auf und war ganz zufrieden mit sich. Die Krone aber saß unangebunden auf seinem Haupte fest, als wär' er schon lange König.

II

In der ersten Frühe des nächsten Tages war er wiederum wach. Und sein erster Gedanke war die singende Prinzeß. Als er zum Ausgehen fertig stand, mit der Krone und dem Dolch, und wollte gerade die Klinke an der Tür aufdrücken, die ins Vorgemach führte, da hörte er, daß die Junker schon auf waren und tummelten sich mit dem Waschen.

Der König bedachte sich einen Augenblick. Dann ging er doch durchs Vorgemach und sprach im Gehen zu den halbangezogenen Junkern: „Guten Morgen! Habt ihr bisher so lang geschlafen, mögt ihr's auch heut. Legt euch nur wieder in die Better, bis daß ich zurück bin!“ Da mußten sie sich wieder hinlegen.

Derweile war er schon draußen im Dienerzimmer, und den Dienern, die heut bereits in den Livreen steckten, befahl er ein gleiches. Auch die Wachen waren diesmal munter. Wie der König kam, stampften sie die Hellebarden auf den Marmor, daß es donnerte, und wollten ihm folgen. Doch er hieß sie bleiben und ging hinaus und gelangte ohnbeschwerdet in den Wald.

Es mußte genau dieselbe Stunde sein wie des Tags zuvor, da stund der jungjunge König zum andernmal vor der Wildrosenhecke. Aber das Singen hatte er nicht wieder vernommen.

Mit Hast schob er die Aestlein auseinander — doch da war keine Prinzeß und keine andre Seele, auch das Schwebenetz nicht mehr zu gewahren, und die vier Birken standen wohl noch dort, allein sie sahen aus als wie gewöhnliche Werktagsbirken, nicht wie lebendig schlanke Säulen von Hermelin und Silber.

Jetzt ward der König aber böse; wiewohl er nicht recht wußte, wider wen? Mit seiner Dolchesschneide hieb er sich einen Gang durch die Rosen. Die wollten ihn auch heut bei weitem nicht wie gestern anmuten. Zu blaß waren ihm die Blütenblätter, die Kelche zu flach und leer und der Dornen vielzuviele, daran er sich gehörig riß und ritzte, bis daß er hindurchdrang.

Wie er auf der halb angesonnten Lichtung war, ward ihm müde und verdrießlich zumute, und er setzte sich mitten in das leichtbetaute Gras, Rates zu pflegen.

Da auf einmal, unvermutet gleichwie gestern, ertönte ihm das Singen und konnte nur aus geringer Weite kommen. Hurtig sprang er auf die Füße, doch er stockte, und verwundert lauschte er hinein in den Wald ... Das war doch nicht sein fröhlich Sonnenlied?

Tief und voll klang's nun, manchmal wie Nachtigallenschlag, nur dunkler noch und unendlich schmerzenreicher ... „trostlos,“ fühlte er, „so trostlos!“

Schwarztrüber Wolkenhimmel über grauen Lüften voll ewigen Regens ... Trauerzypressen, von weinenden Winden gezerrt, auf kahlem Felsgestade, und ein finster rollendes Meer, unabschaubar aufklagend ... und Nacht, veilchenblaue, hoffnungslose

Todesnacht: das alles und Unsagbares noch war dem jungjungen König in dem Gesang.

Ein unbekannter Schmerz stach ihn heiß in die Brust, daß es ihn schütterte durch und durch und spann sich vor seine Augen, daß er alles verschattet sah. Darüber stand in seinem Herzen ein Zorn auf und trieb ihn, daß er unverweilt waldeinwärts schritt, dem Liede nach, um mit der Prinzeß zu reden. Und ihn schierte nicht mehr, ob Aestlein knackten unter seinen Füßen.

Er mochte kaum hundert Schritte getan haben, da sah er die Singende wieder an einer ansteigenden Waldesstelle. Sie hatte ein dunkles Gewand um, das war wie ein Tuch mit langen Falten. Bis beinahe an die Knie stund sie inmitten einer Grube und hielt einen schwarzen Spaten und grub mit Kraft.

Wie sie den König nahen hörte, schaute sie empor und ließ ab zu singen und zu graben, und er blieb wie verwurzelt stehen.

Da ward ein Weilchen eine große Stille. Dann lächelte die Schöne und sagte: „Bist du der König?"

Nun fand er die Sprache wieder. „Ja," antwortete er mit Stolz, „ich bin der König und ich muß mit dir reden."

„Rede, König!" sprach sie freundlich.

„Wie heißest du, Prinzessin?" begann er.

„Ich trage viele Namen. Aber wenn du ein bißchen weise bist, brauch' ich ihrer keinen dir zu nennen."

Die Antwort wunderte ihn, und er wußte nicht gewiß, was er daraus machen sollte. Aber er ließ sich nichts anmerken. „Das wird sich weisen!" sprach er und spürte, daß er einen Scherz mit den Worten gemacht hatte, und war froh darob und fuhr fort: „Wer sind deine Eltern und wo ist deine Heimat?"

Da lächelte sie wieder ein weniges. „Die Eltern hab' ich nimmer gekannt. Aber mir träumte wohl, ich sei aus Gottes Stirn geboren oder aus seinem Herzen. Und zu Hause bin ich auf der Erden, aber ich glaube doch nicht immer, daß die Erde meine Heimat ist . . ."

„Willst du meiner spotten?" fragte der König mit drohender Miene; denn in Wahrheit war er noch nicht gar weise, weil er noch so jungjung war. „Sag mir nur grad heraus, was du schaffst allhier?"

Da sang sie: „Ich grabe. Ich grabe nach Wurzeln tief, nach Gold zu Geschmeide, nach Erz zu Waffen. Aber vielleicht auch gibt's nur ein Grab."

„Weswegen singst du heut so böse, traurige Sachen? Denn ich sage dir's, ich bin der König, und ich will's nicht leiden!"

„Böse sagst du zu meinem Lied? Ei, jungjunger König, so weißt du nicht, was eines Tages du wissen mußt und wissen wirst! Ich will dir's jetzund sagen, zu deinem Guten." Und was sie nun sprach, war wie Musik, aber sie sprach es ganz schlicht: „Zwiefach ist alles. Der Tag führt hintennach die Nacht, und die Jugend das Alter, und der Sommer den Winter, und das Leben den Tod, und das Glück führt das Leid. Du aber kennst erst das laute Glück und kennst noch nicht das Leid. Doch ich weiß beides, und gestern sang ich das Glück, und was ich heute sang, das war das Leid. Denn ich war zur Nacht im Menschenland, davon bring' ich allemal so viel Leides mit, o junger Menschenkönig, daß es gar stark singt aus mir."

„Das aber verbiet' ich dir," rief er. „Und ich bin der König. Ich weiß dein Leid nicht, und ich will es nicht wissen. Es ist fremd und tut weh und macht einem das Herze alt. Aber was du gestern sangst, wo die Sonne drin war und alle Freude, die nur sein kann, das war aus der Maßen schön. Und das sollst du hinfür alle meine Tage mir singen, und darum mußt du mit mir gehen, auf der Stelle. Das befehl' ich dir."

Da trat sie vor die Grube und stand aufgerichtet, die Rechte auf den Spaten gelegt, und schüttelte ruhig das Haupt. Kein Mädchen, keine Menschenprinzeß schien sie, sondern ein hohes Weib nichtsterblicher Art.

Der König erschrak und trat einen Schritt zurück. „Wie viele Male vermagst du dich zu wandeln?" rief er. „Nun gleichst du ganz der Dichtergöttin Pallas mit dem Helm und der Lanze. Aber die ist lange tot! — Doch halt einmal: sagtest du nicht auch, nach Erz für Waffen gräbst du? Und wissen sollte, wer weise, deinen Namen? Willst du mir eingaukeln vielleicht, daß du Pallas Athene seist?"

„Du sorgst dich um Namen, König, nicht ich." Und wieder mit ihrem seltsamen Lächeln, das ihn umwirrte, redete sie langsam: „Allüberall ist Wandlung. Das Wassertröpflein wandelt sich in Tau, in Nebel und Wolke und Hagel, und ist doch immer das Tröpflein Wasser. So auch könnte am End' deine Pallas sich wandeln und sterben und wiedergeboren immer anders erscheinen immer andern Geschlechtern. Aber dies zu ergründen überlaß lieber den Gelahrten. Sieh du Frau Pallas in mir oder Frau Andacht oder Prinzessin Kunst — oder sieh nichts in mir als ein singend Weib im Wald — doch eines, dem du nimmer zu befehlen hast!"

„Ich — dir hätt' ich nicht zu befehlen? Der ich der Alleroberste der Menschen bin und alles kann, was ich wollen will!" Denn er hatte den Schrecken bewältigt und glaubte schon nicht mehr, daß sie anders sei denn sterblich.

„Alles kannst du? Ei, so wärst du ja der liebe Gott selber!"

„In meinen Reichen, mein' ich, kann ich alles. Und dieser Wald gehört mir zu."

Da lachte sie in hellem Wohllaut auf. „Wenig," rief sie, „vermagst du über den Wald. Und ich gehe nicht mit dir."

„Alles!" rief er erbost dagegen. „Ich will dich's lehren. Alles kann ich über den Wald und was darinnen ist!"

„Wo du das mir beweisen könntest, so wollte ich freiwillig dir folgen. Aber gezwungen nie!"

Da dachte er sie bei der Hand zu fassen und fortzuführen wider ihren Willen, doch sie war als wie von einem unsichtbaren Panzer umschlossen. Wie sehr er sich mühte, daß alle Adern schwollen — er vermochte nicht, sie nur zu berühren. „Zauberei!" schrie er auf. „Eine Hexe bist du!"

Sie stund in holder Ruhe und blickte auf den Waldesboden, der war voller Erdbeerbüschlein mit

rotreifen Früchten, und sprach: „In meines Willens Reich, du siehst es, kannst du nichts. Zeige mir wenigstens, daß du alles kannst in diesem Walde, den du dein nennst! Eine Tat will ich dir stellen: sammle alle Erdbeerfrüchte in dem Waldesumkreis! Und wenn du alle triffst und übersahst nicht eine einzige, so will ich deine Macht glauben und mit dir zu Hofe ziehen und will dir allstündlich das Glückslied singen."

„Ist's weiter nichts, so bist du mein!" sprach er rasch. Also hatte er sich's in den Sinn gesetzt, er müsse und müsse ihr obsiegen. „Nur muß mir erlaubt sein, mir, dem König, daß ich unter meinen Willen andre Hände tue."

„Das sei! Aber nicht eine Beere darf versehen sein!"

„Ho — die Wette gewinn' ich!" rief er, „und dich dabei! Schwöre mir, daß du morgen, nein: daß du heut zur dritten Stunde des Nachmittags meiner wartest bei den vier Birken!"

„Ich schwöre. Bei der Frau Pallas schwör' ich's: ich bin zur Stätte."

„Wohl, wohl — wir sehen uns wieder." Damit lief er in solchem Hasten von dannen heimwärts, daß er im Laufen die Krone festhalten mußte mit beiden Händen.

Und die Hohe lächelte. Danach sang sie sich eine neue Weise, die war gemischt aus Sonne und Nacht.

III

Es hatte aber der jungjunge König trutziglich seinen Plan gemacht. Und kaum, daß er daheim im Schlosse war, so rief er die Diener und die Junker aus ihren Betten und ließ die Forstobersten holen und die Oberhofgärtner und die obersten Räte der Reichsvermessung und den Kanzler des Kriegs und den Stadtobersten und dazu den Polizeikanzler. Die sollten in einem Augenblick insgesamt im Thronsaal sein.

Da kamen die Berufenen eilends herbei. Etliche keuchten vor Alter und ehrenreicher Leibesschwere. Indessen waren alle höchst begierig, den Grund so dringlicher Verfügung zu wissen. Und es meinten die einen, irgendein furchtbar Unheil stünde vor den Toren, die andern hingegen mutmaßten ein sonderliches Ordensfest.

Aber der König ließ sich den dicken Regierungsmantel um die Schultern hängen und stieg die goldenen Stufen hinauf zum elfenbeinernen Thron, setzte sich nieder und sprach:

„Guten Morgen, Getreue! Und merket wohl auf Unsre königlichen Worte, denn alles muß sofort und eifervollst genau befolget sein. Bei Unserm Zorn! — Den großen Wald da draußen kennt ihr. Den teilet ihr Uns gleich, ihr Räte von der Reichsvermessung, in hundert, nein: in tausend Bezirke ein, alle von einer Größe. Du, Kanzler des Krieges, schaffst zehntausend Soldaten zum Wald, ohne Waffen. Ihr Forstobersten müßt fünftausend Förster stellen und ihr Oberhofgartenmeister fünftausend Gärtner, können auch Treiber und Bauern beisein. Du, Polizeikanzler, nimmst alle Polizeidiener, Büttel, Landreiter, Schullehrer, Gerichtsdiener, Zöllner samt Unsern Schloßdienern, Stallknechten, Hofschreibern, Dienstmägden, bis daß es zwanzigtausend sind, wohlgezählt! Dann macht es vierzigtausend allzumal und vierzig Menschen auf jedes kleine Waldbezirklein. Du aber, Oberster Unsrer Hauptstadt, heißest die Bürger vierzigtausend Körblein vor den Wald tragen und tausend große Körbe. Und ihr Obersten ordnet jegliches sogleich mit den Räten von der Reichsvermessung, wie alles soll verteilet werden, und stehet Mir mit euern Köpfen für saubere Arbeit. Denn Wir beschließen, befehlen und verordnen hiermit aus sonderbar geheimen und wohlerwogenen Gründen: Es soll in Unserm obgenannten Walde die wohlbekannte Frucht, Erdbeere zubenannt, die soll abgepflücket werden ganz und gar, auf daß auch nicht eine einzige stehenbleibe! Und was in jedem Waldestausendstel gesammelt ist, das werde unverzüglich auf die Lichtung mit den vier Birken gebracht, wohin Wir höchstselber Uns begeben werden. Tausend Junker und Ritter aber sollen sorgsam Nachlese halten, jeder in einem Bezirklein! Und wer da noch eine Erdbeere findet, derselbe soll mit einem höheren Rang belohnt werden. Zwei Stunden nach Mittag muß alles besorgt und vollführet sein. Und ist es nach Unserm Wunsch und Weisung geschehen, also daß nicht eine einzige Erdbeere mehr kann gefunden werden, so mag es leicht sein, Wir spenden alle die Beeren denen, die sie gesammelt haben, auch Wein und Zuckerhüte reichlich, wovon zur Nacht ein Riesenwürzefrischtrunk bereitet werde. Wo aber nicht, so sind die Beeren für die Füchse, und der Schuldige wird gehenkt. Nun denn, eilet nur, Getreue, fliegt aus, sendet Boten, nehmt Roß und Wagen — auf daß nicht ein Augenzuck versäumet sei! Guten Morgen, und fort!"

Und somit ging der König zu seinem Frühstück.

Da gab es nun einen Aufbruch und ein Gewimmel ohnegleichen im Saal und im Schloßumfang und dann in der Hauptstadt und rings drum herum und endlich im großen Walde.

Und wie das allgemeine Erdbeersammeln anhub, da ritt der König selber Galopp um den Wald und durch den Wald, soviel er konnte, und schaute hierauf zu Fuße allenthalb nach der Arbeit und sah, daß alles eifervollst genau vollzogen ward.

In ordentlichen Reihen, vorgebogen, mit Körbchen kunterbunt, äugten die tausendmal Vierzig den Waldesboden ab und lugten unter alle Kräuter, dieweil die reiferen Beeren gern sich erdwärts bergen, und ließ keiner ein Beerlein stehen, das er gewahrte, mochte es purpurrot sein und wohlduftreich oder halbwüchsig weiß oder nur erst ein grünes Knöpflein.

Manch einer konnte sich den Mund nicht verhalten und ließ wohl ab und an ein paar der lieblichsten auf der Zunge zergehen. Desohngeachtet aber füllte sich manch Körblein, und kaum eines verblieb völlig leer, und etliche Bezirklein brachten mehr denn einen großen Korb voll zusammen. Und daher, wiewohl nicht alle Waschkörbe gestrichen voll wurden, denn kein gemeines Gewächs ist die Erdbeere, so stund zuguterallerletzt ein Dutzend stattlicher Türme aus eitel Erdbeeren rotleuchtend auf der Lichtung bei den vier Birken.

Es war noch ein weniges, bevor die zweite Nachmittagsstunde verstrichen war, da kam der Korb von denen, die am weitesten hatten, und kamen die

letzten Großen und Obersten und kündeten, gleichwie die früher Dagewesenen, daß in allen Waldestausendsteln gewiß und wahrhaftig nicht ein Stengel mehr von einer Erdbeere zu spüren sei.

Da war es der jungjunge König höchlich zufrieden, sagte geziemenden Dank und befahl den Würzefrischtrunk vorzurüsten, ihn selber aber jetzund allein zu lassen und das Waldreich zu räumen von allem Volk.

IV

Voller Ungeduld harrte er der Prinzessin. Es hatte ihn gewundert, daß niemand von ihr sprach und sie nicht aufgestört schien in irgendeinem Bezirklein von so vielem Lärmen. Doch er dachte nach einigem Grübeln: ‚Sie wird sich wiederum einer Verwandlung bedient haben.‘

Das wunderstarke Duften also zahlloser Erdbeeren zog aber viele Bienen an. Darum ging der König von der Lichtung in den Schatten hinüber und lehnte sich an eine Birke und legte die Arme übereinander. Und nun, da er die Prinzessin besiegt wußte, so tat sie ihm schier ein wenig leid, und er fühlte groß Verlangen nach ihrer süßen Stimme.

Verschlafen lag die Waldwiese in der sommerlichen Mittagsglut, und in den Beerenduft mengte sich ein feinbrenzliger Holzgeruch, der wehte warm von den Stämmen in der Runde, die mit regungslosen Laubkronen standen, und kamen dem König vor wie Riesenmänner, die wortkarg und gutmütig sind und warten wohl auf etwas sehr Entferntes.

Da fiel auch ihm das Warten nicht mehr so schwer. Am moosigen Boden nahm er einen güldenen Käfer wahr und noch einen, der war braun, und fleißige Ameisen und ander Kleingetier. Farbige Falter und eine silberig beschwingte Libelle sah er in kurzen Flügen die Luft durchtändeln. Vogelgezwitscher hüpfte je und je an sein Ohr. Ueberall war Leben, davon dem Königsjüngling nie gesagt war. Und darüber ein Stück Himmelsweite, sattblau strahlend ... Von alledem zog ein heimlich Wehen wie Daseinsübermacht über ihn hin und schloß ihm, auf einen Atemzug, die Lider.

Als er sie wieder öffnete, lehnte ihm gegenüber an der drüberen Birke eine helle Gestalt: die Prinzessin, im milchweißen Gewand, wie er sie zuerst in dem Schwebenetz geschaut. Doch in dem tiefen Blick, wenngleich sie ganz leise zu lächeln schien, erkannte er nun die hohe Frau mit dem Grabscheit wieder. Ein Sternenkranz von Erdbeerblüten lag in ihrem braunen Haar, in den Händen aber hielt sie einen Strauß von dunkelroten Walderdbeeren.

„Erdbeerprinzeß!“ rief der junge König und lachte. „Du falsche Erdbeerprinzeß! In der Frühe hast du den Strauß gesammelt und willst mich necken! Denn siehe hier die zwölf Türme von eitel Beeren: dies ist alles, alles, was ihrer der große Wald besaß. Dem König mußt' er es geben, bis nicht eine einzige ihm blieb!“ Siegerhaft wies er auf die rotleuchtenden Mengen und trat nahe zu ihr hinüber.

Aber sie schüttelte das Haupt, sanft spottend, und hielt ihren Waldstrauß ihm entgegen. „Du irrst, König,“ sprach sie; „diese hier pflückte ich eben im Kommen.“

Da ergrimmte er. „So bist du wirklich falsch und denkst mich zu narren! Und hast es doch geschworen — und darum mußt du nun mit mir!“

Sie klatschte in die Hände, das war ihre Antwort. Denn alsbald kam eine schneeweiße Taube geflogen, die trug im Schnabel ein grünes Stengelein, und daran war eine vollreife Erdbeere. Die ließ sie dem König gerade in den Mund fallen, sintemal er den ein wenig aufgetan hatte vor Erstaunen.

Doch er spuckte sie fort und schlug nach der Taube, daß sie schleunig davonschoß, und er schrie: „So ist es doch Zauberei, all was du treibst, und bist eine wahre Hexe! Hexen aber müssen verbrannt werden, zumal wenn sie mit Satans Hilfe sich also lieblich gehaben —“

„Ruhig, jungjunger König,“ sprach sie mit Güte und legte ihm die Hand auf die Stirn als wie einem kranken Kinde. Und gleich ward er ein bißchen minder wild. „Du weißt doch, keine Hexen- und Teufelskunst vermag der Erde Gewalt zu tun, daß sie Dinge hervorbringe wider die Natur. Und auch keine Menschenkünste! Wohl mögen deine Gärtner aus überfütterten Beeten größere Früchte treiben und frühere in überhitzter Luft. Kostest du aber solch einer gemästeten Erdbeere trügende Fülle, so ist in dem gedunsenen Rund nicht so viel unbegreifliche Würze, wie in der kleinsten Waldeserdbeere viertem Teil. Drum, so meine ich, wo wir nun beide durch die Waldung gingen, Hand an Hand, und ich wiese dir, daß da noch von den Beeren wüchsen, kleine, duftschwere, am freien Waldesboden, alsobald müßtest du mir wohl glauben und deiner Mächtigkeit Grenzen einsehen.“

„Gut,“ sagte er, „laß uns gehen.“ Denn er wollte ein gerechter König sein. Jedoch ihm fing an dumpf und ungewiß im Gemüt zu werden.

Also wanderten sie Hand an Hand in das große grüne Reich. Die Prinzeß aber, so schien es, hatte sich vorgesetzt, daß es keine geringe Wanderung werden sollte.

Wie sie eine Weile durch Baum und Busch gedrungen waren, hielt sie an und deutete niederwärts: da rötelte was aus dem Dunkelgrün der mancherlei Kräuter hervor, und als er zusah, konnte er nicht anders sagen, als daß es rechte und schöne Erdbeeren waren.

Und er zürnte mit sich selber und sprach: „Man soll sich mit Weibern nicht einlassen aufs Wetten! Zwar meine Macht ist unbeschadet; der größeste König mag etliche faule Knechte haben. Und deine dummen Beeren sind gar nicht würdig meiner Königsmacht. Doch die Wette, die hast du gewonnen, und sonach will ich umkehren und will dich nie mehr sehen.“

Aber da hielt sie seine Hand, die sich lösen wollte, und antwortete ihm: „Mit nichten, mein König. Du bist noch allzuwenig bekehrt. Stärker muß ich dir's verinnern, daß dies nicht Zufall ist und deine Leute nicht schlecht sind übers Maß und daß Dummheit nicht in den Beeren steckt.“

Unter diesen Worten schritt sie fürbaß, rasch und immer rascher, und er, an ihrer Hand, fühlte keine Kraft zur Umkehr. Nun ging es über Ast und Wurzelstock, hügelauf, hügelab, durch verdeckte Gräben, durch störrisch Gezweig, daß sie jedem

Ungarische Bäuerin

Nach einem Gemälde von Franz Paczka

Schritt erst Bahn brechen mußten, und über Bäche und Felshänge und durch Weißdornhecken. Und immer von Zeit zu Zeit offenbarte sich ein lachend Erdbeerplätzchen. Die Führerin kannte kein Ermüden noch Erbarmen. Und so oft er seufzte oder heimzukehren begehrte, mit brennenden Sohlen, von Schweiß überronnen, mit zerfetztem Seidenwams und geritzter Wange, so oft erzählte sie ihm ein Menschenmühsal aus seinen Reichen, ein grausam hartes, jeweils ein andres, fruchtbringend oder ewig glücklos; das sei viel bitterer als seine Wanderbeschwer.

Er spürte aber in seinem Herzen, daß sie geklärte Wahrheit erzählte, und wollte nicht feige sein, schwächer nicht im Tragen als Untertanen oder als diese Prinzeß. So rannte er weiter und weiter mit und ächzte nur verhohlen bei jedem neuen Halt und Mühsalberichte, und barg die hemmende Krone heimlich im Säckel und fühlte sich matter gehetzt, Leib wie Seele, mit jedem Fußbreit voran.

Zuletzt, da wieder ein Steilhang erklommen war und ein winzig Rasenrund lag zu der beiden Füßen, buchenbuschumschlossen und mit Erdbeeren im Schattenbeginn, da meisterte er sich nicht fürder. „Todkrankmüde bin ich," stöhnte er und ließ sich niederfallen, raffte von den schimmernden Beeren, seinen verschmachtenden Mund zu frischen, und wollte nicht wieder aufstehen.

Die Prinzeß hielt den entwölkten Blick auf ihn und schwieg. Nach einer Zeit fragte sie mit ihrer vielberedten Milde: „Soll ich dir jetzt das Sonnenlied singen?"

„Nein, nein!" wehrte er und stöhnte wieder. „Nun taugt es mir nicht mehr! Du hast mir das Freuen vergiftet. Aber ich kann dich nicht mehr schelten drum; so hat das Fremde schon, das fremde Wissen mein Herze angefressen ... daß es nur nach mehr Leidwissen verlangt. Doch was soll ein solcher auf dem Königsthron? Ein Ohnmächtiger, der Leid sieht und Grenzen überall? Und weiß es gründlich, daß er schwächer ist denn der Erde kleinste Laune! — O, wär' ich, was mein Vater jetzund ist, oder hätt' nimmer dein Singen vernommen!"

Da kam eine herzenswarme Kraft in ihr Antlitz und in ihre Stimme, derweile sie sprach: „Noch einmal irrst du, mein lieber König. Nicht vergiftet ist dir das Freuen — gewandelt bloß, umgefärbt! Nur weise Könige erleben solche Ohnmacht; nur weil sie die erlebten, wurden sie weise. Denn aller Mächte machtvollste heißt: Verstehen. Besser ein wund' und reiches Herz als ein heiles, lautes, das leer ist. Und ist nicht jeder ein König, so er sein Leben zu regieren weiß? Und also ein jeglicher, ob er Länder beherrsche oder des eignen Innern weitgrenzige Reiche, ein jeglicher, der das große Verstehen erwirbt, der wird ein Weiser. Weise aber ist gütig und stark in einem und ist die Wurzel fruchtbarer Tat."

„... Du hast mich zerknirscht bis zur weinenden Wut," sprach er leise. „Und doch ist mir nicht wehe, nicht sehr ... Einen Wunsch heg' ich, Prinzessin."

„Sag ihn, mein Freund!" Und sie setzte sich auf einen Baumstumpf zu seinen Häupten.

„Bitten will ich dich abermals, daß du mit mir kommst für alle Zeit und singst mir, so oft mich danach verlangt. Denn ich merke wohl, die du zum Leben mich hinsingst, du allein singst mich darüber empor. Geehrt sollst du sein wie keiner und keine —"

„Das geht nicht an, mein Freund. Wer meines Sangs genießen will, muß ihn allzeit sich verdienen — sei's nur durch einen Morgengang in mein Reich — mit keinem andern Denken als an mich!"

„Wo liegt dein Reich? Hinter dem Wald?"

„Mein Reich? Im Freien liegt es! Such du mich nur, ins Freie wandernd, im Walde oder hinterm Wald — ich werde dir nicht stumm sein. Viele Lieder vieler Arten weiß ich noch."

Da richtete er sich jählings zur Hälfte auf. „Sing mir jetzt und sing mir das Hohelied vom Leid!" flehte er.

Sie nickte Gewährung. Ganz schwach, als wie flüsternd mit sich, begann sie: von weinenden Winden und düster aufklagendem Meer und traurigem Lieben. Und anschwellend, stark und stärker durchwogt, trieb der Sang wie unsichtbarer Strom, Schicksale tragend wie stolze Schiffe: Heldenkampf und Heldenfall, unendliche Treue und ekeln Verrat und nackenkrümmende Niedrigkeit und zehrendes Gottverlangen und dunkles Göttersterben und die süße, veilchenblaue, hoffnungslose Todesnacht ...

Tief und voll ergoß sich das Lied, manchmal wohl wie Nachtigallenschlag, nur unsagbar schmerzesgrößer —

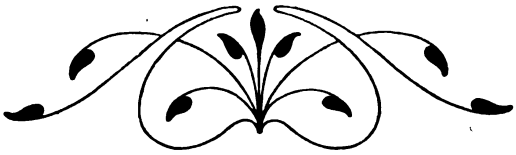
Doch nicht mehr trostlos dem Jüngling-König!

Erschauernd lag er, den Arm über den Augen, seltsam selig erschauernd. Mit sanftem Kummer hörte er die Zauberflut mählich verrauschen, verhallen. Und als nun ein Kuß seine Stirn grüßte, da fühlte er zum erstenmal das reine Glück.

Er ahnte wohl, mit diesem Kuß war die Hohe geschieden. Aber er wußte, er durfte sie wieder hören, und war geruhig in seiner Seele. Noch lag er eine Zeit in dem Waldesschweigen, dem geheimnisvoll redenden, und dachte sein Leben neu, zurück und voraus, und fühlte es nicht mehr federleicht, doch tiefe Freuden bewahrend.

Dann erhub er sich in aller jungen Kraft, und da er suchend sich heimwärts wandte, tat das dichte Gebüsch sich freundlich vor ihm auf und schlug hinter ihm zusammen.

Und so fand der jungjunge König seinen Weg.



Schmalspurbahn zur Holzabfuhr in den Wäldern von Wisconsin

Die Waldungen der Vereinigten Staaten

Von

Walter V. Woehlke, Los Angeles

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer ist der reichste Mann der Welt? Verschiedene Zeitschriften in den Vereinigten Staaten sind abermals mit der Lösung dieser schwierigen Frage beschäftigt, und merkwürdigerweise wird jetzt dem Petroleumfürsten Rockefeller, dessen Vermögen auf drei bis vier Milliarden Mark geschätzt wird, der Krösusrang bestritten. Mehrere Fachleute behaupten, daß Rockefeller, dessen Einnahme sich seinen eignen Aussagen nach auf vier und eine halbe Million Mark pro Woche beläuft, wohl der glückliche Besitzer des größten Einkommens der Welt sei, daß sein Vermögen aber von dem eines andern Kapitalisten übertroffen würde.

Diesen Autoritäten zufolge hat nicht Amerika, sondern Deutschland die Ehre, den Dollarherrscher des Jahrhunderts hervorgebracht zu haben. Dem allgemeinen Publikum war dieser moderne Midas vollkommen unbekannt, obwohl er lange Jahre als der reichste Mann des Staates Minnesota betrachtet war, bis die Journalisten den Strahl ihres Scheinwerfers auf ihn richteten. Dieser Nebenbuhler Rockefellers ist Friedrich Weyerhäuser, ein Badener von Geburt, dessen bescheidenes Heim sich in der Stadt St. Paul befindet. Trotz seinem Riesenvermögen lebt er schlicht und einfach wie ein Kleinbürger, benutzt die Straßenbahn statt seiner Kutsche und hält seinen Namen aus den Zeitungen fern. Seine Bescheidenheit geht so weit, daß er gelegentlich der Schillerfeier vor mehreren Jahren erst nach langem Drängen einwilligte, sein Scherflein für den Bau eines Schillerdenkmals in St. Paul beizusteuern, und dann gab er nur ein Viertel des nötigen Betrages von 20000 Dollar, wahrscheinlich um die Geber kleinerer Summen nicht zu beschämen.

Weyerhäuser ist der unbestrittene „König des Waldes" der Vereinigten Staaten. Kolossale Forsten, die sich von dem Gebiet der Großen Seen über die Felsengebirge und die Küste des Stillen Ozeans entlang von Kalifornien bis nach Kanada erstrecken, nennt er sein Eigen. Urwälder, in die nur selten ein Jäger oder Trapper eindringt, gehören ihm. Das Waldland, dessen Besitzes sich dieser bescheidene Graubart erfreut, kommt an Größe vielleicht dem Flächeninhalt des Königreichs Preußen gleich, und seine Sägmühlen, deren hungriger Stahl jahraus, jahrein tiefer in das Herz der Wildnis schneidet, könnten den gesamten Holzbedarf Deutschlands decken.

Als der junge Weyerhäuser, der damals nich so überreich mit den Gütern dieser Welt gesegnet war wie heute, vor fünfzig Jahren seine Schritte nach dem Lande der Freiheit lenkte, bildete das grüne Meer, das sich über einen großen Teil der fruchtbaren Ebene im Mississippital vom Mexikanischen Meerbusen fast bis an den Polarkreis in Kanada erstreckte, noch ein Hindernis für die schnelle Entwicklung des Gebietes. Der Ansiedler, der sich auf dem Lande niederließ, konnte nur einen Teil des Baumstandes für seine Hütte, Stall und Zäune verwenden; den Rest der Bäume tötete er ab, indem er rings um den Stamm die Rinde entfernte und später das trockene Holz anzündete, um Raum für seine Saaten zu gewinnen. Die

Verschwendung des Holzes und das Schicksal der Waldungen, die vernichtet wurden, bereitete niemand Kopfschmerzen. In dem Reichtumstaumel der jungen Nation, der ein ganzer, fast unberührter Kontinent zur Verfügung stand, wurde der Vorrat für unerschöpflich gehalten, und je schneller wogende Getreidefelder, aus denen schwarzgebrannte Baumstümpfe emporragten, erschienen, desto besser gefiel es der Regierung, die ihren Urwald so schnell wie möglich loswerden wollte.

Damals, als Weyerhäuser soeben seinen Fuß auf die erste Staffel seiner Reichtumsleiter gesetzt hatte, als jedermann im Mittelwesten sich noch seine Bretter und Möbel mit seiner eignen Axt fabrizierte, war die Bauholzindustrie der Vereinigten Staaten noch in ihren Kinderschuhen. Erst als die Menschenwellen sich über den fetten, schwarzen, holzarmen Boden der Prärien ergossen, als die Schienenstränge das mannshohe Gras nach allen Richtungen durchquerten, erreichte das Waldland seiner Bäume wegen einen gewissen Wert und entstand die Industrie, die heute die viertgrößte des Landes ist, deren Produkte im letzten Jahre einen Wert von fünf Milliarden Mark erreichten, der es in der kurzen Spanne von vier Jahrzehnten gelang, fast den gesamten Urwald eines Kontinentes durch ihre Raubmethoden zu vernichten, um einige tausend Personen in den Besitz von Riesenvermögen zu versetzen.

Die Laubholzwälder, welche die Bergzüge im Osten bedeckten, waren die ersten, die der Axt zum Opfer fielen, doch reichten sie nicht aus, um das Baumaterial für alle die neuen Städte, die wie Pilze aus der Prärie emporschossen, zu liefern, so daß die Holzfäller ihre Augen auf das Gebiet um den Superior- und das obere Ende des Michigan-Sees richteten, wo sich Nadelholzurwälder auf tausend Kilometer in die Länge und Breite erstreckten. In diese grüne, von düsteren Fichten, Kiefern und Tannen bewachsene Wildnis, in der Sumpf, Sand und Felsen mit fruchtbarem Boden abwechseln, drang die kühne Schar ein. Auf Tausenden von Quadratmeilen krachten die hundertjährigen Stämme nieder, doch so schier unerschöpflich war der Vorrat, daß heute, nach einer dreißigjährigen vandalischen Raubwirtschaft, der kein Baum entging, dieses Gebiet noch immer den größten Teil des Bauholzes der Union liefert. Und noch sind weite Strecken des Urwaldes hoch im Norden vorhanden, die der Axt harren. Noch immer haben die Eisenbahnen nicht den Urwald bezwungen und seine wilde Bevölkerung ausgerottet. Noch heute herrschen dieselben Methoden der Abholzung vor wie vor dreißig Jahren; noch immer schwingt der echte, typische Hinterwäldler, der „lumber jack“, in dieser Region seine unfehlbare Axt, doch wird es nicht lange dauern, bis auch er dem nüchternen Pflug Platz gemacht hat.

Im Mai jeden Jahres, wenn der Schnee soeben geschmolzen ist, machen sich von Duluth, Marquette, Saginaw und andern Städten an den Großen Seen die Vorläufer der Holzfäller, die Waldläufer, auf den Weg in die Nadelforsten. Mit ihren Vorräten auf dem Rücken, mit einer schweren Wolldecke als Bett, mit Axt, Messer und Büchse dringen sie furchtlos in das pfadlose Fichtengewirr, in dem sie oft monatelang keinen Menschen sehen. Hirsche, Elentiere, Waldhühner und Hasen liefern ihnen trotz der Wildschutzgesetze das nötige frische Fleisch, und ihr hochentwickelter Ortssinn führt sie auf dem geraden Wege zwischen den

Schlitten, 24000 Fuß Bauholz tragend; im Hintergrunde Holzfällerlager

Holzfällerlager im nördlichen Michigan

Sümpfen hindurch nach den Ansiedlungen zurück, während ein Neuling sich am ersten Tage verirren würde.

Im Herbst statten die Waldläufer den großen Holzgesellschaften Bericht über ihre im Sommer gesammelte Information ab. Ihr Urteil über die Quantität und Qualität der Bäume auf einem bestimmten Landstrich, über ihr Alter und über den besten Weg, auf dem die Stämme nach den Sägemühlen geschafft werden können, ist für die Operationen des Winters maßgebend. Sobald das abzuholzende Gebiet ausgewählt ist, werden die Holzfäller, die „lumber jacks", angeworben, deren Fertigkeit mit der Axt ans Unglaubliche grenzt. Mitte November, wenn Eis und Schnee die Sümpfe des Urwaldes gangbar gemacht haben, geht es hinein in die stillen Fichten. Auf dem von dem Waldläufer ausgesuchten Lagerplatze steigen die Blockhäuser in wenigen Tagen empor. Ein langes Gebäude mit übereinander gebauten Bettstellen an beiden Seiten dient den Holzfällern als Schlaf- und Speisezimmer, während der immer Krakehl machende Koch sein Wesen in einem Anbau treibt. Für den Superintendenten, den Vermesser und die sonstigen Höhergestellten werden separate kleine Hütten errichtet, und ein warmer Stall schützt die Pferde gegen die grimmige Kälte.

Morgens um vier Uhr meldet der fluchende Koch, daß das Frühstück fertig sei, das in Hast verschlungen wird. Während die Sterne noch klar und kalt am Himmel funkeln, zerstreuen sich die Leute im einsamen, grünweißen Walde. Oft müssen sie meilenweit durch den tiefen Schnee waten, ehe sie an den Arbeitsplatz kommen, wo sie bis Sonnenuntergang die Bäume fällen, sie ihrer Krone und Zweige berauben und die Stämme in drei Meter lange Stücke zersägen. Das Mittagsmahl wird ihnen von dem Koch und seinem Gehilfen in einem Wagen gebracht und an Ort und Stelle verzehrt, damit keine Minute der kostbaren Zeit verloren geht, denn ehe das Tauwetter eintritt, müssen die Stämme am Ufer des Baches liegen, der sie der Sägemühle zutragen soll. Es ist dunkel und das langgezogene Geheul der Wölfe schallt aus der Ferne, wenn die Leute zum Abendessen zurückkehren. Der Appetit, den sie mitbringen, kennt keine Grenzen, und der Arbeitgeber sorgt, daß dieser Appetit vollauf befriedigt wird. Jeden Tag gibt es Suppe, mindestens eine Sorte Braten, Kartoffeln, zwei eingemachte Gemüse, kondensierte Milch in großen Näpfen, Kaffee, Pfannkuchen, Zuckerahornsirup, Obstpasteten, Gurken, Speck, Bohnen, eingemachte Früchte und Beeren. Sogar allerhand Kuchen und Feinbrot muß der Koch den Leuten liefern, um sie in guter Laune zu halten. Hirschfleisch ist leicht zu erhalten, da die Tiere in Herden von Dutzenden sich sogenannte Höfe bauen, in denen sie den Schnee zu einem festen Boden zusammentrampeln, um den Angriffen der Wölfe, denen sie im tiefen Schnee leicht zum Opfer fallen, Widerstand leisten zu können. Hin und wieder bringt ein Bär, dessen hohler Baum gefällt wird, Abwechslung in das ohnehin schon reichhaltige Menü, doch ist Whisky streng verpönt. Sobald diesen kraftstrotzenden, furchtlosen Söhnen des Waldes der Schnaps in den Kopf steigt, bricht

Zank und Streit unter ihnen aus, so daß gewöhnlich ihrer mehrere durch Axt-, Messer- oder Kugelwunden arbeitsunfähig gemacht werden. Wenn sich in einem „outfit“ besonders streitsüchtige Holzfäller befinden, die meistens die besten Arbeiter und stolz auf ihre Kraft sind, werden sämtliche Mahlzeiten schweigend eingenommen, um keinen Anlaß für eine Messeraffäre zu geben.

Je schärfer der Nordwind durch die klingenden Fichten heult, je tiefer das Thermometer sinkt — oft zeigt es 40° C unter Null an —, desto größer die Freude des Superintendenten. Wenn der scharfe Knall der unter ihrer Schneelast brechenden Aeste weithin hörbar ist, wenn die hungrigen, abgemagerten Wölfe in der nächsten Umgebung des Lagers heulen, wenn den Leuten Nase, Ohren, Hände und Füße erfrieren, dann reibt er sich vergnügt die Hände, denn er hat Kälte und Schnee nötig, um seine Stämme an die Wasserläufe zu schaffen, die sie nach den Sägemühlen tragen. Der Schnee, über den mehrere Nächte Wasser gegossen wird, friert zu einer Eisbahn, auf der die Schlitten Riesenlasten von Stämmen aus dem Wald ans Ufer schaffen können, wo sie auf Gerüsten aufgestapelt werden.

Wenn der schmelzende Schnee und die ersten Vögel das Ende des Winters ankündigen, schweigt der Schall der Axt im Walde, und jedermann sammelt alle Kraft für die Aufgabe, von welcher der Erfolg des Winters abhängt. Im günstigen Augenblick, wenn der schmelzende Schnee den Wasserstand des Baches genügend erhöht hat, fallen die Gerüste, und mit donnerähnlichem Getöse rollen die schweren Stämme in die zischende Flut, der Sägemühle zu. Dann beginnt die gefährlichste Arbeit der Hinterwäldler. Bis zu den Hüften im eisigen Wasser stehend, von einem rollenden und sich drehenden Stamm auf den andern springend, auf denen die schweren, mit langen, scharfen Nägeln beschlagenen Schuhe sie aufrechterhalten, schieben und stoßen sie die widerspenstigen Stämme mit ihren langen Haken in den Strom. Kühn vertrauen sie sich den unsicheren, unberechenbaren, schaukelnden Fahrzeugen an, auf denen sie bachab treiben und die schwimmende Masse fortwährend in Bewegung halten. Ein Fehltritt, ein falsch berechneter Sprung würde sie zwischen die Kolosse in das schäumende Wasser schleudern, doch so gewandt, kräftig und flink sind diese Holzfäller, daß ein Unfall selten vorkommt.

Speisesaal in einem Holzfällerlager; im Hintergrunde die Köche

Eine Herde von 20000 bis 30000 Stämmen, von denen jeder fünf bis zehn Tonnen wiegt, hat in dem wirbelnden Wasser und in den Stromschnellen eines hoch angeschwollenen Wildbaches ihre Mucken, mit denen die Leute zu rechnen haben. Oft legt sich ein Stamm gegen einen Felsen, und wenn die Vorhut der Holzfäller, die auf den ersten Stämmen reitet, nicht sofort an Ort und Stelle ist und den Stamm aus seiner Lage löst, türmen sich andre Stämme gegen ihn auf, bis die ganze Masse kreuz und quer viele Meter hoch regungslos im Bachbett aufgespeichert liegt, während hinter ihr das zurückgehaltene Wasser einen See bildet, der einen furchtbaren Druck auf den Holzdamm

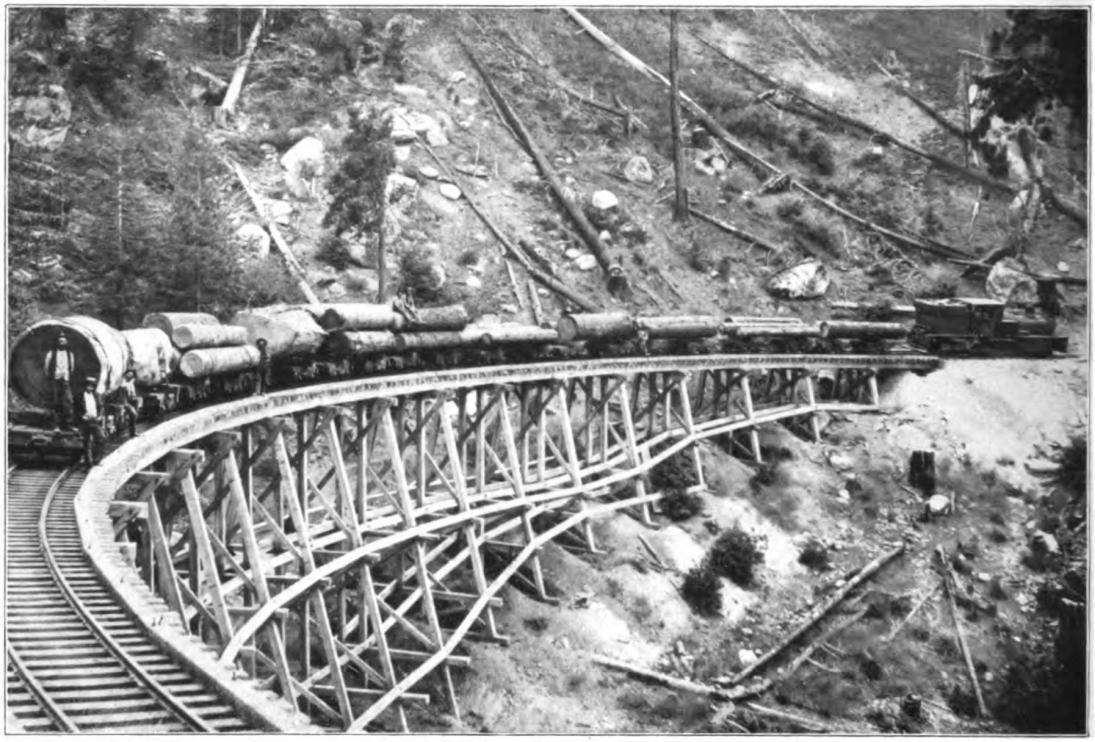
Schlittenlokomotive zur Holzabfuhr

ausübt. Um diese störrische Masse wieder in Bewegung zu setzen, setzen die Hinterwäldler ohne Zögern ihr Leben aufs Spiel. Mit ihren Haken machen sie sich an das Baumgewirr, lösen hier und da einen Stamm los und schicken ihn stromab, bis sie den Stamm bloßgelegt haben, auf dem das

Verladestelle von Baumstämmen in Kalifornien

Chaos ruht und der gewissermaßen den Eckstein des Dammes bildet. Sobald dieser Stamm befreit ist, kommt die gesamte Masse ins Rollen und setzt ihren Weg fort.

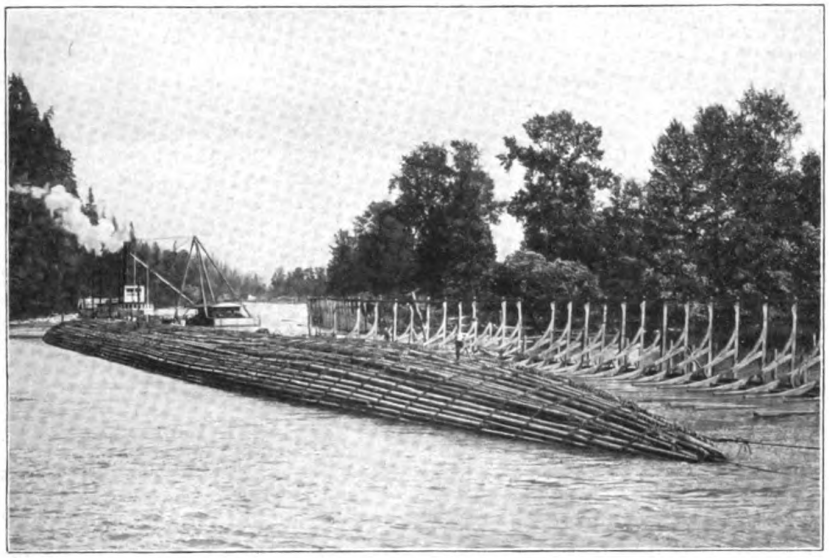
Kaum ist die Baumkarawane wieder auf der Reise, als das sich verengernde Bachbett eine neue Blockade verursacht, die trotz tagelanger titanischer Anstrengungen nicht gehoben werden kann, so daß Dynamit benutzt werden muß, um die Sperre zu heben. Fortwährend entstehen neue Schwierigkeiten, die so schnell wie möglich beseitigt werden müssen, damit die Stämme in den „boom" oder Teich nahe der Sägemühle gelangen können, ehe das fallende Wasser sie für ein volles Jahr gefangen hält.



Ein Holzzug auf improvisierter Brücke in Kalifornien

Auf ihrem Vernichtungszuge von Osten nach dem Westen ist die Axt des Holzbarons jetzt auch in dem letzten noch übrigen Urwald der Vereinigten Staaten, der die Bergzüge an der Küste des Stillen Ozeans bedeckt, angekommen, und diese Region verspricht in den nächsten zwanzig Jahren die leitende Stelle in der Holzindustrie des Landes einzunehmen. Die Riesenfichten der Staaten Washington und Oregon stehen noch in schier endlosen Reihen, obwohl ihnen in den letzten fünf Jahren über 25 Milliarden Fuß Bauholz entnommen wurden. Der Charakter der Küstenwälder ist von dem der südlichen und der Forsten am Michigansee grundverschieden. Von allen Seiten fluten die Strahlen der Sonne zwischen den weit voneinander stehenden Bäumen auf den Boden; wie in einem Naturpark gruppieren sich die Fichten, und nur in den Gebirgstälern stehen sie dicht zusammen, doch fehlt auch hier das Unterholz und Gestrüpp, das dem Wanderer in den östlichen Wäldern den Weg versperrt. Die große Bodenfläche, die den einzelnen Bäumen zur Verfügung steht, ermöglicht es ihnen, titanische Dimensionen zu erreichen. Neben den Sequoien, den Riesenbäumen Kaliforniens, mag die Douglasfichte, die den Hauptbestand dieser Wälder bildet, zwerghaft erscheinen, doch erreicht ihr Stamm, der kerzengerade 75 bis 100 Meter emporschießt, oft einen solchen Umfang, daß er mittels Dynamit in mehrere Teile zersprengt werden muß, um unter die Säge geschoben werden zu können. Der Mangel an Schnee und Kälte und der gebirgige Charakter des Waldes machen die im Seengebiet vorherrschenden Abholzungsmethoden unmöglich. Nachdem die Bäume gefällt und zersägt sind, werden sie von einer feststehenden Dampfmaschine mittels eines schweren Stahldrahtkabels den Abhang hinauf- oder hinuntergeschleift und nach dem Endpunkt der schmalspurigen Bahn befördert, die sie nach der Sägemühle schleift. Die Sägemühlen bilden die Hauptindustrie der beiden Küstenstaaten im Nordwesten; solche Größe haben diese mit den modernsten Maschinen versehenen Anlagen erreicht, daß ihrer mehrere imstande sind, in einem Tage Bretter und Balken mit einer Gesamtlänge von einer Million Fuß herzustellen. Die Wälder Washingtons und Oregons versorgen auch einen Teil der kalifornischen Sägemühlen mit Rohmaterial, das auf der offenen See nach dem Süden

geschafft wird. An den Ufern des Columbiaflusses, der an Größe dem Rhein gleichkommt, werden Tausende von Baumstämmen zu zigarrenförmigen mehrere hundert Meter langen Flößen zusammengekettet, die bis zu sieben Millionen Fuß Bauholz enthalten. Diese Ungetüme werden in den Sommermonaten von Schleppbooten 1000 bis 1500 Kilometer weit die Küste hinab nach San Franzisko und San Diego getaut, wo die Stämme verarbeitet werden.



Ein 300000 Fuß Bauholz enthaltendes Floß; neben ihm das Baugerüst

Wenn Weyerhäuser und seine Kollegen, die sich auch in diesem Gebiete den Löwenanteil des Waldlandes gesichert haben, die pazifischen Forsten abgeholzt haben werden, dann wird der Urwald der Vereinigten Staaten auf immer verschwunden sein. Allerdings dämmert sogar den Holzbaronen allmählich die Erkenntnis der Tragweite dieses Verlustes auf und werden an verschiedenen Stellen Versuche gemacht, eine rationelle Forstkultur nach deutschem Muster einzuführen, doch im allgemeinen herrschen an der Westküste dieselben vandalischen Abholzungsmethoden vor wie im Osten und Süden. Nur die allerjüngsten Bäume entgehen der Axt, und diese fallen dem Feuer zum Opfer, das den Fußtapfen des Holzfällers folgt, der die Kronen und Zweige in großen Haufen umherliegen läßt, so daß sie von den kleinsten Funken angesteckt werden. Die Axt und die Waldbrände sind die schlimmsten Feinde der noch übrigen Forsten, und gegen diese beiden verheerenden Kräfte hat die Bundesregierung seit dem Amtsantritt des Präsidenten Roosevelt einen energischen Feldzug unternommen. Dem Diebstahl des Waldlandes seitens der Eisenbahnen und der Holzgesellschaften, durch welchen Diebstahl die Regierung eine Einbuße von Milliarden erlitt, während die Diebe sich das Waldland aneigneten und die wirklichen Ansiedler ausschlossen, ist ein Ende gemacht worden. Mehrere Bundessenatoren und Kongreßabgeordnete sowie Angestellte des Landamtes, sogar der Generallandkommissär wurden angeklagt, mit den Dieben unter einer Decke gesteckt zu haben, und Dutzende von Ueberführungen sind erzielt worden. Doch die Holzbarone haben noch immer Macht genug, um die Widerrufung der vor fünfzig Jahren erlassenen Landgesetze, unter denen ihnen der systematische Raub des Waldlandes möglich ist, im Kongreß zu verhindern, so daß noch heute jeder Bürger sich für 200 Dollar 160 Morgen des der Regierung gehörenden Waldes kaufen, einen Morgen zwei Jahre lang bepflanzen und den Landstrich dann

Sortieren der Baumstämme vor der Sägemühle

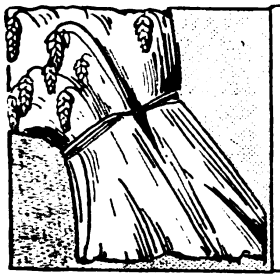
einer der Holzgesellschaften für den zehnfachen Betrag wieder verkaufen kann. Im Gegensatz zu dieser Verschwendung, die nur dem Lande, nicht aber den Bäumen irgendwelchen Wert beimißt, bezahlt die kanadische Provinz Ontario ihre sämtlichen Verwaltungskosten, die sich auf zwölf Millionen Mark jährlich belaufen, aus dem Verkauf ihres Holzes und Landes, das an den Meistbietenden losgeschlagen wird, so daß Steuern für lokale Zwecke nicht bezahlt zu werden brauchen.

Die Vereinigten Staaten befinden sich heute in derselben Lage, die vor 150 Jahren Deutschland viel Kopfzerbrechen bereitete. Obwohl der Holzkonsum in Amerika per capita zehnmal größer ist als in Deutschland, obwohl die Menge des gefällten Holzes in jedem Jahre wächst, steigt der Preis des Produktes fortwährend, da die Axt und die Waldbrände immer tiefer in das Forstkapital fressen und die Waldungen in absehbarer Zeit mit der Vernichtung bedrohen, falls der Konsum nicht eingeschränkt wird. Den Statistiken des Bundesforstbureaus nach ist der Holzverbrauch des Landes drei- bis viermal größer als die Quantität des neuen Holzes, das die eine Million Quadratmeilen umfassenden Waldungen jährlich ansetzen, während die Waldbrände an Heißhunger der Axt nur wenig nachstehen.

Um einen Bruchteil des Waldes für die kommenden Generationen zu retten, ließ Präsident Roosevelt Waldungen im Westen mit einem Flächeninhalt von 200000 Quadratmeilen der Besiedelung entziehen, und wird jetzt auf diesem Gebiet, das an Größe Deutschland gleichkommt, ein Verwaltungssystem eingeführt, das dem deutschen Forstdienst ähnlich und nach deutschem Muster aufgebaut ist.

Die Besitzergreifung und Verwaltung dieser Wälder durch die Bundesregierung und die Reservation aller Kohlen enthaltenden Ländereien durch den Staat weisen auf den Anfang einer neuen Epoche in den Vereinigten Staaten hin. Bisher standen die natürlichen Hilfsquellen, die das Eigentum der Regierung waren, Land, Wald, Kohlen, Wasser, Petroleum, Eisen und Edelmetalle, jedem Bürger des Landes offen, der sie auf Regierungsland fand. Gegen eine nominelle Abgabe brauchte er nur zuzugreifen. Diese Liberalität der Regierung, die durch solche Mittel die Wildnis so schnell wie möglich urbar machen und besiedeln wollte, hat aber in den letzten zwei Jahrzehnten das entgegengesetzte Resultat gehabt. Anstatt neue Ansiedler, die sich in den Einöden niederlassen wollten, lockte die Verschwendung das unskrupulöse Großkapital, die Landhaifische und Spekulanten an; statt in die Hände der Unbemittelten, für die es bestimmt war, fiel Land, Wald, Erz und Oel in die Hände der Reichen, die es den armen Ansiedlern unmöglich machten, die ihnen zugedachte Gabe in Besitz zu nehmen. Die immer breitere Kreise erreichende Kenntnis dieser Tatsache wird nach und nach das Ende der jetzigen Verschleuderung des Nationaleigentums herbeiführen und die Rettung des noch vorhandenen Restes, der Milliarden und aber Milliarden wert ist, für das allgemeine Wohl statt für die großen Monopole veranlassen.

Was die Holzfäller und das Waldfeuer vom Walde übriglassen



Afrikanische Verkehrsprobleme

Von

Lindsay Martin

Der Körper des afrikanischen Kontinents nimmt sich gegenüber Europa aus wie ein grobknochiger Zyklop gegenüber einer feingliedrigen Dame. Kompakt und roh gebildet ist das gesamte Massiv; von seinem Rücken laufen zwar große Wassermassen herab und vereinigen sich in den Niederungen zu gewaltigen Flußsystemen, aber die ungleichmäßige Durchbildung des Reliefs verhindert eine organische Versorgung aller Gebiete mit kleineren und größeren Wasserläufen, die in Europa dem Verkehr Pfade bis ins Innerste eröffnen. Man hat den schwarzen Kontinent seinem orographischen Aufbau nach mit einem umgestülpten Teller verglichen. Die Mitte nimmt ein großes Hochland ein, das sich allseitig nahe der Küste schroff abdacht; nur im Norden ist der Rand breiter. Die Folge dieser Struktur ist, daß die wenigen schiffbaren Flüsse, sobald sie an den Tellerrand gelangen, in Katarakten hinabstürzen, wodurch ihre Verwendbarkeit als Verkehrsstraßen oft aufgehoben, in allen Fällen aber auf unzusammenhängende Teilstrecken beschränkt wird. Nicht minder fehlt es der Küste Afrikas an der vielgestaltigen Ausbuchtung, die Europa mit tausend Häfen beschenkt und den Handelsschiffen von allen Seiten die Einfahrt gestattet. Daher ist das afrikanische Verkehrsproblem, soweit es sich darum handelt, festen Fuß auf dem Kontinent zu fassen, ein Hafenbauproblem, soweit es sich aber darum handelt, von den gewonnenen Stützpunkten aus in das Innere des Kontinents einzudringen, fast ausschließlich ein Eisenbahnproblem. Letzteres um so mehr, als die Riesenhaftigkeit der einzelnen Verkehrsgebiete, die unzusammenhängende Lage der Handelszentren schnelle Verbindungen verlangt, gemäß dem aus strategischen wie wirtschaftlichen Gründen gültigen Gesetz, daß, je weiter die Entfernungen sind, desto größer die Verkehrsgeschwindigkeiten sein müssen.

Der afrikanische Bahnbau hat drei Epochen der Unternehmungsform hinter sich. Die erste, die Anfängerform, war die der Stichbahnen. Es handelte sich um kurze Schienenwege, die vereinzelte, nahe der Küste gelegene, dem Handel besonders günstige Aussichten bietende Distrikte, namentlich Bergwerke und Goldfelder, einem Hafenplatz anschlossen. Da die Gerechtsame für die Ausbeutung solcher Naturschätze sich meist in den Händen von Gesellschaften befand, so wurden diese Bahnen in der Regel aus Privatmitteln erbaut; mit der Unternehmungsform der Stichbahnen fiel die Betriebsform der Privatbahn zusammen. Dem Bau großer, tief ins Innere dringender Bahnen stand man anfangs mit großen Bedenken gegenüber; man glaubte, die Frachten über weite Strecken würden die aus dem Hinterland zugeführten Waren höher belasten, als es die Weltmarktpreise erlaubten, und zwar um so mehr, als diese Waren, Baumwolle, Hanf, Palmfrüchte und ähnliches, alle sehr voluminöser Art waren, also teuern Transport am wenigsten ertragen konnten. Wenn dennoch sehr bald solche Hinterlands- oder Erschließungsbahnen gebaut wurden, so waren es meist zunächst Gründe militärischer Natur, nämlich die strategische Sicherung des Kolonialbesitzes, die hierzu Anlaß gaben. Folgerichtig bildete sich im Beginn dieser neuen Epoche der Unternehmungsform als neue Betriebsform die Staatsbahn heraus. Die Regierung des Mutterlandes baute die Bahnen auf eignes Risiko und auf eigne Kosten, behielt sie in ihrem fiskalischen Besitz und unter ihrer unmittelbaren Aufsicht. Sobald solche Bahnen in den Zivilbetrieb übergingen, zeigte sich, daß jene Befürchtungen über die Ertragsfähigkeit unbegründet waren; den Lastträger, das Kamel, den Ochsenkarren schlug die Schiene leicht aus dem Felde. Auf Grund dieser Erfahrungen ging man nunmehr mit dem Bau von Erschließungsbahnen systematisch vor, womit sich in den englischen Kolonien neuerdings ein Wechsel in der Betriebsform von selbst ergab. Das vornehmste, dem britischen Freiheitsgeiste inhärente Prinzip kolonialer Verwaltung, die möglichst ausgedehnte Autonomie der Schutzgebiete, bedingte, daß diesen auch Selbstverfügung über das Verkehrswesen eingeräumt wurde. Es entwickelte sich die dritte Art der Betriebsform, die der Kolonialbahnen, das heißt der Bahnen, die von den Schutzgebieten selbst gebaut, verwaltet und bis auf die vom Mutterland zu übernehmende Zinsgarantie selbständig finanziert wurden. Unterdessen hatte die Teilung der Erde sich auch in Afrika vollzogen; nicht in der Weise allerdings, daß jedem der europäischen Herren ein einzelnes geschlossenes Reich zugefallen wäre, sondern in der Art, daß jeder Gebieter über eine Reihe zerstreuter Landesteile verfügte. Naturgemäß ergab sich der Drang, diese Teile wirtschaftlich miteinander zu verknüpfen. Damit treten wir in die dritte Epoche der Unternehmungsform ein, die der riesenhaften Längs- und Querbahnen, der afrikanischen Magistralen, eine Epoche, die allerdings bisher weit mehr mit kühnen Projekten als mit vollendeten Werken prunken kann.

Es liegen drei solcher gigantischen Projekte vor, von denen nur eines vorläufig Aussichten hat, verwirklicht zu werden: die Kap-Kairo-Bahn. Sie wird eine Länge von etwa 5700 englischen Meilen haben und nach neuerem Plan nicht als einheitliche Ueberlandbahn gebaut, sondern von den zentralafrikanischen Seen, dem Tanganjika, Albert-Eduard- und Eduardsee durchbrochen werden und hier den Verkehr auf dem Wasserweg fortsetzen. Ebenso wird sie im Norden nicht, wie ursprünglich gedacht, dem Weißen, sondern dem Blauen Nil folgen. Die Fortschritte der letzten Zeit fallen fast ausschließlich dem Süden zu, wo die Bahn noch in diesem Jahr die Kongogrenze bei Bwana Minbwa erreichen soll und demnach in einem Jahrzehnt um etwa 1053 englische Meilen oder jährlich 105,3 englische Meilen vorgerückt ist. Im Norden dagegen steht seit 1900 der Bau in Khartum still; erst neuerdings ist ein Zwischenstück, Wad Medina mit Roseires, beide am Blauen Nil, verbindend, in Angriff genommen. Ebenso ist bei der Transsahararieseenbahn das älteste Projekt, das Oran über Timbuktu mit Senegambien zu verbinden gedachte, zugunsten eines andern aufgegeben, demzufolge der Schienenweg von Biserta aus über den Tschadsee den französischen Kongo erreichen soll. Der neue Entwurf hat für uns insofern ein besonderes Interesse, als seine Verwirklichung uns ermöglichen würde, Kamerun von Berlin aus bei eintägiger Seefahrt in etwa zehn Tagen zu erreichen. Vom lebenden Geschlecht wird's freilich kaum einer erleben. Auf dem Papier nehmen sich alle solche Entwürfe sehr gut aus; aber die natürlichen geographischen Verhältnisse setzen auch der kühnsten Eisenbahnpolitik, dem größten finanziellen Wagemut Grenzen, die nicht überschritten werden können, ohne den wirtschaftlichen Erfolg der Unternehmungen illusorisch zu machen. Gilt es, weitentfernte Handelszentren miteinander zu verbinden, so ist das wirtschaftlich nur dann zweckmäßig, wenn dem Zwischenverkehr Zufuhren aus kulturfähigem Hinterland gesichert sind. Bei der Transsaharabahn handelt es sich aber um die Durchquerung von Wüsteneien, die irgendwelche wirtschaftliche Bedeutung nicht haben. Dasselbe gilt von dem dritten Riesenprojekt, der Kairo-Tanger-Bahn, dem der kluge Lord Cromer auch nur näherzutreten ablehnte.

Einstweilen liegt das Schwergewicht des afrikanischen Verkehrsproblems jedenfalls noch im Bau von Erschließungsbahnen für die einzelnen Schutzgebiete. Indem diese Probleme ihrer Lösung sich mehr und mehr nähern, bilden sich, wie ein Blick auf die Karte beweist, auf dem afrikanischen Kontinent einzelne Verkehrszentren, die mehr und mehr ihre Peripherie erweitern und sich organisch zu verbinden streben. Diese Zentren sind identisch mit den einzelnen Wirtschaftsgebieten, welche die Natur durch die oro- und hydrographische Gliederung des Kontinents geschaffen hat. Uralt, wenn nicht das älteste Kulturzentrum der Welt, ist das Niltal- und Nilquellengebiet. Ihm schließt sich das isolierte Küstenhochland am westlichen Mittelmeer, umfassend Marokko, Algier, Tunis, an, als ein Wirtschaftsgebiet, dessen Boden gleichfalls schon die Antike kultiviert und dessen Wahrzeichen der sagenumwobene Atlas ist. Südlich folgt das ungeheure, an Naturschätzen überreiche Becken, das vom schiffbaren Niger-Benuë-Schari-System durchflossen und nördlich vom Senegal, südlich vom Kongo begrenzt wird. Am weitesten verkehrspolitisch fortgeschritten ist das vierte Zentrum, das sogenannte südafrikanische Dreieck, das heißt die ganze Südspitze, die nördlich der Sambesi abgrenzt. Endlich gruppiert sich das letzte der fünf Wirtschaftsgebiete um die zentralafrikanischen Seen und dehnt sich von hier aus über die ganze Abdachung bis zum Indischen Ozean aus. Durch unsern Kolonialbesitz in Afrika sind wir nur an dem Verkehr der drei letzten Zentren beteiligt; in welchem Umfang fällt uns die Mitwirkung an den hier der Lösung harrenden Verkehrsproblemen zu?

Timbuktu genießt als Zentrum des Sudanhandels einen Ruf in Westafrika wie „Ophir" in Ostafrika. Diesen Riesenhandel nach ihren Häfen zu lenken, darum dreht sich die Eisenbahnpolitik der im Wirtschaftsgebiet Niger-Benuë-Schari besitzberechtigten Staaten. Die französische Bahn Kayes—Konlikoro hat den Niger bereits erreicht, die Bahnen gleicher Nationalität Bingerville—Kong und Cotonou—Parakou werden ihn in absehbarer Zeit in Sikoro beziehungsweise Karimana treffen. Wo bleibt Deutschland? Schon hier zeigt sich deutlich die Rückständigkeit unsers Eisenbahnbaus gegenüber andern Staaten. Während diese längst Erschließungsbahnen großen Stils bauen, haben wir erst zaghaft Stichbahnen zwerghafter Art vollendet. Wie große Gefahren uns aber infolge dieser Lässigkeit drohen, zeigt sich gerade hier an der Guineaküste besonders deutlich. Durch den deutsch-französischen Vertrag von 1897 ist uns in Togo die Möglichkeit, auf Grund der Hinterlandstheorie und Gruners Forschungen bis zum Niger vorzudringen, abgeschnitten; da auch die seitlichen (östlichen und westlichen) Grenzverhältnisse höchst unglückliche sind, so zerstreut sich der Handel der langgestreckten Kolonie nach allen Richtungen, nach den Nachbarschutzgebieten mit ihren besseren Bahnverbindungen und den schiffbaren Grenzflüssen, nur nicht nach der deutschen Küste. Dieser Mißlichkeit könnte nur durch eine große Längsbahn abgeholfen werden, die zunächst wenigstens das erzreiche Banjeli erreichen müßte, ein Projekt, dessen Rentabilität nunmehr gesichert erscheint, da ein großer Teil des Hinterlandes für Baumwollenkultur Aussichten bietet wie kaum ein andrer Teil Afrikas. In Kamerun macht sich die Armut Afrikas an schiffbaren Flüssen am wenigsten bemerkbar; da sie aber in der Mehrzahl fremden Küsten zueilen, so wird der Handel durch diese natürlichen Verkehrsstraßen, statt innerhalb der Kolonie bewegt zu werden, in die Nachbarländer abgezogen, ein Uebel, dem wiederum nur durch eine Erschließungsbahn abgeholfen werden könnte, die zunächst wenigstens Garua erreichen müßte, um das an Gummi, Palmfrüchten und Oelen, Erdnüssen, Kola, Nutzhölzern reiche Innere des Schutzgebietes aufzuschließen.

Das Expansionsstreben der britisch-südafrikanischen Bahnen ist ein doppeltes. Einmal wird durch die Kap-Kairo-Bahn der Anschluß an das zentralafrikanische Seensystem gesucht, sodann soll

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

eine Verbindung mit den südwestafrikanischen Häfen hergestellt werden. Die Häfen Durban, Delagoabai, Port Alfred, Port Elizabeth, die den Handelszentren Südafrikas zunächst liegen, befinden sich alle an der östlichen Küste. Geht von hier aus die Fahrt durch den Indischen Ozean, so wird der Transport durch die Abgaben für den Sueskanal ungemein verteuert, geht er um das Kap, so ist der Umweg außerordentlich groß, ganz abgesehen davon, daß man die stets gefährliche Umschiffung vom Kap Agulhas gern vermeiden möchte. Kapstadt aber ist von Pretoria in der Luftlinie ebenso weit entfernt als Lüderitzbucht oder die Walfischbai. Aus dem britischen Plan, Port Alexandre über Otavi und Gaberones mit Transvaal zu verbinden, ist bisher, man darf sagen zu unserm Glück, nichts geworden; denn falls er verwirklicht wäre, würde auch hier wieder der südafrikanische Handel nach fremden Häfen statt nach der deutschen Küste abgelenkt sein. Dadurch, daß der Reichstag die Mittel zur Verlängerung der Bahn Lüderitzbucht—Kubub nach Keetmanshoop bewilligt hat, ist Aussicht vorhanden, daß wir uns hier endlich einmal nicht von andern Mächten den Rang ablaufen lassen.

In Ostafrika haben wir uns von den Nachbarstaaten verkehrspolitisch, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, vollkommen einkreisen lassen. Im Norden hat England durch die mit großer Kühnheit gebaute Ugandabahn den Verkehr aus dem Handelszentrum des Viktoriasees auf sein Gebiet hinübergespielt. Im Süden wird es noch wenige Jahre dauern, und die Kap-Kairo-Bahn hat die zentralafrikanischen Seen erreicht. Zugleich strecken sich allenthalben von der Küste her Arme aus, um die Zufuhr dieser Magistrale nach englischer und portugiesischer Küste zu leiten. Den Wettbewerb mit diesen fremden Bahnen aufzunehmen beabsichtigen drei große deutsche Projekte. Das eine ist die sogenannte Südbahn, die von dem zukunftsreichen Hafen Kilwa-Kiwindje aus die Meeresküste mit der Njassaküste, in Wiedhafen endigend, verbinden soll. Das andre ist die Verlängerung der Bahn Daressalam—Mrogoro, die in Udjidji zugleich den Tanganjika und die Kap-Kairo-Bahn erreichen würde. Die nachteiligen Folgen der Ugandabahn für unsern Handel soll die Fortsetzung der Usambarabahn bis zum Spekegolf des Viktoriasees paralysieren.

*

Die afrikanischen Bahnen haben sämtlich, soweit sie sparsam und zweckmäßig angelegt, sehr bald eine Rente, wenn auch eine bescheidene, abgeworfen. Höchst einseitig wäre es aber geurteilt, wollte man die Rentabilität lediglich nach den unmittelbaren finanziellen Ergebnissen bemessen. Das hieße das Wesen einer entschlossenen, planvollen Verkehrspolitik mißverstehen, die auf die Neugestaltung von Handel und Wandel in der Zukunft zielt und alle Gebiete des Wirtschaftslebens neu befruchten will. Aus der obengeschilderten geologischen Eigenart des afrikanischen Kontinents ergeben sich wirtschaftspolitisch folgende Konsequenzen. Das Klima ist in dem höhergelegenen Hinterlande weit gesünder als an der Küste; ist es hier tropisch, so weist es dort, obwohl unter gleichem Himmelsstrich gelegen, oft subtropischen Charakter auf. Daher kann das Hinterland nicht nur von den Weißen weit eher besiedelt und bewirtschaftet werden, sondern es finden sich auch im Innern die kräftigeren, kulturell leistungsfähigeren Rassen. Im Gegensatz zu Europa, wo der Handelsverkehr von jeher zur Küste drängte, konzentrierte er sich in Afrika auf das Binnenland und zeigte sich gegen den internationalen Austausch äußerst spröde. Soweit er dennoch der Küste zustrebte, vollzog er sich in der schwerfälligsten Weise durch Karawanen, die häufig nur aus menschlichen Lastträgern gebildet waren. Dadurch wurde ein ungeheures Menschenmaterial vom Transport absorbiert, kultureller Arbeit entzogen. Die Arbeiterfrage ist aber bekanntlich ein Standardproblem, von dessen Lösung die Wirtschaftsmöglichkeiten in Afrika in erster Linie abhängig sind. Die Eisenbahn erfüllt also in Afrika eine zweifache handelspolitische Aufgabe. Die Schienenstraße ist das einzige Mittel, den Verkehr nach der Küste hinzuziehen, die Intensität des Landbaues und damit des Güteraustausches, endlich die staatlichen Einnahmen, Zölle, Verbrauchssteuern, Hütten- und Kopfsteuern, zu vermehren. Es ist ferner klar, daß, da das wirtschaftliche und politische Schwergewicht im Hinterlande liegt, die Herrschaft über das Küstengebiet in keiner Weise eine Autorität über das ganze Schutzgebiet bedeutet, wie das wohl bei insularen Besitzungen der Fall ist. Bahnen sind also hier dringender als irgendwo nötig auch zur strategischen Sicherung der Kolonien.

Teures Lehrgeld haben wir bezahlen müssen, daß wir uns allen diesen Wahrheiten, welche die Kolonisationsgeschichte Afrikas längst festgelegt hatte, verschlossen haben. Hocherfreulich ist es also, daß die Regierung durch die dem Reichstag vorgelegte Denkschrift über die Eisenbahnen Afrikas sich zu einer modernen und großzügigen Verkehrspolitik bekannt hat, den Bau von großen Erschließungsbahnen in der Betriebsform der Koloniebahn fordert. Die folgende Tabelle zeigt, wie wenig wir bisher im Vergleich zu den andern kolonisierenden Ländern im Bahnbau geleistet haben.

Staaten	Afrikanische Schutzgebiete		Länge der im Betrieb befindlichen afrikanischen Eisenbahnen			Im Bau begriffene und genehmigte afrik. Eisenbahnen	
	Flächeninhalt in Millionen Quadratkilometern	Bevölkerung in Millionen	Absolute Zahl in Kilometern	Relative Zahlen in Kilometern auf je 100 qkm	Relative Zahlen in Kilometern auf je 10 000 Einwohner	Absolute Zahl in Kilometern	Zunahme gegenüber den in Betrieb befindlichen in %
England	5,05	38,22	13 117	0,25	3,43	1996	15,2
Frankreich	5,17	30,73	5 657	0,10	1,84	4192	73,9
Aegypten	0,64	9,72	5 252	0,81	5,40	1707	32,8
Deutsches Reich	2,35	11,46	1 398	0,05	1,21	610	43,6
Portugal	2,07	6,86	1 173	0,05	1,70	1140	90,8
Kongostaat	2,38	19,00	642	0,02	0,33	—	—
Italien	0,49	0,73	115	0,02	1,57	—	—

Der deutsch-afrikanische Eisenbahnbau steht also nicht nur hinter dem aller andern Kulturstaaten zurück — Italien etwa ausgenommen —, sondern er wird auch bei Fertigstellung der augenblicklich

in Angriff genommenen Pläne in keiner Weise mit seinen Rivalen sich vergleichen können. Von den großen dringlichen Erschließungsbahnen nun würde fast jede einzelne mehr kosten, als der Reichstag bisher überhaupt für afrikanische Eisenbahnen bewilligt hat. Es handelt sich bei Durchführung sämtlicher Projekte um ein Kapital von mindestens einer halben Milliarde Mark. Daran also, daß alle Entwürfe auf einmal durchgeführt werden, ist nicht zu denken; es gilt vielmehr, die dringlichsten und besten schnell und solid nach weitausschauendem, festem Plan zu verwirklichen. Es sind auch bei dieser Einschränkung viele hundert Millionen, die für Eisenbahnbauten flüssig zu machen sind, und der deutsche Kapitalmarkt steht vor neuen riesenhaften Anforderungen. Aber die Fragestellung ist im Grunde nicht die, ob wir fähig sind, soundso viele Millionen aufzubringen, sondern ob wir überhaupt die Kraft in uns fühlen, an die Seite der ersten kolonisierenden Völker ebenbürtig zu treten, die afrikanischen Gebiete, die unser politischer Besitz sind, auch wirtschaftlich zu beherrschen.

Als wir in den Schutzgebieten die deutsche Flagge hißten, fühlten wir uns plötzlich als Kolonialmacht, waren wir voll Begeisterung. Die ungeahnte und ungewohnte, überaus harte Kolonisierungsarbeit ließ die Begeisterung bald in eine gewisse Kolonialmüdigkeit umschlagen. Wie so oft, mußte erst Kriegsnot uns treffen, damit wir uns auf uns selbst besannen, damit deutsche Zähigkeit wieder erwachte, damit wir erkannten, daß Kulturarbeit keine Taglöhnerarbeit ist, die den Lohn von heute auf morgen empfängt. Sondern sie ist Unternehmerarbeit, die mit Gewinnen ferner Zukunft rechnet. Daher muß die stille, werteschaffende Arbeit des Siedlers der vorsichtig wägende und doch kühn kombinierende Geist des Werte bewegenden und umtauschenden Handels- und Verkehrspolitikers leiten. Er muß dem Kolonen nicht nur den Pfad ins Innere der Wirtschaftsgebiete freilegen, er muß ihm auch sicheren, billigen und schnellen Absatz seiner Erzeugnisse verschaffen. Längst haben wir auf dem Meer die Wahrheit des Satzes erprobt: der Handel folgt der Flagge. Wir dürfen uns ferner nicht der Einsicht verschließen, daß, auf den Verkehr über Land angewandt, die Modifikation des Satzes gilt: der Handel folgt der Schiene.

Einladungskarte, Herkomers Vater mit seinen Enkeln darstellend

(Zu dem Aufsatz: Herkomers Einladungskarten)

Herkomers Einladungskarten

Von

Gust. Heinr. Schneideck

(Hierzu zwölf Abbildungen)

Es war eine Kunstausstellung eigner Art, die im Herbst 1866 von einem jungen Zeichner in den bescheidenen Räumen einer Bilderrahmenhandlung zu Southampton veranstaltet wurde. Man darf kaum annehmen, daß zu ihrer Vorbesichtigung die Vertreter der Presse eine Einladung erhalten haben, und auch die Eröffnung vollzog sich wohl ohne feierliche Ansprache und das übliche Festmahl. Der kaum achtzehnjährige Urheber, Hubert Herkomer, war froh, wenn überhaupt Leute zur Besichtigung erschienen, und noch froher, als er eine Aquarellandschaft für 2 Pfund 2 Schillinge verkaufte.

Einladungskarte zu einer Vorstellung des Stückes „Filippo" in Bushey (Herkomer in der Titelrolle)

Drei Jahre später schon finden wir den Künstler mit Aquarellbildern auf den Ausstellungen der Königlichen Akademie und der Dudleygalerie in London vertreten und sehen ihn dann von Erfolg zu Erfolg schreiten. Es lohnte sich nun eher, zur Vorbesichtigung einzuladen, und er folgte dem Beispiel seines Vorbildes Frederik Walker, der zunächst seine Freunde und Bekannten ins Atelier einlud, um dort die für eine Ausstellung bestimmten Bilder in Augenschein zu nehmen. Indem Herkomer diese liebenswürdige Gepflogenheit nachahmte, entstand im Lauf der Jahre eine kleine Sammlung von Einladungskarten, die er mit einer flüchtigen Skizze schmückte. Er führte diese in Radierung aus, und da er sich erst im Jahre 1877 der Aetzkunst zuwandte, so darf als die erste solcher Einladungskarten wohl die aus dem Jahre 1878 gelten. Damals beschickte Herkomer die Ausstellung der Königlichen Akademie mit einem Oelgemälde: „Eine Szene in Westminster Union". Wir sehen auf dem Einladungsblatt die Themis hinter dem vom Publikum besichtigten großen Bilde stehen. Aus dem in der rechten Ecke unten befindlichen Vermerk op. 9 ist ersichtlich, daß es sich hier um einen der ersten Versuche Herkomers in der Grabstichelkunst handelt, in der er es später zu großer Vollendung bringen sollte. Man sagt, Bilder erzählen, und das trifft für diese Einladungskarten durchaus zu; wer sie nur mit einem flüchtigen Blick auf den dargestellten Gegenstand abtut und sich daran genügen läßt, der legt sie ohne sonderliches Interesse aus der Hand. Wer aber ein wenig tiefer auf ihren bildlichen Inhalt eingeht, dem erzählen sie viel des Anregenden und Wunderbaren aus dieser seltsamen Künstlerlaufbahn, die aus unscheinbaren Anfängen zu den sonnigen Höhen des Ruhmes aufwärts führte.

Betrachten wir jene Skizze, die uns eine junge, offenbar leidende Frau mit einem kleinen Kinde im Arm und den bekümmert dreinschauenden Mann vorführt. Es sind Auswanderer; sie haben soeben den Boden Amerikas betreten und sind in Castle Gardens in New York untergebracht. Das Elend der heimatlos Gewordenen, die in einer fremden Welt das Glück suchen wollen, schilderte Herkomer in diesem 1884 in der Londoner Akademie ausgestellten Oelgemälde, und es ist ihm das mit überzeugender Treue gelungen. Und wenn der Maler

Einladungskarte Herkomers (Motiv aus dem Bilde „Light, life, and melody")

als Hauptgruppe eine aus Vater, Mutter und Kind bestehende Familie in den Vordergrund setzte und ihr so das Hauptinteresse des Beschauers sicherte, so tat er das in Erinnerung an einen Vorgang aus seiner eignen Jugend. Hatte er doch selbst als zweijähriges Kind nach erfolgter Landung inmitten solcher trübseligen Auswandererschar geweilt, neben sich die erschöpfte Mutter, den sorgenvoll dreinschauenden Vater.

Das war im Jahre 1851, zu der Zeit, als Tausende von Deutschen, unzufrieden mit den politischen und sozialen Zuständen des Vaterlandes, diesem den Rücken wandten, um jenseits des großen Wassers in dem Lande, das damals noch das Dorado der Auswanderer war, ihr Heil zu versuchen. Auch der Tischler und Holzbildhauer Lorenz Herkomer hatte sein kleines Besitztum in dem bayrischen Dörfchen Waal verkauft, um von dem Erlös die Ueberfahrt und die zum nächsten Unterhalt erforderlichen Kosten decken zu können. Ihn begleiteten sein treues Weib Josephine und der im Mai 1849 geborene Hubert. Schwer hatten die Reisenden unter den Unbilden der Fahrt gelitten. Die Verpflegung auf dem sechs Wochen zur Reise brauchenden Segelschiff war eine so mangelhafte gewesen, daß zuletzt das Leben des Kindes bedroht schien. So langte die Familie in wenig erfreulichem Zustande in New York an. Aber nach sechsjährigem Aufenthalt, der nur Enttäuschungen gebracht hatte, sah sich Lorenz Herkomer, dessen Frau und Kind zudem unter dem Klima litten, zur Heimkehr nach Europa genötigt. In die bayrische Heimat zurückzukehren widerstrebte ihm wohl, und so wählte er die englische Hafen- und Handelsstadt Southampton um dort sein Glück aufs neue zu versuchen. Als er 1865 durch Vermittlung seines in Amerika lebenden Bruders John den Auftrag erhielt, nach den Peter Vischerschen Evangelisten Holzstatuen in Lebensgröße auszuführen, nahm Lorenz seinen Sohn mit nach München, wo dieser fleißig zeichnete; der eigne Vater stand ihm in den Morgenstunden Modell. Man kann sehr wohl in Herkomers Bildern feststellen, wo der deutsche Einschlag in ihnen zur Geltung kommt, und dieser deutsche Zug ist seinen englischen Kritikern nicht entgangen, sie empfinden ihn als fremd und dem englischen Geschmack wenig entsprechend. Die kräftigen, urwüchsigen Gestalten, wie sie uns unsre deutschen Meister, die Defregger, Mathias Schmid, Leibl und andre malten, reizten auch Herkomer immer aufs neue, und wir finden in seiner von 1869 an geführten „Chronological list of works“ eine stattliche Anzahl Bilder aufgeführt, die Ergebnisse seiner bayrischen Studien sind. Sein erstes erfolgreiches Oelgemälde (1873): „After the toil of the day“, zeigt uns bayrische Aelpler, und dies Bild ist insofern interessant, als das deutsche Motiv in der Manier Frederik Walkers behandelt ist, der einen so großen Einfluß auf Herkomer gehabt hat. Durch diese Werke deutschen Ursprungs gehört der berühmte Maler auch der deutschen Kunst an, und wir wollen uns die Derbheit (dulness), die den Engländern an diesen deutschen Bildern so mißfällt, schon gefallen lassen. Von den Einladungskarten erinnern verschiedene an Bilder mit Motiven aus dem bayrischen Gebirgsleben: so jene Karte mit zwei alten, dem Zitherspiel lauschenden Bauern aus „Light, life, and melody“, ferner die zum Raufen bereiten „Natürlichen Feinde“ am Biertisch, so jener sich auf den Spaten stützende Alte aus der „Verhaftung des Wilderers“. Auch der trotzig am Zaun stehende Bursch ist ein Bayer, der „Angler“ aber läßt englischen Typus erkennen.

Einladungskarte mit einem Motiv aus dem Gemälde „Verhaftung des Wilderers“

Empfangskarte von Mistreß Herkomer; sie selbst in der Titelrolle des Stückes „The sorceress“ darstellend

Die erste Periode, die der vorbereitenden Ausbildung, aber auch des Kämpfens um eine Sicherstellung der Existenz, war abgeschlossen, ein neuer Abschnitt begann. An ihn erinnert die Einladungskarte, die uns einen den Hut zum Gruß lüftenden bayrischen Holzknecht zeigt. Wir finden auf ihr den Namen Griffith verzeichnet, der im Leben des Künstlers eine wichtige Rolle spielen sollte. Trotz

aller ausgestandenen Mühsal und Entbehrung doch noch ein Schoßkind des Glücks geworden, mußte er alsbald auch den Neid der Götter kennen lernen.

Im frohen Bewußtsein der bisherigen Erfolge dachte Hubert Herkomer ungeachtet seines noch jugendlichen Alters von vierundzwanzig Jahren doch schon daran, sich einen eignen Herd zu gründen und den Eltern eine geliebte Tochter zuzuführen. Aber die um einige Jahre ältere Lebensgefährtin litt infolge ihrer Kränklichkeit unter starken seelischen Verstimmungen, und das Zusammenleben gestaltete sich infolgedessen nicht so harmonisch, wie der Künstler hoffte. Als ein Glück mußte er es betrachten, daß er für seine leidende Gattin in Miß Griffith eine ausgezeichnete Stütze und Pflegerin fand. Als die Kranke von ihren Leiden erlöst war, stand sie dem Haushalt vor und nahm sich der Kinder aufs liebevollste an. Eine Idee namentlich fand in ihr eine eifrige Fürsprecherin: die Gründung einer Malschule zu Bushey, die Herkomer, ohne von seinen Schülern ein Honorar zu nehmen, ganz nach seinem Herzen gestaltete. Es sollte das keine Zeichenschule nach der Schablone der übrigen werden, deren Fehler der Meister ja selbst zur Genüge kennen gelernt hatte; er wollte nicht der pedantische Lehrer sein, sondern gleichsam der ältere, mit reifer Erfahrung ausgestattete Kamerad und Freund. Meister und Schüler stellten gemeinsam aus, wie wir aus der Einladungskarte vom April 1892 ersehen, auf der The fine art Society sich die Ehre gibt, zu einer Privatbesichtigung der

Einladungskarte (Angler)

Einladungskarte zur Besichtigung einer Ausstellung von Skizzen aus dem Leben in den bayrischen Bergen

Ausstellung des Professors Herkomer und seiner Schüler einzuladen. Die Schüler hatten in Bushey auch Zutritt zu dem Hause des Meisters, der sich selbst in ihrem Kreise sitzend abgebildet hat, wie er ihnen auf der Zither vorspielt.

Miß Griffith war es, deren Anregung der Meister einen seiner größten Erfolge verdanken sollte. Er hatte bisher vorwiegend männliche Porträte gemalt, so daß mancher annahm, das weibliche Bildnis läge seiner Begabung weniger. Er hatte zwar schon 1877 ein Aquarellbild seiner Mutter gemalt und auch sonst vereinzelte Frauenköpfe gezeichnet; nun wollte er der Welt zeigen, was er aus einem Frauenporträt zu machen verstünde. Und so malte er denn das berühmte Oelbild der Miß Catherine Grant, die „Dame in Weiß", ein Werk, das von der Londoner Akademischen Ausstellung 1885 über Berlin, Wien und München einen förmlichen Triumphzug antrat und überschwenglich gefeiert wurde.

Ein Mann von so stark ausgeprägtem Familiensinn wie Hubert Herkomer empfand es doch mit jedem Jahr schwerer, daß seinem Heim die eigentliche Hausfrau fehlte, und er brauchte wahrhaftig nicht weit zu suchen, um ein Weib zu finden, das in sich all die Vorzüge vereinigte, die er an einer treuen Lebensgefährtin, der verständnisvollen Teilnehmerin an seinen künstlerischen Plänen und der zärtlichen Pflegerin seiner Kinderschätzen zu müssen glaubte. So bat er denn im August 1884 Miß Griffith um ihre Hand, und es fanden sich zwei

Herzen, die längst einander gehörten, in unauflöslichem Bunde zusammen. Aber auch dies Glück war von kurzer Dauer. Ein Herzschlag riß die geliebte Frau ganz plötzlich von seiner Seite.

Der Künstler suchte in fast überanstrengender Arbeit der seelischen Depression Herr zu werden, der er immer wieder in Erinnerung an die teure Tote zu erliegen drohte. Und wenn die Arbeit des Malens nicht ausreichte, ihn zu zerstreuen, so wandte sich seine Vielseitigkeit andern Gebieten zu. Sein Söhnchen wünschte zu Weihnachten eine kleine Aufführung zu haben, und mit gewohntem Eifer ging Herkomer auf diese Idee ein. „Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag." Auf keinen der zurzeit lebenden Künstler dürfte dies von Goethe zu Eckermann gesprochene Wort in solchem Umfange zutreffen wie auf Hubert von Herkomer. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst hatte er frühzeitig bedeutende Erfolge erzielt, nun reizte es ihn, sich als Regisseur, Librettist, Komponist und sogar als Darsteller zu versuchen. Da eine Aufführung im Atelier zuviel Umstände verursacht haben würde, so ward ein auf seinem Grundstück zu Bushey stehendes altes Gebäude zum Theater hergerichtet. Da der mit Abfassung eines Stückes betraute Schriftsteller sehr auf sich warten ließ und schließlich nur für zwei Gesänge den Wortlaut sandte, so ging Herkomer selbst an die Ausarbeitung und schuf unter Benutzung jener Texte, zu denen er sogar die Musik schrieb, und unter Anlehnung an Georg Elliots „Spanische Zigeuner" ein kleines Bühnenwerk, das halb Singspiel, halb Pantomime war. Er nannte es „Die Zauberin" (The sorceress), und diese Titelrolle wurde von seiner Schwägerin Maggie Griffith dargestellt; ihre Mitwirkung war nur eine pantomimische. Er selbst spielte einen blonden Schäfer, und die übrigen Rollen lagen in den Händen der Malschüler; die Darstellung verlief zur allgemeinen Zufriedenheit des eingeladenen Publikums. Die Titelfigur, die Zauberin, sehen wir auf der Skizze dargestellt, die den künstlerischen Schmuck einer Art Empfangskarte der späteren Mistreß Herkomer bildet und die Jahreszahl 1890 trägt.

Erste Einladungskarte Herkomers zur Vorbesichtigung eines Gemäldes

So war, durch eine kleine Familienfestlichkeit erweckt, das Interesse Herkomers für die Bühne ein immer regeres geworden. Wir sehen ihn auf einer andern Einladungskarte in der Rolle des buckligen Philipp in dem von ihm „Filippo" genannten Bühnenwerkchen, dessen Motiv dem „Geigenmacher von Cremona" entnommen ist. Mag hier eine kurze Skizzierung des Inhalts zeigen, welcher Art die im Herkomertheater gebotenen szenischen Darstellungen waren; sie bewegen sich vorwiegend auf dem Boden des Idylls.

In einem Dorfe haust ein Geigenmacher mit seinem Töchterchen und zwei Lehrlingen. Einer von den beiden, Filippo, ist ein besonders geschickter Bursche, der sich der Gunst des Meisters in hohem Grade erfreut; leider entstellt ihn jedoch ein häßlicher Buckel. Sein Gefährte steht ihm an Kunstfertigkeit nach, übertrifft ihn aber an Gestalt und Schönheit bei weitem. Beide lieben des Meisters Tochter; aber während der Hübsche aus seiner Neigung kein Hehl macht, wagt der Hunchback (Bucklige) nicht, ihr, in Hinblick auf seine körperliche Mißgestalt, seine Gefühle zu offenbaren. Endlich muß es aber zur Klärung kommen. Es wird ein Preis für den ausgesetzt, der die beste Geige

Herkomers Einladungskarte zur Vorbesichtigung seines Gemäldes „Auswanderer" (Pressing to the West)

herzustellen vermag. Da sind nun also die Aussichten für Filippo sehr günstig, aber er wird dessen nicht froh; was hilft es ihm, wenn ihm die Meisterstochter wirklich die Hand gibt, wo doch ihr Herz einem andern gehört? Sein Nebenbuhler ist sich seiner geringeren Aussichten auf Erwerb des Preises durchaus bewußt, aber seine Sehnsucht, die Geliebte zu gewinnen, ist so stark, daß er vor einem Betrug nicht zurückschreckt. Er tauscht daher die von ihm hergestellte Geige heimlich gegen die bessere des Filippo um. — Grübelnd geht der Hunchback umher; er besitzt ein weiches Gemüt, und der Gedanke, daß er sein Glück mit dem Seelenfrieden des teuren Mädchens erkaufen soll, macht ihn traurig und vergällt ihm die Freude an seinem sicheren Siege. Nein, lieber will er auf diesen verzichten, um die Geliebte glücklich zu sehen; er will seine bessere Geige gegen die schlechtere seines Nebenbuhlers umtauschen, so also ihm den Preis und damit die Hand des Mädchens sichern. Ohne es zu wissen, tauscht er somit seine eigne Geige wieder ein und erhält nun tatsächlich den Preis. Der Meister will ihn als Schwiegersohn willkommen heißen, aber Filippo beschließt, in die weite Welt zu gehen, um das Glück der beiden Liebenden in Zukunft nicht weiter zu stören.

Einladungskarte mit dem Bilde eines bayrischen Holzknechts (Auf dieser Karte findet sich zuerst der Name Griffith)

Obwohl Herkomer niemals schauspielerischen Unterricht erhalten hatte, gelang es ihm doch, den Filippo so lebenswahr darzustellen und ihm so viel echte Leidenschaft einzuflößen, daß er reichen Beifall aller Zuschauer erntete. Wie er sich hier selbst als Buckligen auf der Einladungskarte abgebildet hat, so malte er sich später als Darsteller in einem andern Stück, „Gaston Boissier", in dem er die Titelrolle spielte. Das Bild stellt ihn mit einer kleinen Lampe in der Hand in seitwärts schreitender Haltung dar; es wirkt durch den breit an die Wand geworfenen Schatten besonders effektvoll. Der Text zu diesem

Einladungskarte zu einer Bilderausstellung von Herkomer
und seiner Schule

Stück war von W. L. Courtney geschrieben, die Musik diesmal von Marie Wurm; die Aufführungen fanden an sechs Nachmittagen im Januar 1893 statt.

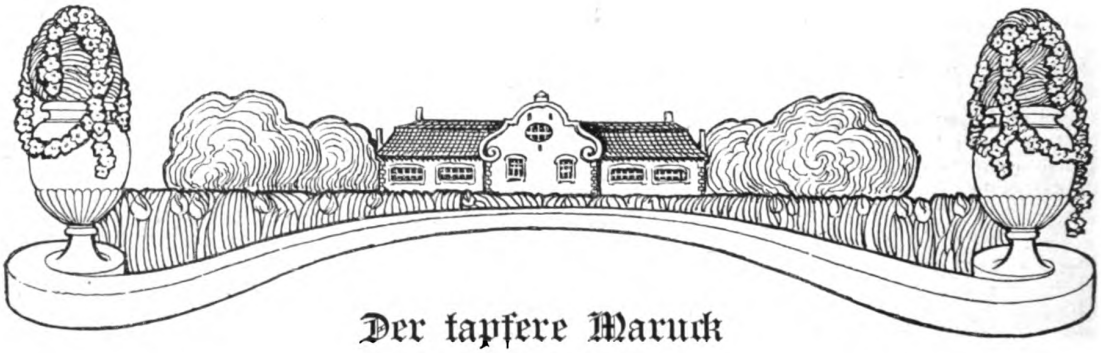
Inzwischen hatte Herkomer seine Kenntnisse im Wesen der Bühne erweitert und sich eifrig angelegen sein lassen, in seinem kleinen Theater Verbesserungen in der Anlage und der Aufführung selbst vorzunehmen. Diese Reformen bezogen sich auf die Anordnung der Zuschauerplätze in gerader Linie, Schließen und Oeffnen des Vorhanges durch zwei von den Seiten her sich zu- oder auseinanderziehende Gardinen statt des von oben her herabrollenden oder sich aufrollenden Vorhanges, auf Beleuchtung, malerische Wirkung der Szenerie, perspektivische Vertiefung und andre Punkte.

Wie groß Herkomers Eifer für eine wahrhaft künstlerische, zugleich technisch vollkommene Vorstellung war, beweist der Umstand, daß er auf Einladung des Mister Henry Arthur Jones am Avenuetheater eine Vorlesung über szenische Kunst hielt, worin er seine Ansichten und Erfahrungen zum besten gab, eine Kühnheit, die ihm von manchen Theaterleuten verdacht wurde.

Erwähnt wurde Herkomers Schwägerin, Miß Maggie Griffith. Diese führte ihm seit dem Tode ihrer Schwester den Hausstand; die Kinder hingen an ihr mit zärtlicher Liebe. Drei Jahre vergingen so dem Witwer, bis in ihm ein Entschluß reifte, der seines betagten Vaters letzte Lebensstunden verschönern sollte. Der Name Griffith war bestimmt, zum zweitenmal mit dem Namen Herkomer in engste Verbindung zu treten. Das wünschte vor allen Dingen der alte Herr, und als er Ende Juli 1888 aus einem Leben schied, das reich an Mühsal, aber auch an Freude und Genugtuung über die Erfolge seines Sohnes gewesen, da wußte er, daß nun bald wieder eine Hausfrau und Mutter ihres Amtes walten würde. Der Schmerz des Künstlers um den Heimgang seines so inniggeliebten Vaters und besten Freundes ward so gemildert durch das beseligende Gefühl, Ersatz zu finden in der Liebe zu einem sympathischen Weibe. Da aber das englische Gesetz damals noch nicht gestattete, daß ein Mann die Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet, so mußte ein Ausweg gesucht werden, und er ward auch gefunden. Herkomer reiste nach Bayern, erwarb dort in Landsberg das deutsche Bürgerrecht wieder, auf das er in seiner Kindheit verzichtet hatte, und am 2. September 1888 legten in dem in der Heimatstadt zum Andenken an die geliebte Mutter, die dem Vater bereits vor längerer Zeit vorangegangen war, errichteten Turm zwei Menschen die Hände zu einem Bunde zusammen, der ein harmonischer und von Glück gesegneter bis auf den heutigen Tag bleiben sollte.

Wie jener Turm zu Landsberg dem Andenken der Mutter gewidmet war, so galt ein andres Bauwerk, und zwar in Bushey, den Herkomers. Es war das Haus, das der mit Glücksgütern reich gesegnete Künstler ganz nach eignem Geschmack erbaute und einrichtete. Während es durch den äußeren kraftvollen und festen Eindruck die Zähigkeit und Energie der Herkomers versinnbildlichte, sollte sich das Innere gleichsam zu einem Museum der Kunstfertigkeit und Kunst zweier Herkomerscher Generationen gestalten. Schon der Großvater Huberts, ein einfacher Maurer in dem bayrischen Dörfchen Waal, war ein Mann gewesen, der sich aus den bescheidensten Verhältnissen zu einer höheren Lebensstufe aufzuschwingen versucht hatte. Die vier Söhne ließ er wieder Handwerker werden. Drei von ihnen halfen dann später das Herkomerhaus in Bushey ausschmücken. Zwei von ihnen führten nach den Entwürfen Huberts all jene prächtigen Holzschnitzereien aus, mit denen die Wandtäfelungen, Türen und Möbel geschmückt sind; und wie diese Hauseinrichtungen und Geräte nach den Plänen des Künstlers hergestellt waren, so entwarf er auch die Muster für die Dekorationsstoffe, die Anton, der Weber, dann anfertigte. So trägt das nach der zweiten Gattin „Lululand" genannte Herkomerhaus in allen seinen Teilen die Eigenart seiner Schöpfer und bekundet zugleich ihre Begabung und Fertigkeit.

Einladungskarte (Motiv aus dem Gemälde „Natürliche Feinde")



Der tapfere Maruck

Erzählung

von

Wilhelm Schäfer

Als der Mehlhändler und vormalige Douaneleutnant Varocquier, den die Cauber kurzweg Maruck nannten, am vorletzten Dezemberabend des Jahres 1813 noch einmal mit der Laterne durch den Keller ging und die Riegel an dem Tor der Ausfahrt prüfte, hob sich ganz hinten aus den leeren Säcken eine Gestalt, die ihn leise bei seinem Vornamen Nicolas rief, so daß er wohl für einen Augenblick aufs heftigste erschrak, dann aber an der Sprache seinen Bruder Jean erkannte, der bis zum Frühjahr drüben bei der Douane, danach im Heer Napoleons gewesen war und sich im Dunkeln hier eingeschlichen hatte.

Da gab es nun kein lautes, nicht einmal ein herzliches Wiedersehen; denn seit den Gerüchten von der Leipziger Schlacht war in dem Mehlhändler Maruck wieder der Douaneleutnant Varocquier sichtbar geworden. Er ging also mißtrauisch und verdrossen auf den Bruder zu, hob die Laterne hoch, und als er sah, daß der keine Uniform mehr trug, zwar verfroren, sonst aber nicht verdächtig aussah, nur überall weiß von den Mehlsäcken, winkte er ihm zu, ruhig zu warten, ging mit der Laterne Schritt für Schritt wie sonst die Luken prüfend über die Holzstiege in den Flur hinauf, wo seine Frau gerade die Haustür verriegelte. Er half ihr, die schwere Stange vorzulegen, ging in die Wirtsstube, wo nach den letzten Gästen schon wieder geschrubbt worden war und alle Fenster offen standen, so daß die kleine Hängelampe in der Dezemberkälte flackerte, und fing nach seiner Gewohnheit an, das Geld aus dem Thekenschoß auf den Tisch zu zählen, während seine Frau ein Fenster nach dem andern bollernd zumachte und sich behaglich gähnend und vor Kälte schauernd zu ihm setzte, nachdem sie die zum Schrubben aufgeschürzten Röcke glattgestrichen hatte.

So schien sie nicht geneigt, ohne ihn hinaufzugehen in die kalte Kammer; und als er unter Vorwänden ein paarmal darum drängte und schließlich einen raschen Streit mit ihr begann, dauerte es lange, bis sie, den Scherz aufgebend, die Kerze in der einen, den Wasserkrug in der andern Hand, gekränkt hinausging. Er wartete, bis über ihm die Bretter nicht mehr von ihrem Schritt in Strümpfen krachten und auch am Stalldach gegenüber der Schein von ihrem Licht verlosch. Dann erst ging er leise mit einem Schnapskrug und was er auch rasch zu essen fand, hinunter in den Keller, wobei er noch die Vorsicht brauchte, den Riegel vorzuschieben.

Er fragte seinen Bruder Jean nicht viel nach Kriegsbegebenheiten, brachte ihn zunächst in einen Holzverschlag unter der Treppe, wo es am hellsten Tage dunkel blieb und zugleich am wärmsten war. Da setzte er ihm, der gar keine Antwort gab vor Kauen und Trinken, ihn nur immer ansah mit seinen großen, im Lampenlicht glänzenden Augen, nicht eben brüderlich auseinander, daß er in der nächsten Nacht weiter müsse über den Rhein, um ihn selber nicht in Gefahr zu bringen. Er hätte sowieso schon, wie an den leeren Säcken zu sehen wäre, alles Korn und Mehl verkauft, um jederzeit davon zu können.

Nachher ging er noch lange nicht hinauf zur Kammer, saß in Unruhe vor seiner Theke und dachte, wie er sich mit der Geldkatze um seinen Bauch am besten retten könnte. Denn wie aus dem Douaneleutnant Varocquier der Mehlhändler Maruck geworden war, das machte seine Lage gefährlicher, als sie für einen andern Franzosen in Caub gewesen wäre. Wenn nämlich ein Wasser die Landesgrenze bildet, wie es zur Franzosenzeit der Rheinstrom tat, dann werden wohl die Preise hüben und drüben so verschieden, daß es sich lohnt, zur Nachtzeit einen Nachen voll Getreide ans jenseitige Ufer zu bringen. Bei Mondschein geht das schlecht, weil dann die Flinten im Douanenachen sehen, wohin sie schießen. Wenn aber dicke Nacht im Rheintal liegt, daß kaum die dunkeln Bergrücken sich vom Himmel abheben, dann ist ein Nachen nur am Ruderschlag zu hören; das mag im flachen Strom vor Rüdesheim ein leichtes sein, vom Binger Loch aber über das wilde Gefährt und die sieben Jungfrauen hin zum Gewerre rauscht ein Orchester, daß einer schon die Instrumente einzeln kennen müßte, um einen Ruderschlag daraus zu hören.

Das hatte Varocquier gelernt. Er kannte Stein und Strudel am Geräusch. Ohne Ruderschlag ließ er den Zollnachen hin und wieder mit der Strömung treiben, nur manchmal unmerklich das Steuer wendend, bis unvermutet — er bellte wie ein kleiner Hund — sein Kommando kam. Keiner von den Soldaten hatte bis dahin etwas gehört; es war, wie wenn der kleine Mensch durch die Nacht sehen

könnte; denn jedesmal antwortete ein Fluch, dem laute Ruderschläge folgten. Merkwürdigerweise kam er niemals ganz an die Schmuggler heran; er verlegte ihnen nur den Weg, daß sie an das französische Ufer mußten, wo sie sich selber zwar in die Weinberge und Büsche flüchten, die Ladung aber nicht mehr retten konnten.

So hatte die französische Regierung eine Zeitlang angenehme Einnahmen, bis die Händler den Mut verloren und der nächtliche Handel auf dem Rheinstrom bedenklich nachzulassen begann. Das war der Zeitpunkt, wo Varocquier sich auf seine wertvollen Kenntnisse besann: auf einmal wurde ruchbar, daß man auf neu entdeckten Wegen doch an seinem Zollnachen vorbei könne. Das war so ziemlich in den Wochen, als er häufig nach Caub hinüber und zur Witwe Claire in den „Rebstock" kam. Er war zwar nicht mehr in der ersten Mannbarkeit, aber ein geschmeidiger Kerl mit einem Gesicht, das zu seiner Uniform kupferbraun aussah, und langen Augenwimpern, die ebenso schwarz und seidig waren wie sein Schnurrbart. So hieß es bald, daß er den Dienst quittieren und die Claire heiraten würde. Sie war eine handfeste Person derart, wie sie ein Mann nicht gern einem andern gönnt: wem sie mit ihrer runden Hand einen Schoppen hinstellte, dem liefen auch die begehrlichen Blicke an dem prallen Arm hinauf, über die straffe Schulter in das runde Gesicht, worauf sie meist mit lustigem Verständnis den einen Mundwinkel kräuselte und sich rasch abwandte; aber so, daß keiner wußte, ob sie ihm mit ihren runden Taubenaugen doch noch zugewinkt hätte.

Als Varocquier sein Käppi abgesetzt und in dem „Rebstock" einige Monate lang sein Mehlgeschäft betrieben hatte, kam bei den spöttischen Leuten zu Caub ein Witz auf: er hätte bloß die schöne Torfahrt, die aus dem Keller zum Rhein hinführte, geheiratet, und die Claire als Mitgift bekommen; denn jetzt wurde offenbar, wie gut er Steine und Strudel sowie seine alten Freunde bei der Douane kannte. Man sah nicht sonderliche Vorräte bei ihm, aber man merkte bald, daß er viel Geld verdiente; als ein paar Jährchen vergangen waren, galt er für reich. Er war unterdessen fett und blaß geworden, bekam zwar keine Kinder mit der Claire, fing aber an, deutsch zu sprechen, obwohl es immer noch komisch klang. Auch sein Name verlor in der Cauber Rheinluft einen französischen Buchstaben nach dem andern, bis der Maruck übrigblieb; er war aufs beste im Begriff, sich einzubürgern, als sich zeigte, daß er nicht mit der Weltgeschichte gerechnet hatte.

Denn noch in derselben Nacht wurde Caub geweckt von einer Unruhe, die erst hier und da anfing und rasch gegen Morgen das enge Städtchen mit einem Getöse von Pferdehufen, preußischen und russischen Flüchen, aufgestellten Gewehrkolben und klirrenden Steigbügeln füllte. Kosaken waren da und Grenadiere. Als ein stumpfes Morgenrot in den Nebel kam, lagen sie in allen Häusern, und am Rhein vorbei stand Pferd an Pferd.

Maruck war noch nicht im Schlaf gewesen, als die ersten schon an seine Haustür klopften. Er dachte nicht anders, als daß sie seinen Bruder holen wollten, und es dauerte lange, bis er die Eisenstange von der Tür hob. Sie forderten nur Branntwein und legten rechte Münze dafür auf den Tisch. Seine Frau, die zuerst schon wie bei Feuer ihre Habseligkeiten zusammenraffen wollte, wagte sich schließlich auch herunter; und weil sie merkte, daß auch Kosaken Mannsleute waren, und nach ihrer rheinischen Art schnell gefaßt Mund und Augen zu gebrauchen wußte, gab es in der Wirtsstube rasch ein fröhliches Geschäft, wobei der Maruck seinen Bruder bald vergaß, dem es in seinem Kellerverschlag unter diesem Lärm wunderlich genug zumute sein mochte.

Da erschienen zum Mittag, als schon die meisten von den Kosaken schlafend unter den Tischen, auf den Bänken oder sonstwo lagen, mit dem alten Ortsdiener, der vor Atemnot vom raschen Gehen nur noch mit den Fingern auf ihn zeigen konnte, ein paar braunbärtige Grenadiere, die den Maruck, der gerade einen neuen Krug herunterlangte, hinter der Theke vorholten und im Laufschritt nach dem Rathaus brachten, wo auf der Vortreppe schon ein Offizier ungeduldig winkte und den Maruck am Arm über den kurzen Gang ins Ratszimmer schleppte. Da stand der sauersüß lächelnde Bürgermeister mit dem Hut in der Hand neben der Tür, während ein großer Mann halbnackt mit ausgestreckten Beinen rücklings auf einem Stuhl saß und sich von zwei Soldaten den Rücken mit Branntwein einreiben ließ, so daß es in der ganzen Stube danach roch.

Das war der Feldmarschall Blücher, der mit dem Ellbogen den einen Quacksalber aus dem Weg schob und den Maruck mit enzianblauen Augen unter weißen Haarbüscheln anblitzte: „Franzose?"

Varocquier wußte nicht, vor wem er stand, aber er schätzte ihn als einen General; so vermochte er nichts zu tun, als sich nach alter Uebung militärisch vor ihn hinzustellen.

„Meine Grenadiers werden Ihm Deutsch lernen!" sagte Blücher, der wohl meinte, daß der Mann ihn nicht verstände, legte die Arme wieder breit auf die Lehne und hielt dem Einreiber seine Schulter hin: „Einsperren!"

Ehe Varocquier bedenken konnte, daß es Generäle gab, denen man deutsch antworten mußte, war er in eine Kammer gebracht, die mit vergittertem Fenster nach dem Hof hin lag und von ihm gleich als das Ortsgefängnis erkannt wurde. Da saß er eingesperrt, hörte vom Hof her Hufe klappern, Wasser gießen und Singen der Kosaken; und weil er nicht wußte, was man mit ihm vorhatte, waren es nicht die besten Gedanken, mit denen er gefangen saß.

Erst mit der Dunkelheit kam hinter einem Grenadier, der einen Krug mit Wein, auch Brot und einen Handkäs brachte, der alte Bürgermeister herein, stellte eine Kerze auf den Tisch und setzte sich zu ihm auf die Holzbank. Er war kein Freund des Maruck, und wie er nach seiner Art vor sich hin auf seine Hände sprach, die zwischen den Knien mit dem Hut spielten und nur von der Seite her den Kopf ein paarmal zu ihm hob, um gleich wieder unter sich zu sehen, hätte er schon eine bessere Nachricht haben müssen, um den Maruck nicht in Wut zu bringen. Der Feldmarschall bedürfe eines Mannes, stromgewandt genug, um heute nacht fünfzig Grenadiere nach der Pfalz zu

bringen. Ohnedies, daß er als ehemaliger Douaneleutnant und als Mehlhändler — hierbei lächelte er sauersüß und strich recht sanft mit der flachen Hand seinen Hut — am meisten zur Nachtzeit auf dem Strom gewesen wäre, hätte er gerade ihn als Franzosen genannt. Die Zeiten wären nicht danach, zu wissen, ob der Herr von heute auch morgen noch befehlen könne: vielleicht wären in der nächsten Woche die Franzosen im Rathaus und würden den aufhängen, der den Preußen über den Strom geholfen hätte, was dem Maruck als einem Landsmann natürlich nicht geschähe.

Das waren sonderbare Gründe; denn kamen die Franzosen hinter den fliehenden Kosaken und Preußen hier auf dieses Ufer — und was war dem Maruck, der unter Napoleon in Italien gefochten hatte, sicherer als das? — dann war der lächelnde Greis neben ihm der erste, der ihn als Verräter vor die zwölf Flintenläufe brachte. Als er dies bedenkend aufsprang und ein paarmal an der Tür vorbeihorchend hin und wieder ging, tupfte der Bürgermeister mit einem Span den Docht der Kerze ab und meinte fast besorgt: er möge nur ja den Kopf nicht hinausstrecken. Der Feldmarschall gäbe wunderliche Befehle und die preußischen Grenadiere hätten eine Art, gleich mit den Bajonetten zu stechen.

Nach einer Stunde kam der Offizier vom Mittag mit einem andern, der einen langen braunen Bart hatte und ihn scharf bemusternd auf französisch fragte, ob er sich getraue, heute nacht fünfzig Leute auf die Pfalz zu bringen. Maruck sagte ja, aber das könnten andre auch, und er hätte Gründe, daß man gerade ihm das nicht abverlange, worauf der Mann ihn lächelnd ansah: die Gründe möge er ihm morgen sagen. Damit winkte er den beiden Grenadieren, die mit aufgepflanzten Bajonetten in der Tür standen und ihn in ihre Mitte nahmen. Er hörte noch den Bürgermeister mit seiner kleinen Stimme etwas sagen, das er unter dem Geknirsch der benagelten Stiefel nicht mehr verstand, aber wie eine sanfte Bosheit mit hinaus nahm.

Auf den Gassen war es merkwürdig still; zwar scharrten überall die Pferde und vor den hellen Fenstern standen dunkle Gestalten, hier und da kreischte auch ein Mädchen lustig auf oder ein Kosak kam aus einem halbhellen Flur mit Eimern gestolpert. Wie sie die Gasse überquerten, sah er im „Rebstock" helles Licht, wo die Claire mitten unter den Kosaken war und im Keller sein Bruder auf den Säcken saß. Am Rhein war eine helle Nacht; das Wasser lag in einem dunstighellen Streifen, er sah den Rand der dunkeln Waldberge hoch in den Himmel stechen und ganz schwach im Dunst noch ein paar Sterne. Die Pfalz mit ihren Erkerspitzen war unschwer zu erkennen, aber in der Richtung darauf hin schien ein Gehölz gewachsen, wo gestern Kies gewesen war. Als er über die Steine und durch schwarze Haufen von Holz und Zelttuch herankam, waren es die Grenadiere, die mit Gewehren und Bajonetten schweigend dastanden. Vom Rhein her kamen aus dem Dunkel ein paar Männer herauf; trotzdem sie nur leise sprachen, erkannte er den einen an der Stimme als den Feldmarschall. Er kam rasch zu ihm, beugte sich nieder, um ihn zu erkennen, so daß Maruck seinen weißen Schnurrbart dicht vor sich sah, legte ihm seine kräftige Hand auf die Schulter und sagte: „Vorwärts!"

Maruck hatte unterdessen seinen Plan gemacht: sein bares Geld trug er schon seit Wochen um den Leib; sowie die Grenadiere drüben waren, wollte er mit seinem Bruder hinab auf Koblenz zu.

Weder die Preußen noch die Franzosen sollten ihn fürs erste in Caub zu sehen kriegen. So machte er sich entschlossen daran, die Soldaten nach der Pfalz zu bringen. Drei Fahrten waren nötig, ungefährlich, trotzdem der Rhein kleine Schollen trieb, die gegen den Nachen anklopften, wie wenn Kartoffeln in einen Trog geschüttet würden. Beim drittenmal mußte er die Falltür und danach im Hof beim Licht von einigen Laternen die Holzgalerie und die Schießscharten zeigen, wo sie sich überall einnisteten. Als er dann allein nach seinem Nachen ging, sah er auch im Gesträuch und auf den Felsen den Schimmer von Flintenläufen.

Es war nichts Sonderbares dabei, und doch fühlte Maruck sich verloren: auch am Ufer standen ihrer noch viele Gewehr beim Fuß im Sand, er hatte sie untereinander leise lachen hören, als er fortfuhr. Auf einmal verwirrte sich das in seinem Kopf zu dem Gedanken, daß sie ihn gleich niederstechen würden, um nicht verraten zu werden. Da war keine Ueberlegung mehr in ihm, langsam, Schritt für Schritt, innerlich getrieben von der Angst ging er ins Boot, setzte sich still hinein und fing an mit leisen Ruderschlägen. Sowie er im dunkeln Wasser war, zog er die Ruder ein und rutschte nach vorn hinunter von der Bank platt in den Nachen, so daß ihn keine flache Kugel treffen konnte, und ließ sich von der Strömung sacht hinuntertreiben, nur nach dem Wasser horchend und mit der Schulter an dem Steuerruder. Eine Viertelstunde blieb er so, dann wagte er den Kopf zu heben: weit hinter ihm war Caub und die Pfalz, schon meinte er, die sieben Jungfrauen rauschen zu hören. Ein paarmal ließ er sich in stilleres Wasser treiben, fand aber nicht den Mut, ans Ufer anzulegen. So war er bis an die Strudel der Lorelei gekommen, als er deutlich den Schlag von fernen Schüssen hörte. Da war er gewiß: die Frau und den Bruder im Keller, er sah sie fürs erste nicht wieder, wenn er überhaupt sie wiedersah.

*

Als die Grenadiere der Claire ihren Maruck fortholten, der ihr gerade noch den hergelangten Branntweinkrug in die Hände geben konnte, wollte sie nach Art erregter Frauen mit erhobenen Armen hinter ihm her; aber einer von den Kosaken, ein langer Kerl mit einer feurigen Narbe quer über dem rechten Auge, griff sie gleich um den Leib und noch einige bedrängten sie mit andern Zärtlichkeiten. Bis sie sich ihrer erwehrt hatte, war Maruck fort. Weil gerade ein neuer Trupp preußischer Grenadiere hereinfiel und sie dem fremden Volk die Wirtschaft nicht überlassen konnte, rettete sie sich hinter die Theke, wo sie anfänglich noch in Unruhe, dann in einer immer schwereren Ermüdung unaufhörlich ihre schwere Arbeit tat, bis am Abend die letzte von den blaugeblümten Steinkruken leer war und daraufhin der Soldaten, weil weder

Preußen noch Kosaken Wein zu trinken verstanden, so wenig wurden, daß sie die Schnarcher von der Bank aufrütteln und hinaustun konnte. Als der letzte, der sich in seine Heimat geträumt haben mochte — es war ein Pommer mit einem blonden Vollbart — aus seiner Schlaftrunkenheit sie für seine Frau ansah, gab sie ihm einen Stoß auf die Gasse mit, daß er geradhin vor die Haustür in den gefrorenen Staub fiel. Sie ließ ihn liegen trotz der Kälte, verriegelte die Tür und legte die Eisenstange vor; und dann vermochte nicht einmal die Sorge um Maruck sie länger auf den Beinen zu halten. In einer grausamen Müdigkeit schleppte sie sich hinauf in die Kammer, das schwergefüllte Thekenschoß unterm Arm.

In der Nacht wurde sie warm und wußte nicht, war es ein Traum: sie hörte deutlich den Maruck aus dem Keller in die Wirtsstube und von da in die Küche gehen. Sie war so verschlafen, daß sie sich nicht einmal wunderte; aber als sie erst am Morgen von dem unaufhörlichen Getöse der trappenden Pferde und rollenden Wagen aufwachte, war Maruck doch nicht da. Noch im Dunkeln — der blonde Pommer lag noch immer da und war erfroren — ging sie durch die Reihen der verschlafenen Pferde und Kosaken nach dem Rathaus; aber da standen alle Türen offen und war niemand, der ihr etwas von Maruck sagen konnte. Wie sie dann zurück durch den halbhellen Morgen ging, in dessen Kälte die Geräusche eingefroren schienen, so dumpf klang alles, fiel ihr der Traum aus der Nacht wieder ein, und daß es vielleicht mehr als ein Traum gewesen wäre, daß also Maruck sich zur Nacht ins Haus geflüchtet haben könnte. Sie riegelte die Haustür zu, steckte eine Laterne an und begann, ein paarmal leise rufend, den weitläufigen Keller abzuleuchten. Er hatte mancherlei Winkel, und so war es zuletzt, daß sie an den Verschlag unter der Treppe kam, da aber war sie schon wieder zweifelhaft geworden und sah nur flüchtig hinein. So erschrak sie ziemlich, als sie im Weggehen ein Geräusch hörte, wie wenn jemand schwerfällig aufstände.

„Nicolas?“ fragte sie, nachdem sie zitternd dagestanden hatte, und ging mit vorgehaltener Laterne nach dem Verschlag zurück. Das wurde nun ein sonderbarer Anblick: in Mehlsäcken halb vergraben, beide Hände auf die Knie gelegt, saß da mit dem Rücken an die Holzwand gelehnt ein Mensch, der ihrem Mann zwar ähnlich sah, doch es nicht war. Weil sie den Jean nur ein paarmal gesehen hatte und ihn zudem beim Heer Napoleons vermutete, dauerte es einige Minuten, bis ihr der Schrecken aus den Beinen ging, während er seine steifen Glieder aus den Säcken wickelte. Er hatte nach langen Hungerwochen nun auch noch eine Nacht, einen Tag und wieder eine Nacht in dem kalten Kellerverschlag gesessen und sah nicht zum besten aus in seinen mehlweißen Lumpen und mit blaugefrorenen Händen, als sie ihn kurz entschlossen mit hinauf ins Tageslicht der Küche nahm. Sie gab ihm warmes Wasser und nachher Kleider von ihrem Mann. Während er danach erst zu essen und zu trinken bekam und kauend vor sich auf den Schieferboden sah, ließ sich das Soldatenvolk, mit Fäusten und Gewehrkolben an die Haustür klopfend, nicht länger mehr hinhalten. So mußte sie den Jean unausgefragt dasitzen lassen und ihre Wirtschaft anfangen.

Es gab an dem Morgen ein schweres Geschäft. Seitdem die Grenadiere und Kosaken wußten, daß der erste Uebergang gelungen war, saß ein Uebermut in ihnen, wie wenn sie eine Schlacht gewonnen hätten. Unaufhörlich, wie vordem aus dem Reich der Franzosen die Scharen in die Welt gezogen waren, zogen nun die Scharen der Welt nach Frankreich hinein. Das machte eine Lust zum Trinken und Singen, wofür die geplagte Claire nicht mehr ausreichte. Als sie eine Stunde lang in dem Trubel hin und her gesprungen war, ihren Maruck entbehrte und dann im Zorn an den Jean dachte, der statt seiner unnütz in der Küche saß und kaute, band sie ihm kurzerhand eine Leinenschürze um und brachte ihn herein. Er schickte sich zwar nicht gleich hinter die Theke, aber von der Claire rechtschaffen kommandiert, dauerte es keine Stunde, so hätte sein Bruder Nicolas kaum besser dagestanden.

Deshalb, als nach einer Stunde auch das letzte Branntweinfäßchen ziemlich leer getrunken war, zögerte die Claire nicht lange, Pferd und Wagen einzuspannen, um selber nach der Brennerei zu fahren, während Jean in seiner Schürze nicht den schlechtesten Schenkwirt spielte. Gleich nach Mittag war sie zurück mit neuem Vorrat, und nun ging das Geschäft fröhlicher als jemals, denn statt des lebersüchtigen Nicolas stand da der lachende Jean, dem der schwarze Schnurrbart wie zwei Fähnchen auf dem lachenden Mund stand.

Der Uebergang dauerte noch Tage und Nächte, und Frau Claire mußte noch einigemal das Pferd einspannen, um Branntwein einzuholen; so war der Jean fürs erste nicht zu entbehren. Und als das Wagenheer auch hinüber und die Brücke abgebrochen war und überall die Schiffer vom Rhein her kamen und ihre Kähne wieder holten, als die Weltgeschichte, die für eine Woche durch Caub gepoltert war, schon weit in den Ardennen ihren raschen Kriegsgang machte, blieb der richtige Maruck immer noch verschwunden; und es ging der Claire wie dem Förster, der den zugelaufenen Hund so lange dabehielt, bis ihm jemand den eignen wieder brächte, zumal der andre nicht schlechter war. Die Cauber hatten schon wieder eine spitze Redensart: die Claire hätte ihren alten Maruck in den Jungbrunnen getaucht, dabei wäre der Jean herausgekommen. Und es war keiner, der ihr den Tausch mißgönnte. Wer ihn so, seinen schwarzen Schnurrbart streichend, hinter der Theke oder in der Haustür stehen sah, hatte seine Freude an dem lustigen Kerl. Nirgendwo war der Nicolas Maruck überflüssiger als im „Rebstock“.

*

Unterdessen kamen mit den Frühlingsschwalben Kriegsnachrichten aus Paris: Die Verbündeten hatten den Kaiser Napoleon zur Erholung von seinen vielen Kriegsstrapazen nach Elba geschickt und den Franzosen wieder einen rechtschaffenen König von Gottes Gnaden eingesetzt. So sah es doch nicht aus, als ob der Bürgermeister von Caub den Maruck so bald vor die Flintenläufe der Franzosen hätte bringen können, und als der Jean danach so im Anfang Juni unten vor dem

Kellertor den Mehlstaub aus der Hose klopfte — er hatte die leeren Mehlsäcke aufeinander gelegt, weil es ohne Douane doch nichts mehr war mit dem Mehlhandel —, dann sich aufrichtend so recht wie ein zufriedener Hausvater über den Rhein hinsah, der in der Abendsonne schimmerte wie gehämmertes Gold, worüber die Pfalz und die Berge blaue Schatten legten, kam sacht den Strom herunter ein Nachen, der, von einem Mann mit breitem Hut gesteuert, von der Pfalz her gemächlich gegen Caub heranschwamm. Jean Varocquier sah ihm durch einen Schwarm von Mücken neugierig zu und hatte seine Freude an der klugen Steuerung. Aber wie der Nachen in dem Kies anschurrte und der Mann sich aufrichtete, der ihn so gleichmütig geführt hatte, fuhr dem Jean der Schreck wie ein Stück Eis in den Hals hinunter; denn obwohl er weder Gesicht noch Gestalt genau erkennen konnte, vielmehr alles vor dem Gold und Glanz im blauen Schatten verschwamm, sah er aus der behenden Hantierung sehr genau, daß niemand anders als sein Bruder Nicolas dort unten ausgestiegen war. Dies kam so überraschend, daß er nicht zu ihm hinunterging, ihn vielmehr den leicht und fein gebauten Kahn vorsichtig festmachen und zu sich heraufkommen ließ. Recht wie ein Junge, der von einem Kameraden in dessen Schneefestung betroffen wird, gab er ihm die Hand und sagte, ein wenig kleinlaut: „Ich bin noch hier."

„Ich seh's," sagte der andre, brauner gebrannt als sonst, aber fett und kurzatmig, nicht weniger überrascht durch dieses brüderliche Wiedersehen; ging an ihm vorbei in den Keller hinein und gab sich wie ein ordentlicher Hausvater daran, das Tor zu schließen, so daß der Jean ausgesperrt gewesen wäre, wenn er sich nicht zu einem schnellen Schlupf bequemt hätte. Vor einer Viertelstunde hatte er noch als Herr von all den hundert Säcken Ordnung geschafft, jetzt blieb er, um nicht demütig hinter dem andern her die Holztreppe hinaufzustapfen, trotzig in dem dämmerigen Keller stehen; der Maruck aber schob kaltblütig den Riegel vor, so blieb er wieder in dem Keller eingesperrt wie bei dem letzten Wiedersehen.

Maruck war unterdessen leise in die Küche und hinter seine Frau getreten, die summend bei offenen Fenstern vor einem Kübel stand und Krüge schwenkte. Weil gerade ein Wagen über die Gasse fuhr, auch das Wasser lustig plätscherte, hörte sie ihn nicht, so daß er ihr mit beiden Händen die Augen zuhalten und einen Kuß auf den runden Nacken geben konnte. Sie nahm das wohlgefällig hin, bis sie, seine beklommene Stimme erkennend, ihn von sich stieß und bei seinem Anblick vor Schrecken den Krug auf den Boden fallen ließ. Ueber dem Geklirr geriet sie in einen so heftigen Zorn, daß er selber zu keinem Wort mehr Lust bekam und nur mit verbissenen Kinnbacken diesen eigentümlichen Empfang hinnehmen konnte. Zugleich aber hatte der Knall von dem zerbrochenen Geschirr den Jean so wild gemacht, daß er den Riegel an der Kellertür aufsprengte und zur Hilfe nicht eben langsam in die Küche kam. In seiner Verwirrung verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, seinem Bruder gegen ihren Zorn begütigend beizustehen. So gab er diesem ehelichen Streit besonderer Art auch ein besonderes Ende; denn all der verbissene Grimm des Maruck zischte nun gegen ihn. Weil es aber den Jean bitter ankam, daß er sein behagliches Leben herausgeben sollte wie eine gestohlene Taschenuhr, wollte er sich nicht noch obendrein gleich einem Stromer hinaustun lassen. Er gab dem Maruck seine Antwort mit einem solchen Stoß, daß es aussah, als sprängen zwei kämpfende Hähne voneinander ab; und nicht anders blieben sie auch mit gesenkten Stirnen, französisch schimpfend, stehen, so daß die Claire sie wie auf einem Bilderbogen nebeneinander hatte, den Maruck fetter als sonst und fast grau vor Erregung, den Jean glühend wie überm Ofen.

Es wurde eine ärgerliche Nacht für alle drei, für die Claire und ihren heimgekehrten Ehemann, der von dem Seinigen Besitz haben wollte, als wäre er nur einen Tag über Land spaziert, für den ausgesperrten Jean, der die ganze Nacht hindurch wie ein Wolf die Kammer und das Haus umstrich und ein paarmal willens war, es anzustecken.

Noch einmal aber kam ganz unvermutet die Weltgeschichte nach Caub. Sie fuhr am andern Morgen von Bingen die Straße herunter und war ein fröhlicher Greis, der aus dem offenen Korbwagen mit enzianblauen Augen über den Strom hinblitzte und seinem Begleiter viel zu zeigen hatte. Es war Blücher, der behaglich wie ein Landedelmann aus Frankreich zurückkehrte und mit seinem Adjutanten — dem Offizier mit dem braunen Vollbart — noch einmal die Stelle seines Rheinübergangs ansehen wollte. Während der Wagen unter dem Douanehäuschen hielt und einer von den beiden Husaren auf dem Bock ein Hornsignal hinüberschickte, daß die Fähre kommen möchte, ging der alte Herr am Ufer vielmals hin und her, zeigte und erklärte und war aufgeräumt wie einer, der nach Hause in die Ferien kommt. Als er damals auf der Fähre stand und in das glitzernde Wasser sah, das mehr als einmal glatt wie eine Stromschnelle unter ihnen wegschoß und überall an den Klippen rauschte, mochte er wohl an die rheinischen Schiffer denken, die ihm geholfen hatten; denn als er zu dem bestürzten Bürgermeister hinaufkam, während unten sich die Kinder um seinen gelben Wagen und die Husaren drängten und einer von den Erwachsenen es dem andern zurief, daß der Feldmarschall wieder da wäre, so daß in dem stillen Caub gleichsam das Wasser noch einmal aufsiedete, das während des Uebergangs so lustig gekocht hatte, war seine erste Frage an den Alten, der seitdem noch welker geworden war und sich noch tiefer verbeugte, nach dem Mehlhändler, Metzger oder Wirt, der damals seine Grenadiere nach der Pfalz gebracht hätte: er solle ihn lebendig oder seinen Leichnam bringen. Dabei klopfte er ihm zwar lustig auf die Schulter, aber der Bürgermeister hatte gesehen, wie gutmütig lächelnd diese Großen mit kleinen Menschenleben spielen; er nahm es wörtlich und lief, nachdem er die Herren auf sein Zimmer gebracht hatte, zum Ortsdiener: der wiederum, über einen so rauhen Befehl erschrocken, sich allein nicht mächtig fühlte und einen von den Husaren mitnahm.

Sie fanden den „Rebstock" der Frau Claire noch sehr im Unstand. Es hatte in der Kammer

um einer bestimmten Ursache willen einen Ringkampf gegeben, nun lag der Maruck zu Bett, während die Claire nicht im besten Aufzug vor dem übernächtigen Jean stand, der breitbeinig im Wirtszimmer saß und mit beiden Händen in den Taschen die eingefressene Wut der Nacht in höhnischen Reden von sich gab. Der Husar wollte ihn gleich mitschleifen, aber nun fiel es selbst dem Ortsdiener auf, mit welcher Eile ihnen die geängstigte Claire den Weg zum richtigen Hausherrn zeigte. Der erwachte aus seinem schweren Morgenschlaf und sah neben dem Ortsdiener einen Husaren in der Kammer stehen, der ihm ohne weitere Worte seine Hose anreichte und auch sonst behilflich war. Er war im Glauben, daß der Jean ihn angegeben hätte, und als er den durch die offene Wirtsstubentür dasitzen sah, während er, von der Faust des Husaren gepackt, hinausgeführt wurde, rief er ihm ein wildes Drohwort zu.

So trat er, von dem Husaren geschoben, in einer so jämmerlichen Haltung vor den Feldmarschall, der unterdessen munter über einem rasch begonnenen Frühstück saß, daß er ihm mit hellem Gelächter ins Gesicht fuhr: „Zur Stärkung, Herr —"

„— Varocquier," ergänzte der braunbärtige Adjutant, während Blücher ein Glas mit Rotwein füllte und dem Maruck hinhielt, der, nicht wissend, ob man seiner Not noch spotten wollte, so sonderbare Falten ins Gesicht bekam, daß der alte Herr vor unbändigem Gelächter das Glas wieder auf den Tisch setzen mußte.

„Der Feldmarschall wollte Euch seine Anerkennung sagen für die Bravour bei der Rheinpassage," erklärte der Offizier, dem angesichts des sprungbereiten Husaren an der Tür das Mißverständnis deutlich wurde, auf französisch; und obwohl Maruck, noch immer Hohn vermutend, ihm ungläubig in das vollbärtige Gesicht blickte, dessen braune Augen ruhig auf ihn sahen, begann er doch eine gute Wendung zu erhoffen.

„Er gewährt Euch die Non-Kombattantenmedaille!"

„Mehlmedaille," knurrte Blücher, der schon wieder am Essen war. Dann mußte er von neuem lachen: „Der Herr Franzos ist Mehlhändler; das paßt wie ein Stiebel!"

Während der Offizier weiter erklärte und Maruck das blaurote, lachende Gesicht des Feldmarschalls mit dem weißen Schnurrbart vor sich hatte, stand er steif wie auf der Parade. Er vermochte sich nicht in den Umschwung zu finden, und wenn er daran dachte, wie er hergeschleift worden war, begehrte der Zorn in ihm auf. Nur als die Rede sacht auf hundert Reichstaler kam, die ihm aus der Kriegskasse für seine Bravour versprochen wurden, wurde er aufmerksamer.

Das dröhnende Gelächter des Feldmarschalls aber ging ihm nicht aus den Ohren, als er schon mit dem Orden an der Brust ohne Ortsdiener und Husar zurückging. Er hatte das Gefühl, als ob er ein halbes Jahr lang in Todesnöten zum Spaß herumgejagt worden wäre; und als er dann an die letzte Nacht und an seinen Bruder im „Rebstock" dachte, kam er trotz seiner Mehlmedaille in einer zitternden Wut zu Hause an. Kaum sah er den Jean noch immer mit den Händen in den Taschen breitbeinig dasitzen, während die Claire mit gefalteten Händen vor ihm stand, als er schon wie ein Marder auf ihn zulief und ihn an der Gurgel faßte. Obwohl der Jean größer und auch wohl stärker war, hatte er sich mit dem ersten Sprung so in ihn verkrallt, daß der aufspringend ihn nicht abzuschütteln vermochte, vielmehr mit beiden Händen seinen Hals schützen mußte. Wenn nicht der heftig gestoßene Atem und dann und wann ein rascher schwerer Tritt gewesen wäre, daß alle Gläser und Krüge klirrten, hätte man den gespannten Körpern kaum angesehen, daß sie miteinander rangen. Die Claire fing an zu jammern und wollte sie auseinander drängen, brachte aber nur zuwege, daß der Jean an seiner Kehle Luft bekam, weil der Maruck nach ihr treten wollte und sich dabei vergaß. In weniger als einer Minute lagen die meisten Krüge und Gläser auf der Erde, ein Stuhl war zerbrochen und die Claire hatte einen Schlag vor die Brust bekommen, daß sie weiß wie eine Sterbende mit vorgestreckten Beinen auf dem Fußboden saß, während der Jean den Maruck hinterrücks auf einen Tisch warf, daß der mit seiner Platte nach vorn überkippte und den Maruck kopfüber auf den Boden sacken ließ, wo er gerade der Claire gegenüber mit zerrissenen Kleidern halb bewußtlos liegen blieb. Der Jean gab noch einem andern Tisch einen Tritt, daß er ein paarmal durch die Stube bis an die Wand hüpfte und zerbrach; worauf er, gerade als eine neugierige Nachbarsfrau mit einem Krug in der Hand ankam, laut lachend und dicke Tränen in den Augen an der vorbei hinausging.

Nach diesem Abschied wurde der Jean nicht mehr in Caub gesehen. Die Claire ließ sich von der Nachbarin aufheben; obwohl sie gelbweiß wie eine Ohnmächtige aussah, war ihr nichts geschehen. Dem Maruck waren die Rippen etwas mehr gedrückt worden, er mußte ins Bett getragen werden, hinkte aber noch am selben Abend mißtrauisch wieder herunter, den zerdrückten Orden an der Brust. Am andern Morgen hatte er ihn wieder platt gehämmert; und auch die hundert Taler kamen nach einigen Wochen wirklich an. Er tat sie zu dem Geldgurt in den Schrank auf der Kammer, froh der Zeiten, da er sein Vermögen nicht mehr um den Bauch zu tragen brauchte. War er früher emsig, gleich einer Ameise, um die Vermehrung seines Gutes bemüht gewesen Tag und Nacht, so glich er seit seiner Rückkehr eher einer Blattlaus, die, an einer fetten Stelle sitzend, nichts andres kennt, als süßen Saft zu saugen. Dabei kam die Prahlerei und eigentliche Faulheit eines alten Militärs so arg heraus, daß er den Caubern bald der schönste Spott war.

So recht als nichtsnutziger Maulheld fuhr er eines Tages auf die Mehl- und Schifferbörse nach Bingen. Da waren die andern Händler nicht zum Uebermut geneigt, seitdem es keine Douane mehr gab, aber über den aufgeblasenen Maruck und seinen Orden mußten sie doch lachen.

„Für mein Verdienst bei der Rheinpassage," prahlte der Maruck.

Der Obmann aber war ein dicker Kerl mit französisch geschnittenem weißem Bart; er kollerte, wie wenn der Maruck die Preußen gerufen und

den Mehlhandel gestört hätte: „Da hast was Rechts verdient mit deiner Rheinpassasch!"

„Hundert Taler hab' ich verdient!" prahlte Maruck, der schon betrunken war.

Da verlor der Dicke die Haltung, so daß es ein recht herzlicher Stoßseufzer wurde: „Bring die Franzosen wieder, und wir geben dir zweihundert!"

Darüber mußten auch die grimmigsten lachen, und es gab trotz den schlechten Geschäften ein großes Trinken, so daß der Maruck erst in später Nacht und nicht immer richtig seinen Kahn den Rhein hinunter steuerte. Im „Rebstock" aber war die Tür verschlossen und wurde auch nicht aufgemacht trotz seinem Klopfen. Er wollte, wie er es aus früheren Zeiten kannte, übers Stalldach hinein, rutschte aber aus und hätte vielleicht den Hals gebrochen, wenn er nicht an einem Haken hängen geblieben wäre, der ihm die Jacke auseinander riß. Der Schreck war so, daß er hinunterkletterte und auf dem Rasen einschlief. Im ersten Morgen wurde er, noch immer schwer vom Wein, in einem dampfenden Nebel wach, drückte ein Fenster ein und kletterte ins Haus. Da fand er alles sauber aufgeräumt, wie seine Frau es liebte, nur selber war sie nicht mehr da, und auch die hundert Taler fehlten in dem Schrank mitsamt dem Geldgürtel. Den Haustürschlüssel aber hatte sie, wie es Absprache war, wenn einer in Abwesenheit des andern einen Weg zu gehen hatte, auf dem Balken darüber versteckt. So wäre es nicht nötig gewesen, das Fenster einzuschlagen.

Das übermütige Männlein

Ein Kinderlied

von

Gustav Falke

Es war einmal ein Männlein,
War kaum ein Spännlein,
Das wollte gern reisen.
Da hat sich's auf den Uhrzeiger gestellt,
Rundum ging die Fahrt, zweimal um die Welt.
Ach reisen, ach reisen,
Wie mir das gefällt!

Es war einmal ein Männlein,
War kaum ein Spännlein,
Jetzt wollt's auch mal fahren.
Spannte sich vier Schnecklein vor,
Kutschierte vor der Maus ihr Tor,
Frau Maus war nicht zu Hause.
Bedaure sehr! Adjö!

Es war einmal ein Männlein,
War kaum ein Spännlein,
Das wollte gern reiten.
Schwang sich's munter auf eine Mück':
Galoppieren wir ein Stück.
Ach reiten, ach reiten,
Dem Kavalier sein Glück!

Es war einmal ein Männlein,
War kaum ein Spännlein,
Nun wollt's gar fliegen.
Hob beide Rockschöß auf, o weh!
Gleich kam ein Wind und warf's in die See.
Da ertrank's.

Ach, das arme Männlein!
Es war kaum ein Spännlein.
Wär's doch hinter den Ofen gekrochen,
Da könnt' sich's jetzt ein Süpplein kochen.

Harmonie

Nach einem Gemälde von Woldemar Friedrich

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

König Jérôme von Westfalen
Nach einem zeitgenössischen Stich

König Jérôme von Westfalen

Von

Hugo Brunner

(Hierzu acht Abbildungen)

Am 7. Juli des Jahres 1807, also noch an dem nämlichen Tage, an dem der Friede zu Tilsit unterzeichnet worden war, schrieb Kaiser Napoleon an seinen jüngsten Bruder Jérôme die lakonischen Worte: „Sie sind als König von Westfalen anerkannt. Dieses Königreich umfaßt alle Staaten, deren Aufzählung anbei erfolgt."

Geht man diese Liste durch, so ist man freilich erstaunt, so wenig eigentlich westfälisches Gebiet darunter zu finden. Das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Braunschweig, Süd-Hannover und die bis dahin preußischen Landesteile links der Elbe sind die Hauptbestandteile des neuen Königreichs, und vom alten westfälischen Kreis sind nur die östlichsten Distrikte, die Gegenden von Paderborn, Bielefeld und Herford, dazugeschlagen, während das sogenannte Herzogtum Westfalen, bis zum Reichsdeputationshauptschluß zum Erzbistum Köln gehörig, seitdem an Hessen-Darmstadt gefallen war. Napoleon wollte eben nicht, daß das neue Königreich, sei es im Namen, sei es in seinen inneren Einrichtungen, an alte Traditionen anknüpfe. Die Fürstenhäuser, die in Hessen und Braunschweig regiert, hatte er als Bundesgenossen Englands ihrer Throne verlustig erklärt, nichts sollte an sie erinnern. So wurden Verwaltung und Rechtspflege, wie sie sich durch die Jahrhunderte naturgemäß entwickelt hatten, plötzlich und mit einem Federstrich beseitigt und durch gänzlich neue, dem Volke fremde Organisationen und Gesetze abgelöst. Nirgends war man bestrebt, an die alten Zustände anzuknüpfen, diese weiterzubilden — im Gegenteil! Die Doktrinäre der Revolutionen wünschten sich Glück, endlich ein Feld gefunden zu haben, wo sie mit dem Versuch, das bestehende Mangelhafte auszuschalten und einen Idealzustand an dessen Stelle treten zu lassen, das Dogma Jean Jacques Rousseaus von der Möglichkeit völliger Loslösung von dem historisch Gewordenen am praktischsten in die Wirklichkeit einführen konnten. Insofern ist das Königreich Westfalen wohl die merkwürdigste der Napoleonischen Staatenschöpfungen und in ihrer Art die interessanteste der neueren Geschichte. Sie hat leider nicht lange genug bestanden, daß man hätte die Probe aufs Exempel machen können.

Auch hätte die Idealverfassung eine ideale Regierung verlangt. Die Aufgabe, das aus den verschiedensten Territorien zusammengewürfelte Land mit einer Bevölkerung, die bis dahin patriarchalisch regiert, für die neuen Zustände in keiner Weise vorbereitet war, hätte die ganze Weisheit und Tatkraft eines bedeutenden Herrschers erfordert. Jérôme aber war dieser Aufgabe nicht entfernt gewachsen, ihn, den Jüngling von dreiundzwanzig Jahren und ausgesprochenen Bruder Liederlich, an die Spitze eines solchen Staatswesens zu stellen, war

ein großer Mißgriff seines kaiserlichen Bruders, der sich bitter an Regierenden und Regierten, an den letzteren wie immer ganz besonders, gerächt hat.

Zunächst kamen Fürst und Volk sich mit gegenseitigem Vertrauen entgegen. Jérôme war durch Napoleon mit der Prinzessin Katharina von Württemberg, der einzigen, vom Vater über alles geliebten Tochter König Friedrichs I., vermählt worden, die fast zwei Jahre älter war als er. Am 22. und 23. August hatte die Hochzeit in Paris stattgefunden. Zahlreiche Deputierte aus allen Teilen des neuen Königreichs waren in diesen Tagen in der Reichshauptstadt anwesend, um dem jungen Herrscherpaare die Huldigungen des Volkes zu Füßen zu legen. Daß sie vom Kaiser gewürdigt wurden, bei Ausarbeitung der Konstitution des Königreichs ihre Ansichten und Wünsche zu Gehör zu bringen, war den bis dahin mit verfassungsmäßigen Zuständen unbekannten deutschen Untertanen ein Beweis so hohen Vertrauens, daß sie sich und ihren Landsleuten daheim die Zukunft in rosigstem Lichte malten. Am 15. November, dem Geburtstage Jérômes, wurde die Urkunde publiziert, als Tag des Regierungsantritts wurde der 1. Dezember festgesetzt.

Das junge Königspaar reiste von Paris zunächst nach Stuttgart zum Besuch und von da in sein neues Reich. Jérôme brannte vor Begierde, sich als Herrscher zu bewähren. Die Fahrt ging über Frankfurt und Gießen auf Marburg; wenige Stunden südlich dieser Stadt wurde die Grenze überschritten. Der Empfang scheint, den Berichten der öffentlichen Blätter nach, überall ein sehr herzlicher gewesen zu sein. Es ist ja so natürlich, daß der Mensch bei jedem Wechsel sich etwas Besseres erwartet. In Marburg zumal, wo er am 6. Dezember eintraf, wurde Jérôme mit großem Jubel aufgenommen. Die Studenten, die ihm in drei Divisionen, jede mit besonderen Farben geschmückt, entgegengeritten waren, wurden (wie es heißt) nicht müde, dem gleichaltrigen jungen Könige begeisterte Ovationen zu bringen. Am folgenden Tage ging's weiter der Residenzstadt Kassel zu.

Königin Katharina, geb. Prinzessin von Württemberg

Nach einer Büste von Dannecker aus dem Jahre 1811, bisher nicht veröffentlicht

Hier liegt, in einer Stunde Entfernung von der Stadt, das Lustschloß Wilhelmshöhe, der herrliche Sommeraufenthalt des landgräflich hessischen Hofes. Die fürstlichen Gatten fanden allerdings das Schloß in der winterlichen Umgebung wenig reizvoll, als sie zunächst dort abstiegen, ehe sie ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielten. Sie froren, und Katharina klagte, daß die Einrichtung sehr dürftig sei, was sie dem Geize des alten Kurfürsten zuschreibt. Sehr mit Unrecht, denn die Landsleute ihres Gemahls hatten die Zeit der französischen Landesverwaltung weidlich benutzt, die Schlösser des Landes auszuplündern und alles zu Gelde zu machen, was ihnen Wert zu haben schien.

Jérômes erste Regierungshandlung war es, den Namen der Wilhelmshöhe auszutilgen. Er nannte sie Napoleonshöhe — eine Huldigung, zu welcher der „Moniteur" bemerkt, daß sie, dem Protektor des Rheinbundes dargebracht, für immer der Dankbarkeit des schönen Westfalenlandes die Weihe verliehen habe. Wir sollten sagen, weniger der Dankbarkeit des Landes als des Bruders! Denn während der Kaiser Schlachten schlug und die Söhne der Rheinbundsstaaten für sich bluten ließ, durfte Jérôme Zauberfeste auf Napoleonshöhe feiern, wie sie Schloß und Park weder vorher noch nachher gesehen haben.

Der feierliche Einzug in die Residenzstadt wurde auf den 10. Dezember festgesetzt. Tags zuvor war starker Schnee gefallen, das Wetter war trübe und neblig. Mit ängstlicher Spannung schauten der Hof wie die Einwohnerschaft der Stadt zum Himmel, wie er sich verhalten werde. Denn die Bürgerschaft hatte große Anstrengungen gemacht, den Empfang so glänzend als möglich zu gestalten. Ein Triumphbogen am Friedrichsplatz, zu dem der Oberbaudirektor Jussow, der Erbauer des Wilhelmshöher Schlosses, den Entwurf geliefert hatte, galt als ein Wunderwerk der Kunst. Für den Abend war eine großartige Illumination vorbereitet, und Künstler und Kunsthandwerker waren seit Monaten beschäftigt, Transparente herzustellen, in deren Emblemen der Familie Bonaparte möglichst unzweideutig Weihrauch gestreut wurde. So zeigte das Transparent der Stadt vor dem Oberneustädter Rathaus, vom Akademieprofessor Robert gemalt, in riesigen Dimensionen den Sonnengott mit dem Viergespann, der Erde Licht bringend. Voran schwebte der kaiserliche Aar, einen Lorbeerkranz in den Fängen, und die Umschrift, das übliche nichtssagende Distichon, lautete in nicht mißzuverstehender Huldigung:

„Quot victrix meruit virtus repetita coronas,
Tot sacrum exornat gloria clara caput."

Jérôme wird schwerlich den Sinn verstanden haben.

Um ½1 Uhr ertönte der erste Kanonenschuß zum Zeichen, daß der feierliche Zug sich nähere. Und wie mit einem Zauberschlage zerteilte sich der Nebel, und die Sonne strahlte vom blauen Firmament hernieder, das prächtige Schauspiel mit ihrem Lichte vergoldend. Sie blitzte auf den Lanzen der

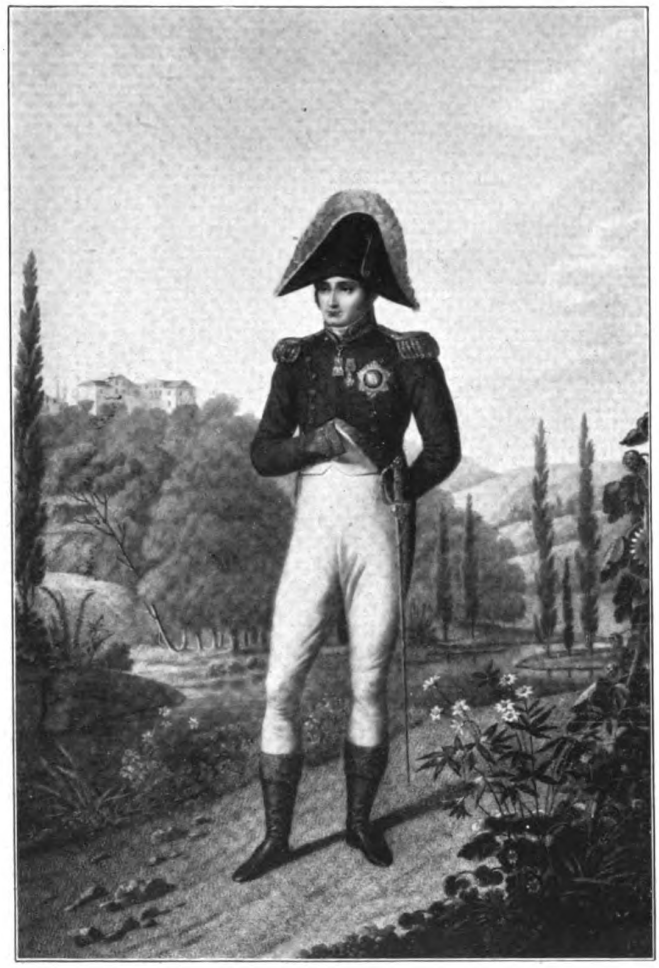
Phot.-Verlag von Braun, Clément & Co., Dornach i. E. und Paris

1. Eugen Beauharnais; 2. Joseph Napoleon; 3. Kaiserin Josephine; 4. Napoleon; 5. Mme. Laetitia; 6. Jérôme Napoleon; 7. Prinzessin Katharina von Württemberg; 8. Louis Napoleon; 9. Königin Hortense; 10. Prinzessin Amalie; 11. Prinzessin Elise; 12. Königin von Spanien; 13. Prinzessin Pauline; 14. Stephanie Beauharnais; 15. Mme. Murat; 16. Senator Beauharnais; 17. Fürst Borghese; 18. Murat; 19. Erbprinz von Baden; 20. Kardinal Flesch

Die Heirat König Jérômes am 22. August 1807. Nach einem Gemälde von Regnault im Schloß zu Versailles

polnischen Reiter, die den Zug eröffneten und beschlossen, und spiegelte sich in den goldgestickten Uniformen der neuen Minister, die in den schweren Staatskarossen des kurfürstlichen Marstalles einherrollten, wie in den Diademen der Hof- und Palastdamen der Königin. Und sie umstrahlte auch die schmächtige Jünglingsgestalt mit dem olivenfarbigen Gesicht im hohen Galawagen, die sich nach Möglichkeit bemühte, die noch ungewohnte königliche Würde zur Schau zu tragen. Besser gelang dies schon der kleinen, zu anmutiger Fülle neigenden Königin an seiner Seite.*)

*) Bilder Katharinens sind nicht sehr häufig. Ihre Büste von Dannecker, die hier zum erstenmal wiedergegeben wird, wurde im Jahre 1808 begonnen. Damals wenigstens schrieb die Königin von Bad Teinach aus, wo sie sich zur Kur aufhielt, an ihren Vater, er möge den berühmten Bildhauer zu ihr senden, damit er ihre Büste anfertige, die sie ihrem Gemahl zum Geburtstage zu schenken willens sei. Das Werk wurde aber erst 1811 vollendet. Nach dem Sturze der Napoleoniden wanderte es in eine dunkle Ecke des Kasseler Museums, in der es erst vor wenigen Jahren durch die gegenwärtigen Leiter desselben entdeckt wurde. Vom Staube gereinigt, hat die Marmorbüste jetzt einen ihres Wertes würdigen Platz in der Eingangs- oder sogenannten Stifterhalle gefunden.



König Jérôme
Nach dem Gemälde von Mme. Kinson, gestochen von Boucher-Desnoyers

Jérôme war zufrieden mit dem Empfang. Einige Tage später, am 15. Dezember, erließ er seine erste Proklamation, die geschickt die alten, verbrauchten Regierungsmaximen und die neuen, vom Kaiser der Franzosen auf den Schild erhobenen einander gegenüberstellte. „Das Gesetz ist euer Herr" — dies war das bedeutendste Wort darin —; „der Monarch, euer Beschützer, ist verpflichtet, es in Ansehen zu erhalten. Andre Obere werdet ihr in Zukunft nicht kennen. Indem ich den Thron besteige, verpflichte ich mich, euch glücklich zu machen, und ich werde diesem Gelübde treu sein!"

Solche Worte vom Throne deutscher Fürsten zu hören war man nicht gewohnt. Sie wären dazu angetan gewesen, den jungen König rasch populär zu machen, wenn sie nicht eben bloße Worte gewesen wären. Wie sehr weit waren nach sieben Jahren die sogenannten Westfalen noch vom Glücke entfernt!

Zunächst waren es Taktlosigkeiten und Mißgriffe, die Jérôme, von seinen Günstlingen übel beraten, sich zuschulden kommen ließ und die bekanntlich einem Fürsten oft härter angerechnet werden als eine Mißregierung. Mit fieberhafter Hast suchte man alles zu vertilgen, was an den früheren Zustand der Dinge erinnern konnte. Alle Wappen und Namenszüge der alten Landgrafen wurden ausgemeißelt oder übertüncht. Die Stadt wurde bald von einer zahllosen Menge französischer Abenteurer und Glücksritter überschwemmt, vor denen sich die besseren Elemente dieser Nation zurückzogen; eine wüste Günstlingswirtschaft griff um sich, und die einflußreichsten Aemter waren, trotz den dringenden gegenteiligen Ratschlägen des Kaisers, in den Händen der Franzosen. Alles dies war nicht geeignet, mit dem neuen Zustande der Dinge auszusöhnen, zumal in den höheren Zweigen der Verwaltung die französische Sprache ausschließlich herrschend wurde. Napoleon hatte seinem Bruder mit bewußter Absicht eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin ausgewählt. Allein da Katharina, ohnehin wenig geeignet, öffentlich hervorzutreten, sich nur der ihr von Kindesbeinen an mehr geläufigen Sprache ihres Gatten bediente und dieser also bei seiner angeborenen Trägheit es damit erst recht nicht über sich gewann, Deutsch zu lernen, so blieb das Herrscherpaar dem Volke innerlich fremd. Die vorzüglichen Charaktereigenschaften der Königin haben sich erst später entwickelt.

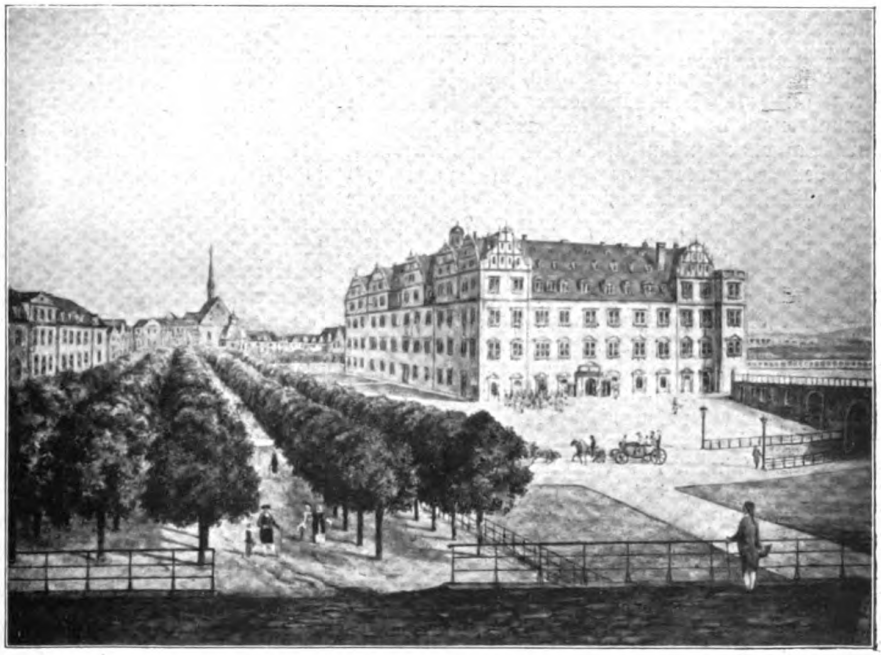
Auch zeigte sich bald Jérômes unbezwinglicher Hang zur Ausschweifung und Verschwendung. Er hatte einen Freund aus Amerika mitgebracht, einen Kreolen namens Le Camus, den er zum Minister des Aeußeren ernannte und dessen gänzliche Unfähigkeit zu seinem Amte in des Königs Augen

Das westfälische Königspaar, die Schlüssel einer Stadt entgegennehmend

gen von Selbständigkeit. Dann geschah es nach dem Gesichtspunkt, den er sich eingeprägt hatte: l'Empereur veut qu'on montre du caractère; eigensinnig und allen Vorstellungen seiner Minister zum Trotze beharrte er auf seiner Meinung und wurde dann abgefertigt wie ein unreifer Bube. Also wurde und blieb er unsicher. Weniger lag es in seiner Macht, die finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden, mit denen er von Anfang an zu kämpfen hatte. Der Kaiser hatte sich die Hälfte aller Domänen und Krongüter im Königreich verfassungsmäßig vorbehalten, um mit ihnen seine Generäle zu dotieren. Damit hatte er von vornherein seiner Schöpfung den Lebensnerv unterbunden. Man begann mit Schulden und geriet immer tiefer hinein. Als die Finanzwirtschaft des Königreichs zuletzt bei dem schlimmsten Mittel, das es für einen Staat gibt, bei gezwungenen Anleihen, angekommen war, da war es um allen Kredit geschehen, und der Staatsbankrott rückte

reichlich ausgeglichen wurde durch seine Gabe, in seines Herrn galante Abenteuer die gewünschte Abwechslung zu bringen. Diesen Mann ernannte Jérôme zum Grafen von Fürstenstein mit einem Lehen von 40 000 Franken jährlicher Einkünfte, was die Deutschen nicht nur, sondern auch den Kaiser aufs heftigste verstimmte. Aehnlich verfuhr er mit andern Günstlingen.

Wie alle leichtherzigen Menschen war Jérôme persönlich gutmütig und wohlwollend. Auch war er im Grund ein tüchtiger Mensch, wie dies sein späteres Leben bewiesen hat, so daß er mit der Zeit wohl ein brauchbarer Regent geworden wäre. Allein er ist in den sieben Jahren seines Königtums nicht aus der Vormundschaft des großen Bruders herausgekommen. Bisweilen zeigte er Anwandlun-



Residenzschloß in Kassel, abgebrannt im Jahre 1811

Schloß Wilhelmshöhe zu Jérômes Zeiten

immer drohender heran; er wurde schon für 1812 bestimmt erwartet.

Das focht aber den lustigen König nicht an, bei dem — wenn er sich um das Geld Sorge machte — nur die in Betracht kam, es mit guter Manier wieder los zu werden. Er hatte eine Zivilliste von 5 Millionen Franken, allein ein einziges Gartenfest kostete zuweilen 40000, wenn Park und Seen auf Napoleonshöhe oder in Wilhelmstal (damals nach der Königin Katharinental genannt) durch Tausende von bunten Lampen erleuchtet waren und der Hof unter den herrlichen Eichen und Fichten Tafel hielt. Das Ueppigste und Glänzendste aber, was Kassel je gesehen, waren die Maskenbälle, die der König im Residenzschlosse gab. Da wurden tausend Eintrittskarten an die Honoratioren von Kassel und Münden ohne Unterschied des Ranges vom Oberhofmarschallamt ausgegeben. Drei große Säle nahmen dann die Geladenen auf. Der König und die Königin eröffneten den Ball mit einer Française, doch während die letztere, die wegen ihrer Korpulenz den Tanz nicht liebte, sich bald zurückzog, waren die Maskeraden so recht nach Jérômes Geschmack. Ein zweiter Proteus, erschien er fortwährend in andrer Verkleidung; er wechselte nicht selten bis zu sechzehnmal an einem Abend die Anzüge und freute sich wie ein Kind, wenn es ihm gelang, die Damen des Hofes stets aufs neue zu mystifizieren. Allerdings war es ein kostspieliger Scherz, selbst für einen König; denn für die sechzehn Kostüme wanderten ebensoviel tausend Franken nach Paris.

Zuweilen hatte Seine Majestät bei solchen Ballfesten noch Ueberraschungen besonderer Art für die Gäste. So erblickten sie eines Abends am Eingang des Saales eine verschlossene Bude. Jedermann war neugierig zu wissen, was sich hier enthüllen werde, und dichte Gruppen von Damen und Herren bildeten sich rings herum, als plötzlich sich die Läden voneinander taten, und Jérôme, als Handelsmann verkleidet, mit seiner Gemahlin in der Bude sichtbar wurde. Rings herum waren die kostbarsten Gegenstände, wie goldene Uhren, Brillantringe und sonstige Schmucksachen, Perlenhalsketten, Dosen, mit Edelsteinen besetzt, auch schwere indische Schals und dergleichen, ausgelegt, und mit erstaunlicher Zungenfertigkeit suchte nun das königliche Paar Käufer anzulocken. Trotzdem wagte es längere Zeit niemand, sich zu nähern; man war verlegen und lächelte, daß ein König als Tabulettkrämer herumhantierte. Im stillen gestand man sich freilich zu, daß die Rolle, die er spielte, ihm keine unbekannte schien und daß er zum Ladendiener sich besser eignete als für den Thron. Endlich faßte ein Minister Mut, suchte sich eine goldene Repetieruhr aus und begann darum zu handeln. Da es ans Bezahlen gehen sollte, so erklärte er, um Kredit bitten zu müssen, indem er das nötige bare Geld nicht bei sich habe. Jérôme überreichte mit kaufmännischer Artigkeit die Uhr, holte ein großes Kontobuch hervor und trug mit komischem Ernst den Namen des Käufers, Gegenstand und Preis ein. Jetzt bekamen auch die übrigen Mut, und in Zeit von einer halben Stunde war der ganze kostbare Laden ausverkauft. Jérôme machte die Bude zu, und am andern Morgen schickte er seinen Schuldnern mit artigem Gruß die Rechnungen quittiert ins Haus.

Bei solchem Luxus, der sich vom Hof je nach Verhältnis auf die übrigen Kreise der Gesellschaft übertrug, konnte es nicht fehlen, daß die Geschäftsleute der Hauptstadt gute Tage hatten und die neuen Zustände noch lauter gepriesen hätten, wenn nicht eine brutale und aufdringliche Polizei mit einem ganzen Apparat geheimer Denunzianten einen Zustand allgemeiner Unbehaglichkeit geschaffen hätte. In Westfalen glaubte man auch diese Einrichtung nach französischem Muster nicht entbehren zu können. Und doch versagte die kostspielige Maschine in kritischen Augenblicken vollständig, wie zum Beispiel bei dem großen Aufstande des Jahres 1809, in dem die Erbitterung des Landvolkes über die unerträglichen Zustände sich drohend Luft machte. An der unerschütterlichen Treue des westfälischen Militärs brach sich die Woge der aufständischen Bewegung, und Pulver und Blei hielten eine furchtbare Ernte.

Trotzdem sind die sieben Jahre der Franzosenherrschaft ein bedeutsames Intermezzo in der Entwicklungsgeschichte des ganzen deutschen Volkes; denn die Keime des Fortschritts in Verwaltung und Rechtspflege, die in jener Zeit gelegt wurden, waren nicht wieder zu tilgen. Die Forderung einer geschriebenen und beschworenen Verfassung ließ sich nicht mehr hintanhalten.

Nur in bezug auf Handel und Gewerbe hat die westfälische Regierung so gut wie nichts getan. Und was die Kunst anbetrifft, so hat jene Zeit der Stadt Kassel unverwindliche Wunden geschlagen. Die berühmte Bildergalerie, eine Schöpfung Landgraf Wilhelms VIII., die Schätze des Museums wanderten auf Napoleons Befehl nach Paris. Das meiste ist zwar 1814 retourniert worden, aber die schönsten Perlen niederländischer Malerei aus der Kasseler Galerie befinden sich seit jener Zeit in der Eremitage in St. Petersburg. Napoleon hatte die Gemälde seiner Gemahlin Josephine geschenkt, und Kaiser Alexander trug kein Bedenken, das gestohlene Gut ihr nach dem Sturze ihres einstigen Gatten abzuhandeln.

Im Rathaus in Kassel hängen vier in Guasch gemalte Bilder der Wilhelmshöhe, die sich zuletzt im Nachlasse des Fürsten von San Donato, des Schwiegersohnes Jérômes, befanden und im Jahre 1893 auf einer Auktion in Paris zur Versteigerung kamen. Sie sind nicht ungeschickt gemacht, lassen aber erkennen, daß der Maler die Oertlichkeit nie gesehen hatte. Jérôme hatte sich die Bilder im Exil anfertigen lassen, um bei ihrem Anblick einsam und wehmütig der dort erlebten schönen Tage zu gedenken. Einsam — denn keiner von den vielen, die ihm einst in überschwenglichem Byzantinismus huldigten, hat ihm die Treue gehalten. Nur einige wenige, und gerade Deutsche, sind dem Grafen von Montfort in die Verbannung gefolgt. Was diese von ihm erzählen, läßt erkennen, daß er erst durch die Schule des Unglücks hätte durchgehen müssen, ehe er einen Thron bestieg. Auch die unwandelbare Liebe seiner Gemahlin ist nicht das schlechteste Zeugnis für seinen Charakter.

Blick auf Wilhelmshöhe

Literatur

„Eine von zu vielen". Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden M. 5.—.) Die unlängst erschienene Buchausgabe des in dieser Zeitschrift erstmals veröffentlichten Romans sei dem Interesse unsrer Leser empfohlen. Die Verfasserin hat in ihm ein wirtschaftlich-soziales Problem, das Tausende angeht, künstlerisch gestaltet, wieder, indem sie uns ein Einzelleben vorführt, aber dies Einzeldasein mit einer langen Reihe der verschiedenartigsten Existenzen und Gesellschaftsschichten in Berührung bringend. Die „Eine von zu vielen", die der Titel des Buches meint, ist ein junges Mädchen aus völlig mittelloser Offiziersfamilie, das nach dem Tode der Eltern ins Leben hinaus muß, um sich sein Brot zu suchen. Die arme Aenne von Osten war eine musterhafte Haustochter und wäre gewiß eine nicht minder musterhafte Gattin geworden, wenn sie ihren Geliebten, einen Offizier, der ebenso arm ist wie sie und der sich in der Hoffnung auf eine reiche Erbschaft grausam betrogen sieht, hätte heiraten können. Aber um bei fremden Leuten ihr Brot zu verdienen, sich ihrer „Herrschaft" gegenüber eine feste Position zu verschaffen, dazu reichen ihre kleinen häuslichen Kenntnisse und Tugenden nicht aus und ist ihr Empfinden zu zart und skrupulös. So muß sie in raschem Wechsel eine Stellung mit der andern tauschen, immer schlecht bezahlt, immer in tödlicher Angst vor den Zwischenzeiten, in denen sie, die Mittellose, auf die Güte von Verwandten, die selbst wenig für andre tun können oder wollen, angewiesen ist. Schlechthin meisterhaft sind nun die einzelnen Positionen dieses Leidenswegs geschildert. Es wird sehr wenig zeitgenössische Romane geben — vielleicht keinen —, der mit gleicher Sicherheit und Anschaulichkeit eine so große Zahl der verschiedensten Häuslichkeiten und häuslichen Schicksale schilderte.

— Friedrich der Große gehört wie Goethe, Napoleon und Bismarck zu den überragenden Geistern, die nie von einem einzigen Standpunkt aus erschöpfend gewürdigt werden können und daher, soviel sich auch Mit- und Nachwelt schon gemüht haben, ihre ganze Bedeutung zu erfassen und auf eine kurze Formel zu bringen, jeder neuen Generation wieder neuen Anlaß geben, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. So ist in der Beurteilung seiner Persönlichkeit und seiner Lebensarbeit bisher meist das Hauptgewicht auf die — allerdings augenfälligsten — Erfolge gelegt worden, die er auf dem Gebiet kriegerischer Betätigung und der äußeren Politik errungen hat, und man kann wohl sagen, daß das deutsche Volk bisher den Alten Fritz vornehmlich als den großen Feldherrn, als der er sich in drei glorreichen Kriegen bewährt, zu verehren und bewundern gewohnt war. Erst in neuerer Zeit haben berufene Forscher mehr und mehr sein ebenso großes, weit vielgestaltigeres Wirken für das innere Staatsleben hervorgehoben und dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen versucht. Dies tut auch der Magdeburger Archivdirektor Georg Winter in seinem jüngst erschienenen zweibändigen biographisch-historischen Werk Friedrich der Große, das einen Teil der bekannten Monographiensammlung „Geisteshelden" bildet (Berlin, Ernst Hofmann & Co.). Winters Darstellung macht uns klar, welche Stellung Friedrich zu den einzelnen großen Kulturerscheinungen eingenommen, wie er, bedingt durch die allgemeine Zeitentwicklung, dennoch mächtig in diese eingegriffen hat und zu ihrem hervorragendsten Vertreter geworden ist. Die äußere Politik und die Kriege des Königs bilden nur den Rahmen, in dem seine Herrschertätigkeit auf allen Gebieten des kulturellen, wirtschaftlichen und Verfassungslebens eingezeichnet ist. Seine politischen und wirtschaftspolitischen Anschauungen und Regierungshandlungen sind ebenso klar herausgearbeitet wie sein reiches geistiges Leben und Schaffen überhaupt; in der Philosophie, in Dichtung und Geschichtschreibung erweist er sich als der hervorragendste Vertreter des „aufgeklärten Absolutismus". So ist ein Seelengemälde dargeboten, das gleichzeitig die geschichtliche Stellung und die psychologische Veranlagung des Königs erklärt und uns deutlich zum Bewußtsein bringt, daß die Nachwirkung von Friedrichs Schaffen bis in unsre Gegenwart fortdauert, daß er ein Bahnbrecher für die Zukunft seines Vaterlandes war, dessen führenden Geistern der Heldenkönig in weit höherem Maße angehört, als man gemeiniglich annimmt. Das wertvolle Buch ist mit einer Anzahl von Abbildungen und Handschriften und mit einem Anhang von ausführlichen Quellen- und Literaturnachweisen ausgestattet.

— Von Gustave Flauberts Schriften sind im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden nach dem Roman „Die Schule der Empfindsamkeit" nun auch zwei Bände Briefe in deutscher Uebersetzung erschienen. Der eine Band enthält in Auswahl Flauberts „Briefe über seine Werke", der andre, betitelt „Reiseblätter", die „Briefe aus dem Orient", die der Dichter in den Jahren 1849 bis 1851 an seine Mutter und seine Freunde schrieb, und die aus dem Jahre 1847 stammenden fragmentarischen Kapitel „Ueber Fels und Strand", in denen er seine Eindrücke von einer Reise in der Bretagne schildert. Nichts kann uns den großen Dichter und Aestheten, der mit so beispielloser Energie und Folgerichtigkeit das „l'art pour l'art" zum obersten Grundsatz seines Schaffens und seines ganzen Lebens erhob und geradezu zum Märtyrer dieses Gesetzes wurde, näher bringen und klarer sein innerstes Wesen offenbaren als die ebenso leidenschaftlichen wie unerbittlich ehrlichen und scharf analysierenden Selbstbekenntnisse, die er in den Briefen an seine Teuren niedergelegt hat. Bei allem, was er tut und denkt, sehen wir ihn beherrscht von seiner Liebe zur Kunst; jeder Rücksicht gegen seine eigne Person bar, kennt er nur die eine Begierde, künstlerisch wiederzugeben, was er sieht; er meißelt und feilt und ruht nicht eher, als bis er in klassisch schöne, treffende Worte und wohlgebaute Sätze gebracht, was er erschaut, empfunden, erdacht oder durch zielbewußtes Studium sich angeeignet hat. Von höchster Eigenart und voll geistreicher Gedanken sind seine Reisebriefe; sie bringen sein bewegliches Geistes- und Empfindungsleben, sein feines Verständnis für das Wesen und Leben der Völker, zu denen ihn sein Weg führt, in vollendeter Weise zum Ausdruck. Die Uebersetzung der beiden Bücher, die von E. Greve herrührt, während als Herausgeber F. P. Greve zeichnet, läßt viel zu wünschen übrig; sie wimmelt von Gallizismen, die zum Teil so grober Art sind, daß sie sich nicht mehr mit dem an sich löblichen Streben des Uebersetzers, den Stil Flauberts möglichst getreu wiederzugeben, entschuldigen lassen.

— Von der in Lieferungen erscheinenden Volksausgabe von Ludwig Ganghofers Gesammelten Schriften (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), auf die wir vor einiger Zeit an dieser Stelle aufmerksam gemacht haben, liegt seit kurzem die erste, 38 Lieferungen umfassende Serie vollständig vor. Den Inhalt der zuletzt ausgegebenen 22 Lieferungen, die sich mit dem V. bis X. Band decken, bilden die Hochlands-Romane „Der Unfried", „Der laufende Berg", „Die Martinsklause", „Das Gotteslehen" und „Der Klosterjäger", die alle schon in zahlreichen Auflagen verbreitet sind. Als trefflicher Kenner und gewandter Schilderer der Alpenwelt und ihrer lebensfrischen Bewohner hat Ganghofer zweifellos Anspruch auf das Interesse des deutschen Lesepublikums, und seine Beliebtheit ist in jüngster Zeit durch die Gunst des Kaisers, die ihm speziell sein ausgesprochener Optimismus verschafft hat, so gewachsen, daß es auch der Volksausgabe seiner Werke gewiß nicht an Erfolg fehlen wird.

— Lukas Hochstraßers Haus. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.) Als ein reifer Künstler hat sich auch in diesem, erstmalig in „Ueber Land und Meer" erschienenen Roman der Schweizer Dichter bewiesen. Mit souveräner Sicherheit stellt er die Gestalten seiner Phantasie vor den Leser hin, allen voran den bäuerlichen Patriarchen Lukas Hochstraßer, eine stark und fest in sich ruhende Vollnatur, unbeirrbar in seinem Gefühl für das Gute und Rechte, klar in seinen Entschlüssen, stet im Handeln, voll Verständnis für Andersgeartete, unerbittlich nur gegen das Schlechte. Und dies Schlechte muß er vor allem an seinem Lieblingssohn entdecken; denn von all seinen Kindern erreicht ihn keines an Tüchtigkeit und sittlicher Lebensenergie. Der Dichter stellt sich die künstlerisch und ethisch schwierige, aber dankbare Aufgabe, zu zeigen, wie der alte Hochstraßer mit fester Hand das Unkraut im eignen Hause ausrodet und zugleich mit milder Hand das Gute, Lebenskräftige wieder zu sich emporzieht und kräftigt. Seine Gehilfin bei diesem Werk seines rüstigen Alters ist die ehemalige Braut seines Sohnes, die er ins Haus genommen, deren Kind er als seinen Enkel anerkannt hat. In der Figur dieser Frau hat Zahn eine seiner schönsten und edelsten weiblichen Gestalten geschaffen.

Phot. Gust. Haeyn-Wilms, Bielefeld

Geheimer Rat Hinzpeter †

Wirklicher Geheimer Rat Hinzpeter †

Nach mehrwöchiger Krankheit starb am 29. Dezember der vormalige Erzieher Kaiser Wilhelms II., Wirklicher Geheimer Rat Georg Ernst Hinzpeter, in seiner Vaterstadt Bielefeld. Der Verewigte war geboren am 9. Oktober 1827, studierte 1847 bis 1850 in Halle und Berlin Philologie und Philosophie und unterrichtete vorübergehend am Gymnasium in Bielefeld. 1866 wurde er als Erzieher des Prinzen Wilhelm von Preußen berufen und blieb bis zu dessen Großjährigkeit in dieser Stellung. Der Kaiser bewahrte seinem Lehrer sein Vertrauen auch auf dem Throne und ernannte ihn unter anderm bei der Konferenz in Berlin, die im Dezember 1890 die Reform des höheren Schulwesens beriet, zum Vorsitzenden des Ausschusses, der zur Prüfung und Weiterführung der Konferenzbeschlüsse niedergesetzt wurde. Auch später bewies er ihm wiederholt seine hohe Wertschätzung, so durch die Ernennung Hinzpeters zum Wirklichen Geheimen Rat und noch im vorigen Jahr bei seinem achtzigsten Geburtstage durch ein sehr herzliches Glückwunschschreiben und die Uebersendung seiner Bronzebüste.

Die Vermählung des Prinzen Georg von Griechenland

Am 12. Dezember fand in Athen in feierlicher Weise die kirchliche Trauung des Prinzen Georg von Griechenland und der Prinzessin Marie Bonaparte statt, nachdem das Brautpaar eine Woche vorher in Paris auf der Mairie des sechzehnten Arrondissements in aller Stille ohne jede Feierlichkeit standesamtlich getraut worden war. Das glänzende Schauspiel, das diese Hochzeit bot, erweckte in Athen große Begeisterung. Prinz Georg ist eine sehr populäre Persönlichkeit, vor allem wegen seiner außergewöhnlichen Körperkraft, die bei den Griechen größte Bewunderung erregt, aber auch wegen des liebenswürdigen, angenehmen Wesens, das ihm nachgerühmt wird. Schon um des Prinzen willen hätte man seine Braut herzlich willkommen geheißen und sie nicht als „Fremde" betrachtet; es kommt aber dazu, daß nach einer in Griechenland weitverbreiteten Version die Bonapartes von einer vor 300 Jahren nach Korsika ausgewanderten peloponnesischen Familie Kallimeris abstammen sollen. So wurde Prinzessin Marie als eine in die „wahre Heimat" Zurückgekehrte doppelt lebhaft begrüßt.

Das neue schwedische Königspaar

Als Nachfolger des verewigten Königs Oskar II. hat dessen ältester Sohn unter dem Namen Gustaf V. den schwedischen Königsthron bestiegen. König Gustaf V. ist am 16. Juni 1858 im Schloß zu Drottningholm geboren. Seine erste Erziehung wurde von seinen Eltern sorgfältigst überwacht, später besuchte er mit seinen Brüdern öffentliche Schulen, so die Universität in Upsala. Der König, der den stattlichen Wuchs seines Vaters hat, ist sehr ernst und von schlichtem Wesen. Trotz seiner Kurzsichtigkeit ist er ein eifriger Sportsmann. König Gustaf gilt als ausgesprochener Freund Deutschlands. Am 20. September 1881 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie Marie Viktoria von Baden, einer Tochter des verstorbenen Großherzogs Friedrich und Enkelin des Kaisers Wilhelm I., die am 7. August 1862 in Karlsruhe geboren ist. Die Königin ist von sehr zarter Gesundheit und oft gezwungen, das rauhe Klima Schwedens zu meiden und im Ausland sich aufzuhalten.

Phot. Philippe Hutin

Ankunft des Prinzen Georg und seiner Braut Prinzessin Marie Bonaparte in Athen: Begrüßung durch den Bürgermeister

Phot. Atelier Florman, Stockholm

König Gustaf V. von Schweden

Wilhelm Busch †

Seit dem Tode des Fürsten Bismarck ist in deutschen Landen kein Mann von gleicher Volkstümlichkeit aus dem Leben geschieden wie Wilhelm Busch, der große Humorist, der am 9. Januar in Mechtshausen am Harz die Augen für immer geschlossen hat. Schon seit vielen Jahren hatte sich Busch, nachdem er sein in einer langen Reihe köstlicher Bücher umschlossenes künstlerisches und dichterisches Lebenswerk vollbracht hatte, von der Welt in ländliche Einsamkeit zurückgezogen, aus der nur selten noch eine neue Manifestation seines tiefsinnig-heiteren Humors an die Oeffentlichkeit gelangte; aber die Schöpfungen seiner Jugend- und Manneszeit gingen fort und fort in neuen Auflagen in die Welt hinaus, überall Frohsinn verbreitend und die Herzen erquickend, und setzten ihren Siegeszug bis in die entlegensten Länder der Erde fort. Was sterblich war von dem heimgegangenen Malerpoeten, wurde am 13. Januar in der einfachen Weise, wie er selbst es sich noch kurz vor seinem Tode gewünscht hatte, in Mechtshausen der Erde übergeben. Unter der Fülle der von Verehrern aus nah und fern gespendeten Kränze verschwand der Sarg fast völlig. Der Kaiser hatte als seinen Vertreter den Regierungspräsidenten Fromme in Hildesheim entsandt, der einen prächtigen Kranz überbrachte. Ferner waren Delegierte der Berliner Sezession, des Frankfurter Künstlervereins, der Münchner „Jugend" anwesend. Dem Sarge folgten die Verwandten des Entschlafenen und zahlreiche Einwohner des Ortes auf den Friedhof, wo der Neffe Buschs, Pfarrer Nöldeke, die Leiche einsegnete. Die Schuljugend sang „Jesus meine Zuversicht", dann wurde der Sarg in das Grab gesenkt.

Phot. Th. Schubmann & Sohn, Karlsruhe

Königin Viktoria von Schweden

Henri Marteau

Es hat in weiten Kreisen anfangs Ueberraschung hervorgerufen, daß zum Nachfolger Joseph Joachims als Lehrer

Phot. Hans Breuer

Wilhelm Busch vor dem Pfarrhause in Mechtshausen

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Henri Marteau, der Nachfolger Joseph Joachims in dessen Lehramt an der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin

des Geigenspiels an der Königlichen Hochschule für Musik in Berlin ein Ausländer, der Franzose Henri Marteau, ernannt worden ist, aber schon der Umstand, daß der verewigte Meister selbst kurz vor seinem Tode diese Ernennung beantragt hat, wird genügt haben, alle Einwände dagegen zu entkräften. Uebrigens hat Marteau, der am 31. März 1874 in Reims geboren wurde, deutsches Blut in den Adern und hat deutsches Wesen frühzeitig kennen gelernt, beides durch seine Mutter, eine geborene Deutsche, die ihm den ersten musikalischen Unterricht gab. Er war ein musikalisches Wunderkind; im Alter von zehn Jahren trat er in seiner Vaterstadt öffentlich auf und bereiste Europa und die Vereinigten Staaten. In wenigen Jahren wurde er einer der bedeutendsten Violinisten der Gegenwart. Seit sieben Jahren wirkte er mit außerordentlichem Erfolg als Professor an dem Konservatorium in Genf.

Phot. Schubert, Allenstein

Oberpräsident Hegel

Oberpräsident Hegel

Zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ist an Stelle des zurückgetretenen Freiherrn von Wilmowski der bisherige Regierungspräsident in Allenstein, Hegel, ernannt worden. Hegel, ein Enkel des berühmten Philosophen Hegel und ein Sohn des früheren Konsistorialpräsidenten, wurde 1878 Assessor im Bezirk des Kammergerichts. Im November 1880 schied er behufs Uebertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung aus dem Justizdienst aus und war zuerst mehrere Jahre lang als Hilfsarbeiter im Kultusministerium tätig. 1886 wurde er Landrat des Kreises Jerichow I, den er von 1887 bis 1890 auch im Reichstage vertrat, und 1890 Regierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium. Im Januar 1895 wurde er zum Regierungspräsidenten in Gumbinnen ernannt. Am 2. Januar 1905 erhielt er den Titel eines Wirklichen Geheimen Oberregierungsrates und zum 1. Oktober desselben Jahres wurde er als Regierungspräsident nach Allenstein versetzt.

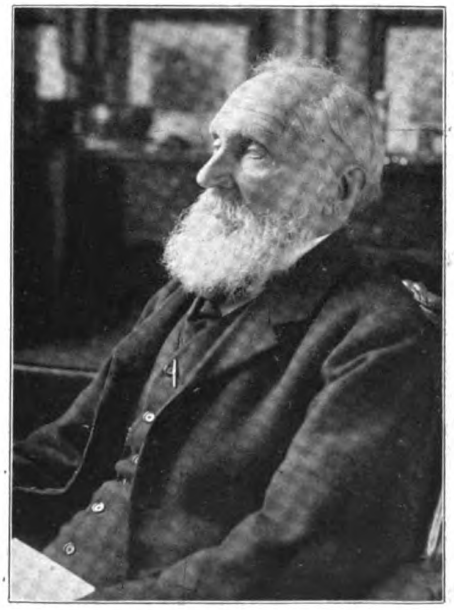
Der neue Reichsbankpräsident

Rudolf Havenstein, der an Stelle des von seinem Amt zurückgetretenen Wirklichen Geheimen Rats Dr. Koch zum Präsidenten der Deutschen Reichsbank ernannt worden ist, kommt wie sein Vorgänger ursprünglich von der juristischen Laufbahn her, wurde aber bald in das preußische Finanzministerium berufen, wo er vornehmlich die Etats- und Kassenangelegenheiten bearbeitete. Er machte überaus rasch Karriere und wurde bereits im Jahre 1900, erst dreiundvierzig Jahre alt, als Nachfolger des bekannten freikonservativen Abgeordneten von Zedlitz-Neukirch zum Präsidenten der Preußischen Seehandlung (Preußische Staatsbank) ernannt. Unter der Leitung Havensteins hat die Seehandlung einen bedeutenden Aufschwung genommen, während sie früher eigentlich keine große Rolle in der deutschen Banken- und Geldwelt gespielt hatte. Havensteins Verdienste berechtigen zu befriedigenden Hoffnungen für seine künftige Tätigkeit als Leiter des deutschen Zentralinstituts, besonders bietet sein seitheriges Vorgehen auf dem Gebiet der Popularisierung des Scheckverkehrs eine Gewähr für seinen weiten kaufmännischen Blick.

Reichsbankpräsident Havenstein

Lord Kelvin †

Im Alter von 83 Jahren starb am 17. Dezember in London William Thomson, Lord Kelvin, einer der berühmtesten Forscher auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus. Lord Kelvin, der am 26. Juni 1824 in Belfast geboren und 1846 zum Professor der Physik an der Universität Glasgow ernannt worden war, hat sich durch seine Untersuchungen über Wärme und Elektrizität unvergängliche Verdienste erworben. Berühmt ist eine ganze Reihe von ihm erfundener physikalischer Apparate, besonders sein Spiegelgalvanometer, der für die unterseeische Telegraphie wichtig



Der englische Physiker Lord Kelvin †

General d'Amade

wurde. Er konstruierte ferner einen Kompaß mit geringer Deviation und eine Tiefseesonde und vervollkommnete die elektrotechnischen Meßinstrumente. In neuester Zeit gaben seine Untersuchungen über das spezifische Gewicht des Luftstickstoffs und des aus chemischen Verbindungen abgeschiedenen Stickstoffs den Anstoß zur Entdeckung der Elemente Argon, Neon und so weiter. 1890 wurde der Gelehrte Präsident der Royal Society, und zwei Jahre später ehrte die Königin Viktoria den größten Physiker ihres Landes durch die Ernennung zum Lord Kelvin. Seine letzte Ruhestätte hat er in der Westminsterabtei neben dem Grabmonument Isaac Newtons gefunden.

General d'Amade

Die französische Regierung hat den General Drude, der bisher die französischen Truppen in Casablanca befehligte und der seit einiger Zeit angeblich leidend ist, abberufen und das dortige Kommando dem General d'Amade übertragen, der bisher Brigadekommandeur in La Rochelle war. Der neue Oberbefehlshaber, ein Mann von einundfünfzig Jahren, gilt als ein sehr befähigter und energischer Offizier. Seine militärische Laufbahn hat er zum größten Teile außerhalb Frankreichs zurückgelegt. Die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise lenkte er zuerst durch die Berichte auf sich, die er während des Burenkrieges aus dem englischen Hauptquartier nach Paris sandte. Manche in das neue französische Exerzierreglement aufgenommene Verbesserung ist auf seine Initiative zurückzuführen.

Phot. Otto Mayer

Königin Karola von Sachsen †

Zur Verlobung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien

Die Nachricht, daß Fürst Ferdinand von Bulgarien nach achtjähriger Witwerschaft wieder in den Stand der Ehe treten will, hat allgemein überrascht, da von dieser Absicht des Fürsten nicht die leiseste Kunde in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Die künftige Fürstin von Bulgarien, Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz, ist um ein Jahr älter als ihr Bräutigam. Sie ist am 22. August 1860 geboren, steht also im 47. Lebensjahre. Die Prinzessin gehört der Linie Reuß-Schleiz an und ist eine Halbschwester des verstorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg; sie hat viele Jahre ihres Lebens einem der edelsten Berufe der Frau, der Krankenpflege, gewidmet und war unter anderm im russisch-japanischen Krieg vierzehn Monate im Sanitätsdienst auf dem Kriegsschauplatz tätig.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Fürst Ferdinand von Bulgarien und seine Braut, Prinzessin Eleonore von Reuß

Seit dem 1. Oktober wirkte sie als Pflegerin in dem Diakonissenheim in Lübben, einem kleinen Städtchen der Provinz Brandenburg. Die Prinzessin, eine vornehm denkende, kluge Frau, wird dem Fürsten gewiß ein treffliche, anregende Lebensgefährtin, den vier Kindern, die seiner Ehe mit der am 21. Januar 1899 verstorbenen Prinzessin Marie Luise von Parma entstammen, eine sorgende Mutter sein und ihrem künftigen Gatten das Wohl des bulgarischen Volkes verständnisvoll fördern helfen.

Königin Karola von Sachsen †

Wieder ist am sächsischen Hof der Tod eingekehrt und hat die greise Königin-Witwe Karola hinweggenommen. Mit ihr ist wenige Tage nach dem König Oskar II. von Schweden das letzte Glied der Dynastie, die vor dem Haus Bernadotte den schwedischen Thron innehatte, aus dem Leben geschieden. Königin Karola, geboren am 5. August 1833, war die Tochter des Prinzen Gustav von Wasa und die Enkelin des im Jahre 1809 entthronten Königs Gustav IV. Adolf. Am 18. Januar 1853 hatte sich die Verewigte, deren Vater schon im Jahre 1849 zur katholischen Konfession übergetreten war, mit dem Prinzen Albert, dem nachmaligen König von Sachsen, vermählt. Diese Ehe ist bekanntlich kinderlos geblieben, und so kam nach dem Tode des Königs Albert dessen Bruder, Prinz Georg, zur Regierung, die schon zwei Jahre später auf dessen ältesten Sohn, den jetzigen König Friedrich August, überging.

Gustav von Schönberg †

Mit dem am 3. Januar verstorbenen Kanzler der Universität Tübingen, Professor Dr. Gustav von Schönberg, ist einer der namhaftesten deutschen Nationalökonomen dahingeschieden, der namentlich in Fragen der Agrar- und Gewerbe-

Phot. J. W. Hornung

Staatsrat Prof. Dr. Gustav von Schönberg †, Kanzler der Universität Tübingen

Hofphotogr. E. Bieber

Ernst von Stubenrauch, der neue Polizeipräsident von Berlin

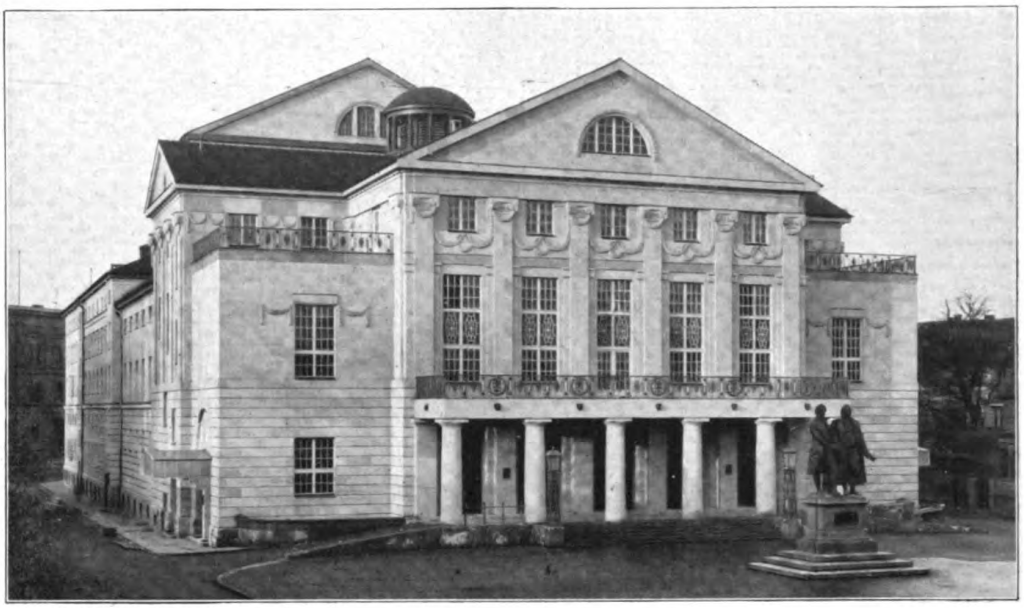
politik und des gewerblichen Arbeiterwesens als Autorität galt. Geboren am 21. Juli 1839 in Stettin, trat Schönberg, nachdem er von 1857 bis 1860 in Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften studiert hatte, in den preußischen Justizdienst, nahm aber im Jahre 1865 als Assessor seinen Abschied, um sich in Berlin unter Ernst Engel und Georg Hanssen nationalökonomischen Studien zu widmen. Schon 1867 wurde er als Professor für Nationalökonomie und Agrarrecht an die Landwirtschaftliche Akademie Proskau berufen, wo er ein Jahr lang dozierte. 1868 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Basel, 1870 einem solchen nach Freiburg i. B. und Ende 1872 nach Tübingen, wo er seitdem ununterbrochen gelehrt hat und 1899 nach Karl Weizsäckers Tode zum Kanzler der Universität ernannt wurde.

Der neue Berliner Polizeipräsident

An die Spitze der Berliner Polizeiverwaltung ist der in den letzten Jahren vielgenannte Landrat des Kreises Teltow gestellt worden. Ernst von Stubenrauch, der einer alten bürgerlichen Juristenfamilie entstammt, wurde am 19. Juli 1852 in Argentinien geboren. Als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardefüsilieren nahm er an dem Kriege von 1870 teil.

Phot. Heinrich Schuhmann, Wien

Von der ersten Ausfahrt Kaiser Franz Josephs nach seiner Krankheit: Begrüßung am äußeren Tor der Wiener Hofburg durch den Bürgermeister Dr. Lueger



Phot. Louis Held, Weimar

Das neue Theater in Weimar. Erbaut von den Architekten Heilmann und Littmann, München

Nach dem Feldzuge studierte Stubenrauch Jura, Kameralia und Nationalökonomie und wurde 1878 dem Landratsamt zu Potsdam als Regierungsassessor zugeteilt. Am 1. April 1885 ward er als Nachfolger des Prinzen Handjery Oberhaupt des größten Kreises der preußischen Monarchie.

Von den Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin

Die Beratung des von den Freisinnigen im preußischen Landtag gestellten Antrags auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen mit geheimer Stimmabgabe hat, da die Regierung ihn im wesentlichen ablehnend beschieden hat, in Berlin mehrfach Straßenkundgebungen veranlaßt, die stellenweise zu ernsten Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Demonstranten führten.

Das neue Hoftheater in Weimar

Am 11. Januar wurde das neue Hoftheater in Weimar feierlich eröffnet. Der imposante Bau ist schon seit einiger Zeit äußerlich vollkommen fertig, nur an der inneren Einrichtung ist noch mancherlei zu vollenden und auszugestalten. Wie die Absicht des Großherzogs Wilhelm Ernst berechtigt war, in bezug auf Gesamtanordnung, Betriebseinrichtungen und technische Ausführung ein alle modernen Anforderungen befriedigendes Haus zu schaffen und zu diesem Zweck mit mancherlei Hergebrachtem zu brechen und Neues an seine Stelle zu setzen, so war auch der Wunsch durchaus natürlich, die künstlerische Formensprache des zur Pflege der weimarischen Tradition bestimmten Hauses an die gesunde

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin: Szene bei der Anfahrt des Fürsten Bülow vor dem Abgeordnetenhause

und einfache Bauweise anzuschließen, wie sie in der großen Zeit Weimars üblich war und auch in der heutigen Stadt noch so viele trauliche, zu beschaulicher Sammlung einladende Bilder bietet. Dem entsprach es auch, wenn reicher, künstlerischer Schmuck für das Innere aufgespart, das Aeußere aber ruhig und einfach gehalten wurde. Die Fassadenflächen über einem Sockel aus Weimarer Tuffstein wurden in der Hauptsache in Kalkmörtel geputzt, und nur die Hauptfront erhielt eine Verblendung von weißem Mainsandstein mit einigen plastischen Dekorationen nach Modellen des Münchner Bildhauers Julius Seidler.

Professor O. Lassar †

Am 21. Dezember ist Professor Dr. Oskar Lassar, der ausgezeichnete Berliner Mediziner, an den Folgen eines Automobilunfalles unerwartet gestorben. Lassar, der nur ein Alter von 58 Jahren erreicht hat, nahm sowohl in der Gelehrtenwelt wie in der Berliner Gesellschaft und in der politischen Welt eine hervorragende Stelle ein. Er war eine Autorität auf dem Gebiet der Dermatologie und ein Bahnbrecher für neue Behandlungsmethoden. Sein ganzes Wirken vereinigte mit einer gründlichen Gelehrsamkeit, der noch eine außerordentliche Kenntnis einer Reihe fremder Sprachen zugute kam, zugleich eine soziale Tätigkeit, die mit überquellender Menschenliebe und Güte ihn von seinem Reichtum zugunsten der Armen und Aermsten einen herrlichen Gebrauch machen ließ. An der Berliner medizinischen Fakultät, der er seit 28 Jahren angehörte, las er über Hautkrankheiten und Syphilis, über Bedeutung und Verhütung der venerischen und andern Volkskrankheiten. Am Kriege von 1870/71 hatte er aktiv teilgenommen und war mit dem Eisernen Kreuze dekoriert worden.

Phot. Ed. Franckl

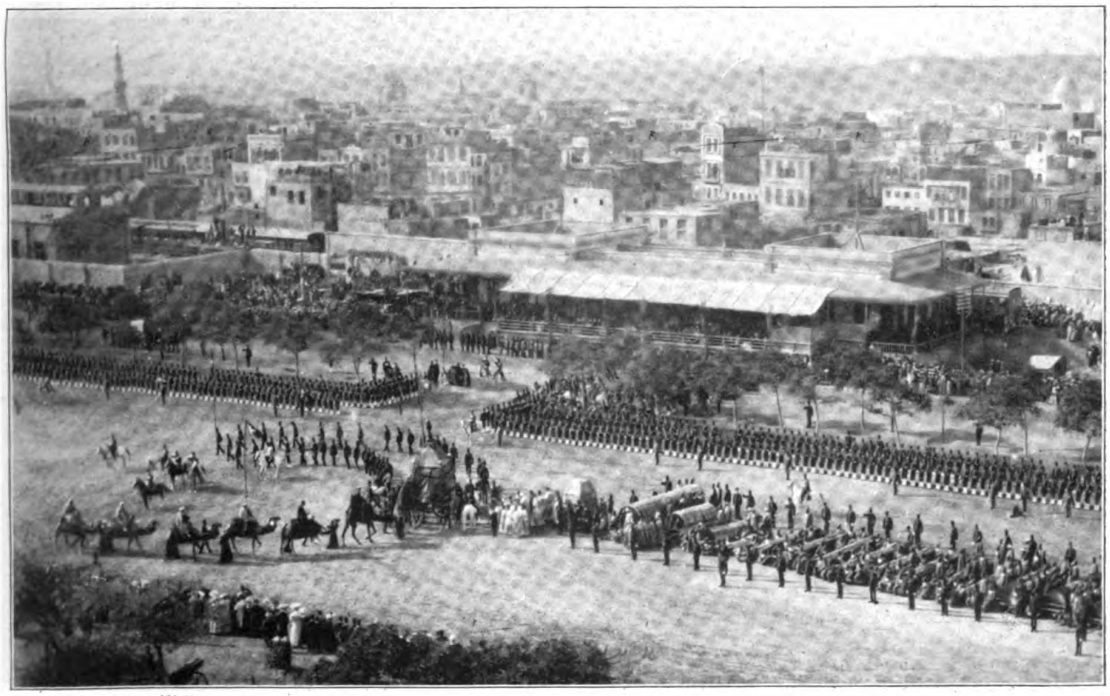
Der bekannte Dermatologe Prof. Dr. O. Lassar, starb an den Folgen eines Automobilunfalls

Die Prozession des heiligen Teppichs in Kairo

Gleich den andern Ländern der muselmanischen Welt entsendet auch Aegypten alljährlich eine große Pilgerkarawane von Kairo nach dem Zentralheiligtum des Islam, der Kaaba in Mekka. Diese in besonders feierlicher Weise ausgerüstete Karawane, die alle Pilger des muselmanischen Westens vereinigt, führt den „heiligen Teppich" mit sich, und ehe sie durch das Tor Bab en-Nasr auszieht, wird dieser Gegenstand höchster Verehrung, von den „Ulemas" umgeben, in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen.

Vom Winterleben im Harz

Die seit einigen Jahren in allen Bevölkerungsschichten fortwährend wachsende Vorliebe für die Körper und Geist in gleichem Maße stärkenden Freuden und Genüsse des Winterlebens in der freien Natur, vor allem für den Rodel- und Skisport, führt dem Harz wie fast allen durch ihre Naturschönheiten bekannten Mittelgebirgen auch in den früher so stillen Monaten unmittelbar vor und nach der Jahreswende Gäste aus allen Gegenden Deutschlands zu, und besonders an Plätzen, die eine so herrliche Lage haben, so bequem zu erreichen sind und dem Stadtbewohner zugleich so mannigfachen Komfort bieten wie der bekannte Höhenluftkurort Schierke am Südfuße des sagenumwobenen Brockens, entwickelt sich ein winterliches Fremdenleben, das, so rege es ist, ruhebedürftigen Berufsmenschen weit mehr Erholung bietet



Phot. Ch. Trampus, Paris

Feierliche Prozession beim Abgang der Karawane, die den heiligen Teppich von Kairo nach Mekka überführt

Phot. Albert Hoffmann

Staatsminister von Delbrück (×) in der Winterfrische in Schierke im Harz

als das meist geräuschvolle und ungemütliche Treiben in der sommerlichen Hochsaison.

Von der Jahresversammlung des Deutschen Museums

In der Aula der Technischen Hochschule in Charlottenburg hielt am 17. Dezember der Ausschuß des im vorigen Jahre eingeweihten Deutschen Museums seine Jahresversammlung ab. Den Vorsitz führte der Protektor des Museums, Prinz Ludwig von Bayern, und der Kaiser sowie der Kronprinz waren erschienen, ihre Sympathie mit der großen und schönen nationalen Idee zu bekunden. Im ganzen waren über vierhundert Ausschußmitglieder versammelt, darunter die angesehensten Vertreter und Förderer der Technik und Industrie.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von der Ausschußsitzung des Deutschen Museums: Prinz Ludwig von Bayern und der Kronprinz verlassen das Charlottenburger Polytechnikum

Zur Pazifikfahrt der nordamerikanischen Flotte

Unter dem Oberbefehl des Admirals Evans hat am 16. Dezember die amerikanische Schlachtflotte von Hampton Roads aus ihre große, auf 14000 Seemeilen berechnete Fahrt um den amerikanischen Kontinent nach der kalifornischen Küste angetreten. Sie ist in zwei Geschwader zu je zwei Divisionen eingeteilt. Die erste Division des ersten Geschwaders besteht aus der „Connecticut", die Admiral Evans' Flaggschiff ist, sowie den Schlachtschiffen „Louisiana", „Kansas" und „Vermont". Der Befehl über die zweite Division des ersten Geschwaders ist Admiral Emery anvertraut. Ihm unterstehen die Panzer „Georgia", „Virginia", „Jersey" und „Rhode Island". In dem zweiten Geschwader setzt sich die erste Division, die Admiral Thomas befehligt, aus den

Admiral Evans, Führer der amerikanischen Flotte nach dem Stillen Ozean

Schiffen „Minnesota", „Ohio", „Maine" und „Missouri" zusammen, während die zweite, Admiral Sperry unterstehende Division die Schlachtschiffe „Alabama", „Illinois", „Kearsarge" und „Kentucky" umfaßt. Keines dieser Schiffe ist älter als neun Jahre. Die Bestückung, über welche die Geschwader im ganzen verfügen, besteht im wesentlichen aus 16 dreizehnzölligen, 48 zwölfzölligen, 80 achtzölligen, 60 siebenzölligen und 124 sechszölligen Geschützen. Den Geschwadern sind bereits im Oktober die beiden Panzerkreuzer „Tennessee" und „Washington" voraufgefahren, denen im November sechs Torpedobootszerstörer folgten. Die Zerstörer werden am 10. Januar in Rio de Janeiro von der Flotte des Admirals Evans eingeholt werden, während die beiden Panzerkreuzer erst in den kalifornischen Gewässern zu ihr stoßen. Ihnen werden sich an der pazifischen Küste außerdem noch drei Schlachtschiffe, die „Nebraska", „Oregon" und „Wisconsin", sowie 14 Kreuzer zur Begrüßung des Admirals Evans anschließen. Danach wird dieser unter seinem Oberkommando in den pazifischen Gewässern eine Flotte vereinigen, die 19 Schlachtschiffe, 7 Panzerkreuzer, 2 geschützte Kreuzer, 7 ungeschützte Kreuzer und eine Torpedobootsflottille umfaßt. Admiral Evans wird mit seinen Schiffen am 14. März dieses Jahres in der Magdalenabai an der Küste von Niederkalifornien eintreffen und von hier aus Schießübungen auf hoher See in großem Maßstabe unternehmen. Danach wird die Flotte die Anker lichten und nordwärts in der Richtung auf den Pugetsund die pazifische Küste hinauffahren; ihr endgültiges Ziel aber ist außer dem Präsidenten Roosevelt und seinen allernächsten Ratgebern niemand bekannt.

SIROLIN
BASEL.
Aerztlich empfohlenes
hervorragendes Mittel bei
TAGESDOSIS
Für Erwachsene 3-4 Theelöffel
Für Kinder 1-2 Theelöffel
Preis Fr4.- M.3.20

Rätsel-Ecke

Rätsel

Wer mag den Namen wohl des deutschen
Dichters finden,
Der, wenn er kommt dazu, hilft seine
Werke binden?
F. Wfb.

Homonym

Wer in mir war in alter Zeit,
Das war fürwahr ein armer Wicht,
Beim Hasten des Verkehres heut
Zu geben mich, versäume nicht;
Vermutlich nimmst im nächsten Jahr
Du öfter mich als heuer wahr.
Dr. F. B.

Logogriph

Gleich wie mit e unser Wort, das ge-
mächlich und leise dahinwallt,
Stärker jedoch wird erregt, engt es die
felsige Schlucht,
Wächst die Erregung des Menschen;
er kommt, wenn ein Hemmnis ent-
gegen
Stellt sich dem Worte mit i, leicht in
das Wort dann mit o.
Dr. F. B.

Anagramm

Mein Freund, der Landmann, sagt mir's
eben,
Daß ihm das Wort nicht viel gebracht.
Zum Glück hat's ihm nichts ausgemacht.
Er kann gut vom versetzten leben.
A. R.

Rätsel

Nimm einen Teil vom flinken Luchs,
Vom Reh mit zierlich schlankem Wuchs,
Vom Tiger, der auf Beute geht,
Vom Vogel, der den Raub erspäht.
Dies alles magst du kräftig rütteln,
Geschickt auch durcheinander schütteln,
Hängst du zum Schluß noch an zwei
Zeichen,
Entsteht ein Aufruhr ohnegleichen.
M. B.

Rätsel

Was ist das für ein Kind, das, wenn's
den Kopf verliert
Sofort zu einem Teil am Wagenrade
wird?
Wfb.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6

Des Logogriphs: Kater — Köter.

Des geogr. Gitterrätsels:

	S		E		B	
S	P	A	N	I	E	N
	A		G		R	
E	N	G	L	A	N	D
	I		A		I	
B	E	R	N	I	N	A
	N		D		A	

Des Silbenrätsels: Augenblick.

Des Füllrätsels: oder Oder. Weinen weinen — Lachen lachen. Kur machen — Kurmachen.

Des Logogriphs: Ei — Eis — Eisen.

Des Buchstabenrätsels: Weiher, Weiler, Weiser, Weiber.

Des Homonyms: Bach.

Des Silbenrätsels: Rad, Lieschen, dies, Radieschen.

Wilhelm Busch

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend.

Quart-Ausgabe. 46. Aufl. Abbild. schwarz, kart. M. 3.—
Abbildungen koloriert, kartoniert M. 4.—
Oktav-Ausgabe. 17.—22. Taus. Geh. M. 2.50, kart. M. 3.—

Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise.

Quart-Ausgabe. 22. Aufl. Abbild. schwarz, kart. M. 2.—
Abbildungen koloriert, kartoniert M. 3.—
Oktav-Ausgabe. 7.—11. Taus. Geh. M. 1.50, kart. M. 2.—

Bücher-Markt, Crefeld: „Wo man nach einem recht herzlichen Lachen begierig und eines solchen nach des Tages Last und Mühen bedürftig ist, da möge man ruhig zu diesen Bändchen greifen — der Erfolg wird gewiss nicht ausbleiben."

Scharade

Von Baum und Strauch löst sich das letzte Blatt.
Ein Frösteln geht wie Klage durch die Au.
Ich möchte 1, 2 mich. Doch blaß und matt
Nur blickt das Taggestirn durch Wolken grau.

Die Rosen sind verblüht, die Gärten leer,
Die 3, 4 sind verdorrt am Wiesenrand,
Längst hat der Vögel flinkes Wanderheer
Zum fernen Süden seinen Flug gewandt.

Doch wie das Ganze aufschaut fest zum Licht
Und sich nicht wendet, ob man es ihm wehrt,
Beugt sich das Herz der Wintertrauer nicht,
Es weiß ja, daß der Lenz einst wiederkehrt. A. R.

Logogriph

Wie heißt der Bote, dessen Eilen
Dem Sturmwind gleicht mit seiner Hast;
Der über viele hundert Meilen
Von dannen trägt die schwerste Last;
Der über Städte, Ströme, Berge
Hinsauft mit ungefügem Schritt
Und fühllos das Geschlecht der Zwerge
Mit seinem Riesenfuß zertritt?

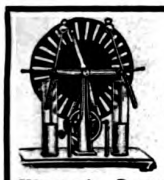
Hast du zwei Zeichen ihm genommen,
So dient's nur mehr zu Sport und Spiel
Und schwindet, will der Frühling kommen,
Als erstes Opfer, das ihm fiel. F. Wfb.

Wechselrätsel

Mit M kann nie es seitwärts sein,
Mit S sei's immer zart und fein!
Mit Qu man's roh nicht essen kann,
Mit W: ein vielgenannter Mann. F. M.-S.

Rätsel

Warum sieht man Herrn Schmidt nicht mehr
Zum Dienst aufs Ganze rennen?
Ein Fürwort streiche draus, dann wirst
Den Grund du leicht erkennen. K. Br.



Elektrische
Lehrmittel
für die Jugend
Influenz-Maschinen
mit Experimentierkasten
Telegraphie ohne Draht
Röntgen- und Tesla-Versuche
Uhrwerk-, Dampf- u. Elektr. Bahnen
Laterna magica
Dampfmaschinen, Heissluftmotore
Ferdinand Gross, Kgl. Hofl.
Stuttgart, Olgastr. Nr. 50.
Illustriert. Prachtkatalog L mit viel. Anleitungen 50 Pf.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt
für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
86. Schuljahr: 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos
v. Sekretariat.

Mein Enthaarungs-
mittel ist das einzige, womit Sie schmerzlos ganz leicht alle unliebsamen Gesichts- und Körperhaare gänzlich
mit der Wurzel
in wenig Minuten selbst entfernen können, sodass keine Spur zurückbleibt. Keine Reizung der Haut. Weit besser als die langwierige und schmerzhafte elektrolytische Behandlung, bei der hässliche Narben entstehen und die Haare häufig doch wiederkommen. — **Preis M. 5.50.**
Frko., Nachn. od. Briefm. Versand diskr. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert.
Institut für Schönheitspflege:
Frau H. A. Schröder-Schenke, Berlin, Potsdamerstrasse 56.
„Paris 1902 — Gold. Med. — London 1902"

Adolf Schmitthenner
der zu Anfang vorigen Jahres verstorbene treffliche Heidelberger Dichter, hat **einen großen Volksroman** hinterlassen, der gegenwärtig in der
Deutschen Romanbibliothek
unter dem Titel:
„Das deutsche Herz"
erscheint. Bei Lebzeiten des Autors nur durch eine Reihe ausgezeichneter Novellen bekannt geworden, bewährt sich die hohe dichterische Begabung Schmitthenners in dem breiten Rahmen dieses Romans auf das glänzendste, der lebensvoll und farbenprächtig Zustände und Schicksale in der Pfalz und Alt Heidelberg in den Jahren 1600 bis 1630 darstellt.
Abonnements auf die „Deutsche Romanbibliothek" (vierteljährlich M. 2.—, jedes 14 tägige Heft 35 Pfg.) nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.— bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
Spezialhaus Oranienstrasse **Berlin** **158**
Katalog (600 Illustrat.) gratis u. franko **Emil Lefèvre**

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IV

Turnierpartie, gespielt zu Karlsbad am 27. August 1907.

Spanische Partie

Weiß: G. Maroczy, Budapest. — Schwarz: Johann, New York.

Weiß	Schwarz		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Sf3×e5	Sc6×e5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	18. Sc4×e5	Le7—f6
3. Lf1—b5	a7—a6	19. Se5—g4	Dd8—b6
4. Lb5—a4	Sg8—f6	20. Sg4×f6†	Db6×f6
5. 0—0	Lf8—e7	21. Lc2—d3 [5]	Sd5—b4
6. Tf1—e1	d7—d6	22. Te1×e8†	Ta8×e8
7. c2—c3	0—0	23. Ld3—f1	Df6—c6 [6]
8. h2—h3	b7—b5	24. Lc1—f4	Dc6—e4
9. La4—c2	Lc8—b7	25. Dd1—d2 [7]	Sb4—d5
10. d2—d4	Tf8—e8	26. Lf4—g3	f7—f5
11. d4—d5	Sc6—b8 [1]	27. f2—f3	De4—a4
12. c3—c4 [2]	b5×c4	28. b2—b3	Da4—c6
13. Sb1—d2	c7—c6	29. Ta1—c1	Dc6—f6
14. d5×c6	Sb8×c6	30. Lf1—c4	Te8—d8
15. Sd2×c4	d6—d5 [3]	31. Tc1—e1	g7—g5
16. e4×d5	Sf6×d5 [4]	32. Lg3—e5	Df6—g6
		33. Le5—b2	Aufgegeben.

[1]) Das schwarze Spiel ist nun etwas behindert, aber doch nicht entscheidend schlechter.

[2]) Ein hübsches Manöver. Nimmt Schwarz nicht, so werden seine Bauern geschwächt.

[3]) Der Zweck dieses Bauernopfers ist nicht recht ersichtlich. Sc6—a5 oder auch Sc6—b4 scheint empfehlenswerter.

[4]) Dd8×d5 verdiente den Vorzug und hätte vielleicht die Spiele noch ausgeglichen. Jetzt bleibt Weiß im Mehrbesitz eines Bauern.

[5]) Weiß muß schleunigst dem Königsflügel zu Hilfe eilen.

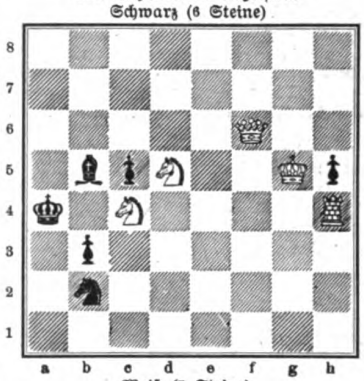
[6]) Oder Df6—g6 24. Dd1—a4 Te8—e1 25. Lc1—g5! mit vorzüglichem Spiel für Weiß.

[7]) Bei 25. Lf4—g3 Sb4—c2 26. Ta1—c1 Sc2—d4 erhält Schwarz Remisaussichten.

Aufgabe IV

Von E. Ferber in Lützelstein

Schwarz (6 Steine)



Weiß (5 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt

Auflösung der Aufgabe III:

W. 1. Da2—a8
S. 1. Ke5×e6
W. 2. Ta1—a7
S. 2. Ke6—e5
W. 3. Ta7×e7 matt.

A.

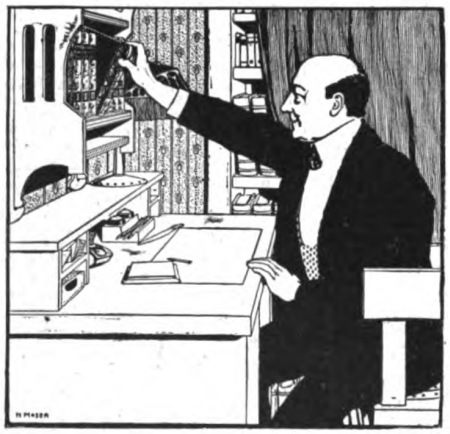
S. 1. Ke5—e4
W. 2. Ta1—a3
S. 2. Ke4—e5
W. 3. Ta3—e3 matt.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösung zur Aufgabe Nr. III ging ein von Josef Schindler in Neugedein (Böhmen).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Berlin :: Karlsruhe :: München :: Straßburg :: Wien :: St. Louis, Mo.



Herders
Konversations-
Lexikon

Dritte Auflage :: 8 Bände :: M. 100.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, :: Tafeln und Karten ::

Urteile der Presse.

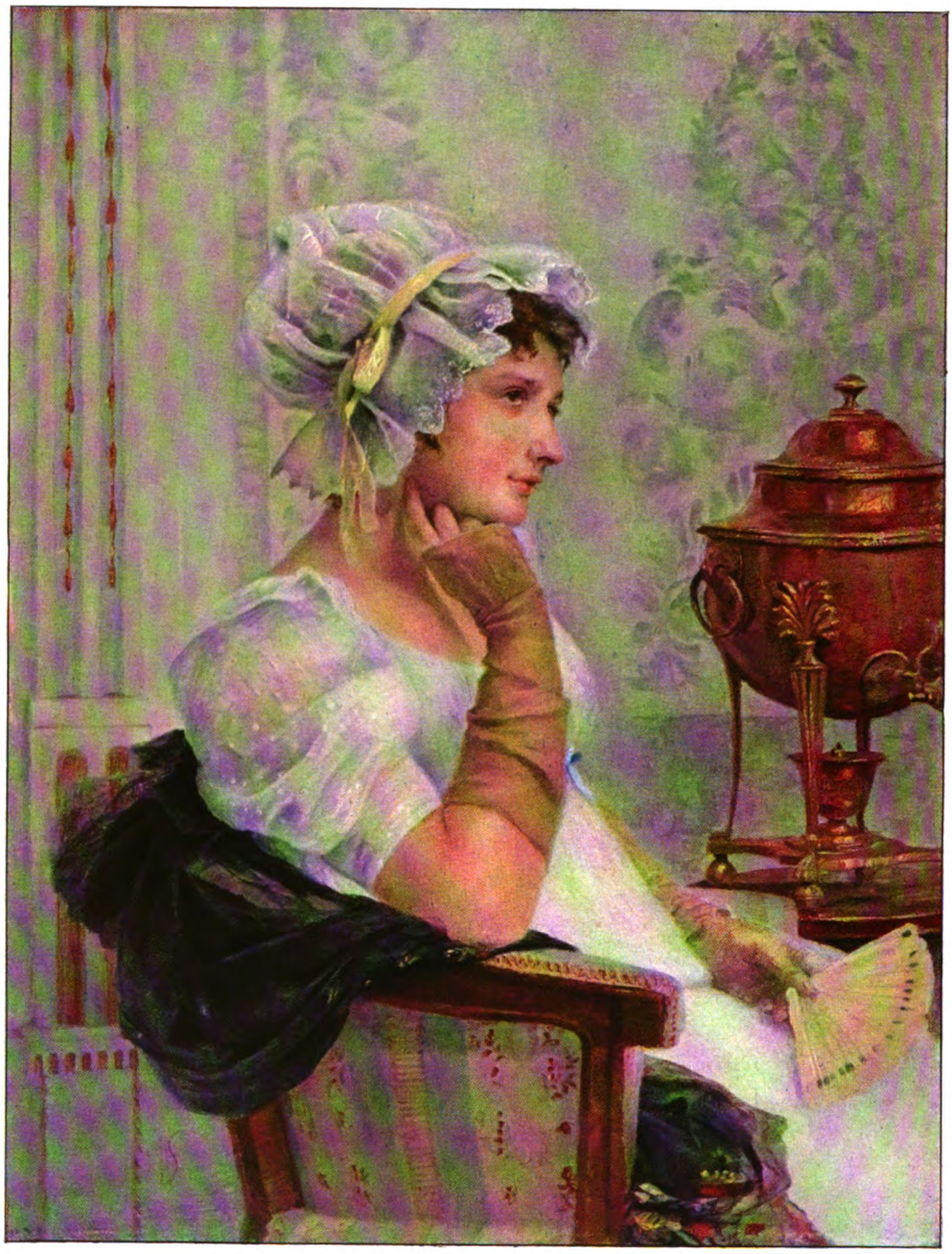
Süddeutsche Monatshefte, München 1908, 1. Heft:
„... Es stellt einen neuen Typ des Konversationslexikons dar: Acht Bände 100 Mark, will sagen: kürzer und billiger als Meyer oder Brockhaus; dabei genau, vielseitig, unparteiisch. Das Lexikon ist verläßig und daher ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk. Die Ausstattung ist vorzüglich."

Illustrierte Zeitung, Leipzig 1907, 12. Dezember:
„... es ist darin eine Summe von Wissensstoff verarbeitet worden, der an Vollständigkeit des Inhalts wie an Zuverläßigkeit der Angaben nichts zu wünschen übrig läßt."

Hochland, München 1907, 1. Dezember:
„... Die schöne und wohlbemessene Form ist ein bestätigendes Zeugnis der sachlichen Güte; denn nur wer einen Wissensstoff wirklich beherrscht und durchdringt, vermag auch in Kürze unter Heraushebung alles Wesentlichen klar, deutlich und wohlleserlich darzustellen."

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Am Teetisch

Nach einem Gemälde von Marie Simm

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Joseph und seine Brüder

Als Abschiedsgabe erhielt Caspar vom Lord zwei Paar Schuhe, eine Schachtel mit Brüsseler Spitzen und sechs Meter feinen Stoff zu einem Anzug. Nachdem er schon den ganzen Vormittag mit ihm verbracht, kam Stanhope nach Tisch ins Quandtsche Haus, um Caspar Lebewohl zu sagen. Um halb vier fuhr der Wagen vor. Caspar geleitete den Grafen auf die Gasse. Er war bleich bis in die Augen; dreimal umarmte er den Scheidenden und biß die Zähne zusammen, um nicht aufschreien zu müssen, war es doch ein Stück seines innigsten Seins, das sich grausam von ihm trennte — für immer, das fühlte er wohl, ob er den so teuer gewordenen Mann wiedersah oder nicht. Mit ihm nahm er Abschied von der Unschuld seligsten Vertrauens und von der Süßigkeit schöner Wünsche und Täuschungen.

Auch der Lord war zu Tränen gerührt. Es entsprach seiner reizbaren Natur, sich bei solchen Anlässen einer wohltätigen Gemütserschütterung zu überlassen. Sein letztes Wort klang wie ein Schutz vor Selbstvorwürfen; als wolle er geschwind noch ins Schicksalsrad greifen und die Speichen zurückdrehen; die Kutsche war schon im Fahren, da rief er Quandt und dem Polizeileutnant Hickel, die beide am Tor standen, mit feierlich hochgezogenen Brauen zu: „Bewahrt mir meinen Sohn!“

Quandt drückte die Hände beteuernd gegen seine Brust. Das Gefährt rollte gegen die Kraisheimer Straße.

Fünf Minuten später erschienen Herr von Imhoff und der Hofrat Hofmann; sie mußten zu ihrem Leidwesen erfahren, daß sie die Zeit verpaßt hatten. Um Caspar seiner Traurigkeit zu entreißen, forderten sie ihn zu einem Spaziergang in den Hofgarten auf, ein Vorschlag, dem der Lehrer eifrig zustimmte. Hickel bat, sich anschließen zu dürfen.

Kaum waren die vier Personen um die nächste Ecke gebogen, als Quandt rasch ins Haus zurückeilte und seiner Frau einen Wink gab, die ihm, ohne zu fragen, weil das Unternehmen verabredet war, in den oberen Flur folgte, wo sie sich bei der Treppe als Schildwache aufstellte. Quandt seinerseits machte sich nun daran, das Tagebuch zu suchen. Er hatte sich zu dem Ende ein zweites Paar Schlüssel anfertigen lassen und konnte damit die Kommode und den Schrank öffnen. In der Kommodeschublade fand er nichts, das blaue Heft war nicht mehr darin. Aber auch den Schrank durchstöberte er vergeblich, die Kleider, die Tischlade, die Bücher, das Kanapee; vergeblich kroch er in jeden Winkel, es war nichts zu finden.

Erschöpft trocknete er sich den Schweiß von der Stirn und rief seiner Frau durch die offene Tür zu: „Siehst du, Jette, was ich immer sage: der Kerl hat's faustdick hinter den Ohren.“

„Ja ja, er ist falsch wie Bohnenstroh,“ erwiderte die Frau, „und lauter Scherereien macht er einem.“ Sie schimpfte bloß ihrem Mann zu Gefallen, denn im Grund hatte sie den Jüngling gern, weil noch nie ein Mensch sich so höflich und nett gegen sie betragen hatte.

Quandt blieb für den Rest des Tages verstimmt wie einer, der um ein edles Werk betrogen wurde. Und war es nicht so? War es nicht seine Mission auf dieser Erde, die Lüge von der Wahrheit zu scheiden und als rechter Herzensalchimist den Mitmenschen die unvermischten Elemente aufzuzeigen? Er durfte nicht ruhig zusehen und nicht Nachsicht üben, wo der Atem der Lüge wehte.

Von solchen Empfindungen bewegt, hielt er am selben Abend seiner Gattin eine längere Rede, worin er sich folgendermaßen aussprach: „Sieh mal, Jette, ist dir nicht sein gerades und aufrechtes Sitzen bei Tisch schon aufgefallen? Kann man annehmen, daß so ein Mensch jahrzehntelang in einem unterirdischen Loch vegetiert hat? Kann man dies glauben, wenn man seine fünf Sinne ordentlich beieinander hat? Von seiner gerühmten Kindlichkeit und Unschuld kann ich offengestanden nichts entdecken. Er ist gutmütig, ja; gutmütig mag er sein, aber was beweist das? Und wie er vor den reichen und vornehmen Leuten scharwenzelt und liebedienert als der ausgemachte Duckmäuser, der er ist! Da hat deine Freundin, die Frau Behold, den Nagel auf den Kopf getroffen. Sieh mal, oft, wenn ich unversehens in

sein Zimmer trete, es liegt mir natürlich daran, ihn zu überraschen, aber da hockt er dir manchmal in der Ecke — es ist sonderlich anzuschauen. Ich weiß nicht, ist er so geistesabwesend oder stellt er sich nur so, aber wenn er mich dann bemerkt, verändert sich sein Gesicht blitzschnell zu der heuchlerischen Grimasse von Freundlichkeit, die einen leider entwaffnet. Einmal hab' ich ihn sogar am hellichten Tag bei heruntergelassenen Rouleaux gefunden. Was kann das bedeuten? Es steckt eben was dahinter."

„Was soll denn dahinter stecken?" fragte die Lehrerin.

Quandt zuckte die Achseln und seufzte. „Das mag Gott wissen," sagte er. „Bei alledem mag ich ihn leiden," schloß er mit versorgtem Stirnrunzeln; „ich mag ihn gut leiden, er ist ein aufgeweckter und traitabler Bursche. Man muß aber sehen, was dahinter steckt. Es ist etwas Unheimliches um den Menschen."

Die Lehrerin, die sich für die Nacht frisierte, war des Schwatzens müde. Ihr hübsches Gesicht hatte den Ausdruck eines dummen, schläfrigen Vogels, und ihre auffallend nah beieinander stehenden Augen blinzelten matt ins Kerzenlicht. Plötzlich ließ sie den Kamm ruhen und sagte: „Horch mal, Quandt."

Quandt blieb stehen und lauschte. Caspars Zimmer lag über dem ehelichen Schlafgemach, und sie vernahmen nun in der eingetretenen Stille die unaufhörlich auf und ab gehenden Schritte ihres rätselhaften Hausgenossen.

„Was mag er treiben?" meinte die Frau verwundert.

„Ja, was mag er treiben," wiederholte Quandt und starrte finster zur Decke. „Ich weiß nicht, mir wurde immer gesagt, daß er mit den Hühnern schlafen geht; ich merke nichts davon. Nun siehst du's, da soll man sich auskennen. Jedenfalls wollen wir ihm das Spazierengehen bei Nacht abgewöhnen." Quandt öffnete leise die Tür und schlich auf Pantoffeln vorsichtig hinaus. Vorsichtig schlich er die Treppe empor, und als er vor Caspars Tür angelangt war, versuchte er durchs Schlüsselloch zu spähen, aber da er nichts sehen konnte, legte er in derselben gebückten Stellung das Ohr ans Schloß. Ja, da wandelte er herum, der Unerforschliche, wandelte herum und schmiedete seine dunkeln Pläne.

Quandt drückte die Klinke, die Tür war versperrt. Da erhob er seine Stimme und forderte energisch Ruhe. Sogleich ward es drinnen mäuschenstill.

Als nun der Lehrer wieder zu seiner Frau kam, fand sich, daß mit unerwarteter Plötzlichkeit deren schwere Stunde angebrochen war. Schon lag sie stöhnend auf dem Bett und verlangte nach der Hebamme. Quandt wollte die Magd schicken; die Frau sagte: „Nein, das geht nicht, geh du selber, die Person ist blöde und wird den Weg verfehlen." Wohl oder übel mußte sich Quandt dazu entschließen, so unbequem auch die Sendung war, denn erstlich hatte er sich aufs Bett gefreut, zweitens fürchtete er sich ein wenig vor dem Gang durch die finstern Gassen, war doch erst zu Pfingsten hinter der Karlskirche ein Rechnungsakzessist überfallen und halb erschlagen worden.

Verdrossen hastete er in die Kleider; hierauf holte er die Magd aus den Federn und befahl ihr, eine befreundete Nachbarin zu rufen, die sich im Notfall zur Hilfeleistung erboten hatte, dann schlurfte er wieder herein, durchkramte die Truhe nach seinen Pistolen, wobei er das Nähtischlein umwarf, was ihn wieder derart in Verzweiflung setzte, daß er mit den Händen seinen Kopf packte und sein unseliges Los verwünschte. Die Frau, der das Elend schon den Sinn verrückte, entnahm ihrem Zustand den Mut, ihm allerlei sonst feig zurückgehaltene Aufrichtigkeiten zuzuschleudern, welche ihn im besondern und das Mannsvolk im allgemeinen trafen. Das hatte die beste Wirkung, und nachdem er sein kleines Söhnchen, das nebenan schlief und von dem Tumult erwacht war, in die Magdkammer getragen hatte, trollte er sich endlich.

Caspar, im Begriff sich niederzulegen, vernahm auf einmal mit Schaudern die schmerzensvolle Stimme der Frau unten. Immer furchtbarer wurden die Laute, immer greller drangen sie herauf. Dann war es wieder eine Zeitlang stille, dann knarrte die Haustüre, Schritte gingen, Schritte kamen, und nun begann das Schreien viel ärger. Caspar dachte, ein großes Unglück sei passiert; sein erster Trieb war, sich zu retten. Er lief zur Tür, sperrte auf und eilte die Stiege hinab. Die Wohnzimmertüre war offen, überheizte Luft quoll ihm entgegen. Die Magd und die Nachbarin standen geschäftig am Bett der Frau Quandt; diese schrie nach ihrem Mann, schrie zu Gott und bäumte sich auf.

Ach, was sah Caspar da! Wie ward ihm doch zumute! Ein Köpflein sah er, einen weißen kleinen Rumpf, ein ganzes winziges Menschlein, emporgehoben mit Händen, die nicht kleiner waren, als es selbst! Alle Glieder zitterten an Caspar, er wandte sich um, und ohne daß ihn jemand erblickt, floh er die Stiege hinauf, sank auf dem obersten Treppenabsatz atemlos hin und blieb sitzen.

Wieder ging die Haustür, Quandt erschien mit der Wehfrau, doch schon stürzte ihm die Nachbarin jubelnd entgegen: „Ein Töchterlein, Herr Lehrer!"

„Ei, sieh da!" rief Quandt mit einer Stimme, so stolz, als hätte er dabei etwas Nennenswertes geleistet.

Es mochte in allem nicht mehr denn eine Stunde verflossen sein, als Caspar sich endlich erhob und in seine Kammer taumelte. Wie

betrunken entkleidete er sich, wühlte sich in die Betten und vergrub das Gesicht.

Das ist es also, dachte Caspar. Er spürte das Band, begriff den Zusammenhang, fühlte seine Wurzeln tief in der blutenden Erde, alles starre Leben regte sich, das Geheimnis war entschleiert, die Bedeutung offenbar.

Doch Mitleid und Grauen, Sehnsucht und Furcht waren nun eines, Leben und Sterben zu einem Namen verschmiedet. Er wollte nicht einschlafen und schlief ein, aber je näher der Schlummer kam, eine je qualvollere Todesangst umfing ihn, so daß er sich nur widerstrebend ergab: ein banger kleiner Tod im Leben.

Da er am Morgen über die gewohnte Stunde ausblieb, verwunderte sich Quandt, ging hinauf und pochte an der Tür. Obgleich er das Zimmer vom Abend her versperrt wußte, drückte er auf die Klinke, fand jedoch zu seinem Erstaunen die Tür unverschlossen. An Caspars Bett tretend, rüttelte er ihn und sagte ärgerlich: „Nun, Hauser, Sie fangen ja an, ein Siebenschläfer zu werden. Was ist's denn?"

Caspar setzte sich auf, und der Lehrer sah, daß das Kopfkissen ganz naß war; er deutete hin und fragte, was das sei. Caspar besann sich ein wenig und antwortete, es sei vom Weinen, er habe im Schlaf geweint.

Was, geweint? dachte Quandt argwöhnisch; warum geweint? wieso weiß er es denn so schnell, wenn er im Schlaf geweint hat? und warum hat er so lange gewartet, bis ich mich entschlossen, ihn zu holen?

Dahinter steckt eine Finte, entschied Quandt, er will mich milde stimmen. Forschend schaute er sich um, und sein Blick fiel auf das Wasserglas, das auf dem Nachttischlein stand. Er nahm das Glas und hob es prüfend empor, es war halb leer. „Haben Sie Wasser getrunken, Hauser?" fragte er düster.

Caspar sah ihn verständnislos an. Der Blick des Lehrers, von dem Glas auf das Kissen gleitend, bekam einen vorwurfsvollen Ausdruck. „Sollten Sie nicht aus Versehen das Wasser verschüttet haben?" fragte er weiter; „ich sage: aus Versehen und meine durchaus nichts andres, Sie können freimütig mit mir reden, Hauser."

Caspar schüttelte langsam den Kopf; er verstand nicht, was der Mann wollte.

Verstockt, verstockt, dachte Quandt und gab das Verhör auf. Als Caspar zum Unterricht ins Wohnzimmer kam, teilte ihm Quandt in geziemender Würde mit, daß ihm eine Tochter geschenkt worden sei.

„Wieso geschenkt?" fragte Caspar naiv.

Quandt runzelte die Stirn. Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Jüngling ein solches Ereignis aufnahm, verdroß ihn sehr. Seine Haltung war kalt und förmlich, als er sagte: „Wir beginnen wie gewöhnlich mit der Bibelstunde. Lesen Sie Ihr Pensum vor."

Es war die Geschichte Josephs.

Da ist ein alter Mann, der viele Söhne hat, aber den jüngsten unter ihnen am meisten liebt und ihm einen bunten Rock gibt, um ihn auszuzeichnen. Deswegen hassen ihn nun die Brüder und wollen nicht mehr freundlich mit ihm reden. Und Joseph erzählt ihnen einen Traum von den Garben. „Siehe, wir banden Garben auf dem Felde", erzählt er, „da stand meine Garbe auf und blieb stehen und siehe, eure Garben waren ringsum und beugten sich vor meiner Garbe." Da antworten die Brüder: „Willst du denn König werden über uns? willst du herrschen über uns?" Und sie hassen ihn noch mehr wegen seiner Träume. Aber Joseph ist sehr arglos, er scheint den Grund ihrer Abneigung nicht zu ahnen, er erzählt ihnen alsbald einen zweiten Traum, nämlich wie die Sonne, der Mond und elf Sterne sich vor ihm beugten. Ein Traum von leichter Deutbarkeit, denn elf ist die Zahl der Brüder. Sogar der Vater schilt ihn wegen dieses Traumes. „Was denkst du, Joseph," spricht er vorwurfsvoll, „soll ich und deine Mutter und deine Brüder, sollen wir kommen, uns vor dir zu beugen?" Und bald darauf gehen die Brüder, die alle Hirten sind, aufs Feld, um die Schafe zu weiden, und Joseph wird von seinem Vater zu ihnen gesandt. Und wie die Brüder ihn von ferne sehen, sprechen sie zueinander: „Seht, da kommt der Träumer." Und sie beschließen ihn zu erwürgen, sie wollen ihn in eine Grube werfen und vorgeben, ein wildes Tier habe ihn verzehrt; „dann werden wir ja sehen, was aus seinen Träumen wird," sagen sie hohnvoll. Da ist aber einer unter den Brüdern, der Erbarmen hat, und er warnt die andern. Er rät ihnen, den Jüngling in die Grube zu werfen, ihn jedoch nicht zu töten. Und so geschieht es auch; sie ziehen ihm den Rock aus, den bunten Rock, den er trägt, und werfen den Knaben in die Grube, und als dies vollbracht ist, erscheint ein Zug von Kaufleuten aus fernem Land, und die Brüder einigen sich jetzt, den Joseph zu verkaufen, und sie verkaufen ihn um Geld. Dann nehmen sie Josephs Kleid, tauchen es in das Blut eines geschlachteten Tieres und sprechen zum Vater: „Das blutige Kleid haben wir gefunden, sieh doch, ob es nicht deines jüngsten Sohnes Kleid ist." Der Alte zerreißt sein Gewand und ruft aus: „Trauernd will ich hinunterfahren zu meinem Sohn in die Unterwelt."

Als Caspar so weit gekommen war, versagte ihm die Stimme. Er stand auf, legte das Buch beiseite, und seine Brust ward von Seufzern nur so geschüttelt. Die Hand vor den Mund gepreßt, erstickte er mit großer Anstrengung das heraufquellende Schluchzen.

Schloß Falkenhaus

Der Präsident traf erst am Dreikönigstag, nach fast vierwöchentlicher Abwesenheit, wieder in der Stadt ein. Die ihm nahestehenden Personen wollten eine bedeutende Veränderung seines Wesens an ihm bemerken; er erschien wortkarg und finster, und sein Anteil an den Amtsgeschäften hatte bisweilen etwas von Lauheit.

Es fiel auf, daß er mehrere Tage verstreichen ließ, ehe er sich nach Caspar erkundigte. Als ihn der Hofrat Hofmann während des gemeinsamen Nachhausewegs unbefangen fragte, ob er den Jüngling schon gesehen habe, gab Feuerbach keine Antwort. Tags darauf erschien der Polizeileutnant bei ihm. Hickel stellte sich um die Sicherheit des Hauser besorgt und meinte, man solle für eine Ueberwachung sorgen; der Präsident ging auf die Sache nicht weiter ein und sagte bloß, er werde sich's überlegen. Am selben Nachmittag ließ er den Lehrer rufen und stellte ihn über Befinden und Betragen seines Zöglings zur Rede. Quandt sagte dies und sagte das; es war nicht schwarz noch weiß; zum Schluß zog er einen Brief aus der Tasche, es war das Schreiben der Magistratsrätin Behold, welches dem Präsidenten zu überreichen er sich entschlossen hatte.

Feuerbach überlas das Schriftstück, und eine Wolke von Mißmut lagerte sich auf seine Stirn. „Sie müssen auf derlei Zeug kein Gewicht legen, lieber Quandt," sagte er barsch, „wo kämen wir denn hin, wenn wir auf das Gewäsch jeder solchen Närrin hören wollten? Sie haben sich nicht mit der Vergangenheit des Hauser zu beschäftigen, das ist nicht Ihres Amts; ich habe Sie dazu bestellt, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen, wenn Sie in der Hinsicht zu klagen haben, bin ich ganz Ohr, mit andern Dingen verschonen Sie mich."

Es läßt sich denken, daß eine so grobe Abfertigung die Empfindlichkeit des Lehrers tief verletzte. Er ging erbittert heim, und obwohl ihm der Präsident den Auftrag gegeben hatte, Caspar am Sonntag früh zu ihm zu schicken, teilte er dies dem Jüngling erst zwei Tage später, am Samstag abend, mit.

Als Caspar zur bestimmten Stunde ins Feuerbachsche Haus kam, mußte er im Flur ziemlich lange warten, dann erschien erst Henriette, die Tochter des Präsidenten, und führte ihn ins Wohnzimmer. „Ich weiß nicht, ob der Vater Sie heute empfangen wird," sagte sie und erzählte dann, in der vergangenen Nacht sei ein Einbruch in das Arbeitszimmer des Präsidenten verübt worden; die unbekannten Täter hätten alle Papiere auf dem Schreibtisch durchwühlt und mit Nachschlüsseln die Laden geöffnet; es sei anzunehmen, daß die Verbrecher irgend bestimmte Briefe oder Handschriften hätten an sich bringen wollen, denn es sei nichts geraubt worden, auch die gewünschte Beute hätten sie nicht machen können, da der Vater seine wichtigen Papiere gut verwahrt habe; nur die erbrochenen Fenster und eine gewaltige Unordnung habe von ihrem Treiben Zeugnis gegeben.

Das Fräulein schritt während dieses Berichts in männlicher Weise auf und ab, die Arme über der Brust verschränkt, Groll und Zorn in Stimme und Miene. Sie sagte, der Vater sei natürlich außer sich über den Vorfall; währenddessen öffnete sich die Tür und der Präsident trat in Begleitung eines schlanken, etwa dreißigjährigen jungen Mannes auf die Schwelle. „Aha, da ist Caspar Hauser, Anselm," sagte der Präsident. Der Angeredete stutzte und blickte Caspar gedankenvoll und zerstreut ins Gesicht. Caspar war betroffen von der außergewöhnlichen Schönheit dieses Menschen; wie er später erfuhr, war es der zweitälteste Sohn Feuerbachs, der, verfolgt von einem widrigen Geschick, für einige Tage ins Elternhaus geflüchtet war, um Rat und Hilfe seines Vaters in Anspruch zu nehmen. Caspar liebte schöne Gesichter, zumal wenn sie so voll Geist und Schwermut waren, bei Männern ganz besonders; aber es war dies nur eine kurze Erscheinung, er sah ihn nicht wieder.

Der Präsident ließ Caspar ins Staatsgemach treten und kam erst nach einer Weile. Sofort fiel Caspars Blick auf das Napoleonbildnis an der Wand. Wie wunderlich es war: solche Aehnlichkeit im Ausdruck der stolz-abweisenden Majestät und der finsteren Trauer um die anmutig geschwungenen Lippen mit jenem Mann, den er soeben gesehen! Dazu noch der prunkvolle Ornat, Krone, Halsschmuck und Purpurmantel. Caspar war bewegt; eine höhere Welt tat sich ihm auf; am liebsten wäre er hingegangen, um, was an dem Bild gestalthaft schien, mit Händen zu packen und, was ihn so hoheitsvoll daraus anredete, in laute Zwiesprach zu verwandeln. Unwillkürlich reckte er sich auf, als zwinge ihn die königliche Figur zur Nachahmung; er machte ein paar Schritte hin und her und war freudig erschrocken bei der Wahrnehmung, daß die Augen des Bildes ihn mit dunkler Glut verfolgten.

Also beschäftigt fand ihn der Präsident und blieb überrascht neben der Tür stehen. Mochte es Zufall genannt werden oder war es eine der unergründlichen Verkettungen, in denen dies nicht gewöhnliche Schicksal sich offenbarte, Feuerbach sah in dem zauberartigen Gegenüberstehen von Bild und Jüngling etwas wie ein Ordal, eine Beglaubigung von oben. War doch Caspars Mutter (seine Mutter, ja, sofern der ganze Bau der furchtbaren Annahmen und halben Gewißheiten im Licht der Wirklichkeit nur irgend bestehen konnte) durch verwandtschaftliche Bande an jenen Heros geknüpft.

„Wissen Sie denn auch, wer das ist, Caspar?" fragte Feuerbach mit lauter Stimme.

Caspar schüttelte den Kopf.

„So will ich's Ihnen sagen. Das ist ein Mann, der die Menschheit davon überzeugt hat, daß ein großer Wille alles vermag. Haben Sie denn noch nie was vom Kaiser Napoleon gehört? Ich kannte ihn, Caspar, ich habe ihn gesehen, ich habe mit ihm gesprochen, ich war Mittelsmann zwischen ihm und unserm König Max. Es war eine große Zeit und nicht mehr viel ist von ihr übrig."

Mit wehmütig-sinnendem Blick wandte sich Feuerbach ab. Er spürte die Last der Jahre; lange genug hatte er sich gegen ihre Pranken gewehrt; fast mit Angst streifte sein Auge den immer noch schweigend dastehenden Jüngling, als erwarte er von ihm das Richterwort, das seine nicht mehr zu verbergende Ohnmacht der Welt preisgeben mußte. Das zuletzt Erfahrene, dort bei den Mächtigen Erlittene überflutete sein Herz mit Scham; eine Flamme des Ingrimms und des Hasses gegen alles, was Menschen hieß, loderte plötzlich in ihm auf, zähneknirschend rannte er ein halb dutzendmal zwischen den Fenstern und der Tür hin und her, und erst der Anblick des vor Furcht erbleichten Caspar gab ihm die Besinnung einigermaßen zurück, und er stellte die mürrische Frage, ob Caspar bei Quandt genug zu essen bekomme.

„Darüber ist nicht zu klagen," antwortete Caspar.

Den zweideutigen Ton, in welchem er dies vorbrachte, schien Feuerbach zu überhören. „Und was ist es mit dem Lord?" fragte er weiter mit einem starr-drohenden Blick, „haben Sie schon Nachricht von ihm? Haben Sie selbst ihm schon geschrieben?"

„Einmal jede Woche schreib' ich ihm," sagte Caspar.

„Wie befindet er sich?"

„Er will jetzt nach Spanien."

„Nach Spanien; soso; nach Spanien. Das ist sehr weit, mein Bester."

„Ja, das soll weit sein."

Diese einsilbige Unterhaltung wurde durch einen Polizeibeamten unterbrochen, der eine schriftliche Meldung wegen des nächtlichen Einbruchs brachte. Caspar verabschiedete sich.

„Wo bleiben Sie denn so lang?" empfing ihn Quandt ärgerlich.

„Ich war beim Präsidenten, das wissen Sie doch," versetzte Caspar.

„Schön; aber es verrät wenig Lebensart, daß Sie einen Besuch nicht zu kürzen verstehen, wenn man zu Haus mit dem Abendessen auf Sie wartet."

Das Essen war nämlich eine wichtige Angelegenheit bei Quandts. Der Lehrer setzte sich immer mit einer gewissen Rührung zu Tisch, und sein prüfender Blick schien alle Teilnehmer der Mahlzeit auf den Grad ihrer Andacht zu examinieren. Nach dem Abendessen kam die gemütliche Stunde mit Pantoffeln, Schlafrock, Lehnstuhl und Zeitungslesen. Ins Wirtshaus ging Quandt fast nie, einmal wegen der Kosten und dann, weil er keine Ansprache fand. Er zog die bequeme Ofenecke vor.

Um acht Uhr kam der Polizeileutnant zu Besuch; er war schlecht gelaunt, denn er hatte letzte Nacht im Kasino fünfundsechzig Gulden beim Pharao verloren und war das Geld noch schuldig. Gegen Caspar zeigte er sich auffallend freundlich; er fragte ihn aus, was er mit dem Präsidenten gesprochen, nahm aber den getreuen Bericht des Jünglings, als zu belanglos, mit Mißtrauen auf.

„Ja, unser guter Freund ist recht zurückhaltend," beklagte sich Quandt; „ich wußte gar nichts von dem Einbruch beim Präsidenten, und mit Müh und Not, daß er überhaupt davon erzählt hat. Wissen Sie Näheres, Herr Polizeileutnant? Hat man schon Spuren?"

Hickel erwiderte gleichmütig, man habe bei Altenmuhr einen verdächtigen Landstreicher aufgegriffen.

„Was doch alles vorgeht!" rief Quandt; „welche Frechheit gehört dazu, das Oberhaupt der Behörde zum Opfer eines solchen Anschlags zu machen!" Insgeheim aber räsonierte er: recht so; das wird den Unantastbarkeitswahn der Exzellenz ein bißchen erschüttern; recht so; auch von den Spitzbuben können die großen Herren mitunter eine nützliche Lehre empfangen.

„Es sollte mich sehr wundern," sagte Hickel mit vornehm geschlossenen Lippen — eine Finesse, die er dem Lord Stanhope abgeguckt —, „wenn diese Geschichte nicht wieder irgendwie mit unserm Hauser zusammenhinge."

Quandt machte große Augen, dann schaute er schräg auf Caspar, dessen erschrockener Blick dem seinen entglitt.

„Ich habe Gründe zu einer solchen Vermutung," fuhr Hickel fort und starrte die blankgescheuerten Nägel seiner roten Bauernhände an; diese Hände flößten Caspar stets einen namenlosen Widerwillen ein; „ich habe Gründe und werde vielleicht seinerzeit damit herausrücken. Der Staatsrat selber ist gescheit genug, um zu wissen, was die Glocke geschlagen hat. Aber er will's nicht Wort haben, es ist ihm nicht geheuer dabei zumut."

„Nicht geheuer zumut? Was Sie sagen!" versetzte Quandt, und ein angenehmes Gruseln lief ihm über den Rücken. Auch die Lehrerin hörte mit dem Strümpfestopfen auf und sah neugierig von einem zum andern.

„Ja ja," fuhr Hickel fort und lächelte den Lehrer mit seinen gelbblinkenden Zähnen an, „sie haben ihm dort unten in München gehörig

eingeheizt, und er trägt den Kopf bei weitem nicht mehr so zuversichtlich. Meinen Sie nicht auch, Hauser?" fragte er und sah bald Quandt, bald dessen Frau strahlend an.

„Ich meine, es ist nicht in der Ordnung, daß Sie so vom Herrn Staatsrat sprechen," antwortete Caspar kühn.

Hickel verfärbte sich und biß sich auf die Lippen. „Sieh mal an, sieh mal an," sagte er düster. „Haben Sie das gehört, Herr Lehrer? Schon unkt die Kröte, es wird Frühjahr."

„Eine höchst unpassende Bemerkung, Hauser," ließ sich Quandt zürnend vernehmen. „Sie sind dem Herrn Polizeileutnant Ehrfurcht und Bescheidenheit schuldig so wie mir. Gegen den Baron Imhoff oder den Generalkommissär würden Sie sich so etwas nicht unterstehen, des bin ich sicher. Und ein doppelt Gesicht, ein falsch Gesicht, heißt es. Ich werde das dem Grafen schreiben."

„Echauffieren Sie sich nicht, Herr Lehrer," unterbrach ihn Hickel, „es lohnt sich nicht, man muß es seinem Unverstand zugut halten. Im übrigen hab' ich gestern einen Brief vom Grafen bekommen;" er griff in die Rockbrust und zog ein zusammengefaltetes Papier heraus. „Sie möchten wohl gerne wissen, was er schreibt, Hauser? Na, gar so schmeichelhaft ist es eben nicht für Sie. Der gute Graf macht sich Sorgen wie immer und empfiehlt uns rücksichtslose Strenge, falls Sie nicht parieren."

Caspar machte ein ungläubiges Gesicht. „Das hat er geschrieben?" fragte er stockend.

Hickel nickte.

„Er hat sich auch damals zu sehr geärgert über die Heimlichtuerei mit dem Tagebuch," sagte Quandt.

„Das werd' ich ihm alles erklären, wenn er wiederkommt," versetzte Caspar.

Hickel rieb den Rücken an der Ofenecke und lachte. „Wenn er wiederkommt! Wenn! Wer weiß aber, ob er wiederkommt? Mir deucht, er hat nicht allzu große Lust dazu. Glauben Sie denn, Sie Kindskopf, so ein Mann hat nichts Besseres zu tun, als seine Zeit dahier zu versitzen?"

„Er kommt wieder, Herr Polizeileutnant," sagte Caspar mit triumphierendem Lächeln.

„Oho, oho!" rief Hickel, „das klingt ja allerdings verläßlich. Woher weiß man denn das so genau?"

„Weil er es versprochen hat," entgegnete Caspar mit treuherziger Offenheit. „Er hat heilig versprochen, in einem Jahr wieder da zu sein. Am achten Dezember hat er's versprochen, sind also noch zehn Monate und sechzehn Tage bis dahin."

Hickel sah Quandt an, Quandt sah seine Frau an, und alle drei brachen in Gelächter aus. „Im Rechnen scheint er sich ja geübt zu haben," meinte Hickel trocken. Dann legte er Caspar die Hand auf den Kopf und fragte: „Wer hat Ihm denn die herrlichen Locken abgeschnitten?"

Quandt erwiderte, Caspar habe es selbst gewünscht, nachdem er ihm vorgestellt, daß es für einen erwachsenen Menschen nicht schicklich sei, mit so einem Haarwald herumzulaufen. „Sie können jetzt schlafen gehen, Hauser," sagte er hierauf.

Caspar reichte jedem die Hand und ging. Als er draußen war, öffnete Quandt leise die Tür und lauschte. „Sehen Sie, Herr Polizeileutnant," flüsterte er Hickel bekümmert zu, „wenn er weiß oder annimmt, daß man ihn hört, steigt er ganz langsam und bedächtig die Stiege hinan, wenn er sich aber unbeachtet glaubt, da kann er wie ein Hase springen, gleich über drei Stufen auf einmal. Ist's nicht so, Frau?"

Die Lehrerin bestätigte es; und wieviel Umstände er einem mache, fügte sie verdrossen hinzu; jetzt sei er sechs Wochen im Haus und habe vierzehn Hemden in der Wäsche; immer müsse er herausgeputzt sein wie eine Docke, und schon in aller Herrgottsfrüh fange er an, seine Kleider zu bürsten.

Sie setzte dem Polizeileutnant ein Gläschen Schnaps vor und ging ins Nebenzimmer, um den Säugling zu stillen, der sich schreiend meldete.

„Ja, es ist des Teufels mit ihm," setzte Quandt das Lamento seiner Gattin fort; „da hab' ich neulich einmal aus der ‚Bayrischen Deputiertenkammer' vorgelesen. Der Hauser stellt sich hinter mich, und wie ich fertig bin, liest er den Titel der Zeitung halblaut für sich hin, wie wenn ihn das Wort verwundere. Nun wird aber doch die ‚Bayrische Deputiertenkammer' in jedem anständigen Hause gelesen, nicht wahr? Außerdem hat er Tag für Tag Gelegenheit gehabt, das Blatt auf unserm Tisch zu sehen, und der Name konnte ihm unmöglich neu sein. Ich frage also, ob er denn nicht wisse, was das sei, eine Deputiertenkammer. Darauf sagt er mir mit seinem unschuldigsten Gesicht: das sei wohl ein Zimmer, wo man Leute einsperre. Nun bitt' ich Sie um alles in der Welt, das geht doch über den grünen Klee. Es muß schon ein Engel vom Himmel herunterkommen, damit ich solche Ungereimtheiten auf Treu und Glauben hinnehmen soll, und selbst dann getrau' ich mich noch zu bezweifeln, ob es auch ein richtiger Engel ist und kein nachgemachter."

„Was wollen Sie," antwortete der Polizeileutnant, „es ist alles Schwindel, alles ist Schwindel." Und indem er sich auf den gespreizten Beinen hin und her wiegte, loderte in seinen Augen ein unbestimmter, träger Haß.

Man wußte in der ganzen Stadt, daß Hickel über seine Verhältnisse lebte. Es war sein Ideal, für einen Kavalier zu gelten, seine Leidenschaft,

elegant zu sein, auch besaß er die feinste Nase für die Echtheit und Legitimität aller damit zusammenhängenden Dinge. Als vor einiger Zeit seine Aufnahme in den vornehmen Beamtenklub strittig gewesen war, hatte man lange gezögert, denn er war keineswegs beliebt und außerdem war er von niedriger Abkunft, seine Eltern waren arme Kätnersleute in Dombühl; schließlich hatte er seinen Wunsch mit Hilfe einiger erschlichener Familiengeheimnisse durchgesetzt, mit denen er den betreffenden Persönlichkeiten bange zu machen verstand. Der Hofrat Hofmann, sein früherer Vorgesetzter, gab dem vorherrschenden Gefühl gegen ihn bezeichnenden Ausdruck, indem er versicherte: „Er developpiert sich nicht; dieser Hickel developpiert sich nicht." In der Tat hatte es stets den Anschein, als ob der Polizeileutnant mit etwas Gefährlichem im Hinterhalt bleibe.

Ausgezeichnet verstand er es, sich mit dem Präsidenten zu stellen. Er durfte sich sogar erlauben, dem sonst so Unnahbaren gewisse Wahrheiten zu sagen, die liebenswürdig oder sorgenvoll klangen, im Grunde aber nichts waren als verzuckerte Bosheiten. Er besaß eine nicht zu leugnende Geschicklichkeit im Erzählen amüsanter Histörchen und mancherlei einlaufenden Stadtklatsches. Dies ergötzte Feuerbach und stimmte ihn für vieles andre nachsichtig. „Rätselhaft," sagten die Leute, „was der Staatsrat an dem Hickel für einen Narren gefressen hat." Jedenfalls fand der Polizeileutnant stets williges Gehör bei Feuerbach, und mit Schlauheit ließ er sich dafür gern gefallen, daß der Präsident in seiner bärbeißigen Manier an ihm herum erzog, seinen leichtsinnigen Wandel tadelte und seine schlechten Instinkte mit erstaunlichem Scharfblick sozusagen in den Wurzeln entblößte. Ist es nicht wahrscheinlich, daß gerade dies den Präsidenten verführte und verstrickte? Indem er so klar die Leerheit und Düsterkeit dieser Seele durchschaute, hatte er sich vielleicht schon zu vertraut gemacht mit ihr, um sie von sich stoßen zu können.

Hickel wußte den Präsidenten nach und nach zu überreden, daß man Caspar nicht so frei wie bisher herumgehen lassen dürfe, und es wurde als Wächter ein alter Veteran bestellt, der einen Stelzfuß hatte und einarmig war. Dieser Wackere faßte seine neue Obliegenheit sehr gewissenhaft auf und folgte Caspar auf Schritt und Tritt zum Gelächter der Gassenjugend. Der Polizeileutnant hatte richtig spekuliert, wenn die so fürsorglich aussehende Maßregel dazu dienen sollte, die Bewegungsfreiheit des Jünglings möglichst zu hemmen. Es gab Beschwerden über Beschwerden, bald von Quandt, bald von Caspar, bald von dem Invaliden, den Caspar nicht selten überlistete, indem er sich heimlich davonstahl.

Er klagte dem Pfarrer Fuhrmann, bei dem er Religionsunterricht empfing, seine Not; dieser ihm wohlgesinnte Greis ermahnte ihn zur Geduld. „Was soll es nutzen, geduldig zu sein!" rief Caspar trotzig, „wird ja doch immer schlechter!"

„Was es nutzen soll?" versetzte der Pfarrer mild. „Was nutzt es Gott, daß er unserm unsinnigen Treiben zuschaut! Durch Geduld führt er uns zum Guten. Geduld bringt Rosen."

Dennoch wandte sich Pfarrer Fuhrmann an den Präsidenten, und dieser versprach Abhilfe, ohne jedoch vorläufig etwas zu unternehmen. Die jährliche Inspektionsreise durch den Bezirk entfernte ihn für drei Wochen aus der Stadt; als er zurückgekehrt war, ließ er eines Tages den Polizeileutnant auf sein Arbeitszimmer rufen. „Hören Sie mal, Hickel," redete er ihn an, „Sie sind doch in der hiesigen Gegend ziemlich gut bekannt? Schön. Haben Sie mal etwas über das Falkenhaus gehört?"

„Gewiß, Exzellenz," antwortete Hickel. „Das sogenannte Falkenhaus ist ein uraltes markgräfliches Jagdschlößchen im Triesdorfer Wald."

„Stimmt. Das Objekt interessiert mich schon seit einiger Zeit. Ich habe Nachforschungen eingezogen und habe folgendes erfahren. Das Falkenhaus hat bis vor ungefähr vier Jahren als Försterwohnung gedient, und zwar hat der letzte Förster jahrzehntelang mutterseelenallein dort gelebt. Der Mann hat nie mit irgendeinem Menschen verkehrt, ist nie in einem Wirtshaus gesehen worden und hat seine Einkäufe in den umliegenden Dörfern selbst besorgt. Eines Tages ist er plötzlich verschwunden gewesen, und ein verabschiedeter Gendarm soll ihn im Schwäbischen als Besitzer oder Verwalter eines Gutshofs wiedergesehen haben. Ich bin auch dieser Spur nachgegangen, und es hat sich herausgestellt, nicht nur, daß es damit seine Richtigkeit hat, sondern auch, daß der Mann im Oktober 1830 des Nachts in seinem Bett ermordet worden ist."

„Davon ist mir nichts bekannt. Ich weiß nur, daß das Falkenhaus verödet und unbewohnt ist und daß im Volk allerlei gespensterhaftes Zeug über die unheimliche Einsiedelei erzählt wird."

„Richten Sie jedenfalls Ihr Augenmerk darauf," sagte der Präsident; „am besten, Sie senden einen ortskundigen Mann hin, der sorgfältige Erhebungen einziehen soll."

„Zu Befehl, Exzellenz. Darf ich fragen, um welchen Fall es sich dabei handelt?"

„Es handelt sich um Caspar Hauser und seine Gefangenschaft."

„Ah!" Hickel räusperte sich und machte eine Verbeugung, Gott weiß warum.

„Ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß das Falkenhaus die Stätte seiner grausamen Kerkerhaft ist. Es war mir schon seit den ersten Erzählungen Caspars über die Art seiner Wanderung mit dem Unbekannten zweifel-

los, daß der Ort in Franken selbst, nicht allzu weit von Nürnberg oder Ansbach zu suchen sei. Nun haben mich die Spuren zum Falkenhaus geführt."

„Wahrscheinlich brauchen Eure Exzellenz dieses Indizium zu der Schrift über den Hauser," bemerkte Hickel schmeichelnd.

„So ist es."

„Und soll die Veröffentlichung des Werks noch in diesem Jahr vor sich gehen? Exzellenz verzeihen meine Neugier, aber ich bin ja herzlich interessiert bei der Sache."

„Sie fragen mich zu viel, Hickel. Lassen Sie das. Da ist ein Briefchen für den Hofrat Hofmann, geben Sie es draußen zur Beförderung. Ich will mit dem Hofrat und Caspar morgen nach Falkenhaus fahren. Benachrichtigen Sie den Hauser, daß er sich bereithält, erwähnen Sie aber beileibe nichts von dem Zweck der Fahrt."

Zur festgesetzten Stunde fand sich Caspar ein und sah sich alsbald zu seiner Verwunderung in der bequemen Kalesche gegenüber dem Präsidenten und dem Hofrat sitzen. In selten unterbrochenem Schweigen ging es durch die sonnige Frühlingslandschaft.

Sie langten an. Ein Gang durch das verlassene Waldhaus und die eingehende Prüfung seiner Lokalitäten brachte nicht den geringsten Aufschluß. War ein unterirdischer Raum zu jenem fürchterlichen Gebrauch vorhanden gewesen, so hatte der einstige Bewohner ihn sicherlich verschüttet, und die Zeit hatte alle Merkmale unsichtbar werden lassen.

Da entdeckte das scharf umhersuchende Auge des Präsidenten im Freien neben dem rechten Trakt des Gebäudes eine sonderbar gestaltete Erdgrube. Die Anzeichen ließen darauf schließen, daß sich vordem ein Holzschuppen oder dergleichen darüber erhoben hatte, denn ringsum lagen noch vermorschte Bretter und Balken und rissige Schindeln. Es führten sieben in den Sand geschlagene und schon verfallene Stufen hinab, und unten war die seltsam geglättete Erde von gelblichem Moos bedeckt.

Feuerbach verfärbte sich, als er dieses sah. Nach langem Versunkensein stieg er hinunter, betastete einige Stellen der Wände, bückte sich in einer Ecke auf den Boden, alles dies finster und wortlos. Als er wieder heraufkam, sah er Caspar durchdringend an. Der aber stand ruhig da und ließ den unwissenden Blick in die Tiefen des Forstes schweifen. Ahnt er nichts? dachte Feuerbach; ahnt er nicht, worauf sein Fuß tritt? Weckt ihn kein Hauch der Vergangenheit? Sprechen die Bäume nicht zu ihm? Verrät ihm die Luft nichts? Und da es nicht so scheint, darf ich mich unterfangen, mit einem Ja oder Nein die schauerliche Ungewißheit zu entscheiden?

Der Wagen hielt an der Heerstraße draußen. Beim Rückweg durch den Wald blieb Caspar, den plötzlich eine unbesiegbare Schwermut überfallen hatte, die ihn zu langsamem Gehen zwang, ein großes Stück hinter den beiden Männern.

Der Hofrat Hofmann benutzte die Gelegenheit, um dem Präsidenten seine vernunftgemäßen Zweifel mitzuteilen. „Ich möchte nur eines wissen," sagte er mit verkniffenem Gesicht, „ich möchte wissen, warum man den Menschen, wenn er wirklich so lange in Gefangenschaft geschmachtet hatte, auf einmal freiließ, und nicht nur das, sondern mitten in eine große Stadt gebracht hat, wo er das ungeheuerste Aufsehen erregen, also notwendigerweise seine Peiniger verraten mußte. Eine solche Logik will mir nicht einleuchten."

„Mein Gott, dafür lassen sich mancherlei Erklärungen denken," erwiderte der Präsident ruhig; „entweder man war seiner überdrüssig geworden; ihn länger zu beherbergen war mit Schwierigkeit, ja mit Gefahr verknüpft; sein Kerkermeister konnte den Auftrag erhalten haben, ihn zu töten, faßte jedoch in einer begreiflichen Regung des Erbarmens oder der Anhänglichkeit oder der Furcht den Entschluß, ihn auf andre Art verschwinden zu lassen, und wo konnte das mit mehr Aussicht auf Erfolg geschehen als gerade in einer großen Stadt? Man dachte sich die Sache so: der Rittmeister Wessenig, dem mitgegebenen Schreiben folgend, steckt ihn unter die Soldaten; dort gibt es der Analphabeten und Halbidioten die Menge, dort wird er nicht weiter auffallen, vermeint der Verbrecher in einem Optimismus, der freilich nur von seiner eignen Unbildung zeugt. Als aber die Dinge einen ganz andern Weg nahmen, bekam er's mit der Angst, teilte sich, mußte sich denen mitteilen, welche die Fäden von Anfang an in der Hand hielten, und diese mußten zusehen, wie sie den furchtbarsten Zeugen ihrer Schuld wieder unschädlich machen konnten, der nun, geschützt von einer Welt, ihnen als Auferstandener gegenübertrat."

„Sehr fein, sehr fein," murmelte der Hofrat beifällig, ohne merken zu lassen, daß er keineswegs überzeugt war.

Spät nachmittags kamen sie in die Stadt zurück. Caspar trennte sich von den Herren und ging heimwärts. Auf dem Promenadeweg begegnete er Frau von Imhoff. Sie begrüßte ihn und fragte, warum er sich so lange nicht bei ihr sehen lasse.

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen," sagte sie dann beim Abschied und nachdem sie ihn für den Sonntag zu Tisch gebeten hatte; „erinnern Sie sich noch der Geschichte meiner Freundin, die ich am Abend, als Lord Stanhope bei uns war, erzählt habe? Die läßt Sie grüßen. Und ein Gruß bedeutet bei ihr viel."

„Wie heißt die Frau?" fragte Caspar, genau wie damals, nur nicht lächelnd und froh, sondern zerstreut.

Frau von Imhoff lachte; diese Wißbegier nach einem Namen erschien ihr komisch. „Kannawurf heißt sie, Klara von Kannawurf," antwortete sie gutmütig.

Ganz hübsch, daß sie mich grüßen läßt, dachte Caspar, während er seinen Weg fortsetzte, aber was kann es nutzen? Was soll's mir nutzen?

Quandt begibt sich auf ein heikles Gebiet

Kaum war Caspar zu Haus in die Wohnstube getreten, so merkte er, daß etwas Besonderes los sein mußte. Quandt saß am Tisch und korrigierte mit finsterer Miene die Schülerhefte, die Lehrerin wiegte den Säugling auf den Knien und erwiderte, dem Beispiel ihres Mannes folgend, seinen Abendgruß nicht. Die Lampe war noch nicht angezündet, ein scharlachner Abendhimmel flammte durch die Fenster, und als Caspar seinen Hut aufgehängt, ging er wieder hinaus in den Hof. Dort spielte das vierjährige Söhnchen des Lehrers mit Schussern, Caspar setzte sich daneben auf die Steinbank; nach einer Weile erschien Quandt, und kaum hatte er die beiden beieinander gesehen, als er rasch hineilte, das Kind bei der Hand ergriff und es rasch wie von einem mit ansteckender Krankheit Behafteten wegführte.

Caspar folgte alsbald dem Lehrer ins Haus. Doch Quandt war nicht im Zimmer und er traf die Frau allein. „Was gibt es denn bei uns, Frau Lehrerin?" fragte er.

„Na, wissen Sie denn nicht?" versetzte die Frau befangen. „Haben Sie denn nichts davon gehört, daß sich die Magistratsrätin Behold zum Fenster heruntergestürzt hat? Es steht in der Nürnberger Zeitung heut."

„Heruntergestürzt?" flüsterte Caspar aufgeregt.

„Ja; vom Dachboden ihres Hauses hat sie sich in den Hof gestürzt und den Kopf zerschmettert. Die ganze letzte Zeit her soll sie sich wie eine Verrückte aufgeführt haben."

Caspar wußte nichts zu sagen; seine Augen erweiterten sich und er seufzte.

„Es scheint Ihnen ja nicht besonders nahezugehen, Hauser," ließ sich plötzlich die Stimme Quandts vernehmen, der leise hereingetreten war, als er die beiden sprechen gehört hatte.

Caspar wandte sich um und sagte traurig: „Sie war ein schlechtes Weib, Herr Lehrer."

Quandt stellte sich dicht vor ihn hin und rief schneidend: „Unseliger, der du dich nicht entblödest, das Andenken einer Toten zu besudeln! Das soll Ihnen unvergessen bleiben! Nun haben Sie Ihre schwarze Seele enthüllt! Pfui, pfui, sage ich, und abermals pfui! Gehen Sie mir aus den Augen! Fällt es Ihnen denn nicht aufs Herz, daß die Hingegangene am Ende vielleicht durch Sie, durch den Kummer über den erlittenen Undank zu einer solchen Tat getrieben wurde? Ahnen Sie das nicht? Freilich, ein Selbstsüchtling wie Sie schert sich wenig um die Leiden andrer Menschen, ihm ist nur das eigne Wohlergehen wichtig."

„Mann, Mann, beruhige dich doch," mischte sich die Lehrerin ein mit einem scheuen Blick auf Caspar, der aschfahl geworden war und mit völlig geschlossenen Augen dastand, während er die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander gelegt hatte.

„Du hast recht, Frau," erwiderte Quandt, „ich vergeude meine Entrüstung an taube Ohren. Was kann an einem Menschen noch zu bessern sein, der selbst dem Tod gegenüber nicht ein bißchen Andacht und Demut aufbringt? Da ist Hopfen und Malz verloren."

Als Caspar in sein Zimmer kam, glänzte noch die letzte Glut des Sonnenuntergangs über den Hügeln. Er setzte sich ans Fenster, nahm einen der Blumentöpfe zur Hand und schaute darauf nieder. Die Stengel in den Hyazinthenkelchen schüttelten sich, und ihm war, als vernehme er fernes Geläute. Er wünschte sich das Angesicht einer Blume, um keinen Blick eines Menschenauges erwidern zu müssen. Oder er wünschte wenigstens sich im Schoß einer Blume bergen zu können, solange bis das Jahr vorüber war, von dessen Wende er so vieles hoffte. Dort könnte man stille sein und warten.

In den nächsten Tagen wurde der Magistratsrätin keine Erwähnung getan, Quandt vermied es sorgfältig, den Namen der Frau Behold zu nennen. Um so mehr war er überrascht, als Caspar selbst davon anfing; am Samstag beim Mittagessen sagte er plötzlich, es gereue ihn, was er über die Tote gesagt, er sehe ein, daß es unrecht sei, eine Verstorbene anzuklagen.

Quandt horchte hoch auf. Aha, dachte er, sein Gewissen regt sich! Aber er entgegnete nichts, sondern verzog nur das Gesicht, als wolle er sagen: Lassen wir das, ich weiß mein Teil. Doch stach ihn die Galle, und während sie alle drei schweigend die Suppe löffelten, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Sie müßten sich doch eigentlich bis in den Fußboden hinein schämen, Hauser, wenn Sie an Ihr Benehmen gegen die unschuldige Tochter der Magistratsrätin denken."

„Wieso?" versetzte Caspar verwundert. „Was hab' ich denn getan?"

„Ei, wollen Sie auch jetzt noch das Lämmchen spielen?" antwortete der Lehrer abschätzig. „Gottlob hab' ich alles schriftlich und eigenhändig von der Seligen, da hilft kein Leugnen."

Caspar staunte unruhig vor sich hin. Er fragte wieder, da ging Quandt zum Sekretär, holte aus einer Schublade den Brief der Frau

Behold hervor und las, neben Caspar stehend, mit dumpfer Stimme vor: „Ist viel Gerede gewesen von seinem keuschen Sinn und seiner Innocence in allem Dahergehörigen. Auch hierüber kann ich ein Wörtlein melden, denn ich hab's mit meinen eignen Augen gesehen, wie er sich meiner damals dreizehnjährigen Tochter ... unziemlich und unmißverstehlich näherte."

Caspar begriff allmählich. Langsam legte er Löffel und Brot beiseite, und der Bissen blieb ihm im Munde stecken. Seine Augen wurden ganz dunkel, er erhob sich, rief mit jammernder Stimme: „Ach, diese Menschen, diese Menschen!" und stürzte hinaus.

Das Ehepaar sah einander an. Die Lehrerin legte die Hand breit auf das Tischtuch und sagte nachdrücklich: „Nein, Quandt, ich kann's nicht glauben. Da muß sich die selige Rätin geirrt haben. Er weiß doch nicht mal, was eine Frau ist."

Auch Quandt war gerührt. „Das eben steht dahin, das wäre zu beweisen," meinte er kopfschüttelnd. „Du bist leichtgläubig, meine Gute. Ich erinnere dich nur daran, daß er bei der Geburt unsers Mädchens zu meiner Befremdung wie ein gereifter Mann über die Sache sprach. Es war mir das gleich enorm verdächtig. Immerhin gebe ich zu, daß Frau Behold in dem Brief zu weit gegangen sein mag und daß ich mich infolgedessen zu einer Uebereilung habe hinreißen lassen. Aber ich muß dahinterkommen, wie weit seine Wissenschaft in dem Punkte geht, denn an sein Kindergemüt, das weißt du, glaub' ich nun einmal nicht."

„Du mußt ihn wieder versöhnen, Quandt, es war zu arg, das da," sagte die Lehrerin.

Quandt machte eine bedenkliche Miene. „Versöhnen? Ja, gut; ich will's gern tun. Aber er ist dann immer so lieb und anschmiegsam, daß man ihm schwer widerstehen kann, und dadurch wird das objektive Urteil getrübt."

Am Tag darauf sollte Caspar bei Imhoffs essen, er kam aber wieder zurück, denn die Baronin war krank und lag zu Bett. Beim Abendtisch kam das Gespräch darauf, und da Quandt sein Bedauern ausdrückte, sagte Caspar: „Ach, die wird vielleicht nie mehr ganz gesund."

„Was reden Sie da, Hauser," fiel die Lehrerin ein, „so eine junge Frau, so reich und so schön."

„Ach," entgegnete Caspar wehmütig, „Reichtum und Schönheit tun's nicht. Die hat sich schon zu sehr hinuntergegrämt."

„Ja, hat sie denn ihren Kummer am Ende Ihnen anvertraut?" forschte Quandt ungläubig.

Caspar beantwortete die Frage nicht und fuhr wie zu sich selbst redend fort: „Nichts fehlt ihr auf der Welt, nur der Mann ist nicht, wie er sein sollte, hat andre lieber. Warum? Er ist doch sonst so gescheit! Aber wenn sich die Frau auch zu Tod betrübt, deshalb wird es nicht besser. Und die Leute hinterbringen ihr alles; ich hab' ihr gesagt, das sind keine Freunde, die Ihnen solches Zeug erzählen, wahre Freunde sind das nicht."

„Hm," machte Quandt und schaute eigentümlich lächelnd auf seinen Teller. Er besiegte sein Schamgefühl und fragte mit gezwungener Leichtigkeit, ob denn Herr von Imhoff in neuerer Zeit seiner Frau wieder Anlaß zur Sorge gegeben habe, seines Wissens habe doch erst im März eine Versöhnung stattgefunden.

„Ja, freilich hat er Anlaß gegeben," versetzte Caspar unbefangen, „es ist ja wieder ein Kind von ihm da."

Quandt erschrak. Da haben wir's, dachte er. Und so hart es ihn auch ankam, er beschloß, Caspar gleich auf den Zahn zu fühlen. Er wechselte mit seiner Frau einen Blick des Einverständnisses und bat sie, sie solle nach den Kindern schauen. Als nun die Frau das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der Lehrer, blaß und aufgeregt durch die Schwierigkeit seines Vorhabens, an Caspar und fragte ihn unvermittelt, ob er schon einmal mit einem Frauenzimmer etwas gehabt habe, es lägen verschiedene Mutmaßungen vor, und Caspar möge offen wie mit einem Vater zu ihm reden.

Diese Worte stimmten Caspar dankbar; er sah in ihnen ein Zeichen von Teilnahme, obgleich er ihren Sinn und Zweck nicht verstand, sondern bloß das trübe Element, aus dem sie stiegen, furchtsam ahnte.

Er überlegte. „Mit einem Frauenzimmer? Ja wie?" murmelte er.

„Meine Frage ist doch deutlich, Hauser; stellen Sie sich nicht so kindisch."

„Ja, ich versteh' schon," sagte Caspar eilig, um die gute Laune des Lehrers nicht zu verscherzen; „und da ist auch was gewesen."

„Na, nur heraus damit! Nur Mut!"

Und harmlos begann Caspar zu erzählen: „So vor ungefähr sechs Wochen hab' ich meinen Sonntagsanzug zur Putzerin in die Uzensgasse getragen. Sie wissen doch, Herr Lehrer, es ist das kleine Haus neben dem Bäcker. Wie ich hingekommen bin, war der Laden versperrt, da bin ich hinauf in die Wohnung gegangen und hab' an die Tür geklopft. Da hat mir ein junges Mädle aufgemacht und war im Nachtkleid, weiter hat sie nichts am Leib gehabt, die ganze Brust hat man sehen können, es war scheußlich. Sie hat mir die Sachen abgenommen und hat gesagt, sie wollt' es der Putzerin ausrichten. Ich war immer noch vor der Tür. Komm nur herein, sagt sie. Da bin ich hinein und frage, was sie will. Da hat sie angefangen vor mir herumzutänzeln, hat gelacht und sonderliches Zeug geredet, hat mich gefragt, ob ich ihr Bräutigam sein will, und zuletzt —" er zögerte lächelnd.

„Zuletzt? Was zuletzt?" fragte Quandt, indem er den Kopf weit vorbeugte.

„Zuletzt hat sie verlangt, ich soll ihr einen Kuß geben."

„Nun, und?"

„Da hab' ich ihr gesagt, dazu soll sie sich einen andern wünschen, ich versteh' mich nicht aufs Schmatzen."

„Und weiter?"

„Weiter? Weiter war nichts. Ich bin dann fortgegangen und sie hat mir vom Fenster aus nachgeschaut."

„Wie konnten Sie denn das bemerken?"

„Weil ich mich umgedreht hab'."

„Soso. Umgedreht. Wie heißt die Person?"

„Das weiß ich nicht."

„Das wissen Sie nicht? Hm. Und . . . ein zweites Mal waren Sie nicht dort?"

Caspar verneinte.

„Schöne Geschichten," murmelte Quandt und erhob sich mit einem Blick zum Himmel.

Er spürte vorsichtig nach. Er erfuhr, daß bei jener Putzmacherin wirklich ein Frauenzimmer zweifelhafter Gattung zur Miete wohne. Der Erzählung Caspars noch näher auf den Grund zu gehen hinderte ihn die Rücksicht auf seinen Ruf, hatte er doch ohnehin den Eindruck gewonnen, daß der Jüngling an der ganzen Begebenheit so unschuldig nicht sein konnte, als er sich anstellte; denn, so argumentierte er, zu einem derartig niedrigen Benehmen wie dem jenes weiblichen Geschöpfs kann nur ein Mensch Anlaß geben, dem eine gewisse moralische Unzulänglichkeit auf der Stirn geschrieben steht.

Ja, wenn er nicht lügen würde, dann wäre alles anders, dachte Quandt; aber er lügt, er lügt, und das ist das Fürchterliche. Hat er mir nicht erzählt, die Herzogin von Kurland habe ihm ein Dutzend gestickter Taschentücher geschenkt? Kein Wort wahr. Hat er nicht behauptet, er kenne den Ministerialrat von Spieß und habe im Schloßtheater mit ihm gesprochen? Lüge. Hat er nicht dem Musikus Schüler weisgemacht, er habe die Idyllen von Geßner gelesen, und als ich ihn danach fragte, wußte er kein Wort darüber zu sagen, wußte nicht einmal, was eine Idylle ist? Gibt er nicht immer vor, dringende Besorgungen zu haben, einmal für den Präsidenten, das andre Mal für den Hofrat, und später zeigt es sich, daß er bloß herumgebummelt ist, um einen neuen Schlips spazierenzutragen? Steht das nicht alles fest, oder bin ich selbst so dumm und so ungerecht, daß ich diesen Dingen eine Bedeutung zumesse, die niemand sonst darin finden kann?

Quandt wandte sich an den Pfarrer Fuhrmann und legte ihm Punkt für Punkt diese verdammenswerten Vergehungen vor.

„Sehen Sie denn nicht, lieber Quandt," sagte darauf der Pfarrer, „daß das lauter armselige, kleine Lüglein sind, kaum daß sie den Namen verdienen? Es ist das mehr ein Sichliebmachenwollen oder eine durch ihre Ohnmacht bemitleidenswerte Anstrengung, Fesseln abzustreifen, oder gar nur das harmlose Vergnügen an einem Wort, an einer Redensart. Vielleicht spielt er nur mit seiner Zunge, wie er andre Menschen damit spielen sieht, nur eben viel ungeschickter."

So ist es immer, dachte der Lehrer auf dem Nachhauseweg; erst wird entschuldigt und beschönigt, und wenn man seine triftigen Gründe vorbringt, werden die Achseln gezuckt, und man tischt einem Histörchen auf, die nicht gestogen und geflogen sind, und von denen sich kein Jota beweisen läßt. Was für ein Satan steckt doch in dem Burschen, daß er überall Neigung und Teilnahme zu erwecken versteht, wo er sich auch zeigen mag! Daß kein Mensch seine Laster sehen will und ganz fremde Leute, darauf versessen, ihn kennen zu lernen, das windigste Entzücken äußern und ihn verhätscheln, als ob sie verzaubert wären, als ob er ihnen ein Liebestränkchen eingegeben hätte!

Und was war früher mit ihm? grübelte Quandt. Wo kommt er eigentlich her? Dahinter müßte doch zu kommen sein. Wie hat er sich das alles zurechtgelegt, womit er die Dunkelmänner betört? Ja, das ist eben das Geheimnis, sagen die Dunkelmänner. Geheimnis? Es gibt kein Geheimnis; ich verwerfe das Geheimnis. Die Welt von oben bis unten ist ein klares Gebilde, und wo die Sonne scheint, verstecken sich die Eulen. Gäbe mir nur der Herrgott einen Wink, wie ich dieser diabolischen Verstellungskunst zu Leibe gehen könnte! Man müßte einmal ernstlich zusehen, wie es mit dem Tagebuch beschaffen ist und was dahintersteckt. Das Tagebuch scheint zu existieren, es scheint damit seine Richtigkeit zu haben, abgesehen von allem Geflunker; vielleicht ist es eine Art Beichtgelegenheit für ihn; man muß dahinterkommen.

Die Begebenheiten halfen Quandt, rascher dahinterzukommen, als er gehofft.

Eine Stimme ruft

Eines Nachmittags im Hochsommer erschien Hickel und reichte Caspar einen an ihn, den Polizeileutnant, gerichteten, aber im Grunde für Caspar bestimmten Brief des Grafen Stanhope, in welchem dieser dem Jüngling klipp und klar befahl, das Tagebuch an Hickel auszuliefern.

Caspar überlas das Schreiben dreimal, ehe er endlich Worte fand; er weigerte sich zu gehorchen.

„Ja, mein Bester," sagte Hickel, „wenn es nicht gutwillig geht, muß ich leider Gewalt anwenden."

Caspar besann sich, dann sagte er mit trüber Stimme, der einzige, dem er das Tagebuch geben

könne, sei der Präsident, und dem wolle er es morgen bringen, wenn man darauf bestehe.

„Gut," entgegnete der Polizeileutnant, „ich werde Sie morgen früh abholen, und dann gehen wir mit dem Heft zum Präsidenten."

Hickel wollte Zeit gewinnen. Er hatte natürlich keine Lust, das Tagebuch in die Hände Feuerbachs kommen zu lassen, gerade dies zu verhindern, hatte er Auftrag, und er überlegte, was zu tun sei. Was Caspar betrifft, so stahl er sich gegen Mittag aus dem Haus und lief in die Wohnung des Präsidenten, um sich zu beschweren. Feuerbach war im Senat; Caspar vertraute seine Sorge der Tochter an, und diese versprach dem Vater Bericht zu geben.

Nachmittags läutete es bei Quandts, und der Präsident trat ins Zimmer. Mittlerweile hatte Caspar, um auch diesem sonst verehrten Mann den gehüteten Schatz nicht ausliefern zu müssen, sich eine Ausrede erdacht, und als der Präsident im Beisein Quandts nach dem Tagebuch fragte und ob es wahr sei, daß er es nicht zeigen wolle, sagte er schnell, er habe es verbrannt.

Da gab es dem Lehrer einen Ruck, und er konnte sich eines zornigen Ausrufs nicht enthalten.

„Wann haben Sie es verbrannt?" fragte Feuerbach ruhig.

„Heute."

„Und warum?"

„Damit ich's nicht hergeben muß."

„Warum wollen Sie es nicht hergeben?"

Caspar schwieg und starrte zu Boden.

„Das ist eine Lüge, er hat es nicht verbrannt, Exzellenz," zeterte Quandt, bebend vor Aerger. „Und wenn er überhaupt ein Tagebuch geführt hat, so muß es schon länger beiseitegebracht sein. Von Weihnachten an hab' ich es überall gesucht, in jedem Winkel seines Zimmers hab' ich Umschau gehalten, und nie, niemals war eine Spur davon zu finden."

Der Präsident schaute Quandt aus großen Augen stumm und verwundert an; es war ein Blick, der etwas Mattes und Gramvolles hatte. „Wo war denn das Tagebuch aufbewahrt, Caspar?" fuhr er dann zu fragen fort.

Caspar antwortete zaudernd, er habe es bald da, bald dort versteckt; bald unter den Büchern, bald im Schrank, zuletzt an einem Nagel hinter der Schreibkommode. Quandt schüttelte dabei unaufhörlich den Kopf und lächelte böse. „Haben Sie denn den Nagel selbst eingeschlagen?" inquirierte er.

„Ja."

„Wer hat Ihnen die Erlaubnis dazu erteilt?"

„Gehen Sie jetzt, Caspar," schnitt der Präsident das Zwiegespräch gebieterisch ab. „Ich begreife nicht," wandte er sich, als Caspar draußen war, an den Lehrer, „weshalb Lord Stanhope plötzlich so großes Gewicht auf das Tagebuch legt; wahrscheinlich überschätzt er die ohne Zweifel harmlosen Schreibereien. Mit Güte und Ueberredung wäre man übrigens besser gefahren als durch einen kategorischen Befehl."

„Güte, Ueberredung?" versetzte Quandt händeringend. „Da haben Euer Exzellenz einen schlechten Begriff von diesem Menschen. Durch Güte entfesselt man nur seine Selbstsucht, und jeder Versuch, ihn zu überreden, vergrößert seine Bockbeinigkeit. Ja, er dünkt sich schon etwas, stellt sich auf die Hinterfüße, hält Widerpart und ist fähig, mir eine Antwort zu geben, daß ich dastehe wie vor den Mund geschlagen. Euer Exzellenz mögen verzeihen, aber ich bin der Meinung, daß sogar Sie durch Güte und Ueberredung nichts mehr bei ihm ausrichten können."

„Na, na," machte Feuerbach, schritt zum Fenster und sah düster in die regentriefenden Zweige des Birnbaums, der an der Hofmauer wuchs.

„Ich getraue mich auch, Euer Exzellenz, auf das allerbestimmteste zu versichern, daß er das Tagebuch nicht verbrannt hat," schloß Quandt mit beschwörender Stimme.

Der Präsident antwortete nichts. Wie widerwärtig war es ihm, all den kleinen Hader austragen zu sollen, den sie ihm da herbeischleppten. Ihn dürstete nach Frieden. Das eine Werk noch, vollendet mußte es werden, dann — Friede.

Kaum war Feuerbach gegangen, so eilte Quandt in Caspars Zimmer, rückte die Schreibkommode von der Wand und sah nach, ob dort ein Nagel stecke. In der Tat war ein Nagel ins Holz geschlagen. Quandt rief die Magd herauf. „Hat der Hauser in letzter Zeit den Hammer gehabt und haben Sie ihn klopfen gehört?" fragte er. Die Magd bejahte; er habe vorige Woche Hammer und Nägel aus der Küche geholt, und sie habe ihn klopfen gehört.

Plötzlich hatte Quandt eine Erleuchtung. Wir sind ja im Sommer, dachte er, und wenn er das Heft wirklich verbrannt hat, muß die Asche noch im Ofen zu finden sein. Er ging zum Ofen, kniete nieder, öffnete das Türchen und scheuerte mit gierigen Händen alles, was von verbrannten und verkohlten Resten in dem Loch war, heraus auf den Boden.

Es kam viel Papierasche zum Vorschein. Quandt gab acht, daß die größeren Stücke nicht zerbrachen, da man auf Asche eine Schrift noch lesen kann. Sorgsam schob er die Trümmer auseinander. Er fürchtete das eine oder das andre mit dem Finger anzugreifen und blies es mit dem Atem seines Mundes zur Seite; wenn es beschrieben war, versuchte er die Worte zu lesen, fand aber keinen Zusammenhang.

Da näherten sich Schritte und Caspar trat ein, nicht wenig erstaunt über die Lage, in der er den Lehrer sah, dessen Hände und Gesicht von

Ruß geschwärzt waren, indes ihm der Schweiß von den Haaren troff.

Quandt ließ sich nicht stören. „So viel Asche kann doch unmöglich von dem einen Tagebuch herrühren," sagte er.

„Ich hab' auch alte Briefe und Schriften damit verbrannt," erwiderte Caspar.

Die kühlsachliche Antwort trieb Quandt die Zornröte ins Gesicht; er stand hastig auf, murmelte etwas durch die Zähne und verließ das Zimmer, die Tür hinter sich zudonnernd. „Sie kommen mir heut abend nicht mit auf die ‚Ressource'," schrie er auf der Stiege.

In der „Ressource" war ein Gartenfest, das der Schützenverein veranstaltete. Quandt hatte eigentlich keine Lust hinzugehen, dergleichen kostete immer Geld. Aber die Frau wollte auch einmal ein Amüsement haben, war des verdrießlichen Zuhausehockens satt. Sie hatte sich schon vor acht Tagen ein Kattunkleid für diesen Zweck gemacht, und so mußte denn der Lehrer sich fügen und, wie er sich ausdrückte, der Unvernunft seinen Zoll entrichten, zumal das Wetter gegen Abend schön geworden war.

Caspar blieb, bis die Dunkelheit anbrach, am offenen Fenster sitzen und genoß der Stille. Dann machte er Licht, und ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er zur Wand ging, den Stahlstich über dem Kanapee herunternahm, die hinter dem Bild befestigte Holztafel loslöste und nun das so verborgene Tagebuch hervorzog. Er setzte sich damit zum Tisch, blätterte nachdenklich in dem Heft herum und überlas einige Stellen.

Hier war ein Lebensalter, eine Menschwerdung zusammengepreßt in den Verlauf von nicht mehr als vier Jahren, mit unheimlicher Geschwindigkeit Epoche an Epoche drängend. Was es an mangelhaft Ausgesprochenem, Geschildertem enthielt, die unschuldigen Ergüsse erster Freuden und Schmerzen, das erste bange Welterkennen, knabenhafte Philosophie und trotziges Hadern mit ahnungsvoll als feindlich empfundenen Mächten irdischer und überirdischer Natur, alles das hätte die auf diese Beute versessenen Jäger bitter enttäuscht. Aber es war nicht für jene, es war für die Mutter, ihr war es zugelobt ein für allemal, und mit der ihm eignen Wunderlichkeit war Caspar der Gedanke ganz unfaßlich, daß ein andres Auge je auf diesen Blättern ruhen sollte. Es mag auch sein, daß ihm das Heft nach und nach in der Einbildung zu seinem einzigen wirklichen Besitz geworden war; das einzige Ding, das ihm völlig zugehörte und sein ganzes Vertrauen besaß.

Auf einer der ersten Seiten stand: „Neulich hab' ich aus Gartenkresse meinen Namen gesäet, ist recht schön gewachsen und hat mir große Freude gemacht. Ist einer in den Garten hereingekommen, hat Birnen gestohlen, der hat mir meinen Namen zertreten, da hab' ich geweint. Herr Daumer hat gesagt, ich soll ihn wieder machen, hab' ich ihn wieder gemacht, am andern Morgen haben ihn Katzen zertreten."

Es folgten in demselben unbeholfenen Stil einige Versuche, seine Kerkerhaft zu beschreiben, etwa so: „Die Geschichte von Caspar Hauser; ich will es selbst erzählen, wie hart es mir ergangen. Zwar da wo ich eingesperrt war in dem Gefängnis, ist es mir recht gut vorgekommen, weil ich von der Welt nichts gewußt und keinen Menschen niemals gesehen habe."

In diesem Ton ging es weiter; späterhin kamen einige zum Schönrednerischen strebende Stellen, und eine begann mit dem Satz: „Welcher Erwachsene gedächte nicht mit trauriger Rührung an meine unverdiente Einsperrung, in der ich meine blühendste Lebenszeit zugebracht habe, und wo so manche Jugend in goldenen Vergnügungen lebte, da war meine Natur noch gar nicht erwecket."

Träume, Hoffnungen, Sehnsuchtsbilder, Berichte über kleine Ausflüge, über Unterhaltungen mit Fremden; hier und da ein beherzigenswertes Wort, in einem Buch gefunden oder aus einem Wust sonst inhaltloser Gespräche geklaubt; allmählich Sätze, an denen etwas wie persönlicher Schliff hervortrat und eine merkwürdige verhüllte Düsterkeit des Stils. Unmittelbar war nie ein Kummer, ein Urteil, eine Meinung ausgedrückt; er hatte es eben, wie Quandt diese Eigenschaft formulierte, hinter den Ohren. Von einem bedeutungsvollen Tag stand oft nur das Datum vermerkt und daneben ein Sternchen; manches Ereignisses war nur in scheuen Umschreibungen gedacht; auch Lakonismen waren diesem Geist nicht fremd; so hieß es von dem Mordanfall in Daumers Hause kurz: „Der Erntemonat wäre bald mein Sterbemonat worden."

Kleine Vorfälle des täglichen Lebens: „Gestern hat mich eine Biene gestochen, das Fräulein von Stichaner hat mir die Wunde ausgesaugt, sie sagte, wen die Biene sticht, der hat Glück." Oder: „Gestern war eine Feuersbrunst, über Dautenwinden hat der Wald gebrannt, ich bin die halbe Nacht am Fenster gesessen und hab' gedacht, die Welt geht unter."

Sinnliche Empfindlichkeiten kamen zu lapidarem Ausdruck: „Herr Quandt riecht nach alter Luft, die Lehrerin nach Wolle, der Hofrat nach Papier, der Präsident nach Tabak, der Polizeileutnant nach Oel, der Herr Pfarrer nach Kleiderschrank. Fast alle Menschen riechen schlecht, nur der Graf hat wie ein Leib gerochen, an dem nichts ist als guter Odem."

Dem Grafen war manche Seite gewidmet; hier wurde der Ton poetisch und nicht selten drängend in der Art eines Gebets. Stanhope und die Sonne wurden zu Bildern von verwandter Kraft. Seit dem Abschied aus Nürnberg hatte das aufgehört, der Name des Lords wurde

nicht mehr erwähnt, nur das Gelöbnis vom achten Dezember war aufgeschrieben.

Aus den letzten Tagen stammte eine Zeichnung, welche über die Hälfte einer Seite füllte: die Umrisse eines männlichen Kopfes, mit auffallend geschickter Hand festgehalten. Es war ein fremdartiges Gesicht, keinem irdischen ähnlich, eher dem einer Statue, doch wie aus einer schauerlichen Vision gerissen, von schmerzlicher Unbewegtheit. Darunter war geschrieben:

O großer Mensch, was tuest du mir an?
Du folgest mir, und meine Spur ist blind,
Und so du mich erschaust, bin ich verwandelt.
Dem Kerker ist entflohn das arme Kind,
Der Mantel fehlt und Krone auch und Schwert,
Und ohne Reiter läuft das weiße Pferd.

Die Zeichnung war in der Nacht gefertigt worden; aus einem Traum auffahrend, hatte Caspar das Gesicht vor sich gesehen; er war aus dem Bett gesprungen und hatte es beim Mondlicht gezeichnet. Die Verse hatte er am Morgen beim Erwachen fertig auf den Lippen gefunden. Ihrem Sinn hatte er nicht weiter nachgegrübelt, erst jetzt wurde er stutzig und flüsterte die Worte mehrere Male vor sich hin.

Mittlerweile war es spät geworden, Caspar wollte gerade vom Tisch aufstehen, da hörte er das Haustor knarren, rasche Schritte näherten sich, es klopfte an die Tür, und Quandts Stimme befahl zu öffnen. Erschrocken blies Caspar das Licht aus. Im Finstern tastete er sich zum Sofa, brachte das Tagebuch wieder in sein Versteck, und während Quandt immer stärker pochte, gelang es ihm, das Bild an den Nagel zu hängen.

Quandt hatte nämlich, vom Spitalweg kommend, schon aus der Ferne in Caspars Zimmer Licht bemerkt. Er packte seine Frau am Arm und rief: „Sieh mal, Frau, sieh mal!"

„Was gibt's denn schon wieder?" murrte die Frau, die voll Aerger darüber war, daß Quandt ihr mit seiner übeln Laune den ganzen Abend verdorben hatte.

„Jetzt hast du doch den Beweis, daß er bei der Kerze sitzt," sagte Quandt.

Das Haus hatte durch ein Gartenpförtchen auch einen Zugang von der Rückseite. Quandt wählte den, und als er mit der Frau im Hof stand, fiel ihm ein, ob er nicht zuerst den Jüngling auf irgendwelche Art belauschen und sehen könne, was er treibe. Der Birnbaum an der Mauer war wie geschaffen dazu. Quandt war geschickt und kräftig, ohne Mühe erklomm er die Mauer und dann einen breiten Ast, von wo er Caspars Zimmer überschauen konnte. Was er sah, genügte. Nach kurzer Weile kam er aufgeregt herab, raunte seiner Frau zu: „Ich hab' ihn erwischt, Jette," und stürzte ins Haus und die Stiege empor.

Da sich auf sein Klopfen drinnen nichts rührte, geriet er in Wut. Er fing an, mit den Fäusten, sodann mit den Absätzen an die Tür zu trommeln, und als auch dies nichts half, beschloß der beklagenswerte Mann in seiner Raserei, ein Beil zu holen und die Türe einzuschlagen. Vorher lief er noch geschwind in den Hof zurück und sah, daß es in Caspars Zimmer indessen finster geworden war, ein Umstand, der seinen Zorn nur noch steigerte.

Von dem Lärm waren die Kinder und die Magd aufgewacht; die Lehrerin trat Quandt jammernd entgegen, als er mit der Holzhacke aus der Küche rannte. Er stieß sie weg, schäumte: „Ich will's ihm schon zeigen," und stürzte wieder hinauf.

Nach dem ersten Schlag mit dem Beil öffnete sich die Tür, und Caspar trat im Hemd auf die Schwelle. Der Anblick der ruhigen Gestalt hatte etwas so Unerwartetes und Ernüchterndes für den Lehrer, daß er förmlich zusammenklappte, nichts zu sagen und zu tun wußte und nur sonderbar mit den Zähnen knirschte. „Machen Sie Licht," murmelte er nach einem langen Stillschweigen. Doch schon kam die Frau mit einem Licht, leise heulend, die Stiege herauf. Caspar erblickte das Beil im gesenkten Arm des Lehrers und fing an, heftig zu zittern. Bei diesem Zeichen von Furcht verlor Quandt vollends die Haltung. Er schämte sich, und tief aufseufzend sagte er: „Hauser, Sie bereiten mir großen Kummer." Damit drehte er sich um und ging langsam hinunter.

Caspar schlief erst ein, als der Tag dämmerte. Beim Frühstück, vor der gewohnten Unterrichtsstunde, erfuhr er, daß Quandt schon ausgegangen sei. Es wurde Mittag, und während des Essens war der Lehrer vollkommen stumm; mit dem letzten Bissen erhob er sich und sagte: „Um fünf Uhr seien Sie auf Ihrem Zimmer, Hauser. Der Polizeileutnant will mit Ihnen sprechen."

Caspar legte sich oben aufs Kanapee. Es war ein heißer Augusttag, Gewitterwolken lagerten am Himmel, am offenen Fenster flogen Schwalben ängstlich zwitschernd vorüber, die schwül erhitzte Luft surrte und sang im engen Gemach. Noch müde von der Nacht, entschlummerte Caspar alsbald, und erst ein heftiges Rütteln an seiner Schulter weckte ihn. Hickel und der Lehrer standen neben ihm, er setzte sich auf, rieb die Augen und sah die beiden Männer schweigend an. Hickel knöpfte mit einer amtlichen Gebärde seinen Uniformrock zu und sagte: „Ich fordere Sie hiermit auf, Hauser, mir Ihr Tagebuch abzuliefern."

Caspar erhob sich tiefatmend und antwortete mit einer mehr von innerem Zwang als Mut eingegebenen Festigkeit: „Herr Polizeileutnant, ich werde Ihnen mein Tagebuch nicht geben."

Quandt schlug die Hände zusammen und rief klagend: „Hauser! Hauser! Sie treiben Ihre unkindliche Widersetzlichkeit zu weit."

Caspar schaute sich verzweifelt um und erwiderte zuckenden Mundes: „Ja, bin ich denn ein Eigentum von einem andern? Bin ich denn wie ein Tier? Was wollen Sie denn noch? Ich hab' ja schon gesagt, daß ich das Buch verbrannt habe!"

„Wollen Sie etwa leugnen, Hauser, daß Sie heute nacht bei der Kerze geschrieben haben?" fragte Quandt dringlich. „Briefe haben Sie doch nicht zu schreiben gehabt und mit den Exerzitien waren Sie fertig."

Caspar schwieg. Er wußte nicht ein noch aus.

„Ein guter Mensch hat überhaupt die Einsicht in sein Tagebuch nicht zu scheuen," fuhr Quandt fort, „im Gegenteil, sie muß ihm erwünscht sein, da doch seine Unbescholtenheit damit bezeugt wird. Sie am allerwenigsten, lieber Hauser, haben Grund, ein geheimes Tagebuch zu führen."

„Wie lange werden Sie uns noch warten lassen?" fragte Hickel mit höflicher Kälte.

„Da will ich doch lieber sterben, als daß ich das alles aushalten soll!" rief Caspar und hob den Arm, um sein Gesicht darin zu verbergen.

„Nun, nun," sagte Quandt beunruhigt, „wir meinen es ja gut mit Ihnen, auch der Herr Polizeileutnant will nur Ihr Bestes."

„Freilich," bestätigte Hickel trocken; „übrigens kann ich Ihnen sagen, daß das Sterben zurzeit nicht der beste Einfall von Ihnen wäre. Da könnte man unter Umständen auf Ihrem Grabstein lesen: Hier liegt der Betrüger Caspar Hauser."

„Ganz abgesehen davon, daß sich in einem solchen Satz eine höchst verwerfliche Gesinnung ausdrückt," fügte Quandt tadelnd hinzu, „eine feige und unsittliche Gesinnung."

„Es liegt mir am Leben nichts, wenn man mich immer mit solchen Geschichten plagt und mir nicht glaubt," entgegnete Caspar bedrückt; „ich hab' ja früher auch nicht gelebt und hab' lange nicht gewußt, daß ich lebe."

Hickel ging indes an der Wand entlang und klopfte mit den Knöcheln wie spielend an einige Stellen der Mauer; plötzlich schien sich seine Aufmerksamkeit gegen das Bild über dem Sofa zu richten. Er nahm es lächelnd herab, betrachtete es nach allen Seiten und klappte schließlich die Scharniere auf, um die Holztafel zu entfernen.

Caspar wurde schlohweiß und bebte wie Espenlaub.

Aber als nun Hickel das blaue Heft schmunzelnd in seiner Hand hielt, ging eine seltsame Verwandlung mit Caspar vor. Es sah aus, als wachse er plötzlich und werde um Kopfeslänge größer. Mit zwei Schritten stand er dicht vor dem Polizeileutnant. Sein Gesicht war förmlich aufgerissen. In seiner Miene war etwas Erhabenes. Sein Blick glühte von einer leidenschaftlichen und gebieterischen Kraft. Hickel, in dem dumpfen Gefühl, als werde er zermalmt oder zertreten, wich langsam und fasziniert gegen die Tür zurück. Der kalte Schweiß brach aus seiner Haut, als ihm Caspar folgte, Schritt für Schritt, den Arm ausstreckte, das Heft mit einem Ruck aus seinen umklammernden Fingern zog, es mitten durchriß, die beiden Hälften noch einmal und noch einmal zerriß, bis alles in Fetzen auf dem Boden lag.

Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn die Dazwischenkunft einer vierten Person in diesem Augenblick nicht die Situation verändert hätte. Es war der Pfarrer Fuhrmann, der im Vorübergehen Caspar hatte besuchen wollen, um ihn zu fragen, weshalb er heute vom Unterricht fortgeblieben war. Als er eintrat, mußte sich ihm eine Ahnung des Geschehenen aufdrängen; er blickte stumm von einem zum andern. Quandt, der dem ganzen Vorgang mit entsetzten Augen zugeschaut, gewann nur mühsam seine Fassung und sagte in verlegenem Ton: „Was haben Sie denn da für ein Geschnitzel gemacht, Hauser?"

Hickel wanderte mit ein paar großen Schritten durchs Zimmer, dann grüßte er den Pfarrer militärisch und ging mit kaltem und finsterem Gesicht. Unter der Tür drehte er sich um, deutete auf den Papierhaufen und machte eine befehlende Kopfbewegung gegen Quandt. Dieser begriff. Er bückte sich, um die Schnitzel zusammenzuscharren. Aber Caspar durchschaute seine Absicht; er stellte sich mit den Füßen darauf und sagte: „Das kommt ins Feuer, Herr Lehrer."

Er kniete nieder, raffte das Papier mit zwei Händen auf, trug es zum Ofen, öffnete mit dem Fuß das Türchen und warf alles hinein. Darauf schlug er Feuer, und eine Minute später brannte es lichterloh.

Der Pfarrer Fuhrmann war bloß schweigender Zeuge des Auftritts, Hickel war gegangen, und der Lehrer, beständig hüstelnd, schritt mit der Gleichmäßigkeit eines Wachpostens vor dem Ofen auf und ab, indes Caspar kauernd zuschaute, bis das letzte Fünkchen verglommen war: dann nahm er den Schürhaken und zerschlug die Aschenreste zu Staub.

Der Pfarrer hatte nachher eine Unterredung mit Caspar, welche trotz des herabgestimmten Gemütszustandes des jungen Menschen und einer schier krankhaften Unlust zu sprechen doch zu mancherlei Eröffnungen führte, die den geistlichen Herrn bewogen, sich wegen des Vorgefallenen an den Präsidenten Feuerbach zu wenden.

„Es ist eigen mit dem Lehrer Quandt," sagte er im Verlauf seiner Mitteilungen zu Feuerbach; „ein sonst so vortrefflicher Mann, und in allem, was den Hauser betrifft, wie verhext. Die Ruhe des Hauser macht ihn kribblig, seine Sanftheit rauh, seine Schweigsamkeit redselig, seine Melancholie spöttisch, seine Heiterkeit traurig, und seine

Ungeschicklichkeit gibt ihm die durchtriebensten Listen ein. Aus allem, was der Hauser tut und sagt, schließt er im stillen das Gegenteil, sogar das Einmaleins aus diesem Mund scheint ihm eine Lüge. Ich glaube, er möchte ihm am liebsten die Brust aufschneiden, um zu sehen, was drinnen ist. Das ist, weiß Gott, kein christlicher Gedanke von mir, aber ich kann mir nicht helfen, wenn ich sehe, wie da alles verdächtig gemacht wird. Verdächtig ist, wenn dem Hauser etwas neu erscheint, und verdächtig, wenn er es schon kennt; verdächtig, wenn er lange schläft, und verdächtig, wenn er früh aufsteht; daß er das Theater liebt und die Musik nicht liebt, verdächtig; daß er es hinunterschluckt, wenn man ihn zankt, hingegen die Streitigkeiten zwischen andern, zum Beispiel zwischen Quandt und seiner Frau, immer schlichten will: verdächtig. Alles ist verdächtig. Wie soll das enden!"

Aber, wie man so bezeichnend sagt, ein Wort gab das andre, und zum Schluß kam nichts heraus.

Der Präsident, merkwürdig zerstreut, versprach, den Polizeileutnant zur Rede zu stellen. Er ließ Hickel rufen und schrie ihn gleich beim Eintritt an, daß dem Verdutzten Hören und Sehen verging. Leider diente die Schimpferei der Sache schlecht; als der Zorn verdampft war, trug Hickels überlegene Ruhe und berechnete Schmiegsamkeit den Sieg davon. Es kam nichts heraus. Es blieb alles beim alten. Nur daß der Polizeileutnant, in seiner Eitelkeit tief gekränkt, doppelt still und kalt seiner Wege ging.

„Die Bemühung, dem Hauser eine annehmliche Existenz zu verschaffen, muß man wohl als gescheitert betrachten," sagte Feuerbach eines Tages zu seiner Tochter. „Der Mensch leidet in seiner jetzigen Umgebung, und die Art, wie man ihn behandelt, scheint gegen alle Vernunft und Billigkeit."

„Mag sein; aber kann man es ändern?" versetzte Henriette achselzuckend.

„Mich beruhigt nur die Zuversicht, daß ja eine Entscheidung ohnehin fallen muß, wenn die Schrift einmal erschienen ist," sagte der Präsident vor sich hin.

„Was schadet es auch dem jungen Menschen, wenn die Wogen des Lebens einmal über seinem Kopf zusammenschlagen?" fuhr Henriette fort. „Vielleicht lernt er schwimmen dabei. Es ist nicht an Ihnen, Vater, seinen Präzeptor zu machen."

„Vielleicht lernt er schwimmen dabei. Vortrefflich ausgedrückt, meine Tochter. Dereinst mag er dann der überstandenen Prüfungen dankbar gedenken. Ein Gekrönter, der eine solche Schicksalsschule erfahren hat, von der tiefsten Tiefe zur höchsten Höhe gestiegen ist — ei, das gäbe Hoffnungen! Fehlte es den Großen der Erde nicht an Lebenskenntnis, so wäre ihnen das Volk mehr und etwas andres als eine Melkkuh. Lassen wir also den Stahl glühen, damit er hart werde. Sind heute Korrekturen gekommen?"

Henriette verneinte und ging seufzend hinaus.

Es gibt eine innere Stimme, die beredsamer ist als die Weisheit der Sentenzen. Feuerbach erfuhr die Gewalt dieser Stimme stets aufs neue, wenn er sich Caspar gegenüberbefand. Es war ihm nicht gegeben, sich um den Appell einer höheren Instanz, als es Vernunft und Erfahrung sind, herumzulügen. Den Freimut der Verantwortlichkeit, den er vor dem eignen Herzen empfand, hatte das Alter nicht abgestumpft, sondern geläutert; er mußte sich bekennen, daß das, was ihn quälte, ganz einfach das schlechte Gewissen war.

Welch ein Dilemma für einen solchen Mann! Auf der einen Seite die bis zur Selbstverleugnung getriebene Erfüllung der Idee, auf der andern das vorwurfsvolle Auge dessen, dem die Idee galt und dem er sich nicht ergeben konnte und durfte — aus Furcht vor dem allzu beteiligten Gefühl, aus Furcht vor der Trübung des Urteils, aus Furcht, daß der Engel der Gerechtigkeit seiner vorgesetzten Bahn entfliehen würde, wenn Neigung, Rücksicht und herzliche Annäherung ins Spiel kämen.

So wie an die nächsten Freunde schickte der Präsident in diesen Tagen die Aushängebogen seiner Caspar-Hauser-Schrift auch an Stanhope, der sich zurzeit in Rom aufhielt. Der Graf dankte oder antwortete mit keinem Wort.

Eines schlimmeren Zeichens bedurfte Feuerbach nicht. Wie hatte doch das große Wort gelautet, das er einst in lebendiger Stunde zu jenem Mann gesprochen? „Wenn dieses Antlitz trügt, Mylord, mit dem Sie hier vor mir stehen, dann . . ."

Ja, dann! Was dann? Kindliche Anmaßung! Würde die Welt untergehen, weil ein Feuerbach sich getäuscht? Wie vielfältig ist der Mensch, wie viele Gesichter sind ihm eigen, wie viele Worte findet er um eines erbärmlichen Vorteils willen! Für den Bissen Brot ist jeder Bettler schon ein Fürst der Worte, und was Staatskarossen, was Pairschaft, was anmutige Manieren und überredendes Gefühl, wenn dem allen nur das Wort die Schminke ist, das eine aussätzige Haut verschönt? Dazu also Herzen zergliedert, im Dunkel der Seelen gewühlt, mit Richterkunst und -pathos Tat und Untat auf ihr menschlich Maß geprüft, damit ein aufgeschmückter Schelm aus England kam, um damit ein sardonisches Spiel zu treiben und alles lächelnd ins Absurde zu führen.

Den alten Mann ekelte. Aber die Vorstellung von der Macht und den Hilfsmitteln der Feinde, mit denen er sich in ungleichen Kampf eingelassen, wurde allmählich ungeheuer, und wenn auch sein Vorhaben nicht die geringste Beeinträchtigung erfuhr und er nicht für die Dauer eines Augenblicks ins Schwanken geriet, nahm

Abend am Strande

Nach einem Gemälde von Hans Herrmann

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

doch eine verdüsternde Unruhe von ihm Besitz. Seit jenem nächtlichen Einbruch, dessen Anstifter aller aufgewandten Mühe zum Trotz unentdeckt geblieben waren, entbehrte er des dauernden Schlafs. Er erhob sich bisweilen aus dem Bett, wanderte mit dem Licht durch die Zimmer, über Treppen und Flur, rüttelte an den Fenstern, probierte die Festigkeit der Schlösser und erschrak nicht selten vor seinem eignen Schatten. Es war für seine Kinder ein erschütterndes Schauspiel, diesen Mann der Leidenschaft und des eingefleischten Mutes in dergleichen Gespensterwesen verstrickt zu sehen. Einstmals am frühen Morgen fand man an der äußeren Seite des Haustors folgende mit Kreide angeschriebenen Verse:

Anselm, Ritter von Feuerbach!
Lösch 's Feuer unter deinem Dach!
Laß den falschen Freund nimmer ein!
Zieh den Degen und hau drein,
Sonst wird's um dich geschehen sein.

An einem Abend zu Ende Oktober kam Quandt und begehrte den Präsidenten zu sprechen. Feuerbach ließ ihn eintreten und beobachtete sofort in seinem Benehmen etwas Verlegenes und Bestürztes, doch zeigte der Lehrer nicht die gewöhnliche Umständlichkeit, sondern rückte schnell mit seinem Anliegen heraus. Er berichtete, Caspar habe vorgestern einen Brief des Grafen erhalten und seitdem habe er sich ganz verändert, ob Seine Exzellenz nicht eine Stunde erübrigen könne, um mit dem Menschen zu reden, er selbst bringe kein Wort aus ihm heraus.

Der Präsident fragte, worin die Veränderung bestehe.

„Es ist, als wäre er taubstumm geworden," versetzte Quandt. „Bei Tisch läßt er die Speisen unberührt, beim Unterricht ist er äußerst unaufmerksam, ja geistesabwesend, die Aufgaben macht er nicht mehr, auf Fragen antwortet er nicht, schleicht herum wie ein Todkranker und starrt in die Luft. Gestern nachts hab' ich und meine Frau ihn belauscht und wir haben zugehört, wie er erst eine ganze Weile vor sich hingewimmert, dann auf einmal hat er einen gräßlichen Schrei ausgestoßen."

„Wissen Sie vielleicht, was in dem Brief des Grafen gestanden hat?" forschte der Präsident.

„O ja, das weiß ich wohl," entgegnete der Lehrer harmlos; „es ist meine Gepflogenheit, alle Briefe, die er erhält, vorher zu öffnen."

Feuerbach blickte jäh empor und sah den Lehrer mit finsterer Neugier an. „Nun, und?" fragte er.

„Ich könnte den Inhalt des Schreibens durchaus nicht mit einer solchen Wirkung zusammenreimen," erwiderte Quandt bedächtig.

Der Präsident stampfte ungeduldig mit dem Fuß. „Gut, gut," rief er barsch, „aber was stand denn drin, da Sie es doch einmal wissen?"

Quandt erschrak. „Es stand drin, der Graf könne in diesem Jahr nicht mehr nach Ansbach kommen, unerwartete Zwischenfälle nötigten ihn, diesen Plan ins Unbestimmte zu verschieben. Nun ist mir freilich bekannt, daß Hauser mit der Herkunft des Lords stark gerechnet hat, er sprach sogar immer von einem festen Termin und hielt es für einen Frevel, wenn man ihm das ausreden wollte; er schien es geradezu für eine Pflicht des Grafen zu erachten, denn in seinem kindischen Kopf glaubt er noch fix daran, daß ihn der Graf mit nach England auf seine Schlösser nehmen werde, und er ahnt gar nicht, daß der Herr Graf schon längst sein Herz von ihm abgewandt hat —"

„Woher wissen Sie das, Mann?" brauste der Präsident auf und erhob sich mit solchem Ungestüm, daß der Stuhl hinter ihm umstürzte.

„Eure Exzellenz verzeihen," stotterte Quandt furchtsam, „aber das ist doch sonnenklar." Er ging hin, stellte den Stuhl mit einer höflichen Grimasse wieder auf, und während der Präsident mit seinen steifen, kurzen Schritten auf und ab wanderte, sagte er schüchtern: „Trotz allem ist mir die Wirkung dieser in den urbansten Formen gehaltenen Absage unerklärlich und besorgniserregend; es muß da etwas dahinter stecken, und Eure Exzellenz sind vielleicht imstande, es herauszubringen."

„Ich werde der Sache nachgehen," schnitt Feuerbach das Gespräch kurz ab. Quandt machte seinen Bückling und entfernte sich. Er ging nicht heimwärts, sondern wandte sich gegen die Herrieder Vorstadt, da er seine Frau vom Haus ihrer Mutter abholen wollte. Es war ein heftiger Sturm, Blätter und Zweige wirbelten durch die Luft, Quandts Mantelumhang flatterte hochauf, und mit beiden Händen mußte er die Ränder seines Schlapphuts festhalten.

Kurz nach dem Lehrer hatte Caspar heimlich das Haus verlassen, eigentlich ohne Ziel. Als er auf der Straße war, fiel ihm ein, ob er nicht zu Frau von Imhoff gehen könne, und ungeachtet der Dunkelheit und des bösen Wetters, und obgleich das Imhoffschlößchen eine Viertelstunde vor der Stadt gelegen war, entschloß er sich dazu. Aber als er angelangt war, als er am Gittertor stand und zu den erleuchteten Fenstern hinaufschaute, schwand ihm alle Lust und er fürchtete sich vor den hellen Zimmern. Sah er sich doch schon droben; hörte er doch schon die Worte, die ihm nichts waren und nichts galten, er kannte sie alle, er hätte sie auswendig an der Schwelle hersagen können. Ja, er kannte nun die Worte der Menschen, er erfuhr nichts Neues durch sie, sie fielen in das unermeßliche Meer seiner Traurigkeit wie kleine trübe Tropfen, deren Aufschall die Tiefe verschlang.

Ein Schatten glitt an den Fenstern vorbei, ein andrer folgte. So weilten sie in ihren Wohnungen, still und emsig, zündeten ihre Lichter an und wußten nicht, wer draußen stand am Tor.

Mitten im Windgebrause vernahm Caspar Töne wie von einem Saiteninstrument, das unter den Wolken aufgehängt war. Es befand sich nämlich auf dem Dach des Schlößchens eine Aeolsharfe, Caspar wußte dies nicht und hielt es für eine geisterhafte Musik. Als er den Rückweg antrat, schlugen immer von Zeit zu Zeit die orgelnden Akkorde an sein Ohr.

Er wünschte noch nicht heimzugehen; der gleiche dumpfe Drang, der ihn vor das Schlößchen der Imhoffs getrieben hatte, führte ihn noch zum Hause des Generalkommissärs, dann zum Haus des Regierungspräsidenten, dann zum Feuerbachschen Haus und schließlich vor ein Gebäude, das unbewohnt war und das mit seinen verschlossenen Läden, seinen bemosten Simsen und seinem hochbogigen Tor, über welchem ein Auge in den Stein und darüber die Worte gemeißelt waren: „Zum Auge Gottes", schon lang vorher seine Wißbegier aufgeweckt hatte. Zur Markgrafenzeit sollte ein Goldmacher darin gewohnt haben.

Es war ihm zumute, wie wenn er in all diesen Häusern zu Gast gewesen sei, wie wenn er unsichtbar unter ihren Bewohnern oder in ihren leeren Räumen herumgegangen sei und als ob er dabei eine merkwürdige Kenntnis von dem vergangenen und gegenwärtigen Leben ihrer Menschen gewonnen hätte.

Ziemlich müde und dabei tief erregt langte er im Lehrerhaus an. Quandt und seine Frau waren noch nicht daheim, die Kinder schliefen, die Magd war nicht zu sehen, es herrschte eine große Stille, nur der Wind umheulte die Mauern, und das Flurlämpchen flackerte wie vor Furcht. Da, während Caspar zur Treppe schritt, vernahm er eine langgezogene feine Stimme, ähnlich dem Zirpen der Sommergrille, und die Stimme rief:

„Stephan!"

Er blieb befremdet stehen und sah sich um. Da alles ruhig war, glaubte er sich getäuscht zu haben, glaubte, es sei eine Stimme draußen auf der Straße gewesen. Aber kaum hatte er drei Schritte getan, so erschallte die Stimme neuerdings, nur unvergleichlich lauter, anscheinend aus dichterer Nähe:

„Stephan!"

Es war etwas unendlich Ergreifendes in dem Ton; es klang, wie wenn einer, der zu ertrinken fürchtet, aus dem Wasser ruft. Unverkennbar war es eine männliche Stimme, die nun zum drittenmal wie von Schluchzen erstickt ausrief:

„Stephan!"

Kein Zweifel, der Ruf galt ihm, ihm, Caspar. Er streckte die Arme aus und fragte: „Wo? Wo bist du? Wo bist du?"

Da sah er oben über der Tür, körperlos schwebend, ein fahlleuchtendes Gesicht. Es war das Gesicht Stanhopes, mit aufgerissenen Augen und aufgerissenem Mund, wie in äußerstem Schrecken verzerrt, häßlich, schier unkenntlich häßlich.

Caspar verharrte angewurzelt an seinem Platz, seine Glieder, ja seine Augen waren wie versteinert. Als er zum zweitenmal hinblickte, war das Antlitz verschwunden, auch die Stimme ließ sich nicht mehr vernehmen. Flur und Stiege erleuchtet, alle Türen zu, kein Mensch zu sehen, kein Laut zu hören.

(Fortsetzung folgt)

Früchte

Von

Richard Braungart

Wer sich der Einsamkeit ergibt, gewinnt dabei zumeist nichts, als daß er es nur mehr mit einem einzigen Narren zu tun hat.

*

Die Klugheit war schon manchem ein Hindernis, klüger zu werden.

*

Ich glaube, es gibt nur eine einzige, absolute Wahrheit: nämlich die, daß es keine einzige, absolute Wahrheit gibt.

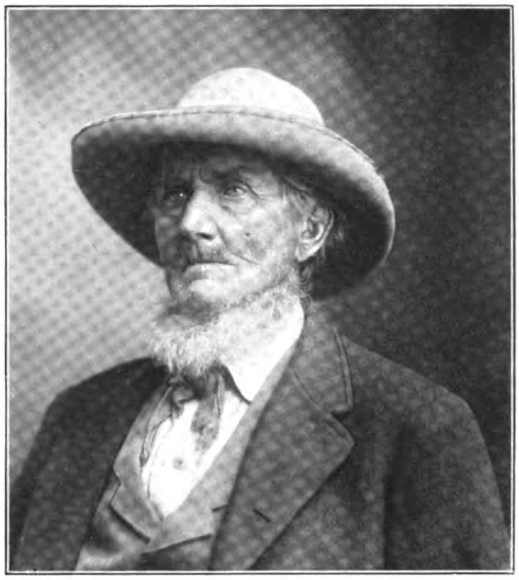
Auch die guten Einfälle haben ihr Mißliches, wenn wir sie nämlich nicht selbst haben.

*

Der feinste Anreiz des Lebens liegt am Ende doch in den Wünschen, die unerfüllt, und in den Fragen, die unbeantwortet bleiben.

*

Leute, die uns loben, können unmöglich ganz dumm sein.



Ein Pionier im Reiche des Rindes

Das Reich des Rindes

Von

Walter V. Woehlke

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor einem Jahre erhob sich in den Vereinigten Staaten ein Geschrei, dessen Echo um die ganze Welt schallte. Die Regierung hatte den Deckel gehoben, unter dem sich die Vorgänge in den Chicagoer Schlachthäusern abspielten, und das Publikum hielt sich die Nase zu, während die Zeitungen den Mund weit aufrissen und dem „Beef Trust" das zottige Fell gerbten. Die Agitation gegen das Rindermonopol war außerordentlich populär. Waren doch seit Jahren die Fleischpreise fortwährend gestiegen, so daß der Tagelöhner kaum mehr sein tägliches Beefsteak erschwingen konnte, das ihm ebenso notwendig ist wie das Brot und die Kartoffel dem deutschen Arbeiter. Der Amerikaner verzehrt mehr Fleisch als irgendeine andre Nation der Welt, und Rindfleisch zieht er allen andern Sorten vor. Von Jahr zu Jahr ist der Preis dieses Nahrungsmittels gestiegen und wird noch immer höher klettern, bis der in Europa herrschende Preis erreicht ist. Das wird zwar noch lange Jahre dauern, doch ist diese Preissteigerung unausbleiblich und kann nicht, wie es jetzt geschieht, dem Fleischmonopol, dem „Beef Trust", zur Last gelegt werden. Billige Rinder können nur auf billigem Lande produziert werden. Der Wert des Landes steigt in den Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr, und mit ihm gehen die Fleischpreise in die Höhe. Als dem Rinde noch der ganze weite wilde Westen zur Verfügung stand, als westlich vom Missouri kein Zaun, kein Feld seinen Wanderungen Einhalt gebot, als ein Stier 20 bis 30 Mark und ein Quadratkilometer Land ein Drittel dieser Summe wert war, damals war Rindfleisch noch billig. Doch diese romantische Periode in der amerikanischen Geschichte ist fast vorüber. Die blutigen Kämpfe an der Grenze zwischen Zivilisation und Wildnis sind fast zu Ende. Das Königreich des Rindes schrumpft immer mehr zusammen und der Preis des saftigen Steaks klettert lustig weiter.

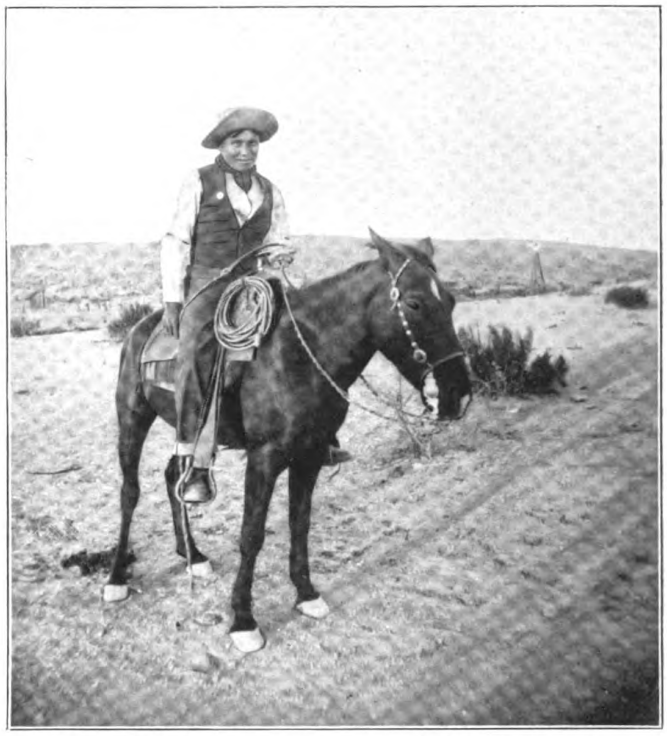
In der guten alten Zeit vor dem Bürgerkrieg, als die Indianer noch einander und den Blaßgesichtern die Kopfhaut abrissen und die Büffel noch jährlich zu Hunderttausenden zusammengeschossen wurden, trieben sich auf den Ebenen des Staates Texas Millionen von halb- oder ganz wilden Rindern und einige tausend ebenso wilde Männer umher, deren Aufgabe es war, die Herden zu bewachen. Im Frühjahr machten sich die Büffelscharen, die den Winter im Süden verbracht hatten, auf die Wanderschaft, wateten durch den Roten Fluß des Südens, von dessen Existenz heute der Amerikaner im Osten keine Ahnung hat, kreuzten den Canadian- und Cimarronfluß im Indianerterritorium und zogen frohgemut gen Norden, nach den großen Hochebenen, die sich vom Mississippi und Missouri bis nach den Felsengebirgen und nördlich fast bis nach dem Polarkreis erstrecken. Im Winter kehrten sie die 5000 Kilometer lange Strecke nach dem Süden zurück, um in dem milden Klima die Kälber zur Welt zu bringen. Die Rinderherden und ihre Hirten blieben in Texas,

begnügten sich während der heißen Jahreszeit auf der fast regenlosen Ebene mit einem Fingerhut Wasser alle zwei Tage, krepierten, falls der Fingerhut voll ausblieb, und machten den Verlust des Sommers im Winter wieder gut — die Rinder wenigstens, denn im Reich des Rindes war ein Unterrock eine Sehenswürdigkeit. Die Eigentümer dieser Rinderherden waren reiche Leute. Jeden Tag schossen sie einen Stier, aßen das Filet und streiften dem Vieh das Fell ab; der Rest wurde den Präriewölfen und den Geiern überlassen. Waren doch so viele Rinder vorhanden, daß keiner dieser Hacienderos wußte, wieviel er eigentlich sein eigen nannte! Das Hauptprodukt des Rindes war damals sein Fell; mit dem Fleisch konnte nichts angefangen werden. Eisenbahnen gab es nicht, die das Fleisch nach dem hungrigen Osten hätten bringen können, und im Westen fiel es niemand ein, Fleisch zu kaufen, da der Artikel umsonst zu haben war.

Als der Bürgerkrieg ausbrach, zog jeder Texaner in den Kampf. Vier Jahre lang blieben die Herden fast ohne jede Obhut und vermehrten sich schnell, da der Fellhandel stockte. Während dieser Periode fing die Bundesregierung den Bau der Union Pacificbahn nach dem Stillen Ozean an, um sich des Beistandes der Küstenstaaten zu versichern, auf den sie nicht unbedingt sich verlassen konnte. Um die westliche Flanke zu schützen, wurden die Indianer, die den Ansiedlern viel zu schaffen machten, aus ihren Jagdgründen verdrängt und von Bundestruppen auf die ihnen angewiesenen Reservationen geschafft, bei welchem Prozeß ihre Zahl sich keineswegs vermehrte. Damit die Rothäute auf den Reservationen blieben und keine feindselige Streifzüge unternähmen, ermutigte die Regierung die Büffeljäger, den Bisons im großen den Garaus zu machen. Leider waren aber die Indianer ans Essen gewöhnt und konnten selbst auf ihren Reservationen, die schließlich doch nur für die Weißen reserviert waren, ohne diese üble Angewohnheit nicht fertig werden. Also mußte sich der große weiße Stiefvater, der seine roten Kinder ihrer Jagdgründe und der Büffel beraubt hatte, nach einem andern Futter für sie umsehen und verfiel auf die gute Idee, die expatriierten Indianer mit dem Fleisch der zahmen Büffel, der Rinder, zu füttern. Jetzt endlich bot sich den Rinderfürsten von Texas ein Markt, auf dem sie außer dem Fell auch das Fleisch ihrer Herden absetzen konnten, und so machten sich die langbeinigen, langhörnigen, zähen Kreaturen („critters", creatures, wie der „cowboy" sie nannte) auf den Weg nach dem Norden zu den hungrigen Indianern. In Texas brachte ein dreijähriger Stier 4 bis 10 Dollar. Im Indianerterritorium bezahlte Onkel Sam 10 Cent pro Pfund oder 30 bis 40 Dollar für den Stier. Das war ein Profit von mindestens 200 Prozent, und einen solchen Profit ließ sich kein Amerikaner entgehen. Im Jahre 1866 wurden 20000 Rinder von Texas nach dem Indianerterritorium getrieben, wo sie ihren Besitzern einen Gewinn von 400000 Dollar einbrachten. Der Damm, der die Rinderflut in Texas hemmte, war gebrochen, und jetzt wälzte sich alljährlich

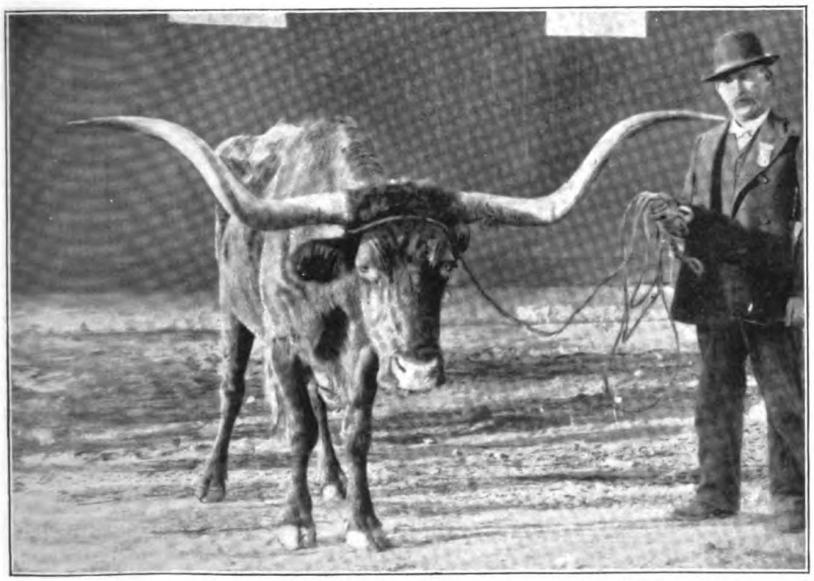
Eine Cowboykneipe in einer „Kuhstadt" des Westens

im Frühjahr ein immer wachsender brauner, brüllender Strom den Ebenen des Norden zu. Das war der Anfang des wunderbaren Rinderpfades, auf dem sich während zweier Jahrzehnte die Rinderwellen von Texas aus über die der Büffel und Indianer beraubten Plateaus westlich vom Missouri ergossen. Das war der Anfang der großen Viehzucht des Westens, die in ihrer Blütezeit fast die einzige Beschäftigung der Einwohner von zehn Staaten und Territorien, eines Drittels der Vereinigten Staaten, bildete. Das war der Anfang einer Industrie, die über zweitausend Millionäre in zwanzig Jahren hervorbrachte, welche die großen Schlachthäuser in Chicago möglich machte und deren Exportprodukte im Jahre 1905 den Wert einer Milliarde Mark erreichten.



Typischer Cowboy auf amerikanischem Weideland

Heute hat die Pflugschar, der Bewässerungsgraben und der Stacheldrahtzaun den Cowboy und seine Schutzbefohlenen auf ein bedeutend kleineres Gebiet beschränkt, doch in Wyoming, in Montana, im westlichen Dakota, Nebraska und Kansas, in Texas, Oklahoma, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona treibt er noch immer sein Wesen. Wo immer weite Strecken Land vorhanden sind, denen der Farmer keine Ernte abringen kann, herrscht der Cowboy. Solange der felsige, trockene, alkalihaltige Boden noch hier und da ein Büschel Büffelgras hervorbringt, das in dem glühend heißen, regenlosen Sommer auf dem Halme austrocknet und ein sehr nahrhaftes Heu bildet, kann die „Kuh", wie der Cowboy jedes Rind ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts kurzweg nennt, ihr Auskommen finden, vorausgesetzt, daß sich irgendwo im Umkreise von 30 Kilometern eine Tränke befindet. Auf den Prärien des Mississippitales, auf denen frisches, saftiges Gras wie auf einer deutschen Wiese mannshoch wächst, wurde nie Viehzucht in großem Maße getrieben. Ackerbau brachte auf dem fetten, schwarzen Boden bedeutend mehr ein. Die grünen Prärien sind nie der Tummelplatz der großen Rinderherden gewesen. Wo im Westen die graue Hochebene mit ihrem alkalihaltigen Boden, mit ihren im Sommer wasserlosen Flußbetten, mit ihren in allen Farben schillernden, kahlen Hügelzügen anfängt, dort beginnt das Reich des Cowboys. Eine deutsche Kuh würde in diesem Gebiet auf der Suche nach Futter und Wasser zum Skelett abmagern oder im Sommer am Herzschlag krepieren und im Winter in den Schneewehen umkommen. Das amerikanische Vieh hat sich den Bedingungen

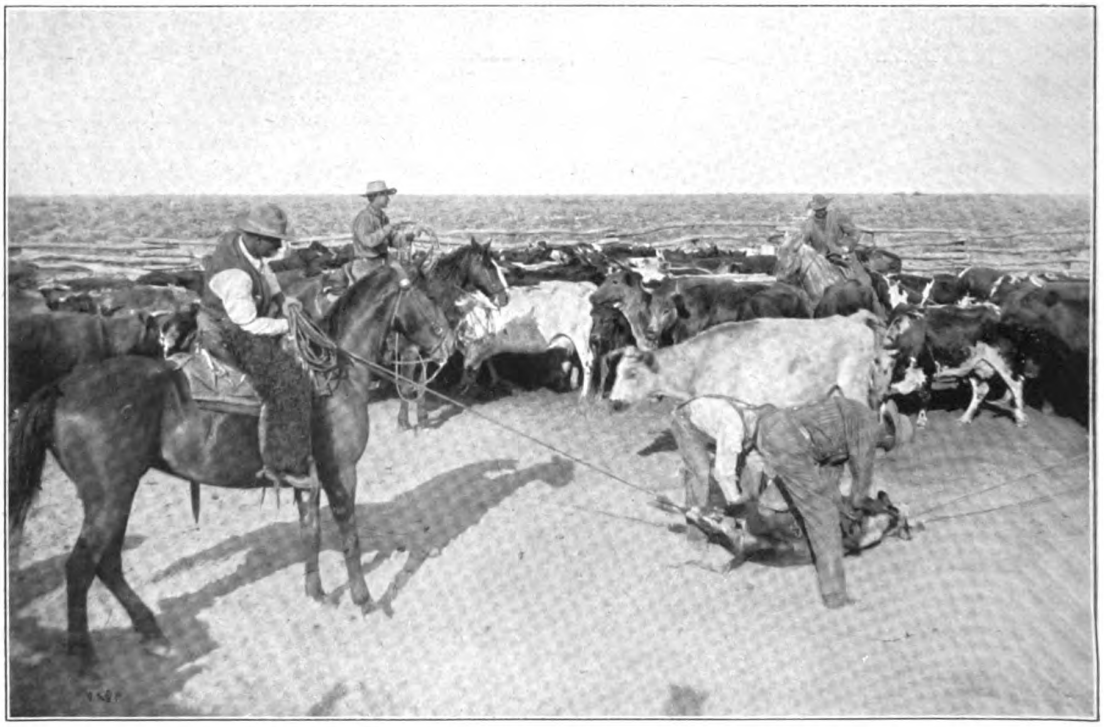


Langhörniger Texasstier, ursprünglich vom andalusischen Rind abstammend

angepaßt. In Neu-Mexiko und Arizona gibt es mehrere „ranchos“, deren Vieh seine Weideplätze 50 Kilometer von der Tränke hat und nur jeden zweiten Tag die Entfernung zurücklegt, um seinen Durst zu löschen. Bei diesem spärlichen Futter und Wasser kann das Land nur wenige Rinder pro Quadratkilometer ernähren, so daß eine tausendköpfige Herde mindestens ein Gebiet von 80 bis 100 Quadratkilometern nötig hat. Auf diesem Gebiet zerstreut sich die Herde, um die sich der Cowboy nur im Frühjahr und Herbst kümmert. Natürlich kann er die großen Entfernungen nur zu Pferde zurücklegen, und im Sattel ist der Cowboy in seinem Elemente. Den Fußgänger verachtet er, und das Rind folgt seinem Beispiel. Ehe der Cowboy eine Meile zu Fuß geht, marschiert er lieber nach dem eine halbe Meile entfernten Pferdekorral und führt den Auftrag hoch zu Roß aus.

Nach Ende des Bürgerkrieges standen den Rinderherden die weiten westlichen Hochebenen fast uneingeschränkt zur Verfügung, und sie beeilten sich, von dieser Erbschaft Besitz zu ergreifen, besonders da die von der Regierung gebotenen Preise für Rindfleisch verlockend waren. So heißhungrig waren die Indianer, daß in Fort Buford, in Montana, in einem Jahre 6 000 000 Pfund angekauft wurden. Onkel Sam war aber nicht der einzige Kunde für das texanische Produkt. Die Eisenbahnen, deren gleißende Schienenstränge soeben den weiten Weg nach dem Stillen Ozean angefangen hatten, öffneten den Texanern einen neuen Markt für ihre Herden. Wo der braune Rinderstrom und die Schienenstränge sich kreuzten, dort stellten sich Käufer für die billigen Rinder ein, die das Vieh per Achse nach dem Osten schafften, um es dort zu mästen. An diesen Kreuzungspunkten entstanden die großen Rindermärkte, wo das profithungrige östliche Kapital sich einfand, um Rinder für seine eignen Herden anzukaufen. Nach Beendigung der Feindseligkeiten im Jahre 1865 waren plötzlich eine Million Männer, die vier Jahre lang unter den Waffen gestanden hatten, beschäftigungslos geworden, und ihrer tausende wandten sich dem goldenen Gebiet, dem Westen, zu. So ergoß sich über die Schienenstränge ein Menschenstrom in die Ebenen, während von Texas bis Montana eine brüllende, in Staubwolken eingehüllte Herde der andern folgte. Die vom Osten nach dem Westen wandernden Scharen hatten im blutigen vierjährigen Ringen das Menschenleben als geringwertig betrachten gelernt. Die wilden, vom Süden kommenden Hüter der wilden Herden, die tagtäglich ihr Leben aufs Spiel setzten und von Jugend auf mit den Waffen vertraut gewesen waren, schätzten ein Menschenleben nicht höher als die entlassenen Soldaten. In den Wirbeln dieser beiden Ströme, wo die Herden auf die Eisenbahnen trafen, sprangen Ansiedlungen aus der harten Ebene hervor, deren blutiger Ruf noch heute nicht verblichen ist.

Vielleicht ein ganzes Jahr hatte sich der Cowboy mit seinen „Kühen“ auf der zerrissenen und zerklüfteten Hochebene umhergetrieben, ohne eine Menschenseele außer einem gelegentlichen Wanderer und seinen Kollegen zu sehen. Monatelang hatte er die tausendköpfige Herde auf der langen



Einbrennen des Eigentumszeichens bei den Kälbern

„Amazonen-Maria", die mit ihrem Gespann viele Ranchos in Montana mit Vorräten versorgt

Wanderung von Texas nach dem Norden zusammengehalten, Tag und Nacht im Sattel, stets bereit, sein Leben für das der Tiere aufs Spiel zu setzen, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, auf dem harten Boden mit seinem Sattel als Kopfkissen schlafend und nur die frugalste Kost genießend. Nur kraftstrotzende, wagelustige und ausdauernde Männer konnten diesem gefährlichen Gewerbe folgen. Mit Sehnen und Muskeln von Stahl, mit Adleraugen, denen nichts entging, mit ihrem Revolver, dessen Kugel den Präriewolf im Laufe traf, fürchteten sie sich vor dem Teufel nicht. Heißblütig waren sie; ihre eigentümliche Etikette hielten sie mit großer Sorgfalt inne, und jede, auch die geringste beabsichtigte Beleidigung wurde mit Blut gerächt. Noch heute macht eine Anekdote die Runde, die den Stolz dieser ungeknechteten Söhne des Westens zeigt. Das schwarze Schaf einer englischen Adelsfamilie war nach Amerika geschickt, um dort für seine Missetaten zu büßen. Mit seinem Kapital legte er sich einen „rancho" im Westen zu. Beim ersten Abendessen in dem Ranchhause mißfiel es dem jungen Herrn, daß der Aufseher der Cowboys sich ohne zu fragen an dem Tisch niederließ, an dem Mylord zu speisen geruhte. Ohne Zögern machte Mylord den Cowboy darauf aufmerksam, daß ein „Diener" nie mit seinem „Herrn" am selben Tische äße, und forderte ihn auf, sich schleunigst aus der Gegenwart Mylords zu entfernen. Nachdem der Cowboy sich von seinem Erstaunen erholt hatte, schlug er Mylord mit dem Kolben seines Revolvers windelweich und warf ihn aus dem Hause. Er hielt es nicht der Mühe wert, eine Kugel an ihn zu verschwenden.

Hunderte dieser unbändigen Gesellen sammelten sich zur Zeit der großen Viehwanderung in den „Kuhstädten" an den temporären Endpunkten der Eisenbahnen an, wo sich die wildesten Szenen in der Geschichte des wilden Westens abspielten. Geld spielte hier keine Rolle. Die Cowboys hatten die Ersparnisse von Jahren, die sie auf den Weidegründen nicht loswerden konnten, in der Tasche. Die Eigentümer der Herden erhielten Bargeld für ihre Tiere, und die Zwischenhändler hatten straffe Börsen. Eine Kneipe neben der andern erstreckte sich die Hauptstraße entlang; Tingeltangel schossen aus der Erde empor, und Pharo und Roulette heimsten reiche Ernten ein. Hier hatten die Cowboys die erste Gelegenheit in langen Monaten oder Jahren, die „Freuden" der Zivilisation zu kosten. Auf ihren Ponys ritten sie in die Kneipen und Tingeltangel, zerschossen Lampen und Spiegel, schossen Löcher in die Schnapsfässer und löschten ihren Durst durch Strohhalme. In den Spielhallen verloren sie Hunderte im Handumdrehen, und in den Tingeltangeln wurden sie von den einzigen Vertreterinnen des schöneren Geschlechts, die in den „Kuh"städten zu finden waren, bestohlen. Je toller der Tanz, desto besser gefiel es dem Cowboy und desto öfter knallte der Revolver. Beim Streit am Karten- oder Schanktisch flog das Schießeisen aus dem Halfter, und derjenige, der die größere Fertigkeit im Schießen hatte, entkam mit dem Leben. In einer einzigen Nacht wurden 1874 in Newton, dem damaligen Endpunkt der Santa-Fe-Bahn in Kansas, elf Männer erschossen. In Abilene, Wichita, Dodge City, Ellsworth, wo immer der Rinderstrom und der Schienenstrang zusammentrafen, spielten sich dieselben wilden Szenen ab. Der Revolver war das einzige Gesetz, das die wilden Söhne der Ebene kannten. Behörden gab es nicht, und so fuhr der wilde Taumel fort, bis die Eisenbahnen, die von

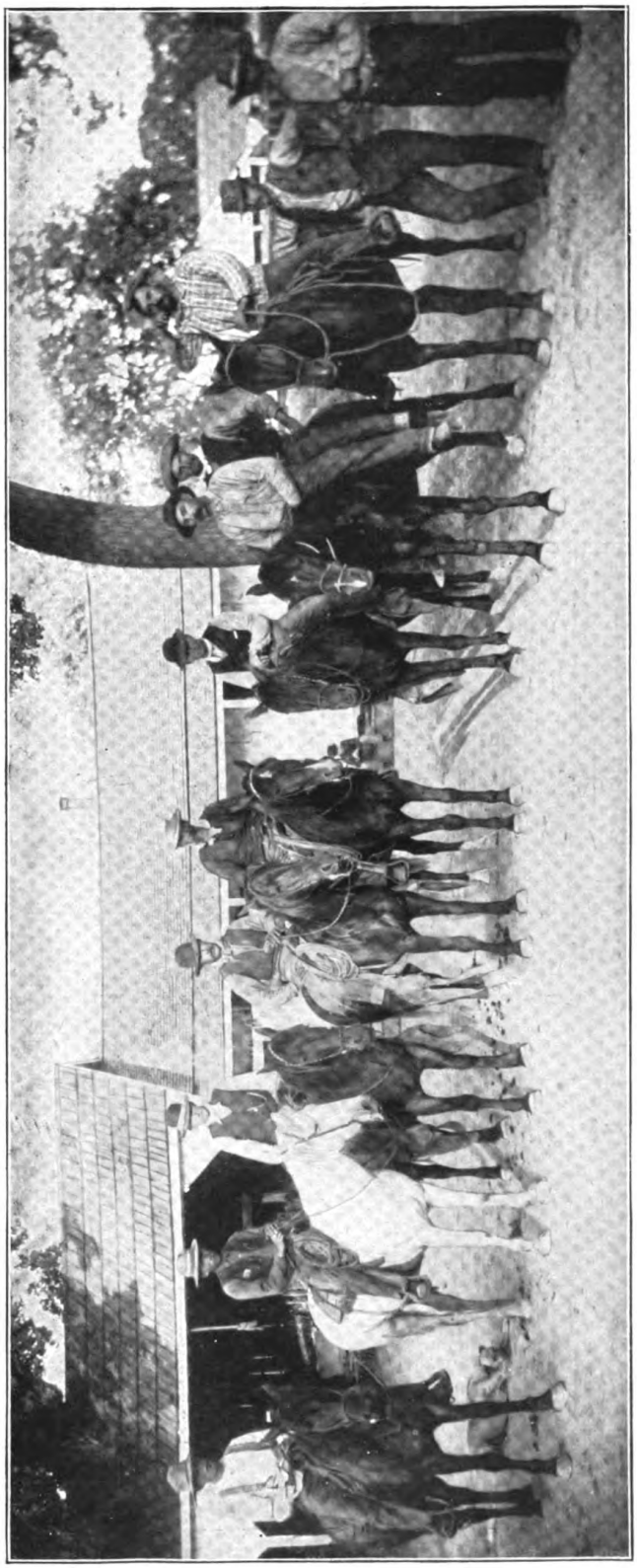
Die sogenannten „Heuschrecken der Ebene", welche die Rinderherden allmählich verdrängen

Süden nach Norden gebaut wurden, der Rinderwanderung ein Ende machten. Das war im Jahre 1889, als die letzte Herde die weite Reise unternahm. In der Blütezeit anfangs der achtziger Jahre zogen jährlich eine Million Rinder mit 5000 Männern und 30000 Pferden von Texas nach den nördlichen Weidegründen und Märkten.

Das amerikanische Rind stammt in direkter Linie von den gehörnten Herden Andalusiens ab. Von den Spaniern wurde es zuerst in Kuba und später in Mexiko eingeführt, wo es sich außerordentlich vermehrte und seine Zucht noch heute einer der größten Erwerbszweige ist. Als die Handvoll Amerikaner 1836 den Mexikanern Texas entrissen und eine eigne Republik gründeten, eigneten sie sich auch die großen Herden an, die ungehindert auf der Ebene schweiften, und von Texas aus verbreiteten sich die Viehzuchtmethoden der ersten spanischen Eroberer über den nordamerikanischen Kontinent, wo sie noch heute wie vor dreihundert Jahren in Gebrauch sind. Wie schon erwähnt, macht es das spärliche Futter notwendig, daß sich die Herden über außerordentlich große Strecken verbreiten müssen, auf denen sie sich ihren Lebensunterhalt suchen. Um die zu den Herden der verschiedenen Eigentümer gehörigen Tiere auseinander zu halten, kamen die alten Spanier auf den Gedanken, ihren Rindern gewisse Zeichen ins Fell zu brennen, und dieses Mittel bewährte sich so sehr, daß die Viehzüchter bis auf den heutigen Tag nicht davon abgewichen sind. Jedes Frühjahr wird in dem Reich des Rindes große Musterung, „rodeo" oder „round-up" genannt, gehalten. Die Eigentümer der Herden eines bestimmten Bezirks schicken jeder eine Anzahl ihrer Cowboys, die sich an dem Kesseltreiben beteiligen. An dem Sammelpunkt wird ein großer Korral errichtet, und in diesen Korral strömt aus allen Richtungen das Vieh, das von den Cowboys zusammengetrieben wird. In die erregte, brüllende und stampfende Herde reiten die Cowboys, um die Kälber, die noch nicht mit dem Brandzeichen des Eigentümers versehen sind, von dem Rest abzusondern. Da das Kalb fast ein ganzes Jahr lang der Kuh folgt und da die Kuh mit einem Brandzeichen versehen ist, herrscht über den Besitz eines Kalbes ohne Brandzeichen keine Frage. Der Cowboy sucht sich eine Kuh mit ihrem Kalbe aus, treibt die beiden durch geschickte Manöver mit Hilfe seines Ponys, dem der Vorgang großen Spaß macht, aus der Herde, schwingt seinen „Strick" oder „lariat" (der Ausdruck „Lasso" wird in Nordamerika nie gebraucht) und wirft ihn dem plärrenden Kalb um die Ohren. Das Pony, das die Prozedur in allen ihren Einzelheiten kennt, setzt sich auf die Hacksen, und im Nu liegt das Kalb auf dem Boden und wird über Stock und Stein an das Feuer geschleppt, wo rotglühende Eisen seiner warten. Zwei Männer halten das jammernde Tier, während der dritte das Zeichen des betreffenden Eigentümers dem Kalb auf den Hinterschenkel brennt. Dann wird das wimmernde Tier seinem Schicksal und der Mutter überlassen, die ihm die Brandwunde mitleidig leckt. Sobald alle Kälber dieser Herde das Brandzeichen erhalten haben, wandert der „outfit" nach dem nächsten Sammelpunkt, wo das Spiel wiederholt wird, bis der ganze Bezirk

abgesucht ist. Die Anzahl der Kälber zeigt dem Besitzer, wie groß der Profit des Jahres ist, und das Brandzeichen, das größtenteils aus den Anfangsbuchstaben des Eigentümers besteht, sichert ihm sein Vieh, selbst wenn es Hunderte von Meilen weit laufen sollte.

In der guten alten Zeit, als eine Kuh ungefähr so viel wert war wie ein Büffel, wurde es mit dem „rodeo“ nicht so genau genommen. Falls einige hundert Kälber bei dem Kesseltreiben übersehen wurden, was bei den ungeheuern Landstrichen oft vorkam, machte sich der Eigentümer ihretwegen keine Sorgen. Tausende von Kälbern wuchsen damals in Texas ohne Brandzeichen empor, und diese brandlosen Rinder waren vogelfrei. Wer Lust hatte, konnte sie mit dem Lariat einfangen und ihnen seinen eignen Stempel aufs Fell drücken. Ein unternehmender Texaner, namens Maverick, war der erste, der die Möglichkeiten der brandlosen Kuh erkannte und sie in ihrem vollen Umfange ausnutzte. Systematisch machte er sich auf die Suche, und jedes brandlose Rind wurde mit seinem Zeichen versehen, so daß er in wenigen Jahren mit keinem weiteren Kapital als seinen Pferden, dem Lariat und dem Brandeisen eine Herde ansammeln konnte, die mehrere tausend Köpfe zählte. So gründlich ging er zu Werke, daß heute noch jedes Rind, das sich brandlos auf den Ebenen umhertreibt, ein „Maverick“ genannt wird. Manch ein Cowboy erwarb sich auf seinen Runden eine „Maverick“-herde, die den Grund zu seinem späteren Vermögen legte. Erst als Land und Rinder im Werte stiegen und formelle Geschäftsmethoden eingeführt wurden, fiel diese hübsche Nebeneinnahme der Cowboys fort. Die Viehzüchter verboten den Cowboys, Mavericks mit ihren eignen Brandzeichen zu versehen, und ordneten an, daß alle Mavericks Eigentum der Viehzüchterverbände des betreffenden Staates werden sollten, welche Verbände die Tiere verkauften und den Erlös unter die Mitglieder verteilten. Diese neue Anordnung, die von den Legislaturen der verschiedenen „Kuh“staaten zum Gesetz erhoben wurde, machte böses Blut unter den Cowboys, die ihre althergebrachten Privilegien von den großen östlichen Rindergesellschaften, deren Kapital im Westen kolossale Landstrecken angekauft hatte, beschnitten sahen. Trotz dem Gesetz



Gruppe von Cowboys und Viehzüchtern vor dem Ranchhause

fuhren sie fort, Mavericks einzufangen und für sich zu behalten. Um diesem Treiben ein Ende zu machen und das Gesetz durchzuführen, wandten die Viehzüchter Gewaltmaßregeln an und knüpften einige der Missetäter auf, besonders da diese „rustlers", wie sie genannt wurden, sich nicht mehr mit Mavericks begnügten, sondern auch Rinder, die schon mit Brandzeichen versehen waren, von den Weideplätzen stahlen. War es doch für einen geschickten Cowboy eine Kleinigkeit, einen Stier mit dem Lariat einzufangen, ihn im Handumdrehen zu fesseln und sein Brandzeichen so zu verändern, daß es nicht wieder zu erkennen war. Aus einem Halbkreis konnte mit Leichtigkeit ein Kreis gemacht werden; ein R oder D ließ sich leicht in ein B umwandeln; ein V wurde ein W, ein Y ein K, und Zahlen boten den Malern, die ihre Kunst mit einem Stück Draht oder Eisen auf dem Fell eines Rindes ausübten, noch weniger Schwierigkeiten. Je höher der Rinderpreis stieg, desto besser lohnte sich das Gewerbe der „rustlers" oder Rinderdiebe, das anfangs überhaupt nicht als ein Vergehen betrachtet war. Die kleinen Ansiedler, die unter den Uebergriffen der großen Rinderfürsten, die sich als Herren des Landes betrachteten, gelitten hatten, leisteten den Rinderdieben allen Vorschub und teilten die Profite, so daß Beweise, falls Beweise überhaupt nötig waren, kaum eine Ueberführung der Schuldigen hätten herbeiführen können. Förmliche Feldzüge wurden von den Viehzüchtern gegen die Rinderdiebe unternommen, doch lange Jahre behielten die „rustlers" die Oberhand. In Wyoming waren sie so mächtig, daß mehrere östliche Rindergesellschaften, deren Vieh in Wyoming weidete, Bankrott machten. Sie beherrschten die Staatslegislatur, sie wählten in vielen Bezirken die Richter, und erst das Zusammenschrumpfen der freien, der Bundesregierung gehörigen Weidegründe und die Ankunft des Bewässerungsgrabens in dem trockenen Staat machten ihrem Treiben ein Ende, nachdem auf beiden Seiten Blut in Strömen geflossen war.

Mit den kleinen Ansiedlern haben die Rinderfürsten seit einem Vierteljahrhundert eine ununterbrochene Fehde gehabt. Als der Staat Texas den Viehzüchtern Land vergebens zum Preise von zehn Pfennig pro Morgen anbot, ließen sich hier und dort an den Wasserläufen Familien nieder, auf die der Cowboy mit Verachtung herabblickte, da sie zu Fuß gingen, Ackerbau trieben und die verschwindend kleinen Felder, die auf der unermeßlichen Ebene zwergartig erschienen, mit Stacheldrahtzäunen umgaben. In Texas waren diese ersten Ansiedler meistens Deutsche, „Dutchmen", „foreigners", die der Eingeborene als Geschöpfe einer niedereren Ordnung betrachtete. Anfangs wurden diese Ackerbauer geduldet; als aber ihre Zäune sich immer weiter ausdehnten und den Rindern und ihren Hütern hier und da den Weg nach dem Wasser versperrten, wurden die Drähte niedergerissen und den Ansiedlern bedeutet, daß andre Gegenden ihrer Gesundheit zuträglicher sein würden. Von Drohungen ging man zu Tätlichkeiten über, besonders da die Rinderfürsten in vielen Fällen Tausende von Quadratmeilen Land samt den darin befindlichen kleinen Ansiedlungen einzäunten und den Ansiedlern jeden Weg versperrten. Die Geschichte des Westens hat kaum eine grimmigere Fehde aufzuweisen als diesen Kampf, der sich von Texas bis nach Montana erstreckte. Der festsitzende, ackerbautreibende Ansiedler errang den Sieg über den nomadischen Viehzüchter, doch erst nach einem Strauß, in dem manch einer ins Gras beißen mußte.

In gewissem Sinne waren diese kleinen, verhaßten Ansiedler die rettenden Engel vieler Viehzüchter, die ihrem Beispiel folgten und sich große Strecken Land durch Ankauf sicherten, als es noch fast umsonst zu haben war. Auf diesen in Privatbesitz befindlichen Ländereien, von denen Dutzende größer als das Königreich Sachsen waren und noch sind, konnten sie die Herden andrer Viehzüchter fernhalten und die Ueberfüllung ihrer Weideplätze verhindern. Besonders im Norden kam dieser Privatbesitz den Eigentümern gelegen, als die furchtbaren Schneestürme der Jahre 1887 und 1888 einsetzten. In diesen Schneestürmen kam im Norden die Hälfte aller Rinder um, und an vielen Stellen stieg der Verlust bis auf neunzig Prozent. Nur diejenigen Züchter, die einen Teil ihrer Privatländereien, die von 100 Dollar die Quadratmeile im Jahre 1876 bis auf 10000 Dollar im Werte gestiegen waren, für Bargeld losschlugen, konnten diesen Verlust überwinden. Die meisten der andern, die sich nicht rechtzeitig ein Stück des Regierungslandes gesichert hatten, sei es durch Kauf oder durch Diebstahl, verloren ihr leicht erworbenes Vermögen ebenso schnell.

Die letzte Fehde, die je in dem Reich der „Kuh" ausgefochten werden wird, steht augenblicklich in heller Flamme. Nachdem die Rinderfürsten fast jedes Stück Regierungsland, das bewässert werden konnte, an die kleinen Ansiedler verloren und sich auf die hohen Plateaus zurückgezogen hatten, die nie urbar gemacht werden können und nur für die Viehzucht tauglich sind, hielten sie sich für sicher, doch hatten sie die Rechnung ohne die „Heuschrecken der Ebene", die Schafe, gemacht, die jetzt auf den Weideplätzen der Rinder erschienen. Diese gierigen Geschöpfe fressen das spärliche Gras der Hochebenen bis auf die Wurzeln ab; ihre harten Hufe verwandeln die Weide in einen Tennisboden, auf dem nichts wächst, und selbst die Rinde der Bäume und Sträucher schonen sie nicht, so daß ein Gebiet, das sie überlaufen haben, absolut wertlos ist und auf lange Jahre kein Stück Hornvieh ernähren kann. Aufs neue tobt jetzt der Kampf, und wiederum fließt Blut auf den entlegenen, von keiner Eisenbahn berührten Weideplätzen. Die Rinderfürsten leisten dem Vordringen der Schafherden erbitterten Widerstand und schrecken vor keinem Mittel zurück, sie fernzuhalten. Tausende der „Heuschrecken" sind von den Cowboys zusammengeschossen, über Felsenwände in tiefe Abgründe getrieben und mittels Dynamit ins Jenseits befördert, und es versteht sich bei dem Charakter der beiden Parteien von selbst, daß Schafblut nicht das einzige ist, das vergossen wird. Wie lange dieser Kampf währen wird, hängt von den Bundesabgeordneten in Washington ab. Präsident Roosevelt, der die Viehzucht der westlichen Staaten aus eigner Erfahrung kennt, hat die Annahme eines Gesetzes empfohlen, unter

dessen Verfügungen das Weideland, das noch der Regierung gehört, in Zukunft vermietet werden soll, anstatt jedem Viehzüchter zu erlauben, seine Herden nach Gutdünken schweifen zu lassen. In absehbarer Zeit wird diese Empfehlung des Präsidenten wahrscheinlich vom Kongreß ausgeführt werden, und dann wird der letzte Rest des Cowboyreiches auf immer verschwinden. Dann wird der Cowboy verschwinden, wie der texanische Stier verschwunden ist, dem durch Kreuzung mit Heresford-Vollblutbullen die wilden, langen Hörner, die langen Beine und der lange Rumpf genommen sind. Wie sein Schutzbefohlener, so wird dann auch der Cowboy zahmer, fetter, träger und weniger romantisch werden. Die nüchterne, graue Zivilisation wird ihn immer mehr belecken, bis er sich schließlich überhaupt nicht mehr von dem Alltagsmenschen in Stadt und Land unterscheidet.

Das Theater in einer „Kuhstadt" des Westens

O wie viel Jahre . . .

Von

Carl Busse

O wie viel Jahre sind das schon,
Seit mir das Herz im Leibe schweigt,
Seit sich mein Haupt in Pflicht und Fron
Nur noch auf stille Weisheit neigt!

Mein Mund, du roter Räuber, sprich:
Mich dünkt, du warst einst wild entbrannt!
Nun beugst du kühl und lose dich
Auf Kinderstirn und Frauenhand.

Es zuckt kein Blitz aus Augen mehr,
Die sonst nach jeder Schönheit sahn.
Weht es schon kühl von Abend her?
Senkt langsam sich auch meine Bahn?

Heut zog ein Schiff durch hohe See,
Das trieb aus Glanz in Schatten hin,
Und meine Lippen zuckten weh,
Als ob ich selbst am Steuer bin!

Theaterdekorationen

Von

Karl Scheffler

Die Malerei hat dem Theater in diesen Zeiten ihrer unangefochtenen Herrschaft viele Jahre der Dienstbarkeit vergolten; sie hat nun ihrerseits in wichtigen Punkten Gewalt über die Schaubühne gewonnen, nachdem sie von dieser lange Zeit in einer unerfreulichen Weise abhängig gewesen ist.

Es scheint Naturökonomie zu sein, daß die Nationen zurzeit immer nur eine einzige Kunstkraft aufs äußerste ausbilden und von deren Resultaten dann mehr oder weniger alles andre ableiten. Heute erleben wir eine bedeutende Regsamkeit in Malerei, Architektur und Kunstgewerbe, während die poetischen Künste nur kümmerlich ein naturalistisch profanes Dasein fristen. Im Anfang und um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte umgekehrt die Poesie die unbestrittene Führung, während die künstlerischen Ziele der Malerei unvollkommen begriffen wurden. Die Einflüsse Goethes, Schillers und der ganzen Literatur, die durch diese beiden strahlenden Namen bezeichnet wird, nahmen das Interesse der Zeit so vollkommen in Anspruch, daß selbst die Malerei, die freie wie die angewandte, auf die Ideen dieser Literatur angewiesen war. Die neuen Gedanken, von einem klassisch starken Poetengeschlecht geprägt, erwiesen sich als so suggestiv, daß die Maler ihnen erlagen. Unwillkürlich fühlten sie den Trieb, die Iphigenien, Medeen und Mephistogestalten, die klassischen Walpurgisnachtträume und all die romantischen Phantasmagorien der Literatur gestaltenreich nachzubilden. Und da aus dem Nichts keine Form entstehen kann und der anschauende Geist stets nach einem Vorbild sucht, sei es auch noch so vage, so gab es sich natürlich, daß vom Theater die bildlichen Darstellungen beeinflußt wurden. Denn in der Natur waren Gegenbilder nicht zu finden, und die Phantasie vermochte sich nur in den Kanälen der alles beherrschenden Poesie zu bewegen.

So kommt es, daß die sehr gut gemeinte Malerei aus den ersten zwei Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts nicht nur epigonisch ist — wenigstens soweit sie offiziell und populär gewesen ist —, sondern daß sie geradeswegs vom Theater stammt. Etwas Idealeres als das eben durch die Klassiker bereicherte Theater war nicht denkbar. Darum unterlag die Malerei der Schaubühne. Das aber mußte notwendig zu einer argen Verflachung der Malerei führen; und es hat auch dazu geführt. Es ist heute allen Einsichtigen klar, daß es schwerlich ein edleres Wollen geben konnte als das der Cornelius, Kaulbach, Piloty oder Makart (um die Bedeutendsten zu nennen), daß ihre Malerei qualitativ aber unter der Theatralik ungeheuer gelitten und an zeitlichem Wert dadurch eingebüßt hat. Jede Kunst hat ihre eignen Entstehungs- und Bildungsgesetze, und wenn diese vernachlässigt oder durch etwas Wesensfremdes ersetzt werden, kann die bestgemeinte Idealität nicht verhindern, daß das Künstlerische am entscheidenden Punkte darunter leidet. Darum ist mit Nachdruck zu betonen, daß die Herrschaft der Schaubühne über die Malerei für diese sehr verhängnisvoll geworden ist. Fast alles Epigonische, Formalistische, Allegorische, äußerlich Antikisierende und Unwahre unsrer Malerei, das zu überwinden ein so lauter und erbitterter Kampf geführt werden mußte und noch heute geführt wird, datiert von diesem Einfluß des Theaters her; und wenn es in diesem oft rücksichtslosen Kampf geschehen ist, daß den berühmten Künstlern des Jahrhunderts so Uebles nachgesagt worden ist, als wäre ihr Zeitschicksal persönliche Verfehlung gewesen, so ist auch diese Ungerechtigkeit nur aus dem Drang nach Gesundung und Erneuerung zu verstehen und als Symptom willkommen zu heißen.

In dem Maße wie die literarische Suggestion nachgelassen hat, konnte sich die Malerei befreien und selbständig machen. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie es geschehen ist. Unleugbar aber ist die Tatsache, daß die geistige Herrschaft allgemach von der poetischen zur bildenden Kunst übergegangen ist. Und gleich auch zeigt sich wieder die Geltung des obenberührten Entwicklungsprinzips, wonach die am stärksten entwickelte Kunst immer die andre bis zu gewissen Graden vergewaltigt. Drang früher das zeitliche Element der Poesie in die räumlich denkende Malerei, so nimmt heute die Schilderung des optisch Erschaubaren einen breiten Raum ein in der modernen Poesie. Und ebenso logisch macht sich nun der Einfluß des Malerischen auch auf die Schaubühne geltend, wie es früher umgekehrt der Fall war.

Nun liegt es nahe, anzunehmen, daß diese Beeinflussung des Theaters durch die Malerei genau so problematisch sein müßte, wie es früher der Einfluß des Theaters auf die Malerei geworden ist. Dem ist aber nicht so. Die Verhältnisse verschieben sich in sehr lehrreicher Weise. Wo die neuen Tendenzen des malerischen Sehens auf die Poesie wirken, zum Beispiel auf den Roman oder auf die Lyrik, da entstehen freilich ebenso verderbliche Erscheinungen der Stilverwechslung, wie sie die Malerei erlebte, als sie nicht die Natur oder Raumanschauungen oder Visionen des Künstlers zu geben

versuchte, sondern Theaterszenen: Falstaff, Wallenstein, Maria Stuart und so weiter, und dieses dann Historienmalerei nannte. Wie das Theater ins Bild einst die dort deplacierte, weil nur zeitlich zu begreifende Handlung gebracht hat, so hat die neue Malerei in den Roman und wohl gar ins Drama das räumliche Anschauen des Zuständlichen, des Passiven gebracht und dadurch den Strom der Handlung, der Bewegung, der den Zeitkünsten notwendig ist, gehemmt. Man kann auch in diesem Fall resümieren: keine freie, reine Kunst darf Gewalt über eine andre gewinnen, weil jede ihre eignen Bildungsgesetze hat.

Anders aber verhält es sich mit dem Theater. Die Bühnenkunst ist nicht eine eindeutige, freie und fest umgrenzte Kunst. Sie ist vielmehr etwas sehr Zusammengesetztes, eine Vereinigung von angewandten Künsten. An den Wirkungen des Theaters haben Poesie, Malerei, Schauspielkunst, Plastik, Tanz, Musik und Architektur teil; was Richard Wagner vom „Gesamtkunstwerk" träumte, das ist in der Anlage im Theater schon enthalten. Das Theater kann ohne die Malerei nie ganz auskommen, während die freie Malerei sehr wohl ohne das Theater fertig wird; darin liegt der Unterschied. Tatsächlich hat der Maler stets mehr oder weniger im Dienste des Theaters gestanden: als Theatermaler. Seit die Renaissancebühne das Prinzip der optischen Täuschung aufgestellt und vom Maler Prospekte, Kulissen, perspektivische Ansichten und Interieurs verlangt hat, ist die Arbeit des Malers unentbehrlich geworden. Um so mehr, als unsre Zeit die Renaissanceprinzipien aufgenommen und durch technische Hilfsmittel noch raffiniert hat, um die optische Täuschung bis zum äußersten zu treiben. Dieser Grundsatz naturalistischer Täuschung, verbunden mit einer ideologisch akademischen, mit den Moden wechselnden Konvention, hat im neunzehnten Jahrhundert das Bühnenbild bestimmt. Das höhere Kunstempfinden des Malers hat an diesem schon historisch gewordenen Bild kaum hier und dort einen Anteil gehabt, und darum ist es als eine wirklich entwicklungbringende Tat zu begrüßen, daß die Malerei neuerdings auch im rein artistischen Sinne starken Einfluß auf das Theater gewonnen hat.

Die Verhältnisse liegen heute so in unserm Theater, daß Theaterhaus und Bühnenraum durchaus zweierlei sind. Wir haben die Illusionsbühne bis zum äußersten ausgebildet; das heißt: vom verdunkelten Raum starren die Augen in eine grell erleuchtete Oeffnung hinein, worin die Dinge so aufgebaut sind, daß sie eine möglichst vollkommene Täuschung hervorbringen. Einmal ist dieses Prinzip der Täuschung aber nicht eben sehr künstlerisch; und sodann gelingt die Täuschung nie so vollkommen, daß sie restlosen Genuß zu gewähren vermöchte, kann nie vollkommen gelingen, weil Kunst und Natur zweierlei sind und das eine nie durch das andre zu ersetzen ist. Der Zuschauer hat sich begnügen gelernt und hilft willig mit der Phantasie nach, wo die Bühnenkunst versagt. Er sieht über die großen Leinwandfalten hinweg, die sich quer durch Wald und Au des Hintergrundes ziehen, ignoriert den Schatten, den die Gestalt des Schauspielers auf einen Himmel wirft, und ist nicht verletzt, wenn die an der Rampe richtig wirkende Gestalt des Schauspielers im Hintergrund riesenhaft anschwillt, wenn die nur von einem Punkte des Hauses ganz richtige Perspektive verzerrt und unwahrscheinlich anmutet. Der Illusionshunger, die Lust nach Augentäuschung ist künstlerisch betrachtet nichts als ein subalterner Naturalismus. Wir finden das bestätigt in dem aufs äußerste ausgebildeten System der historischen Treue. Streng genommen hat es mit der Kunstwirkung des Dramas und der Bühne nichts zu tun, ob Wallensteins oder Tells Kostüm „echt" ist. Es genügt, wenn es nicht unwahrscheinlich aussieht und im neutralen Sinne schön ist, das heißt, wenn es dem Akteur gestattet, seine volle Körperplastik anschaulich zu entwickeln. Ebenso ist all der geschichtlich getreue Möbel- und Interieurkram, der heute noch unerläßlich scheint, im künstlerischen Sinne nur hinderlich, denn er zieht die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, von der Darstellung des Dichtwerkes, des Geistigen, ab. Zudem ist es nur natürlich, daß das Prinzip der Täuschung zu Dingen verführen muß, denen das Theater nicht gewachsen ist. Es wird, um der begrifflichen Vollständigkeit willen, immer mehr gegeben, als die Augen in Wirklichkeit durch den zehn Meter breiten und acht Meter hohen Bühnenrahmen sehen könnten. Der Theatermaler zeigt die ganze Kirche, wo man logisch nur das Hauptportal wahrnehmen könnte, täuscht mit Höhen- und Breitenausdehnungen über die wahren Maße der Dinge hinweg, zeigt ganze Straßen anstatt einer Häuserecke, Marktplätze von vierzig Quadratmetern Größe und himmelhohe Felsen, die sofort zum Hügelchen einschrumpfen, wenn ein Schauspieler davortritt. Zu solchen Ungereimtheiten hinzu kommen dann die Unvollkommenheiten der Beleuchtung. Die Effekte des wunderlichen Rampenlichtes stehen der konsequent durchgeführten Illusion im Wege, und auch die reichen Mittel der Technik können den Apparat des Theaters wohl komplizierter, aber nicht zur Täuschung geeigneter machen.

Der bessere Theatermaler, das heißt der Künstler, der sich entschließt, Dekorationen für das Theater zu malen, hat über alle diese prinzipiellen Dinge nun freilich nur sehr bedingte Macht. Er kann von der Handwerksroutine des Theatermalers abweichen, kann es aufgeben, durch komplizierte Perspektiven malerische Raumtäuschungen erzielen zu wollen und kann die Größenverhältnisse der dargestellten Dinge im Sinne einer vernünftigen Bühnenoptik abmessen. Aber auch er kann nicht verhindern, daß ihm immer wieder, wie früher, die senkrechten Leinwandflächen der Hintergründe und Kulissen zur Verfügung stehen und daß er mit Malerei eine Plastik vortäuschen soll, die sofort problematisch wird, wenn der Schauspieler in all seiner lebendigen Körperlichkeit die Bühne betritt. In keinem Fall ist der Maler, und sei er noch so talentvoll, die geeignete Instanz, um all die Fragen, die heute einer gründlichen Bühnenreform entgegenstehen, von einem Punkte aus zu lösen. Als der dazu Geeignete ist in neuerer Zeit der Regisseur bezeichnet worden. Der Ruf geht neuerdings nach Regisseurtemperamenten, die nicht mehr, wie bisher, Beaufsichtiger des Schauspielers sind und alle Dekorationsfragen dem Maschinenmeister und

Inspizienten überlassen, sondern die wieder imstande sind, das Theater als ein Ganzes zu erfassen, und den Ehrgeiz haben, aus Spiel und Bild eine neue bedeutungsvolle Einheit zu bilden. Eine Zeit braucht kaum etwas ernstlich zu wollen, so bieten sich ihr ausführende Organe immer auch an, als hätten sie nur auf eine Gelegenheit gewartet. Immer häufiger sehen wir darum am Theater diesen neuen Regisseurtypus auftauchen und Macht gewinnen. Ueberall aber sehen wir auch, daß dieser synthetisch wollende Regisseur sich dem modernen Maler verbindet, um zu Resultaten zu kommen.

Diese Verbindung ist nun nach zwei Seiten hin charakteristisch. Einmal erweist sich die künstlerisch eigenwillige Kraft des Malers der resümierenden Tätigkeit des Regisseurs überlegen, und dieser sieht sich dann plötzlich vergewaltigt von einem, der ihm nur Helfer sein sollte. Dieser Fall tritt heute am häufigsten noch ein, wo Reformen versucht werden. Der Regisseur vermag den am modernen Kolorismus, am neuen dekorativen Stil erzogenen Maler nur halb zu zügeln, und dieser beherrscht darum mit seiner originellen Augenkunst die Szene. So entsteht eine seltsame Theatermalerei, die an sich sehr talentvoll und geistreich ist, die aber im Grunde doch nur gigantisch vergrößerte Illustrationen zu den Theaterstücken gibt, leicht ins dekorativ Ausstattungshafte gerät, um so mehr, als sie auch die Kostüme des Akteurs bestimmt, und die in all ihrer illustrativen Buntheit und absichtlichen Stilhaltung Stück, Schauspieler, Wort und Mimik zur Nebensache macht. Es ist wieder einmal Gelegenheit, an den Goethischen Zauberlehrling zu denken. In diesem Zusammenhang können sehr bekannt gewordene Namen wie Karl Walser, Orlik, Munch und andre genannt werden. In den Arbeiten aller der Maler, die sich auf dem Theater versucht haben, in den Leistungen der eben Genannten und der Ludwig von Hofmann, Kruse, Corinth, Slevogt und so weiter ist zweifellos sehr viel Wertvolles; aber eine Lösung der ganzen Dekorationsfrage ist niemals darin und kann es der Lage der Dinge nach nicht sein.

Wichtiger aber ist die Verbindung des Regisseurs mit dem Maler, von einer andern Seite betrachtet. Es ist nämlich sehr bezeichnend, daß fast alle Maler, die vom Theater nicht nur vorübergehend beschäftigt werden, zu jener Gruppe gehören, die Beziehungen zum neuen Kunstgewerbe hat. In irgendeiner Weise hängen die Bestrebungen um die Bühnenreform immer mit dieser merkwürdig lebenskräftigen und ausdehnungsfähigen Bewegung zusammen. Nun zielt aber diese noch im Kunstgewerblichen verweilende Bewegung entschieden auf das Architektonische, Baukünstlerische.*) Und damit ist sofort auf die Tendenz verwiesen, die allein dem Theater dauernd nutzen kann. In Wahrheit ist es nicht der Maler, den der Regisseur sucht, sondern es ist der Architekt, der Bühnenarchitekt. Symptome für diese Tatsache sind allerorten zu finden. Die Reformpläne des Engländers Gordon Craig, die viel von sich haben reden machen, sind nur architektonisch zu verstehen. Die ganze Tätigkeit Reinhardts in Berlin, die für das deutsche Theater nach mancher Richtung vorbildlich zu werden verspricht, ist trotz all ihrer äußerlichen Ausstattungsmanie im Kern auf einen architektonisch gerichteten Willen zurückzuführen. Einflußreiche Theaterleiter, wie Martersteig in Köln und Baron von Berger in Hamburg, suchen durch architektonisches Denken das Bühnenbild im geistigen Sinne logisch zu machen, und ein Architekt wie Peter Behrens gar entwickelt ein Programm, das vom Bühnenhaus aus über das Proszenium hinweg die Szene rein architektonisch umgestalten will. Dringt diese Tendenz mit der Zeit aber durch, so ist dem Regisseur der einzig richtige und zuverlässige Helfer erstanden. Der Name Architekt bezeichnet einen Universalisten, einen Gesamtbildner, der bestimmte profane oder ideale Bedürfnisse einkleidet. Ihm wird der Maler oder der Kostümschneider nicht über den Kopf wachsen, um so weniger, als er selbst fast immer aus der Malerei hervorgegangen ist und sie überwinden mußte, um Architekt zu werden. Er ist ein Raumbildner und allein imstande, die Szene so zu gliedern, daß sie für das Spiel des Schauspielers geeignet ist.

Darauf aber muß die Bühnenreform vor allem sehen: daß wieder vom Schauspieler aus, das heißt zugleich, vom Dichter aus gedacht wird. Im Theater ist das Wort, die Handlung, das mimische Spiel einmal die Hauptsache. Das Endziel jeder großgearteten Bühnenreform kann nur darin liegen, diesen Faktoren ein wirkungsvolles Milieu zu schaffen und durch die raumhafte Erscheinung den zeitlichen Vorgang zu heben und bedeutend zu unterstützen. Jede Theatermalerei, die Selbstzweck zu werden sucht, widerspricht dem Geiste unsers Theaters, wenigstens soweit es sich um die große Tragödie und Komödie handelt. Daß die Malerei auf der Bühne aber stets diese Tendenz zur Alleinherrschaft hat, sei es nun, indem sie perspektivisch täuschen oder dekorativ verblüffen will, beweist die Theatermalerei des ganzen vorigen Jahrhunderts, ebenso wie es die modernsten Versuche tun. Der Architekt allein, der zu seinen raumgestaltenden Zwecken die Malerei, Plastik und Beleuchtung heranzieht, vermag ganz unbefangen vom Schauspieler, vom Dichter auszugehen, um so mehr, wenn er dem klugen Regisseur gesellt ist, der das Synthetische will.

Die Mittel des Bühnenarchitekten sind einerseits einfacher, als es bisher die des Malers waren; anderseits aber bedarf er auch eines komplizierten Apparates. Um die für jede Szene wünschenswerten besonderen Proportionen herzustellen, muß eine Vorrichtung getroffen werden, um den Bühnenausschnitt beliebig verkleinern und im Format verändern zu können. In Reinhardts Theater gibt es bereits solche Vorrichtung, doch kann in dieser Hinsicht noch viel mehr geschehen. Sodann ist eine richtige Proportionalität herzustellen, dergestalt, daß immer nur Bildausschnitte gezeigt werden, wie das Auge sie in Wirklichkeit durch den Bühnenrahmen wahrnehmen könnte. Denn alles kommt darauf an, daß die rechten Tiefenvorstellungen erzeugt werden. Der Schauspieler muß im Hintergrund der Szene ebenso wahrscheinlich wirken wie an der

*) Das wurde des näheren schon von mir auseinandergesetzt in dem Aufsatz über die Dresdner Kunstgewerbeausstellung des vorvorigen Jahres („Ueber Land und Meer" Oktav-Ausgabe, XXIII. Jahrgang, Heft 1).

Rampe. Um das zu ermöglichen, hat man begonnen, von gemalten Dekorationen ganz abzusehen und den Spielraum mit plastischen Dekorationen einzubauen; vielleicht nur mit einem gemalten Hintergrund. Das bietet große Vorteile. Freilich hat das Prinzip der plastischen Dekoration zu sehr vielen Spielereien geführt und hat sogar den Irrtum hier und dort noch vergrößert, weil zuweilen mittels der Plastik ähnliche raumfälschende Täuschungen versucht werden wie sonst mittels der Malerei. Wertvoll ist die Plastik auf der Szene nur, wenn sie im architektonischen Sinne verwandt wird, wenn sie künstlerische Raumverhältnisse schafft, die dem Schauspieler das Spiel erhöhen und vergeistigen.

Die plastische Dekoration bedingt einen Abschluß rings im Hintergrund der Bühne, weil die Kulissen und Soffiten bei ihr fortfallen. Man baut darum in neuerer Zeit eine halbkreisförmige Luftwand, die intensiv beleuchtet wird und von der sich alle Praktikabeln und Gegenstände wie von der Luft abheben. Mit dieser Tatsache an sich ist natürlich nichts verbessert. Sie kann sehr künstlerisch ausgenutzt werden, wie es in Reinhardts Theater wiederholt bewiesen worden ist; aber sie kann auch Anlaß zu sehr grotesken Wirkungen werden, wofür ebenfalls Beispiele vorliegen.

Es mag dem ersten Blick scheinen, als liege in all diesen Reformen eine Vergröberung des schon Erreichten. Es scheint nur so. Denn im neutralen, aber architektonisch bedeutend angelegten Bühnenraum wächst das Geistige erst zur rechten Wirkung empor. Außerdem aber zeigt sich in dem Augenblick, wo diese Vereinfachung durchgeführt worden ist, die Möglichkeit, mit dem Licht gestaltend und verklärend zu wirken. Bisher mußte das Licht immer nur beleuchten: die Schauspieler, die Malerei, alle Gegenstände. Es mußte deutlich machen. Nun wohnen dem Licht aber bedeutende gestaltende Eigenschaften inne. Es selbst vermag zu malen mit Helligkeit, Schatten und Farbe. Diese Bedeutung des Lichtes ist noch nicht ausgenutzt; aber voraussichtlich wird dem Lichte in unsrer Zeit der raffinierten Beleuchtungsmethoden die Zukunft der Bühne gehören. Damit ersteht der Malerei aber ein Rivale, dem sie nicht gewachsen ist. Natürlich eignet sich das Licht auch bequem zu vielen unkünstlerischen Spielereien und törichten Effekten. Aber Verirrungen müssen in den Kauf genommen werden. Sie bleiben, wo es sich um das Theater handelt, das es dem tausendköpfigen Publikum recht machen soll und kaufmännischen Nutzen aus der künstlerischen Darbietung gewinnen will, niemals aus. Bemerkenswerte Versuche mit dem Licht hat der Franzose Fortuny gemacht, dessen System vom Berliner Königlichen Schauspielhaus erworben worden ist, und sehr beachtenswert sind auch die Theorien, die der Musiker Appia über diese Fragen entwickelt hat.

Alle diese Reformen stehen freilich noch am Anfang. Sie können nur langsam verwirklicht werden, weil es beim Theater auf viele Dinge Rücksicht nehmen heißt. Wir werden zweifellos in den nächsten Jahren noch viele Irrtümer und Uebertreibungen erleben; aber es ist Hoffnung, daß die so ernst begonnene Reform stetig fortschreiten wird unter dem Beistand der zur geistigen Bewußtheit erwachenden Nation, ihrem endlichen Ziele zu. Dieses Ziel ist die vollkommene künstlerische Einkleidung des zeitlich gedachten Kunstwerkes in ein ganz kunstgemäßes Gewand aus Raum- und Lichtwerten; ist die große einfache Harmonie in dem Sinne, wie wir sie am Theater der Griechen bewundern. Eine Harmonie, die dem Gymnasiasten schon als Ideal gezeigt wird — freilich nur theoretisch. Praktisch sind wir von solcher Höhe der künstlerischen Kultur weit entfernt; aber daß die Sehnsucht nach so reinen Bildungen erwacht und daß vernünftige, folgerichtige Schritte zur Realisierung überall in unsrer Zeit unternommen werden, das deutet auf einen Willen. Auf einen Willen, der sich den Weg hoffentlich wird finden können.

Die Uhr

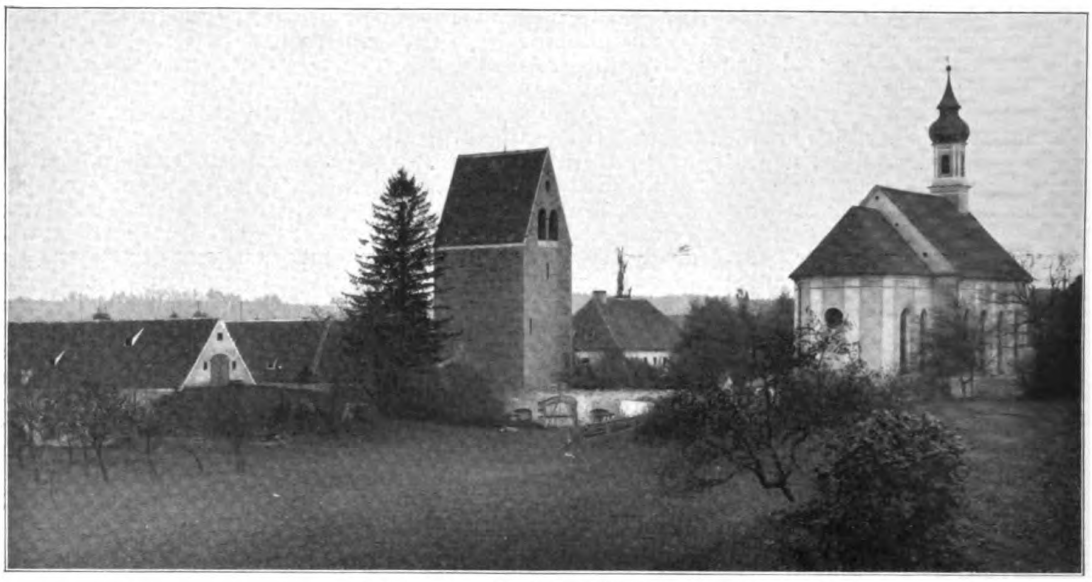
Von

Leo Heller

Die Uhr schlägt Anfang und Ende
Und fröhliche Wiederkehr,
Ein trauriges „Nimmermehr"
Und des Tages sonnige Wende.

Und der Nächte dunkles Kehren
Und der Sonne höchsten Glanz
Und der ganze Stundenkranz
Kommt zu sanften, klingenden Ehren.

Die Uhr schlägt Stunde um Stunde
Mit gleichem, seltsamem Klang.
Mir ist stets ängstlich und bang
Vor der neuen tönenden Runde . . .



Blick auf das Kloster Wessobrunn

Das Kloster Wessobrunn und seine Kunst

Von

Gustav Levering, München

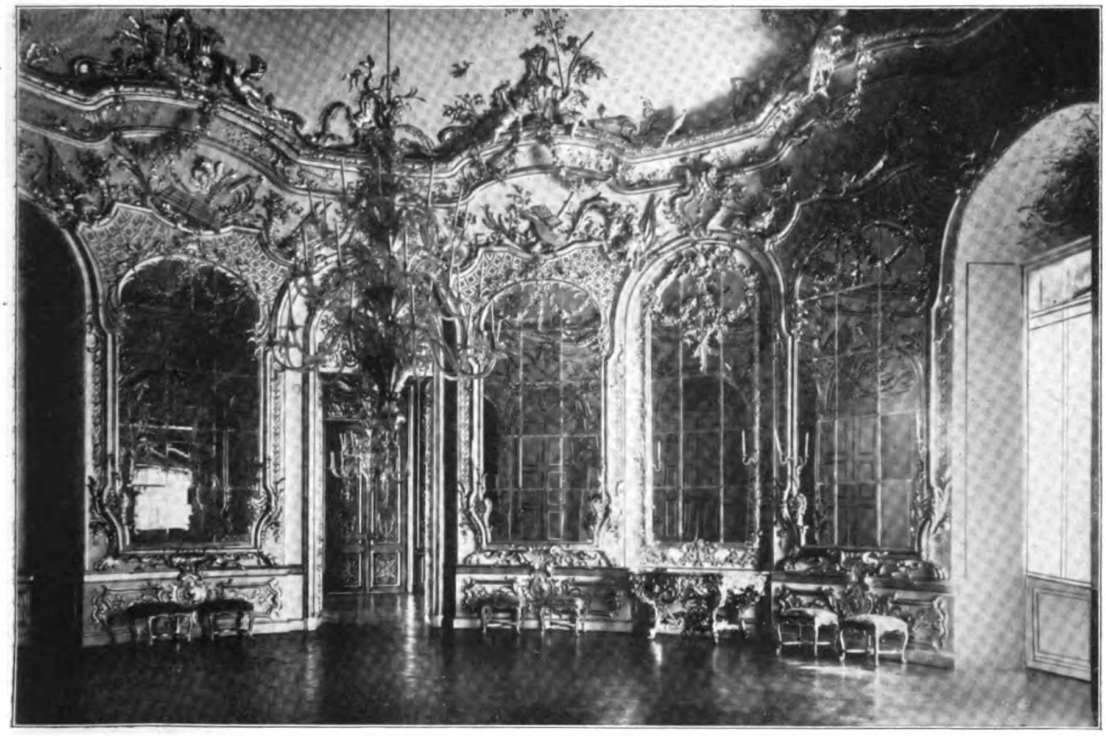
(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Auf dem malerischen Landrücken, der als ein Ausläufer der bayrischen Alpen die Wasserscheide zwischen Lech und Ammersee bildet, liegt — unweit der Stadt Landsberg — inmitten prächtiger Waldungen das freundliche Dörfchen Wessobrunn mit seinem uralten, heute verlassenen Kloster. Die Einwohner des Weilers sind fleißige und anspruchslose Landleute, deren geistige Interessen sich völlig mit der mühevollen Bearbeitung ihrer Scholle zu erschöpfen scheinen; und doch ist dies oder war dies wenigstens nicht immer der Fall; denn an diesem friedlichen Fleckchen Erde ist einst eine künstlerische Tätigkeit entfaltet worden, die nicht ohne weitgreifenden Einfluß auf die deutsche Kunst geblieben ist. Bekanntlich hat die katholische Kirche zur Zeit der sogenannten Gegenreformation ihre wiedergewonnene Machtstellung auf deutschem Boden — besonders in Süddeutschland — unter anderm durch den Bau großartiger Gotteshäuser zum Ausdruck gebracht. Die sinnberückende Pracht dieser Bauten erschien ihr nicht mit Unrecht als eines der wirksamsten Mittel, die ihr durch die Lehre des Wittenberger Mönchs halb und halb entfremdeten Gläubigen aufs neue an sich zu fesseln. An die Stelle einfacher Kirchen traten weite, lichtdurchflutete Hallen mit kühnen Kuppelwölbungen, deren in blendendem Weiß gehaltene Säulen, Pfeiler und Arkaden einen wirkungsvollen Gegensatz zu den farbenschimmernden und goldstrotzenden Altären bildeten. Diese imposante Wirkung wurde noch erhöht durch eine über alle Bauteile in verschwenderischer Fülle verteilte Ornamentik. Der „Jesuitenstil", wie eine spätere Zeit diese Baurichtung treffend genannt hat, bediente sich zur Erzielung der glänzenden Effekte meist nicht des echten Materials, des Steins oder edler Holzarten, sondern mit Vorliebe des täuschenden und bildsamen, den leisesten Wünschen des Künstlers folgenden Stucks. Die Kunst des „Stukkierens", die mit dem neuen Stil aus Italien gekommen war, stand daher in jener Zeit in hohem Ansehen. Und diese Kunst ist es, welche die Söhne Wessobrunns in einer Vollkommenheit auszuüben verstanden, daß ihre Werke weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus hochgeschätzt und bewundert wurden. Dabei wußten sich die Wessobrunner Meister bald von den Fesseln italienischer und später — zur Zeit des Rokoko — französischer Einflüsse zu befreien und ihren Werken ein eigentümliches, echt deutsches Gepräge zu verleihen, das sie durch markige Formen und originelle Erfindung oft auf das vorteilhafteste vor ihren ausländischen Mustern auszeichnet.

Generationen hindurch hat sich diese Kunst in Wessobrunn vom Vater auf den Sohn vererbt, und man darf wohl mit Recht von einer Wessobrunner Schule sprechen, deren Normen maßgebend für weite Kreise wurden. Im südlichen Deutschland ist in der Zeit vom Ende des sechzehnten bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts kaum ein Gotteshaus oder Fürstenschloß erbaut worden, dessen künstlerischer Schmuck nicht die Hand eines Wessobrunner Künstlers aufzuweisen hätte; vor

allem an den Bauten des Klosters Wessobrunn selbst und seiner Filialen. Der sogenannte Pfaffenwinkel, jener kirchen- und klosterübersäte Landstrich zwischen Alpen, Ammer- und Würmsee, in dem auch Oberammergau liegt, weist eine Fülle von Bauten auf, deren Inneres mit den reizvollen Ornamenten Wessobrunner Stukkaturen geziert ist; der vornehmste derselben ist wohl der aus einem gotischen Zentralbau im Jesuitenstil umgestaltete Dom des Klosters Ettal. Und weit über die bayrischen Grenzen hinaus reichte die Tätigkeit der Wessobrunner. Das ehemalige Kloster Buchhorn am Bodensee, heute der entzückende Sommersitz des Königs von Württemberg, verdankt seinen intimsten Reiz der feinen Ornamentik seiner Säle, die durch einen der berühmtesten Wessobrunner Meister, Joh. Schmuzler, entworfen und ausgeführt wurde.

Die Tätigkeit der Wessobrunner an Profanbauten steht ihren Leistungen im Kirchenbau nicht nach. An den Schloßbauten der bayrischen Fürsten, sei es nun an der ehrwürdigen „Residenz" in München — hier besonders in den „Reichen Zimmern" — oder an den Lustschlössern Max Emanuels in Schleißheim oder Kaiser Karls VII. in Nymphenburg: überall waren Wessobrunner Künstler die hochgeschätzten Mitarbeiter der italienischen oder französischen Baumeister, und gerade ihre Arbeiten sind es, die diesen Bauten durch die bei aller Grazie kräftigeren und derberen Formen ihrer Ornamentik den deutschen Charakter bewahrt haben. Die Ausschmückung der Krone der Rokokobauten in Deutschland, der Amalienburg im Park von Nymphenburg, deren feinziselierte Stuckdekoration noch heute die Bewunderung aller Kenner erregt, stammt zum größten Teil von der Hand des bedeutendsten der Wessobrunner Meister, von dem auch als Maler hervorragenden Joh. Zimmermann. Und wenn er sich auch im Ornamentalen meist an die Pläne des berühmten Erbauers der Amalienburg, François Cuvilliès, zu halten hatte, so ist doch alles Figürliche — und dies verleiht dem Ornament erst das rechte Leben — sein eigenstes Eigentum. Die prachtvoll modellierten weiblichen Figuren am Deckengesimse des Speisesaales, die entzückenden Putten, die in dem Rankengewirr der Panneaux des Schlaf- und des Spielzimmers ihr loses Spiel treiben, beweisen ein Studium der Natur und eine Treffsicherheit in der Darstellung lebhaft bewegter Körperformen, wie sie nur der vollendeten Meisterschaft gelingt. So hoch wurde die Kunst der Wessobrunner Meister geschätzt, daß sie vielfach ins ferne Ausland zur Ausschmückung fürstlicher Schlösser berufen wurden; im Westen und Süden weisen ihre Spuren nach Frankreich und bis nach Spanien; im Osten bis nach Warschau, Moskau und Petersburg. Die Eremitage in der Residenz Peters des Großen soll ebenfalls von einem Wessobrunner Meister ausgeschmückt worden sein. Wenige der Besucher des Schlosses Sanssouci bei Potsdam werden wissen, daß die zierlichen Ornamente der Räume, in denen Friedrich der Große mit den Genossen seiner Tafelrunde die berühmten



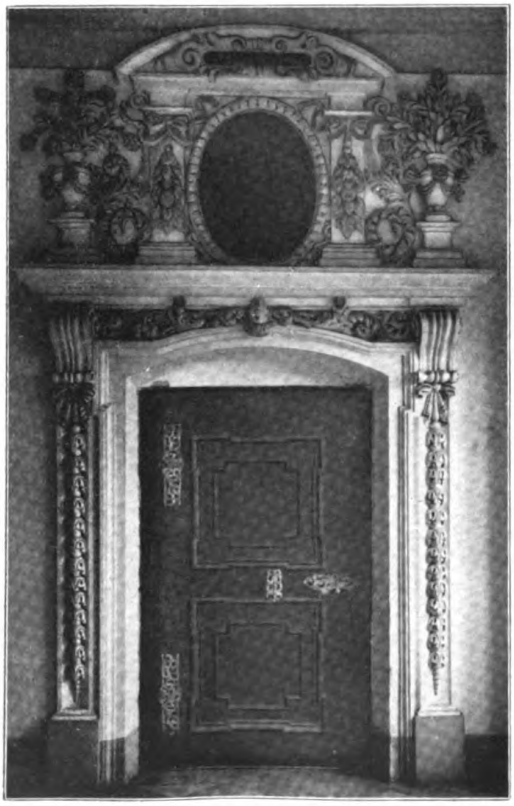
Speisesaal der Amalienburg im Park von Nymphenburg
Stuckdekoration von dem Wessobrunner Künstler Johannes Zimmermann

geistreichen Gespräche führte, von der Hand eines Wessobrunner Meisters stammen.

Eines der bedeutendsten Denkmäler ihrer Kunst ist der „Fürstenbau" im Kloster Wessobrunn, den Abt Leonhardt III. gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts begann und der durch Unterabt Beda zu der Tausendjahrfeier des Klosters 1753 für die zu dem Fest erwarteten geistlichen und weltlichen Fürsten vollendet wurde. Noch heute bewundern wir die künstlerische Vollendung, den Reichtum der Erfindung und die Meisterschaft der technischen Ausführung der plastischen Dekoration dieser wahrhaft fürstlichen Gelasse, für deren sorgfältige Erhaltung der gegenwärtige Besitzer des Klosters, Freiherr von Cramer-Klett, des Dankes aller Kunstfreunde sicher sein darf.

Der Fürstenbau, nur der kleine zur Ausführung gelangte Teil eines geplanten großartigen Klosterneubaus, ist in seinem Aeußeren schlicht gehalten; sein Inneres imponiert durch Weiträumigkeit und treffliche Raumdisponierung, besonders aber durch die Pracht der dekorativen Ausstattung, die sowohl im Entwurf als in der Ausführung ganz auf Meister der Wessobrunner Schule zurückzuführen ist. Eines der schönsten Gelasse ist der „Jagdsaal", von dessen Fenstern aus man einen herrlichen Blick auf die umgebende Landschaft genießt. Seine in zahlreiche Felder geteilte Spiegeldecke zeigt in frei herausgearbeitetem Relief das Akanthusmotiv, in dessen mit unendlich reicher

Detail von einer Decke im Wessobrunner Fürstenbau



Türumrahmung im Fürstenbau zu Wessobrunn

Abwechslung erfundenem Blattgewirr sich reizende Putten und allerlei Waldgetier herumtummeln. Leider ist der Saal infolge fiskalischer Sparsamkeit arg vernachlässigt und die Harmonie durch Entfernen der Kartuschengemälde gestört. Die „Aula des heiligen Benediktus" ist noch in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten: die zarte Farbentönung der Stuckdekoration der Decke macht im Verein mit den allerdings stark nachgedunkelten Gemälden, die eine Verherrlichung des Ordensstifters darstellen, einen sehr stimmungsvollen Eindruck. Die an diesen Saal beiderseits anschließenden fürstlichen Wohngemächer überraschen durch die meisterhaft stukkierten Plafonds und Türumrahmungen, die zum größten Teil im üppigen Barock-, zum kleineren Teil im Rokokostil gehalten sind; ebenso das lichtdurchströmte Treppenhaus mit den Abtbildnissen in schweren, prunkvollen Barockrahmen, wahren Meisterwerken der Stukkaturkunst. Den Glanzpunkt des Baus bildet der ausgedehnte, von 25 Fenstern erleuchtete Korridor vor den Fürstengemächern. Die Stukkatur seiner tonnengewölbten Decke mit ihren freskengeschmückten Kartuschen ist so mannigfaltig und so fein abgewogen mit der Architektur der Wände, daß das Auge trotz der ungeheuern Länge der Galerie keine Ermüdung empfindet. Die perspektivische Wirkung ist von einzigartiger Schönheit.

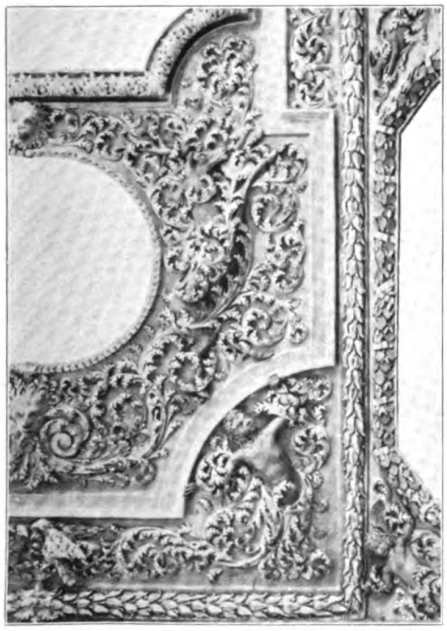
Im Fürstenbau des Klosters erscheint die Kunst der Wessobrunner Meister in ihrer Vollendung, und dieser Bau gibt uns zugleich die Erklärung für die Möglichkeit der Entstehung einer so hochgesteigerten Kunstleistung der Söhne des schlichten Dorfes: sie beruht auf einer jahrhundertelang gepflegten, an diesen Ort gebundenen Tradition; denn in diesem Kloster nahm zu allen Zeiten die Baukunst unter allen hier geübten Künsten die hervorragendste Stelle ein. Es ist daher nur erklärlich, daß sich in den in der Umgebung des Klosters entstandenen Ortschaften Gaispoint und

Haid, die später nach dem Kloster zusammen Wessobrunn genannt wurden, ein Stamm tüchtiger Bauhandwerker heranbildete, aus dem mit der Zeit eine Reihe künstlerisch geschulter und selbständigen Ideen folgender Meister hervorging, deren Geschicklichkeit sich bald ein Feld der Tätigkeit außerhalb der Heimat suchte und fand.

Die Klosterchronik und besonders die bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreichenden Klosterrechnungen geben uns ein anschauliches Bild dieser eigentlich niemals ruhenden Bautätigkeit. Die Filialen des Klosters erforderten den Bau von Pfarrkirchen; für die zahlreichen im Kloster verehrten Heiligen und ihre Reliquien mußten Kapellen errichtet, Refektorien, Dormitorien, Kreuzgänge bei der zunehmenden Zahl der Mönche erweitert und der herrschenden Stilrichtung entsprechend umgebaut werden. Der wachsende Grundbesitz verlangte weitläufige Wirtschaftsbaulichkeiten, Speicher und Magazine; für die Brauerei und die Erzeugnisse der dem Kloster gehörigen Weinberge in Tirol, die einen trefflichen Tropfen lieferten, mußten tiefe und geräumige Keller geschaffen werden. Im siebzehnten Jahrhundert wurde ein vollständiger Klosterneubau geplant, von dem indessen, wie erwähnt, nur der „Fürstenbau" zur Ausführung gelangte. Im achtzehnten Jahrhundert erhielten die drei Quellen, von denen das Kloster seinen Namen führt, an Stelle einer älteren eine monumentale Fassung und Umrahmung, die noch heute besteht.

Holzkruzifix aus dem dreizehnten Jahrhundert in der Kirche von Wessobrunn

In der Bautätigkeit des Klosters nahmen selbstverständlich die Bauten an der Klosterkirche den breitesten Raum ein; das sogenannte „alte Münster", das zur Zeit der Gründung erbaut worden sein soll, bestand lange Zeit neben einer den Apostelfürsten Peter und Paul geweihten Basilika, die nach einem verheerenden Brande einem, nach den noch vorhandenen Ueberresten zu schließen, äußerst kunstvollen Bau im romanischen Stil weichen mußte. Die Gotik war durch einen Chor an der Marienkapelle und durch Kreuzgänge vertreten. Im sechzehnten Jahrhundert wurde die Kirche im Renaissance-, im siebzehnten im Barockstil — wenigstens im Innern — umgebaut; in dieser Gestalt bestand sie bis zur Säkularisation des Klosters im Jahre 1803.



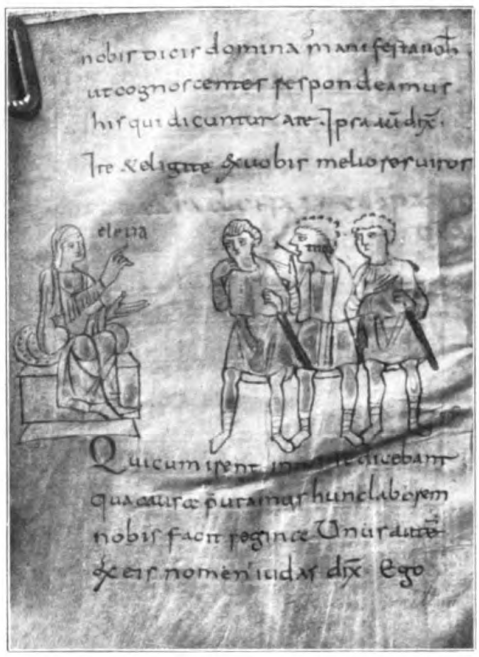
Detail von der Decke des Jagdsaales in Wessobrunn

Leider ist von allen diesen Bauten außer dem Fürstenbau und einem interessanten Glockenturm der romanischen Periode fast nichts mehr erhalten. Einer engherzigen Finanzpolitik, die den hohen kunst- und kulturhistorischen Wert dieser

Teil eines Wessobrunner Barockrahmens

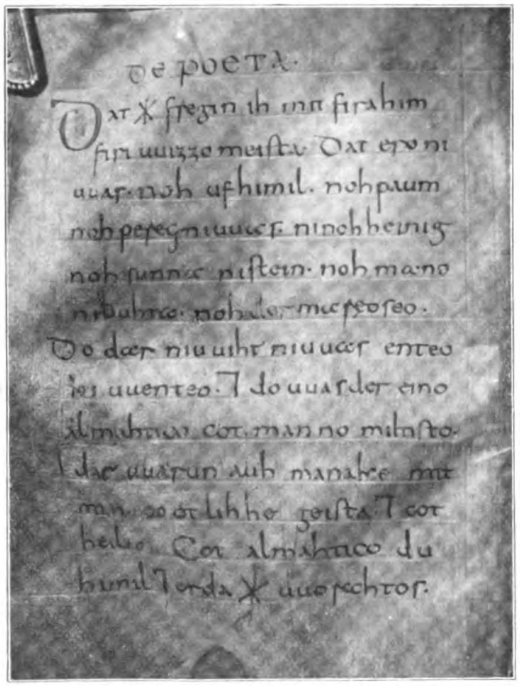
steinernen Denkmäler nicht zu würdigen vermochte, fielen im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die Klosterkirche und der größte Teil der übrigen Klosterbauten zum Opfer; sie wurden auf den Abbruch verkauft. Auch den Fürstenbau würde noch in den sechziger Jahren das gleiche Schicksal ereilt haben, hätte nicht in letzter Stunde der bekannte Politiker Professor Dr. Sepp in München den hochherzigen Entschluß gefaßt, denselben unter bedeutenden pekuniären Opfern durch Ankauf von dem sonst unvermeidlichen Ruin zu erretten.

Herrn Professor Sepp, der sich von dieser Zeit an mit unermüdlichem Eifer und großer Sachkenntnis der Durchforschung des Klostergebietes widmete, verdanken wir indes nicht nur die Erhaltung des Fürstenbaus, sondern auch die Wiederaufdeckung einer Reihe für die Kunstgeschichte hochbedeutender Skulpturen, die er aus den Fundamenten eines Wirtschaftsgebäudes, in die sie anfangs des achtzehnten Jahrhunderts vermauert worden waren, wieder ans Tageslicht zog.



Miniatur aus der Handschrift, die das Wessobrunner Gebet enthält

Die aufgefundenen Bildwerke, die, um sie als Bausteine brauchbar zu machen, leider mehr oder weniger stark verstümmelt worden waren, stellen in etwa halblebensgroßen sitzenden Figuren Christus und die Apostel dar. Außerdem wurden ein das Kreuz tragender Engel und mehrere weibliche Figuren aufgefunden; ferner eine Anzahl Bruchstücke von Säulenschäften, Kapitälen und Basen sowie Bogenstücke und andre Bauteile. Ein unzweifelhaft zu der Apostelgruppe gehöriges Muttergottesbild mit dem Kinde, das der Vermauerung entgangen war, ist völlig unversehrt erhalten geblieben; es stand mehrere Jahrhunderte lang auf einem Altar der Klosterkirche und bildete als wundertätiges Gnadenbild den Gegenstand hoher Verehrung für die Wallfahrer von nah und fern.



Das Wessobrunner Gebet (Anfang des neunten Jahrhunderts)

Stilkritische Untersuchungen haben ergeben, daß die Fundstücke der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Klosterkirche angehörten. Die sitzenden Figuren bildeten, wie der Konservator am bayrischen Nationalmuseum in München, Dr. Hager, in seiner Schrift über die Bautätigkeit im Kloster Wessobrunn überzeugend nachweist, den überaus wirkungsvollen Schmuck der Abschlußwände des Chors gegen die Seitenschiffe; ohne Zweifel waren die leider arg verstümmelte Figur des Erlösers und das Marienbild die Mittelstücke zweier einander gegenüber stehender Gruppen. Der Engel und die weiblichen Figuren gehörten dem westlichen Chorabschluß, dem Lettner, an, während die Säulenschäfte und Kapitäle mit den charakteristischen Sirenenfiguren die in der Mitte des Lettners stehende Kanzel trugen. Das heute den schönsten Schmuck der Pfarrkirche in Wessobrunn bildende hölzerne Kruzifix, das den Heiland in einer seltsamen Mischung als Triumphator und als Leidenden darstellt, ist nach Stil und Ausführung ohne Zweifel diesen Bildwerken zuzurechnen.

Die gefundenen Skulpturen sind von hohem kunstgeschichtlichem Wert, besonders deshalb, weil sie ein bisher fehlendes Glied in der Reihe der Entwicklungsstadien des romanischen Stils in Deutschland darstellen; denn während sie sich einerseits durch die knappe, in enge Falten gelegte Gewandung der französischen frühromanischen Schule nähern, die ihren Hauptausdruck in der Kathedrale von Chartres findet, bilden sie anderseits durch die ein eingehendes Naturstudium beweisenden Körperformen und die Individualisierung der Gesichtszüge

eine Vorstufe zu der in den Bildhauerwerken der Dome zu Bamberg, Paderborn und Halberstadt und andern zu hoher Vollendung gelangten spätromanischen Kunst in Deutschland.

Sämtliche Fundstücke (etwa neunzig an der Zahl) befinden sich heute im Besitz des bayrischen Nationalmuseums in München.

Der Gründer des Klosters Wessobrunn war Herzog Thassilo II. von Bayern, der Neffe des ersten Karolingerkönigs Pipin und Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius. Die Gründung des Klosters (753) knüpft, der Sage nach, an die drei noch heute im Klosterhof sprudelnden Quellen an, deren Verehrung unzweifelhaft auf den altgermanischen Nornenkultus zurückzuführen ist. Hatten die Mönche in der ersten Zeit nach der Gründung, entsprechend den Regeln des heiligen Benedikt, zu denen sie sich bekannten, ihre ganze Kraft der Urbarmachung des waldbedeckten Landes und — unter Führung des heiligen Bonifaz — der Christianisierung seiner Bewohner zu widmen und später unter den wiederholten Ueberfällen der Hunnen schwer zu leiden — unter ihren Händen starb 955 Abt Thiento mit sechs Patres den Märtyrertod —, so wurde selbst in diesen schweren Zeiten die Pflege der Künste und Wissenschaften hochgehalten. — Die uns aus dem Kloster erhaltenen

Madonna aus der romanischen Kirche in Wessobrunn

Christusstatue aus der romanischen Kirche in Wessobrunn

Handschriften, die heute einen kostbaren Besitz der bayrischen Hof- und Staatsbibliothek ausmachen, beweisen, mit welch unsäglichem Fleiß, aber auch mit welchem Erfolg die Wissenschaften dort geübt wurden; nicht allein in abstrakt kirchlichen Stoffen, sondern auf allen Gebieten des Wissens. Selbst in dem mit dem Kloster verbundenen Nonnenkloster „Parthenon" wurde dieses Streben mit solchem Eifer geteilt, daß mehrere Koryphäen der Wissenschaft aus ihm hervorgegangen sind; unter ihnen ragt die anfangs des zwölften Jahrhunderts lebende, durch Weisheit und musterhaften Lebenswandel gleich ausgezeichnete Nonne Diemuth hervor, von deren Hand eine große Zahl von Schriften in der Staatsbibliothek aufbewahrt werden und deren Wirken so hochgeschätzt war, daß ihre sterblichen Ueberreste der Ehre teilhaftig wurden, in der Klosterkirche neben den Aebten beigesetzt zu werden.

Das wertvollste der erhaltenen Wessobrunner Werke ist ohne Zweifel eine Handschrift aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts. Sie enthält eine Anzahl weltlicher Abhandlungen in lateinischer Sprache, unter anderm eine Legende der heiligen Helene, die wegen der darin eingestreuten Miniaturen interessant ist; sie zeigen, welch freier Geist in künstlerischer Beziehung damals in den deutschen Klöstern herrschte; denn bei aller Unbehilflichkeit der Zeichnung weiß sich der Künstler doch von den damals herrschenden steifen byzantinischen Formen zu befreien und ein anerkennungswertes Streben nach Individualisierung zum Ausdruck zu bringen. Was

aber dieser Handschrift vor allen andern die höchste Bedeutung verleiht, ist das in ihr enthaltene sogenannte Wessobrunner Gebet. Das „Wessobrunner Gebet“ ist die älteste Handschrift, die uns ein Gebet in deutscher Sprache überliefert; sie stammt noch aus der Zeit Karls des Großen, der zuerst der deutschen Sprache Heimatrecht in der Literatur verschaffte. Die Handschrift beruht offenbar auf einer noch älteren, denn sie enthält nur die Bruchstücke eines umfangreicheren Gebetes; aber auch diese sind imstande, uns einen Begriff von der Schönheit und Kraft zu geben, deren schon damals unsre Muttersprache fähig war. So geben die ehrwürdigen Ueberreste aus dem Kloster Wessobrunn Zeugnis davon, wie in den stillen Mauern deutscher Klöster ein Ringen nach Erkenntnis lebendig war, dem wir an Kulturgütern und ethischem Besitz mehr zu verdanken haben, als wir Modernen zuzugeben geneigt sind; und daß dort auch deutscher Geist gepflegt wurde, beweist eben das Wessobrunner Gebet. Darum hat Professor Sepp eine deutsche Tat im besten Sinne vollbracht, als er vor der Klosterpforte in Wessobrunn im Schatten der uralten, weitästigen Dorflinde einen mächtigen Findlingsblock errichten ließ, von dessen Stirn uns in goldenen Lettern die Worte dieses ältesten Dokuments deutscher Sprache und deutscher Poesie entgegenleuchten:

„Das gefrug ich bei den Menschen mit Fürwitz meistem,
Daß Erde nicht war noch Aufhimmel,
Noch Baum noch Berg nicht war,
Noch einiger Stern noch Sonne nicht schien,
Noch Mond nicht leuchtete noch Meersee,
Da dar nichts war, nicht Ende noch Wende
Und da war der Eine allmächtige Gott!
Mann mildester und noch manche mit ihm
Göttliche Geister und Gott heilig. —
Gott allmächtiger, Du Himmel und Erde gewirktest
Und den Menschen so mannig vorgabest,
Gib mir in Deiner Gnade rechten Glauben
Und guten Willen, Weistum und Spähe
Und Kraft, Teufeln zu widerstehen
Und Arg abzuweisen und Deinen Willen zu wirken.“

Teil des Korridors im Wessobrunner Fürstenbau

Der Volksbeglücker

Skizze

von

Ferdinand Stieber

Eine halbe Stunde hinter dem letzten mit Stroh gedeckten Lehmhause, aber doch noch im Dorffrieden, erhebt sich, ohne daß einer wüßte, wie er dahingekommen, ein übermannshoher Granitblock. Von der dem Feldwege zugekehrten Seite sieht er einem hohen Thronsessel nicht unähnlich mit seinem breiten Sitz, auf dem zwei Menschen bequem Platz finden. Den „Freundschaftsstein" nennen die Dorfleute diesen Felsblock; denn bis hierher werden die Burschen begleitet, die, zum Militär ausgehoben, als Rekruten davongehen, und die Mädchen, die außerhalb des Dorfes als ländliche oder städtische Dienstboten ihren Unterhalt suchen wollen. Hier, an dem Stein, wird seit Menschengedenken der letzte Abschied genommen.

Ein vom Dorfe herkommender Mann näherte sich dem Stein. Er ist städtisch gekleidet, freilich auch recht schäbig. Der übermäßig lange, rostfarbene Ueberrock läßt kaum mehr von der weiß und schwarz karrierten, unten ausgefransten Hose sehen, als zwei nebeneinander gelegte Männerhände bedecken könnten. Auf dem Kopfe trägt er einen kleinen, aus der Fasson geratenen schwarzen Filz. Er trat an den Felsblock heran und schwang sich mit einem leichten Ruck auf den Sitz. Als er sich zurechtgerückt hatte, sagte er ganz laut vor sich hin: „Na, also!" und blickte dann mit seinen wasserblauen Augen weit aus, als wollte er über die den fernen Horizont begrenzenden Berge hinwegschauen. Dabei lief, von den Lippen ausgehend, ein Zucken über die mit starken grauen Bartstoppeln bedeckten Wangen, die aufgedunsen waren und von der Farbe schmutziggelben Wachses. Nach einer Weile sprang er mit einem Satz von seinem erhöhten Steinsitz herunter, umschritt den Felsblock, um dann wieder, jetzt etwas zögernd und umständlich, auf den Sitz hinaufzukriechen. Er zog den Filz von den halblangen, borstigen Haaren und rieb mit ihm einige Male über den Hinterkopf. „Na, also!" sagte er wieder, schien aber zu keinem Entschlusse kommen zu können. Plötzlich drückte er sich, wie einer, der gern unsichtbar werden möchte, gegen die Rückenlehne seines Steinsitzes und kroch in sich zusammen. Er hatte sich aber nicht unsichtbar gemacht, denn schon wurde er von einem behäbigen Manne in bäuerlicher Tracht, der von rechts her aus den Erlen trat, deren dichtes Grün ihn bisher verborgen hatte, angesprochen.

„Da treibst du dich wieder herum, du Galgenstrick?"

Aber die Anrede war durchaus nicht barsch, sondern gutmütig, fast mit einem leisen Unterton von Zärtlichkeit.

„Ich bin nur da heraus spazierengegangen, Herr Bürgermeister, die Berge hab' ich wieder einmal sehen wollen."

„Das kannst d' doch alle Tag, Steinhauer; aber weißt d', wann du immer noch da gesessen bist, da auf dem Stein . . ."

„Ja, ja, ja, ja, Herr Bürgermeister, ja, ja . . . aber, Herr Bürgermeister, wenn einer nicht eingesperrt ist — und doch seine Freiheit nicht hat . . ."

„Hat's dich wieder, Steinhauer? Geht's dir so schlecht bei uns?"

Die Stimme des Bürgermeisters wurde immer zärtlicher.

„Sehen Sie, Herr Bürgermeister, was Freiheit heißt, weiß doch nur einer, der gesessen ist."

„Wie du, das meinst du doch, was? Dann kann sie freilich nicht leicht einer so gut kennen wie du, die Freiheit."

„Zu Lichtmeß bin ich sechsundfünfzig geworden, Herr Bürgermeister, und davon hab' ich über die Hälfte . . ."

„Weiß, weiß, ich hab' erst gestern — so zufällig — deine Strafen zusammengerechnet: neunundzwanzig Jahrln . . ."

Der Steinhauer lächelte fast geschmeichelt, aber nach einer Weile sagte er, wie einer, der übertriebenes Lob auf das richtige Maß zurückführen will: „Davon waren zwölf wegen der Dummheit mit den falschen Banknoten, die ich mir hab' anhängen lassen. Das verzeih' ich mir nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werd'. Miserabel gemacht hat sie der Wällische, jedes Kind hat die Falschheit sehen müssen — und ich hab' sie unter die Leut' bringen wollen! Um die zwölf Jahr darf's einem leid tun, Herr Bürgermeister."

„Ja, ja, mein lieber Steinhauer, schad' um dich, schad' um dich!" sagte der Bürgermeister und sandte den Worten einen mächtigen Seufzer nach.

Da seufzte auch der Steinhauer, aber gewiß aus einem andern Grunde, denn er blickte wieder sehnsüchtig über die Berge.

Der Bürgermeister klopfte ihm auf die Schulter: „Schau halt nicht so weit hinaus. Was willst d' denn? Ich geh' auch nicht weiter spazieren, als bis zu den Erlen, höchstens einmal ein Stückel zum Rauscherwirt an der Landstraße, weil's ihm so schlecht geht, dem armen Teufel . . ."

Bei Nennung des Rauscherwirts sprang der Steinhauer von dem Steinsitz herunter, von dem er sich bis jetzt nicht gerührt hatte, und spie vor sich hin.

„Der Dieb!“ sagte er dann und achtete nicht darauf, daß der Bürgermeister die Augenbrauen bedenklich hochzog.

„Jetzt hältst du das Maul, Steinhauer! ... Beinahe schon auf den Tod liegt er, der Rauscherwirt ... Und kannst d' ihm was nachweisen, kannst d'? ...“

„Sein Sie nicht bös, Herr Bürgermeister ... ich bin schon still ... aber manchmal wird mir doch rot vor den Augen. Wie viel hab' ich schon gemacht, Herr Bürgermeister, wie viel! Und ein jedesmal zieht's mich dann daher, Heimweh, ich schäm' mich ja vor mir selbst, aber was will ich denn machen, ich muß halt immer her ...“

„Weil's dir bei uns am besten geht! Und von den Dummheiten schweig, das glaubt dir kein Mensch, daß du die Sachen ... na, halt was du mitbringst, da bei uns eingräbst und dann nimmer find'st, wenn du aus dem Arrest kommst ...“

„Kerker, Herr Bürgermeister, Kerker! Und wahr ist's doch! Und ich laß mir's nicht nehmen, der Rauscherwirt hat seine Keuschen mit den achthundertundfünfzig Gulden gekauft, die ich da hinter dem Stein vergraben hab'. Nachgeschlichen ist er mir, nachgeschlichen, ich weiß, das eine Mal hab' ich's gesehen! Aber unrecht Gut gedeiht nicht, was hat er jetzt davon!?“

„Jetzt ist Schluß!“ entschied der Bürgermeister in strengem Ton, „du hast's not, so zu reden, grad' du!“

Als er aber die Zerknirschung des Steinhauer gewahrte, lenkte er wieder ein und wurde gütig.

„Ich will wieder nichts gehört haben, weil ich ein Mitleid für dich im Leib hab'. Aber gescheit sollst d' sein und kein' Unsinn reden! Keiner tut dir was, keiner! Viel zu gut sind sie alle mit dir! Plagt dich einer? Glaubst d' denn, sie freuen sich, wenn du jedesmal zu uns abgeschoben wirst? Ich freu' mich ja auch nicht, mir wär's auch lieber, du verdientest dein Brot wo anders ...“

„Mich werd's nicht los, Herr Bürgermeister ...“

„Ich weiß, ich weiß ... Aber jetzt dauert's dir schon wieder zu lang bei uns. Drei Monat' ist zu viel für die Anständigkeit ...“

Der Steinhauer sah schämig zu Boden und wischte sich wieder mit dem verschmierten Filzhut über das Hinterhaupt.

„Die Freiheit, Herr Bürgermeister!“ sagte er dann, und die Sehnsucht in seinem Tone klang echt. „Bin ich denn frei, wenn ich in Beobachtung steh' und jeden Tag in der Früh' mich zum Rapport melden muß?“

„Das ist die Vorschrift, Steinhauer, und ich bin für dich verantwortlich. Aber was nutzt's denn? Auf einmal bist du dann doch wieder auf und davon, und ich hab' die Scherereien.“

„Gottes Wille, Herr Bürgermeister; nicht ein Haar fällt von deinem Haupte ...“

„Das ist eine sündhafte Red', das laß! ... Ich spür's schon wieder, daß was vorgeht, schau nur nicht so unschuldig drein, ich kenn' dich!“

Der Bürgermeister äugelte den Steinhauer verschmitzt an und sein Reden klang fast — wie eine schlecht verhüllte Aufforderung. Dem alten Zuchthausbruder trat ein Leuchten in die Augen.

„Ich kenn' dich,“ wiederholte der Bürgermeister. „Und nach ein paar Tagen kommst du dann wieder, und ein jeder weiß: jetzt hat der Steinhauerfranz wieder eine Schlechtigkeit gemacht und einem armen Teufel ein paar Gulden aus dem Ladel geholt. Schämst d' dich nicht? Aber, aber!“

Der Bürgermeister wandte sich zum Gehen: „Also sei g'scheit, Steinhauer, g'scheit sein! Wegen ein paar lumpigen Gulden! Steht's denn dafür?“

Dann stapfte er mit wuchtigen Schritten davon, dem Dorfe zu, den Steinhauerfranz seinen nicht eben ganz klaren Gedanken überlassend.

Am nächsten Morgen kam der Steinhauer früher, als es sonst der Fall war, zum Rapport, und der Bürgermeister konnte seine Freude an der Unterwürfigkeit haben. Und dann bat der Steinhauer de- und wehmütig, ausnahmsweise, nur einmal, gewiß nicht wieder, ein Stückchen weiter, über die Dorfgrenze gegen den Wald hin gehen zu dürfen.

„Steinhauer, Steinhauer, du weißt, das darf nicht sein,“ kam es so gar nicht rauh über die Lippen des Bürgermeisters. „Soll ich dich vom Gemeindediener begleiten lassen? Wär' doch eine zu große Schand', Steinhauer. Ich will nichts gehört haben, ich nicht. Daß du mir keine Sachen machst. Kauf dir lieber einen Wein und gib dich zufrieden.“

Er drückte dem Steinhauer ein Geldstück in die Hand und wiederholte dabei: „Mach mir keine Sachen!“

Mit hochgezogenen Schultern, den schäbigen schwarzen Filzhut gegen die Brust drückend, schlich der Steinhauer davon.

Der Bürgermeister blieb noch eine Weile in der Mitte des Zimmers stehen und blickte, den Kopf ins Genick drückend, gegen die niedere Zimmerdecke. Ein paar unartikulierte Laute, die in leises Pfeifen übergingen, kamen über seine Lippen.

Eine Viertelstunde später kündete er seinem Weibe an, daß er zu Gericht müsse, in die Bezirksstadt, und ließ die Fuchsstute vor den kleinen Korbwagen spannen.

„Vor morgen abend werd' ich nicht zurück sein,“ sagte er beim Abschied. Er fuhr durch das Dorf, hinaus auf die Landstraße, am Rauscherwirtshaus vorüber, ohne anzuhalten und ohne nach rechts oder links zu schauen. „Hühstehoh!“ Immer gradaus. Einmal war ihm, gerade als er sich dem Waldessaum näherte, an dem die Landstraße eine Zeitlang sich hinzieht, als husche etwas hinter einen Baum. Da kniff er einen Augenblick die Lider zusammen.

„Hühsteho, Fuchsin, Hühsteho!“

Ein Bürgermeister hat in der Bezirksstadt immer zu tun, auch bei Gericht. Und vollends diesen kannten die Herren vom Gericht von den vielen Verhandlungen des Steinhauer her. Sie vermuteten auch gleich, er käme wegen des alten Sünders, und waren angenehm überrascht, als der Bürgermeister ihnen sagte:

„Ich könnt' nicht klagen über den Steinhauer, so lang hat er noch nie gut getan, scheint, daß er sich ernsthaft bessern will. War erst heute früh beim Rapport. Könnt' nicht klagen.“

Und dann erkundigte er sich nach einem alten Streitfall wegen eines Grenzsteines, den zwei Bauern seit Jahr und Tag miteinander hatten.

„Endlich muß man doch wissen, wer recht hat und wo der Grenzstein eigentlich hingehört. Ich halt' auf Ordnung, meine Herren."

Die Herren schimpften weidlich über die „Bauernschädel", die wegen einer Dummheit dem Gerichte so viel Schererei machen, der Bürgermeister schimpfte mit, und dann beruhigten sich alle miteinander. Wird schon Recht gesprochen werden.

Wenn einer nur ein-, zweimal aus dem Dorfe in die Stadt kommt in den dreihundertfünfundsechzig Tagen, die so ein Jahr hat, gibt's eine Menge Besorgungen, und schließlich möchte er auch etwas von den Vergnügungen haben, die nur die Stadt bietet. So ist ein Tag bald herum und die Nacht ist zu kurz gewesen.

Am zweiten Tage, gegen Mittag, nach einer ansehnlichen Mahlzeit, spannte der Bürgermeister die Fuchsstute wieder vor seinen kleinen Korbwagen und fuhr aus dem Hofe des Einkehrhauses auf den Marktplatz, recht langsam, als würde ihm der Abschied schwer, und dann hinaus, der breiten Bezirksstraße nach. Endlich kommt auch ein Bauerngaul an sein Ziel. Eine Stunde nach dem Vesperläuten hielt er vor seinem Hofe.

„Der Steinhauer war heut früh nicht beim Rapport," waren die ersten Worte, welche die Bürgermeisterin zu ihrem Manne sprach.

„Der Sakra! Hat er richtig gespürt, daß ich nicht da bin! Morgen früh kommt er schon wieder."

„Hat ihn keiner gesehen seit gestern."

„Er wird doch nicht, der Lump!"

„Im Wald wird er stecken," beruhigte ein alter Knecht, „den hat's jetzt noch nicht, das kenn' ich."

Der Bürgermeister schien sich aber doch nicht beruhigen zu wollen und schickte den Gemeindediener durchs Dorf, ob keiner den Steinhauer gesehen. Seine Pflicht muß man tun und nichts leicht nehmen, wenn man Bürgermeister ist. Wußte aber niemand etwas von dem Steinhauer.

„Der Sakra, der Sakra! Bis morgen früh wart' ich, dann meld' ich's dem Gericht, so ist die Vorschrift."

Aber noch bevor er in die Schlafkammer ging, setzte sich der Bürgermeister an den schweren Eichentisch und machte seinen Bericht: „Daß der unter Ortsaufsicht stehende Franz Steinhauer sich eigenmächtig aus dem Dorfe entfernt am selben Tage, an dem der Bürgermeister sich in der Stadt bei Gericht befand . . ." Erst nachdem er damit fertig war, begab er sich zu Bett. Ruhe fand er aber nicht. Er mußte unausgesetzt an den Durchbrenner denken . . . Kommen wird er schon, sicher, aber wann? Auf einmal wird er da sein und . . . Sakra, Sakra! . . . Eingraben wird er's, eingraben, das hat er ja immer gemacht, und um keinen Preis der Welt vor Gericht verraten, wo. Dem braven Bürgermeister wurde heiß, auf seiner Stirn perlten kleine Tröpflein . . . Wo er's nur wieder vergraben wird? In seine Träume verfolgte ihn der Steinhauer. Er sah ihn hinter dem Freundschaftsstein ein Loch graben, tief, tief, und dann einen ganzen Kornsack voll Goldstücke in die Oeffnung schütten. Es wollte schier kein Ende nehmen. Und dann sah er wieder den Rauscherwirt an dem Felsen, bemüht, das Erdreich auszuheben, dann war's wieder nicht der Rauscherwirt, sondern der Brandmüller und gleich darauf ein andrer Bauer; und dann sah er plötzlich sich selbst an dem Steine hocken und graben . . . graben . . . Er ächzte dabei so laut, daß seine Frau herüberlangte und ihm über den offenen Mund fuhr.

Darüber erwachte er, und da war's mit dem Schlaf ganz vorbei. Und so heiß war ihm, daß er das schwere Federbett mit den Füßen zurückschob. Seine Gedanken kamen aber nicht los von dem Steinhauer. Wie sollte er es anstellen, daß er als erster den schlechten Kerl zu Gesicht bekam . . . daß nicht wieder einer ihm nachschlich, wenn er . . . Sakra, Sakra, achthundertfünfzig Gulden hat der Rauscherwirt damals erwischt . . . Bei dem verwegenen Gedanken erschrak der Herr Bürgermeister heftig und sah sich ängstlich um in der Dunkelheit, die noch im Zimmer herrschte, ob niemand den Gedanken erlauscht haben konnte . . . Wie macht man's, wie macht man's? Aufpassen werden sie alle, die Sakra von Bauern . . . Das darf nicht sein, nicht sein darf's! Als müsse er dieser Meinung Nachdruck geben, setzte er sich im Bette auf und tippte sich mit dem Zeigefinger aufs Knie, wie er's bei wichtigen Reden in der Gemeindestube zu tun pflegte. Gewaltsam drängte er alle andern Gedanken zurück und sagte sich: ‚Ich bin der Bürgermeister, ich muß . . . freilich, aufpassen muß ich, daß keiner . . . Denn ich bin verantwortlich für den Steinhauer.' Und er dachte und dachte, fand aber keinen Ausweg, der ihm sicher genug erschienen wäre. Draußen krähte der erste Hahn, die Bäuerin bewegte sich; der zweite: die Bäuerin riß den Mund zu einem gewaltigen Gähnen auf; und als das dritte „Kikeriki" ertönte, reckte sie den Kopf in die Höhe.

„Bist d' schon auf?" fragte sie erstaunt, als sie den Mann im Bette aufrecht sitzen sah. Daß der Bürgermeister die Frage nur mit einem Brummen beantwortete, beachtete sie nicht weiter, sie hatte ohnehin keine Antwort erwartet.

Gerade als der Bürgermeister hinter der Milchschüssel saß, wurde draußen auf dem Hofe laut gerufen: „Der Steinhauerfranz!" Da troff von dem Löffel, der schon die Lippen berührt hatte, die Milch in die Schüssel zurück, und die Augen des Bürgermeisters starrten nach der Tür . . .

„Herr Bürgermeister . . ."

„Lump, elendiger!" . . .

Der Steinhauer kam mit gesenktem Kopf an den Tisch heran und rieb sich dabei mit dem speckigen Hut über die Haare.

„Wo bist d' gewesen, was hast d' ang'stellt, wann bist d' kommen?"

„Jetzt bin ich gekommen, Herr Bürgermeister, grad jetzt," antwortete der Steinhauer, als wäre er nach nichts anderm gefragt worden, und in seinen wasserblauen Augen spiegelte ein nichtsnutziger Blick. Vertraulich neigte er sich über die Milchschüssel und bis nahe an das Ohr des andern: „Grad jetzt . . . Hinter allen Zäunen haben sie sich geduckt und geschaut, woher ich komm', wohin ich geh' . . . Ich vergrab' nichts, Herr Bürgermeister . . ."

„Das will ich auch hoffen, will's hoffen," kam es verdächtig gluckend aus der Kehle der Dorfhoheit.

„Herr Bürgermeister . . ." Der Steinhauer dämpfte die Stimme zum Flüstern . . . „Ich werd'

mein rotes Taschentuch da fallen lassen ... zum Aufheben, Herr Bürgermeister ... steht dafür, daß Sie's aufheben ... ich bin zufrieden mit der Hälfte, Herr Bürgermeister ... Ihnen vertrau' ich's schon lieber an als der Erde ... und wenn der Herrgott will, daß sie mich nicht erwischen, hol' ich's kleinweis' für einen guten Tag ..."

Hinter der Milchschüssel saß einer, der einen höllisch roten Kopf hatte und mit starren Augen auf das rote Taschentuch glotzte, das zu einem Päckchen zusammengedreht auf der Diele lag. Unwillkürlich suchte sein Fuß danach. Im Kopfe des Bürgermeisters ging so viel vor, daß er nicht denken konnte. Er schluckte ein paarmal und fuhr sich an den Hals, die Augen immer auf das rote Ding am Boden gerichtet, dann löste es sich von seinen Lippen wie ein Wehruf: „Lump, elendiger!"

Der Steinhauer kniff die Augen zusammen und dachte: ‚Jetzt ist's gut, er schimpft schon,' und war dann maßlos erstaunt, als der Bürgermeister ihn an der Schulter packte und durch das offene Fenster auf den Hof hinausrief: „Kommt's herein da!"

Es kamen nicht nur die Knechte und Mägde, sondern auch ein paar Bauern, die am Hoftore gelauert hatten, bis der Steinhauer wieder herauskommen würde; denn den schlechten Kerl durfte man nicht aus den Augen lassen, wenn er auf einem Ausflug gewesen. Was will er denn, der Bürgermeister?

Der Steinhauer bückte sich und wollte sein Taschentuch aufheben, aber der Bürgermeister setzte den Fuß darauf.

„Breit ist er genug, so sieht's auch keiner," sagte der Steinhauer rasch.

Da traten die Leute in die Stube, als letzter der Gemeindediener, der sich auch irgendwo in der Nähe aufgehalten hatte ...

„Also, im Namen des Gesetzes ...!" gluckste der Bürgermeister. Dann hob er das rote Taschentuch unter dem Fuße hervor. „Zeugenschaft sollt ihr ablegen ... das hab' ich dem Steinhauer abgenommen ..."

Er entfaltete das Taschentuch und begann verschiedene Noten auf den Tisch zu zählen, die er dem Taschentuche entnahm, kleine und große. Die Bauern sahen mit blöden Augen zu, die immer größer wurden ... Zweitausend ... Der Bürgermeister zählte immer noch weiter, der Schweiß tropfte ihm von der Stirn auf den Nasenrücken, und die Bauern preßten die Lippen aufeinander und mancher vergaß für einen Augenblick das Atemholen ... „Zweitausendachthundert, und vier Lose," endete der Bürgermeister. Er konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten, er setzte sich.

„Ihr habt es gesehen und gehört: Zweitausendachthundert, und vier Lose ..."

„Und so viele Ochsen!" fiel der Steinhauer ihm ins Wort und ließ sich dann ruhig abführen. „Ausgraben ja, ausgraben ja!" sagte er, während er das Zimmer verließ. Da machten alle so, als hörten sie nicht, schaute aber einer den andern von der Seite an.

„Der Lump, der elendige!" rief der Bürgermeister mit etwas fester gewordener Stimme, und die Bauern nickten zustimmend.

Spielsaal des Berliner Klubs „Ressource von 1794"

Die Berliner Klubs

Von

Alfred Gold

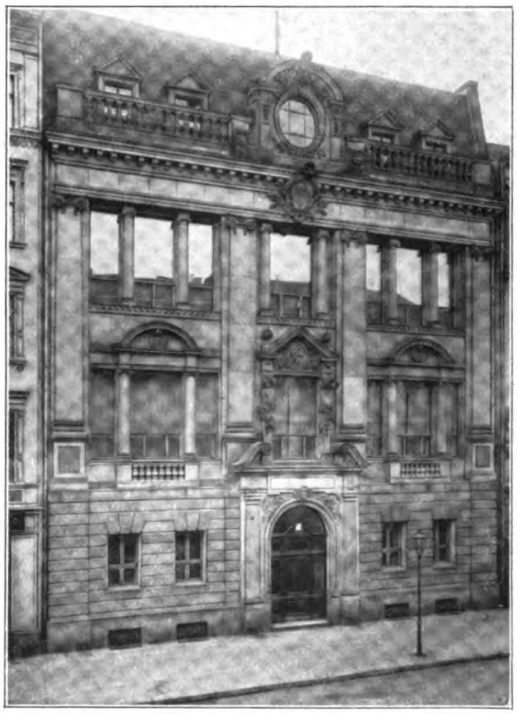
(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Zander & Labisch)

Als ich einmal einen Herrn von X., der die reiche Lebewelt Berlins als eines ihrer tätigsten Mitglieder gründlich kennt, im Gespräch nach der Zahl und Bedeutung der Berliner Klubs fragte, bekam ich zur Antwort ein Lächeln und die kurzen Worte: „Klubs? Aber die gibt's ja in Berlin gar nicht!" Das war mehr als seltsam: sollte gerade dieser geeichte Großstädter nichts auf diesem Gebiete kennen? Als ich mich dann bei einem zweiten Bekannten darüber erkundigte, bekam ich die noch überraschendere Antwort: „Herr X.? Der gehört nicht einem, aber mindestens sieben Berliner Klubs an!"

Mehrere Jahre sind seitdem vergangen, und da ich mittlerweile das Leben und die Menschen Berlins mit ihren eignen Augen zu sehen gelernt habe, verstehe ich jenen scheinbaren Widerspruch ganz genau. Hinter die täuschenden Fassaden muß man in das tägliche Getriebe der Berliner Gesellschaft geblickt haben, um zu wissen, daß von dem klassischen Klubleben Englands oder auch Frankreichs hier kaum ein Hauch zu verspüren und ein Klubhaus in jenem ausgebildeten Sinne einfach nicht da ist.

Die Gesellschaft weiß das. Zu den öffentlichen Geheimnissen und den meistbesprochenen Sorgen des Berliner Westens gehört dieser Mangel, und an allerlei Versuchen, ihm mit künstlichen Mitteln abzuhelfen, hat es nicht gefehlt. Man will hier in nichts zurückstehen. So wie man eines Tages einen eleganten Berliner Wagenkorso durch die Anregung eines Vereins begründen wollte, so glaubte man auch das reichgegliederte Netz von Klubgründungen über Nacht hervorzaubern zu können, und unvergeßlich bleibt mir der kühne Aufruf eines betriebsamen „Direktors", in dem unter prunkvollem Hinweis auf die glücklicheren westlichen Länder das massenweise Entstehen von Herrenklubs auf Aktien in Aussicht gestellt wurde. Alles war da, nur das Geld fehlte. Das Geld sollten die verehrten Herrschaften aus dem Publikum vertrauensvoll in die offene Hand legen. So leicht auch diese Idee in den Prospekten zu durchschauen war, so gläubig verhielt sich dennoch das ehrgeizige Berlin dazu, und der Herr Direktor mußte erst die Freundlichkeit haben, dem Herrn Staatsanwalt in die Arme zu laufen, ehe man seinen Einfall begrub. Wieder einmal war das Klubgründen in Berlin kompromittiert. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Male. Wie viele Spielerklubs, die ihr Dasein nur auf die Karte gegründet, haben der Polizei in Berlin zu schaffen gemacht! Und wie oft, sollte man meinen, ist durch solche und andre Auswüchse der bekannten Berliner Gründerzeit die „ganze Richtung" um ihr bißchen Ansehen gekommen. Als fast geschichtlich gewordene Tatsache wird es immer wieder erzählt, daß der allmächtige Berliner Polizeipräsident von Hinckeldey einem Spielerklub zum Opfer fiel, als er sich nämlich einem der berüchtigtsten Meister zum Duell stellen mußte; und kaum ein Jahr ist noch darüber hingegangen, daß der jüngste und verschwenderischste Klub dieser Sorte, von dem wir noch sprechen werden, seine Mitglieder nach Hause (teilweise auch vor Gericht) schicken und seine Herrlichkeit versteigern mußte. Schreckhafte Gemüter müßten nun eigentlich genug von der Sache haben. Aber so steht es nun wieder auch nicht in der Gesellschaft, und die allgemeine Ansicht geht vielmehr dahin, daß unser Klubleben erst im Anfang seiner Entwicklung und die Zeit der Kinderkrankheiten noch zu überwinden sei. Nicht die Entartung, sondern die Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens sei davon zu erhoffen.

Wir wollen das gläubig hinnehmen. Wir wollen den Jeuklub, der fragwürdige Mitglieder unbedenklich duldet, als unwürdige Ausnahme auf ein eignes Blatt setzen. Sichtbarlich sei also das Haus der Bellevuestraße, dessen versteigerte Eleganz so viel Neugier in Berlin erweckt hat, von der übrigen Reihe abgetrennt. Als „Klub 1900" war es



Haus des Klubs von Berlin in der Jägerstraße

errichtet; ein Tagesgespräch von 1906 war sein Zusammenbruch. In das so vornehm maskierte und gehütete Sandsteinpalais drang in den Tagen der Besichtigung und Auktion das Publikum der Straße ein. Man riß in den verschwiegenen Bade- und Ankleidezimmern zu ebener Erde die Türen auf, man stürmte über die teppichbelegte breite Marmortreppe den Raum hinan, der in fast allen Klubhäusern ein elegantes Mittelding zwischen Vestibül und Lichthof darstellt; man drang in das Allerheiligste, das erste Stockwerk ein, vor dem vielsagend die Warnungstafel hing: „Mitteilungen über Vorgänge im Klub werden mit der Ausweisung bestraft!" Die hatte nun ihre drohende Macht verloren. Man sah zumindest, wie da gehaust wurde. Vorn die Empfangszimmer, im Durchgang ein prunkvoller Speiseraum, rückwärts die so traulich eingerichteten Spielsäle. Der Raum mit dem langen Tisch für das Ecarté. Die Zimmerchen für verschwiegenes Pokern. Der prunkvolle Saal mit der runden Tafel fürs Bakkarat — die „Bacstube" getauft. Hier ging es auch sicher am heißesten zu. Hier stand das elegante Pult des Direktors, der die leichten Elfenbeinmarken zum Spiele ausgab und schweres Gold im Ernste dafür einnahm. Und überall waren Klingeln und Sprachrohre und jederzeit bereite Diener, und Fernsprechzellen gab es, für deren eine sogar der unmittelbare Anschluß an das amerikanische Kabel gemietet war, und Speisenaufzüge arbeiteten zu jeder Stunde des Tages, und eine eigne Apotheke ergänzte die Toiletteräume, und hinter den Sprechzimmern im obersten Geschoß lag ein blendend heller Gesellschaftssaal mit breiter Empore für die Musik. So sah das Heim aus, das einige Berliner Millionäre mit jenen vielen andern, die es erst werden wollten, teilten. Alles war teuer, nicht alles freilich geschmackvoll. Der Wintergarten zum Beispiel konnte auch ein dekorierter Badesaal sein.

Das Schicksal dieser Gründung mußte für den anständigen Berliner Klubmann ein abschreckendes Beispiel sein; ein Beispiel ist sie immerhin gewesen, und was ihre Räume betraf, so war darin sogar ein typisches Muster gegeben. Der Grundriß ist fast in allen diesen Gesellschaftshäusern, auch in den angesehenen, derselbe. Von den hellen und stillen Salons an der Straßenseite führt eine Flucht von Zimmern oder ein langer Korridor zu dem Spielsaal im Hintergrund. An die Stelle der zweideutigen Eleganz aber, die man meidet, tritt meistens ein altmodischer und patrizierhafter Zug. Die Angst, Aufsehen zu erregen, ist vielleicht mit ein Hindernis, daß in der Berliner Gesellschaft sich das Klubleben unbefangen entfaltete. Die mißlichen Zwischenfälle der „wilden" Klubs haben da deutlich ihren Eindruck hinterlassen, und je älter der Reichtum in diesen Kreisen ist, desto zurückhaltender sind ihre Besitzer.

Gediegen und konservativ sind, wie man nach alledem begreift, die paar Berliner Klubs, die sich allen Brandungen zum Trotz zumeist noch aus älterer Zeit in Berlin erhalten haben. Wenn sie sich auch nach Gesellschaftsklassen unterscheiden, so stehen sie doch fast auf einer und derselben sozialen Höhe. Daher gibt es auch so viele Herren der Gesellschaft, die ihnen allen zugleich als Mitglieder angehören. Zu dem „Großen Adelskasino", das

Lesezimmer im Klub von Berlin

Salon in der Großen Kasinogesellschaft

seinem Namen entsprechend freilich eine etwas gesonderte Stellung einnimmt, tritt als fast ebenso bejahrtes Haus die „Ressource von 1794", und ihr macht in der Mitgliederliste der „Klub von Berlin" Konkurrenz. Sogar der „Klub von 1880" hat in seiner Art auch schon etwas Gesellschaftliches, Ablehnendes. Bei ihnen allen ist die Aufnahme als Mitglied von einer strengen Ballotage, der geheimen Stimmabgabe eines Ausschusses, abhängig gemacht. In ihnen allen wird die Buchführung über Beiträge und Kartengelder, Restauration und Bibliothek kaufmännisch besorgt und ein strenges Statut streng gehandhabt. Und nur das Hasard, das unausrottbare Glücksspiel, ist auch in diesen besten Berliner Klubs nicht immer verboten.

Rote Gardinen bedecken die Glasfüllung der Eingangstür, und Diener in Eskarpins empfangen uns am Fuß der Treppe. Der Haushofmeister, der uns führen soll, wird gerufen; in der Garderobe warten wir. Jeder Kleiderhaken trägt hier auf blankem Messingschildchen den Namen des Mitglieds, dem er vorbehalten ist. Auf einem kanzelartigen Pult liegt ein Foliant zum Einschreiben der Gäste. An den Telephonräumen vorbei, die von einem flinken Pagen bedient werden, treten wir den Rundgang an. Es ist ein Tag im August, und der Klub von Berlin (in ihm befinden wir uns nämlich) zeigt ausgestorbene Räume, in denen Handwerker hämmern und der Vakuumreiniger Staub schlürft. Es geht hier freilich auch zur richtigen Jahreszeit nicht gar zu lebendig her. Der reichen Mitgliederliste entspricht nicht der Besuch. Einzelnen Räumen in dem großen und prunkvollen Haus ist trotzdem besondere Sorgfalt gewidmet, der Kegelbahn im Kellergeschoß, der Bücherei und Leihbibliothek, der Küche und dem Weinkeller; für Bücherfreunde und Trinklustige ist hier ausreichend gesorgt. Um so weniger Platz ist dem Kartenspiel eingeräumt. Der Umsatz im Jahr ist fast erschreckend gering. Es muß eine wahre Mustergesellschaft sein, in der die harmlose Klubfröhlichkeit allein die Mitglieder beisammenhält und der Spielteufel auf die — Kegelbahn verbannt bleibt.

Der Klub von Berlin ist im Jahre 1864 begründet worden. Aus den Kreisen der Großindustrie, die damals aufblühte, der technischen Berufe, auch der Wissenschaft und Bankwelt, ist er hervorgegangen. Die Ressource von 1794 reicht in eine andre Zeit zurück und stammt aus einem andern Milieu. Ein Sohn des Moses Mendelssohn hat sie ins Leben gerufen. In der Gesellschaft der alten Berliner Hochfinanz und der Börse erbt sie sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Eine Zeitlang ist sogar in ihren eignen Räumen, die in einem vornehmen älteren Hause der Schadowstraße liegen, des Sonntags die Börse abgehalten worden. Heute, wo diesem geschäftlichen Fleiß durch das Gesetz ein Ende gemacht ist, steht die Börse an Wochentagen zumindest durch das Telephon in enger Fühlung mit dem Klub. Denn hier halten reiche Leute, die mit Seelenruhe verlieren und gewinnen können, den großen und fast feierlichen Spielsaal zu allen Tagesstunden besetzt. Das gedämpfte Licht, das durch die matte Glasdecke fällt, gibt den stürmischsten Partien noch immer einen Schein von Ruhe. Bei den Gastmählern des Klubs, die einen

Interieur aus dem Klub von 1880

eignen Ruhm sich erworben haben, ist dieser Saal festlich beleuchtet, und an Kaisers Geburtstag sitzen die Mitglieder hier an langen Tischen und lassen sich dieselbe Speisenfolge auftragen, die an dem Tage auf der Tafel bei Hof erscheint. Der patriotische Scherz erfreut sich großer Beliebtheit. Die Einrichtung des Hauses ist im übrigen sehr bescheiden. Einen charakteristischen Schmuck des großen Treppenraums stellt bloß das vielbändige Exemplar der Vossischen Zeitung dar, das, hier gesammelt, ein volles Jahrhundert — das ist zugleich das Jahrhundert des Klubs — geschichtlich umfaßt. Zu ebener Erde liegt das noch bescheidenere Sommerlokal. Der kleine und zierliche Garten, der die Hofseite des Hauses abschließt, ist der echte Berliner Luftschacht mitten zwischen verwitterten Feuermauern und geschwärzten Kaminen. Elektrisch beleuchtete Spieltische lassen aber erkennen, daß man auch hier nicht allein von der Luft lebt. Ein Teil der Ueberschüsse wird von diesem Klub alljährlich zu wohltätigen Zwecken verwendet.

Ein dritter Klub, ein drittes Gesellschaftsbild! Mit dem Adelskasino auf dem Pariser Platz tut sich ein Stückchen Welt vor uns auf, das sonst zu den luftdicht verschlossenen Fächern der Zeitgeschichte gehört. Hier herrscht die stärkste Zurückhaltung, und keines Unberufenen Fuß betritt dieses abgeschiedene Haus, das einem preußischen Garderegiment gehört und eine fürstliche Etage mit eignem Eingang und geräumigem Garten an die Große Kasinogesellschaft (dieses ist der richtige Titel) vermietet hat. Die Räume hier zu durchstreifen ist fast von geschichtlichem Reiz, und es verschlägt nichts dagegen, daß das jetzige Heim des Klubs erst ein Vierteljahrhundert lang ihm dient. In zwei älteren Häusern Unter den Linden ist er früher untergebracht gewesen. In ein unerforschtes Dunkel verliert sich seine Gründungsgeschichte, aber die Reste eines Archivs, die der Rendant der Gesellschaft zugleich mit den Wirtschaftsräumen verwaltet, werden mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Wir machen kleine Entdeckungen. Der Klub, dessen vom König genehmigtes Grundgesetz aus dem Jahre 1809 stammt, weist in seinen ehrwürdig-alten Mitgliederlisten Aufnahmedaten noch aus dem achtzehnten Jahrhundert auf. Damals hat er also schon bestanden. Aus einer Tafelrunde von Offizieren der Leibgarde ist er wahrscheinlich hervorgegangen. Die Luft der richtigen altpreußischen Gesellschaft umweht seine Anfänge, und nur gering sind die Merkzeichen einer späteren Entwicklung. So wird das Tabakrauchen, das anfangs ganz verpönt ist, in immer mehr Räume des Klubs eingelassen, und der Ausschluß „wegen Unsittlichkeit", der in den ersten Satzungen noch die Mitglieder bedroht, fällt in den späteren fort. Andre Zeiten, andre Lieder! Um so weniger ändert sich die Zusammensetzung selber. Ihr entspricht es, daß an der ersten Stelle der Mitglieder als ihr Protektor der Kaiser genannt ist. Der preußische Adel schließt sich ihm mit zahlreichen alten Namen an. Die Botschafter und Gesandten, die dadurch den Anschluß an die hoffähige Gesellschaft befestigen, findet man besonders stark in den Listen vertreten. Aber auch der ahnenlose

Leutnant, der Regierungsassessor ist ausnahmsweise hier manchmal zu treffen, und ein Zeichen der Zeit mag es sein, daß selbst der Polizeipräsident von Berlin in diesem Kreise zu Hause ist. Vor wenigen Jahrzehnten noch, als die Stürme heftiger Spielerschlachten auch das Adelskasino erschütterten, wäre das nicht möglich gewesen. Heute herrscht völlige Windstille. Alles im Klub ist korrekt, offiziell.

Ein wenig altmodisch ist die Ausstattung der Räume. Daß die Zeit an ihr ziemlich spurlos vorübergegangen ist, wirkt wohltuend auf den Eintretenden, und der Geschmack von heute, der dem Großväterstil liebend nachspürt, findet hier Stoff zu kleinen Betrachtungen. Geschmackvoll wie der Empfangssaal ist auch das Lese- und Bücherzimmer, und man denkt sich das Leben hier ruhig und arm an Verkehr. Ganz so ist es aber nicht. Das gemeinsame Mittagessen vereinigt regelmäßig zahlreiche Herren, und in dem Monat der großen Hoffestlichkeiten entfalten sich im stillen Rahmen lebhafte Bilder.

Das sind die Berliner Klubs in drei vorbildlichen Mustern. Auf den Rest kann man aus ihnen Schlüsse ziehen. Am meisten nähert sich ihrem Bilde der „Klub von 1880". Mit seinen eleganten Räumen und Einrichtungen steht er sogar, was modernen Geschmack betrifft, an der Spitze, und seine bekanntesten Mitglieder dürften sich von denen der Ressource nur im Alter ihres Geldes, nicht in seiner Gediegenheit übertreffen lassen.

Stille Vereine, wie sie in das moderne Berlin noch aus Urväterzeit herüberreichen, die Gesellschaft der Freunde und der Brüderverein, mögen sie auch Klubzwecken dienen, kommen hier nicht in Betracht. Auch die Sportvereinigungen nicht. Dabei sei freilich nicht verkannt, daß der Unionklub, der die Berliner Pferderennen leitet, schon seit langem und der Kaiserliche Automobilklub seit den wenigen Jahren seines Bestehens im Leben der Gesellschaft eine erste Rolle spielt. Der Automobilklub hat in einem kostbaren Privatpalais eines der Herren Bleichröder sein neues Heim gefunden.

Mit ihm hat die Entwicklung des Berliner Gesellschaftslebens einen neuen Weg beschritten, dessen Ziel noch nicht zu erkennen ist. Ein Zukunftsbild! Vielleicht wird vom Sport- und Industrieinteressenverein, dieser jüngsten Erscheinung, eine völlige Umwandlung im Klubwesen der Reichshauptstadt ausgehen.

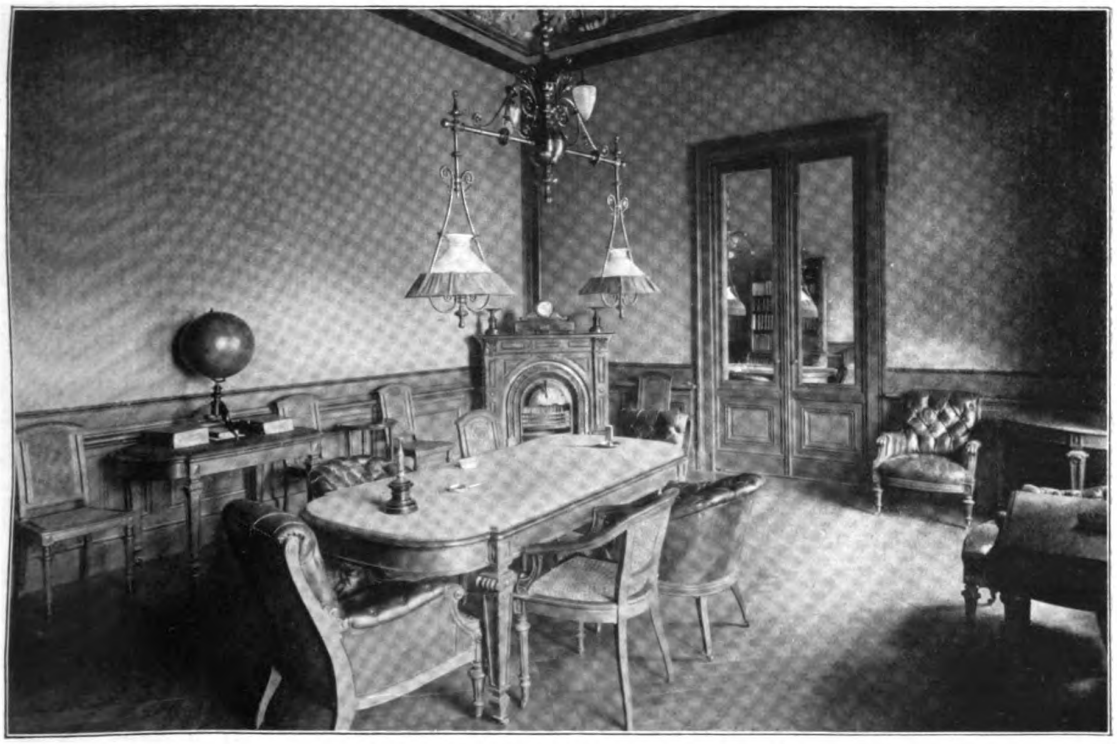
Alte Schmerzen

Von

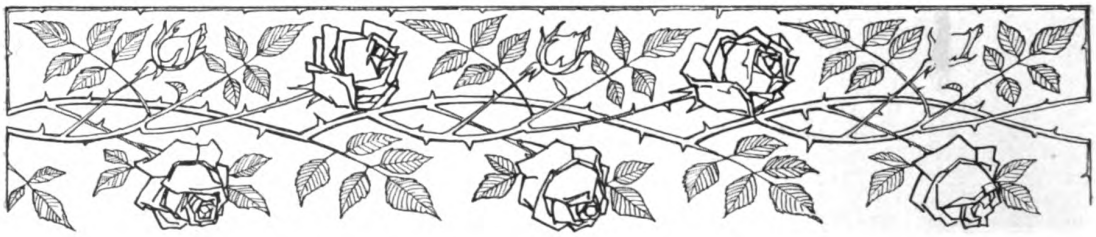
Hans Böhm

Hab' mich einst vor Qual nicht
zu lassen gewußt,
Nun ruhen die Schmerzen
zu tiefst in der Brust.

Der Schutt vieler Jahre
wölbt hoch sich darauf.
O Gruft, laß die Schläfer
mir nimmer herauf!



Rauchzimmer in der Großen Kasinogesellschaft



Der letzte Kömpff vom Markt

Von

Hermann Hesse

Die Leute von Gerbersau, die da auf den Straßen laufen, unter ihren Ladentüren stehen, ihr Handwerk und Geschäft besorgen und fast alle so zufrieden sind, obwohl sie beständig über die schlechten Zeiten zu klagen haben, alle diese Leute haben den Walter Kömpff noch gut gekannt. Sie sind mit ihm in die Schule gegangen, sie sind mit ihm Soldat gewesen, sie haben Geschäfte mit ihm gehabt und früher oft abends ein Bier mit ihm getrunken. Und dann machte er plötzlich so viel von sich reden, eine Zeitlang!

Aber alle diese Leute sprechen nimmer von ihm und haben ihn vergessen. Es gab eine Zeit, da hätte man meinen sollen, sie würden von Walter Kömpff noch als weißhaarige Großväter zu reden haben und mit keinem auswärtigen Geschäftsfreund über den Marktplatz gehen können, ohne ihm das vormals Kömpffsche Haus zu zeigen und ihm nachher im „Adler" oder „Hirschen" die Geschichte dazu zu erzählen, der Länge und Breite nach.

Und wenn auch gar nichts zu verwundern und zu erzählen gewesen wäre, wie war es möglich, diesen Mann so ganz zu vergessen? Hätte noch vor zehn Jahren irgendein Gerbersauer sich den Marktplatz vorstellen können ohne den Kömpffschen Laden und das Schild darüber und den mit seinem Namen bemalten grauen Pritschenwagen und ohne ihn selber, wie er unter der Tür stand oder über den Platz schritt oder auf dem grünen Feierabendbänklein saß? Oder hätte jemand sich einen Jahrmarkt denken können, ohne daß er in seiner Ladentüre stand und die vielen Dutzende von auswärtigen Bekannten begrüßte?

Beispielsweise gesprochen, stelle man sich jetzt einmal den jüngeren Giebenrath vor, den Tuchhändler! Nicht wahr, da läuft er gaßauf, gaßab, ruft hier „Guten Morgen!" und dort „Grüß Gott!", langt da an den Hut und macht dort ein Kompliment, und dann geht er in sein Haus, und man weiß, da ist er jetzt drin und verkauft Tuch, und überm Laden steht mit Gold auf Schwarz sein Name. Es ist niemand in der Stadt, der ihn nicht kennt und der nicht weiß, wie er spricht und wie er lacht und was er im Winter für einen Mantel hat und mit wem er verwandt ist und was er für Geschäfte macht und daß er zu den Demokraten gehört. Also, wieder beispielsweise, der jüngere Giebenrath stirbt jetzt — oder, um niemand weh zu tun, sagen wir, er geht weg, vielleicht nach Stuttgart oder nach Pforzheim.

Ja, wenn ich das nur sage, da lachen sie alle und winken mir mit dem ganzen Arm ab: „Wo denkst hin! Der bleibt, wo er ist! Der und wegziehen!"

Also gut, aber vielleicht zieht er doch weg, und niemand begreift's, und man schüttelt den Kopf, und sein Firmenschild wird heruntergenommen und die Kinder sehen zu. Am Morgen vermißt ihn der Friseur und am Abend der Ankerwirt und untertags vermißt ihn da einer und dort einer in der Stadt, und seine Nachbarn mögen gar nimmer ans Fenster, weil er doch nimmer vorbeikommt und hereingrüßt und einen kleinen Spaß macht, oder wenn er's eilig hatte, konnte man ihm nachsehen und sich besinnen, wohin's ihm denn so pressierte. Und ich würde dann sagen: Ihr Leute, sei's um eine kleine Weile, so redet kein Mensch mehr vom jüngeren Giebenrath, außer er hätte Schulden. — Ja, da würde man wieder abwinken und lachen und den Kopf schütteln und mich heimschicken!

Und doch ist es mit dem Kömpff um kein Haar anders gewesen. Kaum daß man jetzt seinen Namen noch etwa einmal hört. Nun, ich erzähle, wie es mir damit gegangen ist.

Wie es die jungen Leute im Brauch haben, war ich auf der Wanderschaft, und wohin ich kam, schien mir's kein schlechtes Leben in der Fremde; ich kam mir extra gescheit vor und wollte gar nicht begreifen, wieso man eigentlich gerade immer in Gerbersau leben müsse. Da war zum Beispiel Cannstatt, ein wohlhabender Ort, und dann Tübingen, auch nicht übel, und dann Basel und Zürich, und wiederum München, alles angenehme Plätze, wo auch Leute wohnen und wo man so gut seine Batzen verdienen und wieder verjucken kann wie irgendwo in der Welt. Also kam mir, aus der Ferne gesehen, die Stadt Gerbersau immer kleiner und unnötiger und sogar ziemlich lächerlich vor, und ich bin länger draußen geblieben, als es der Brauch ist. Zwischenein höre ich, der Kömpff am Marktplatz fange an, sonderbare Geschichten

König Friedrich empfängt eine Bittschrift

Nach einem Gemälde von Hugo Ungewitter

zu machen, das und jenes. Dann hör' ich, er sei übergeschnappt, und nicht lang darauf von einem andern, er sei vortrefflich bei Verstand und überhaupt viel zu gut und edel für seinen Ort, und er werde auch wahrscheinlich fortgehen. Und so durcheinander, wenig Gutes und viel Böses, bis ich gar nichts mehr glaubte. Ich dachte: wenn ich zufällig einmal wieder besuchsweise heimkomme, will ich den und jenen darum fragen und etwas Sicheres zu erfahren suchen.

Die Zeit verging und ich war nachgerade nimmer ganz jung. Daheim dachten sie kaum mehr daran, daß ich am Ende auch wieder einmal heimkommen könnte, und ich selber dachte es am wenigsten.

Wie es gegangen ist, daß ich jetzt doch wieder in Gerbersau sitze, anfangs nicht ohne Unbehagen und Beschämung, und daß ich jetzt wieder hier so zu Hause bin wie nur je in den Bubenzeiten, das wäre eine lange Geschichte. Aber davon ist diesmal nicht die Rede. — Also ich komme wieder heim, lasse mich begrüßen und begutachten, anschielen und auslachen, finde die alten Gassen und Winkel und einige neue dazu, und kaum habe ich nach ein paar Tagen mir die alte Mundart wieder recht angewöhnt, so frage ich rechts und links nach dem Herrn Walter Kömpff. Ich meine, jeder müsse gleich von lauter Geschichten und Erklärungen überlaufen und herzensfroh sein, daß er einen Neuen findet, der's ihm abhört.

Aber wie ich den ersten frage: „Du, wie war's denn eigentlich damit?", da besinnt er sich ein bißchen, klopft die Zigarre ab, zieht, bläst eine Verlegenheitswolke hinaus, und schließlich meint er: „Ja, das sind Sachen, da schwätzt jetzt kein Mensch mehr davon. Frag einmal den Köberle." Also abends, wie ich ihn bei der Metzelsuppe im „Rößle" treffe, frage ich den Köberle. Er behält den Wein ein Weilchen im Mund, macht Telleraugen, schluckt dann und runzelt, so gut er kann, die glatte Stirn und sagt: „Ja, weißt du, das ist eigentlich schon recht lang her. Liebe Zeit, der Kömpff! Ja ja, ich kann mir's noch gut denken. Na, wir sehen uns ja bald einmal wieder, da reden wir dann. Am Donnerstag schenkt der Kronenwirt den ersten Neuen aus, du kommst doch auch?"

So allmählich ist das Nötigste ja auch zusammengetröpfelt. Ich wollte nun einmal alles wissen, da redete und fragte und horchte ich's so zusammen, das eine bei einem Voressen im „Waldhorn", das andre bei einer Kindsleiche unterwegs zum Kirchhof, da etwas in einer Schusterwerkstatt und dort etwas im Kaufladen. Was eigentlich damals Merkwürdiges passiert sei, bekam ich denn auch allmählich heraus, aber keinerlei Schlüssel dazu, denn darum hatte sich niemand gekümmert.

Bis mir die Holderlies einfiel. Die war ja in alten Zeiten im Kömpffschen Haus Magd gewesen. Richtig lebte sie auch noch und wohnte droben in der alleroberstenVorstadt, wohin es ein schweißtreibendes Klettern ist und wo trotzdem fast lauter alte, gebrechliche Leute hausen. Wenn ich an meine Bubenzeit dachte, konnte ich mir die Lies wieder vorstellen, die schon damals nimmer auffallend jung war. Ich stieg denn in die Vorstadt hinauf, und so oft ich meinte, jetzt sei es erreicht, ging es noch ein Gäßlein und einen schmalen Gartensteig und eine böse Mauerstiege hinauf, bis ich ganz bei den letzten Häuschen war; da lag die Stadt senkrecht mit ineinander verwirrten Dächern so verschoben und seltsam unter mir, als sei sie betrunken oder ich. Dann ging es noch eine steinerne Gartentreppe, für die ich fast zu breit war, und zwei hölzerne stichdunkle Stiegen hinauf. Und dann klopfte ich und es tat eine Türe sich auf, und ich stand in einem lichten, stillen Altenstübchen und hätte nie geglaubt, daß es in unserm engen Bergtal so viel Luftraum gebe, wie ich hier über die Geranien weg vor den kleinen klaren Fenstern liegen sah.

Die Holderlies kannte mich natürlich nimmer, denn ich war in den zwanzig Jahren groß und breit geworden, und ich kannte auch sie nicht mehr, die unglaublich eingegangen und klein geworden war. Aber es gab sich schon, und wie ich nach dem langen Steigen erst wieder Atem hatte, fingen wir mit dem besten Humor von den alten Zeiten an, die für sie freilich noch lange nicht die wirklichen alten waren.

Später kam ich wieder, fünfmal, zehnmal, und ich erfuhr alles, was die Alte von meinem Kömpff wußte und vermutete. Bald darauf starb sie, und ich ging bei dem sonderbaren Leichenzug durch die steilen Gärtchen und über alle die Steige und Treppchen mit. — Und nun will ich die Geschichte des Walter Kömpff erzählen, soweit sie mir klar geworden ist.

I

Ueber den alten Hugo Kömpff ist wenig zu sagen, als daß er in allem ein echter Gerbersauer von der guten Sorte war. Das alte, feste und große Haus am Marktplatz mit dem niedrigen und finsteren Kaufladen, der aber für eine Goldgrube galt, hatte er von Vater und Großvater überkommen und führte es im alten Sinne fort. Nur darin war er einen eignen Weg gegangen, daß er seine Braut von auswärts geholt hatte. Sie hieß Kornelie und war eine Pfarrerstochter vom oberen Schwarzwald, eine hübsche und ernste Dame ohne das geringste bare Vermögen. Das Erstaunen und Reden darüber dauerte seine Weile, und wenn man die Frau auch später noch ein wenig seltsam fand, gewöhnte man sich doch zur Not an sie oder ließ wenigstens den Mann darum ungeschoren. Der lebte auch in einer sehr stillen Ehe und bei guten Geschäftszeiten unauffällig nach der väterlichen Art dahin, war gutmütig und wohlangesehen, dabei ein vortrefflicher Kaufmann, so daß es ihm an nichts fehlte, was hierorts zum Glück und Wohlsein gehört. Zur rechten Zeit stellte sich ein Söhnlein ein und wurde Walter getauft; er hatte das Gesicht und den Gliederbau der Kömpffe, aber keine graublauen, sondern von der Mutter her braune Augen. Nun war ein Kömpff mit braunen Augen freilich noch nie gesehen worden, aber genau betrachtet schien das dem Vater kein großes Unglück, und der Bub ließ sich auch nicht an wie ein aus der Art Geschlagener. Es lief alles seinen leisen, gesunden Gang, das Geschäft ging vortrefflich, die Frau war zwar immer noch ein wenig anders, als man gewohnt war, aber das war kein Schade, und der Kleine wuchs und gedieh und kam in die Schule,

wo er zu den Besten gehörte. Nun fehlte dem Kaufmann noch, daß er in den Gemeinderat kam, aber auch das konnte nimmer lang auf sich warten lassen, und dann wäre seine Höhe erreicht und alles wie beim Vater und Großvater gewesen.

Es kam aber nicht dazu. Ganz wider die Kömpffsche Tradition legte sich der Hausherr schon mit vierundvierzig Jahren zum Sterben nieder. Es nahm ihn ohne zu viel Schmerzen und doch langsam genug hinweg, daß er alles Notwendige noch in Ruhe bestimmen und ordnen konnte. Und so saß denn eines Tages die hübsche dunkle Frau an seinem Bette, und sie besprachen dies und jenes, was zu geschehen habe und was die Zukunft etwa bringen könnte. Vor allem war natürlich von dem Buben Walter die Rede, und in diesem Punkte waren sie, was sie beide nicht überraschte, keineswegs derselben Gesinnung und gerieten darüber in einen stillen, doch zähen Kampf. Freilich, wenn jemand an der Stubentüre gehorcht hätte, der hätte nichts von einem Streit gemerkt.

Die Frau hatte nämlich vom ersten Tag der Ehe an darauf gehalten, daß auch an unguten Tagen Höflichkeit und sanfte Rede herrsche. Mehr als einmal war der Mann, wenn er bei irgendwelchem Vorschlag oder Entschlusse ihren stillen, aber festen Widerstand spürte, in Zorn geraten. Aber dann verstand sie ihn beim ersten scharfen Wort auf eine Art anzusehen, daß er schnell einzog und seinen Groll wenn nicht abtat, so doch in den Laden oder auf die Gasse trug und die Frau damit verschonte, deren Wille dann meistens ohne weitere Worte bestehen blieb und erfüllt wurde. So ging auch jetzt, da er schon nah am Tode war und seinem letzten und stärksten Wunsch ihr ruhiges Andersmeinen gegenüberstand, das Gespräch in Maß und Zucht seine Bahn. Doch sah das Gesicht des Kranken so aus, als wäre es mühsam gebändigt und könne von Augenblick zu Augenblick die Haltung verlieren und Zorn oder Verzweiflung zeigen.

„Ich bin an mancherlei gewöhnt, Kornelie," sagte er, „und du hast ja gewiß auch manchmal gegen mich recht gehabt, aber du siehst doch, daß es sich diesmal um eine andre Sache handelt. Was ich dir sage, ist mein fester Wunsch und Wille, der mir seit Jahren feststeht, und ich muß ihn jetzt deutlich und bestimmt aussprechen und darauf bestehen. Du weißt, daß es sich hier nicht um eine Laune handelt und daß ich den Tod vor Augen habe. Wovon ich sprach, das ist ein Stück von meinem Testament, und es wäre besser, du würdest es in Güte hinnehmen."

„Es hilft nichts," erwiderte sie, „soviel drüber zu reden. Du hast mich um etwas gebeten, was ich nicht gewähren kann. Das tut mir leid, aber zu ändern ist nichts daran."

„Kornelie, es ist die letzte Bitte eines Sterbenden. Denkst du daran nicht auch?"

„Ja, ich denke schon. Aber ich denke noch mehr daran, daß ich über das ganze Leben des Buben entscheiden soll, und das darf ich so wenig, wie du es darfst."

„Warum nicht? Es ist etwas, was jeden Tag vorkommt. Wenn ich gesund geblieben wäre, hätte ich aus Walter doch auch gemacht, was mir recht geschienen hätte. Jetzt will ich wenigstens dafür sorgen, daß er auch ohne mich Weg und Ziel vor sich hat und zu seinem Besten kommt."

„Du vergißt nur, daß er uns beiden gehört. Wenn du gesund geblieben wärest, hätten wir beide ihn angeleitet, und wir hätten es abgewartet, was sich als das Beste für ihn gezeigt hätte."

Der kranke Herr verzog den Mund und schwieg. Er schloß die Augen und besann sich auf Wege, doch noch in Güte zum Ziel zu kommen. Allein er fand keine, und da er Schmerzen hatte und nicht sicher sein konnte, ob er morgen noch das Bewußtsein haben werde, entschloß er sich zum letzten.

„Sei so gut und bring ihn her," sagte er ruhig.

„Den Walter?"

„Ja, aber sogleich."

Frau Kornelie ging langsam bis an die Tür. Dann kehrte sie um.

„Tu es nicht!" sagte sie bittend.

„Was denn?"

„Das, was du tun willst, Hugo. Es ist gewiß nicht das Rechte."

Er hatte die Augen wieder zugemacht und sagte nur noch müde: „Bring ihn her!"

Da ging sie hinaus und in die große, helle Vorderstube hinüber, wo Walter über seinen Schulaufgaben saß. Er war zwischen zwölf und dreizehn, nicht sehr groß, aber gesund, ein ruhiger und gutwilliger Knabe. Im Augenblick war er freilich verscheucht und aus dem Gleichgewicht, denn man hatte für besser gehalten, ihm nicht zu verheimlichen, daß es mit dem Vater zu Ende gehe. So folgte er der Mutter verstört und mit einem inneren Widerstreben kämpfend in die Krankenstube, wo der Vater ihn einlud, neben ihm auf dem Bettrand zu sitzen.

Der kranke Mann streichelte die warme, kleine Hand des Knaben und sah ihn gütig an.

„Ich muß etwas Wichtiges mit dir sprechen, Walter. Du bist ja schon groß genug, also hör gut zu und versteh mich recht. In der Stube da ist mein Vater und mein Großvater gestorben, im gleichen Bett, aber sie sind viel älter geworden als ich, und jeder hat schon einen erwachsenen Sohn gehabt, dem er das Haus und den Laden und alles hat ruhig übergeben können. Das ist nämlich eine wichtige Sache, mußt du wissen. Stell dir vor, daß dein Urgroßvater und dann der Großvater und dann dein Vater jeder viele Jahre lang hier geschafft hat und Sorgen gehabt hat, damit das Geschäft auch in gutem Stand an den Sohn komme. Und jetzt soll ich sterben und weiß nicht einmal, was aus allem werden und wer nach mir der Herr im Hause sein soll. Ueberleg dir das einmal. Was meinst du dazu?"

Der Junge blickte verwirrt und traurig vor sich nieder; er konnte nichts sagen und konnte auch nicht nachdenken, der ganze Ernst und die feierliche Befangenheit dieser sonderbaren Stunde in dem dämmernden Zimmer umgab ihn wie eine schwere, dicke Luft. Er schluckte, weil ihm das Weinen nahe war, und blieb in Trauer und Verlegenheit still.

„Du verstehst mich schon," fuhr nun der Vater fort und streichelte wieder seine Hand. „Mir wär' es sehr lieb, wenn ich nun ganz gewiß wissen könnte,

daß du, wenn du einmal groß genug bist, unser altes Geschäft weiterführst. Wenn du mir also versprechen würdest, daß du Kaufmann werden und später da drunten alles übernehmen willst, dann wäre mir eine große Sorge abgenommen und ich könnte viel leichter und froher sterben. Die Mutter meint —"

„Ja, Walter," fiel die Frau Kornelie ein, „du hast gehört, was der Vater gesagt hat, nicht wahr? Es kommt jetzt ganz auf dich an, was du sagen willst. Du mußt es dir nur gut überlegen. Wenn du denkst, es wäre vielleicht besser, daß du kein Kaufmann wirst, so sag es nur ruhig; es will dich niemand zwingen."

Eine kleine Weile schwiegen alle drei.

„Wenn du willst, kannst du hinübergehen und es noch bedenken, dann ruf' ich dich nachher," sagte die Mutter. Der Vater heftete die Blicke fest und fragend auf Walter, der Knabe war aufgestanden und wußte nichts zu sagen. Er fühlte, daß die Mutter nicht dasselbe wolle wie der Vater, dessen Bitte ihm nicht gar so groß und wichtig schien. Eben wollte er sich abwenden, um hinauszugehen, da griff der Leidende noch einmal nach seiner Hand, konnte sie aber nicht erreichen. Walter sah es und wandte sich ihm zu, da sah er in des Kranken Blick die Frage und die Bitte und fast eine Angst, und er fühlte plötzlich mit Mitleid und Schrecken, daß er es in der Hand habe, seinem sterbenden Vater weh oder wohl zu tun. Dies Gefühl von ungewohnter Verantwortung drückte ihn wie ein Schuldbewußtsein, er zögerte, und in einer plötzlichen Regung gab er dem Vater die Hand und sagte leise unter hervorbrechenden Tränen: „Ja, ich verspreche es ganz gewiß."

Dann führte ihn die Mutter still ins große Zimmer zurück, wo es nun auch zu dunkeln begann; sie zündete die Lampe an, gab dem Knaben einen Kuß auf die Stirn und suchte ihn zu beruhigen. Darauf ging sie zu dem Kranken zurück, der nun erschöpft tief in den Kissen lag und in einen leichten Schlummer sank. Die großgewachsene, schöne Frau setzte sich in einen Armstuhl am Fenster und suchte mit müden Augen in die Dämmerung hinaus, über den Hof und die unregelmäßigen, spitzigen Dächer der Hinterhäuser hinweg an den bleichen Himmel blickend. Sie war noch in guten Jahren und war noch eine Schönheit, nur daß an den Schläfen die blasse Haut gleichsam ermüdet war. Und nun, da sie den Kopf mit halbgeschlossenen Augen senkte und ruhend saß, erschien sie älter, als sie war.

Sie hätte wohl auch einen Schlummer nötig gehabt, doch schlief sie nicht ein, obwohl alles an ihr ruhte. Sie dachte nach. Es war ihr eigen, daß sie entscheidende, wichtige Zeiten ungeteilt bis auf die Neige durchleben mußte, sie mochte wollen oder nicht. So hielt es sie auch jetzt, der Ermattung zum Trotz, mitten in dem unheimlich stillerregten, überreizten Lebendigsein dieser Stunden fest, in denen alles wichtig und ernst und unabsehbar war. Sie mußte an den Knaben denken und ihn in Gedanken trösten, und sie mußte auf das Atmen ihres Mannes horchen, der dort lag und schlummerte und noch da war und doch eigentlich schon nicht mehr hierher gehörte. Am meisten aber mußte sie an diese vergangene Stunde denken.

Das war nun ihr letzter Kampf mit dem Mann gewesen, und sie hatte ihn wieder verloren, obwohl sie im Recht war und es besser wußte. Alle diese Jahre hatte sie den Gatten überschaut und ihm ins Herz gesehen in Liebe und in Streit, und hatte es durchgeführt, daß es ein stilles und reinliches Miteinanderleben war. Sie hatte ihn lieb, heute noch wie immer, und doch war sie immer allein geblieben. Sie hatte es verstanden, in seiner Seele zu lesen, aber er hatte die ihre nicht verstehen können, auch in Liebe nicht, und war seine gewohnten Wege hingegangen, bald dankbar und bald grollend und schnell wieder versöhnt. Er war immer an der Oberfläche geblieben mit dem Verstand wie mit der Seele, und wenn es Dinge gab, in denen es ihr nicht erlaubt und möglich war, sich ihm zu fügen, hatte er nachgegeben und gelächelt, aber ohne sie zu verstehen.

Und nun war das Schlimmste doch geschehen. Sie hatte über das Kind mit ihm nie ernstlich reden können, und was hätte sie ihm auch sagen sollen? Er sah ja nicht ins Wesen hinein. Er war überzeugt, der Kleine habe von der Mutter die braunen Augen und alles andre von ihm. Und sie wußte seit Jahren jeden Tag, daß das Kind die Seele von ihr habe und daß in dieser Seele etwas lebe, was dem väterlichen Geist und Wesen widersprach, unbewußt und mit unverstandenem Schmerze widersprach. Gewiß, er hatte viel vom Vater, er war ihm fast in allem ähnlich. Aber den innersten Nerv, dasjenige, was eines Menschen wahres Wesen ausmacht und geheimnisvoll seine Geschicke schafft, diesen feinen, schönen Lebensfunken hatte das Kind von ihr, und wer in den innersten Spiegel seines Herzens hätte sehen können, in die leise wogende zarte Quelle des Persönlichsten und Eigensten, hätte dort die Seele der Mutter gespiegelt gefunden. Und diese war von der Art derer, die nicht leicht durchs Leben gehen.

Behutsam stand sie auf und trat ans Bett, sie bückte sich zu dem Schlafenden und sah ihn an mit halbem Bewußtsein, daß sein Gesicht zum letztenmal unentstellt das alte sei, das sie so lang gekannt hatte. Sie hatte es lieb, wenn es auch nicht schön war. Sie wünschte sich noch einen Tag, noch ein paar gute Stunden für ihn, um ihn noch einmal recht zu sehen. Er hatte sie nie ganz verstanden, aber ohne seine Schuld, und eben die Beschränktheit seiner kräftigen und klaren Natur, die auch ohne inneres Verstehen sich ihr so oft gefügt hatte, erschien ihr liebenswert und ritterlich. Ueberschaut hatte sie ihn schon in der Brautzeit, damals nicht ohne einen feinen Schmerz. Aber er war ihr in herzlicher und mannhafter Liebe entgegengekommen, und so fein und überlegen sie war, hatte sie nicht gezögert, mit ihm zu gehen. Es hatte ihr besser geschienen, sich einem echten und treuen Liebhaber anzuvertrauen, als auf den Auserlesenen, Unwahrscheinlichen zu warten, dem sie auch ihr Innerstes hätte zeigen und hingeben können; und sie hatte recht gehabt.

Später war der Mann in seinen Geschäften und unter seinen Kameraden freilich um ein weniges derber, gewöhnlicher und spießbürgerlich beschränkter geworden, als ihr lieb war, aber der Grund seiner ehrenhaft festen Natur war doch geblieben, und sie

hatten ein gutes und tüchtiges Leben miteinander geführt, an dem nichts zu bereuen war. Nur hatte sie gedacht, den Knaben unmerklich seine Wege gehen zu lassen und es so zu leiten, daß er frei bleibe und seiner eingeborenen Art unbehindert folgen könne. Und jetzt ging ihr vielleicht mit dem Vater auch das Kind verloren.

Der Kranke konnte bis spät in die Nacht hinein schlafen. Dann erwachte er mit Schmerzen, und gegen den Morgen hin war es deutlich zu sehen, daß er abnahm und die letzten Kräfte rasch verlor. Doch gab es dazwischen noch einen Augenblick, wo er ruhig und klar zu reden vermochte. Die Nachtlampe brannte schwach und rot hinter der Bettstatt, vor den Fenstern war es noch nächtig und im Hause alles still. Die Frau ruhte angekleidet im niederen Liegesessel und war durch ihren leisen Schlummer hindurch beständig gegenwärtig und aufmerksam. Dann begann er zu reden.

„Du," sagte er. „Du hast doch gehört, daß er es mir versprochen hat?"

„Ja, freilich. Er hat es versprochen."

„Dann kann ich darüber ganz ruhig sein?"

„Ja, das kannst du."

„Das ist gut. — Du, Kornelie, bist du mir böse?"

„Warum?"

„Wegen Walter."

„Nein, du, gar nicht."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß. Und du mir auch nicht, nicht wahr?"

„Nein, nein. O du! Ich dank' dir auch."

Sie war aufgestanden und hielt seine Hand. Die Schmerzen kamen und er stöhnte leise, eine Stunde um die andre, bis er am Morgen erschöpft und still mit halb offenen Augen lag.

Er starb erst zwanzig Stunden später.

*

Die schöne Frau trug nun schwarze Kleider und der Knabe ein schwarzes Florband um den Arm. Sie blieben im Hause wohnen, der Laden aber wurde verpachtet. Der Pächter hieß Herr Leipolt und war ein kleines, geschmeidiges Männlein von einer etwas aufdringlichen Höflichkeit. Zu Walters Vormund war ein gutmütiger Kamerad seines Vaters bestimmt, der sich selten im Hause zeigte und vor der strengen und scharfblickenden Witwe einige Angst hatte, die er unter unsicher vorgebrachten Witzen zu verbergen bestrebt war. Uebrigens galt er für einen vorzüglichen Geschäftsmann. So war fürs erste alles nach Möglichkeit wohlbestellt, und das Leben im Hause Kömpff ging ohne Störungen weiter, nur etwas stiller als zu Lebzeiten des Herrn.

Nur mit den Mägden, mit denen schon zuvor eine ewige Not gewesen war, haperte es wieder mehr als je, und die feine schöne Witwe mußte zwischenhinein sogar einmal drei Wochen lang selber kochen und das Haus besorgen. Zwar gab sie nicht weniger Lohn als andre Leute, sparte auch am Essen der Dienstboten und an Geschenken zu Neujahr keineswegs, dennoch hatte sie selten eine Magd lang im Hause. Denn während sie in vielem fast zu freundlich war und namentlich nie ein grobes Wort hören ließ, zeigte sie in manchen Kleinigkeiten eine kaum begreifliche Strenge. Vor kurzem hatte sie ein fleißiges, anstelliges und unbescholtenes Mädchen, an der sie sehr froh gewesen war, wegen einer winzigen Notlüge entlassen. Das Mädchen bat und weinte, doch war alles umsonst. Der Frau Kömpff war die allergeringste Ausrede oder Unoffenheit unerträglicher als zwanzig zerbrochene Teller oder verbrannte Suppen.

Da fügte es sich, daß die Holderlies nach Gerbersau heimkehrte. Die war längere Jahre auswärts in Diensten gewesen, brachte ein ansehnliches Erspartes mit und war hauptsächlich gekommen, um sich nach einem stattlichen Vorarbeiter aus der Deckenfabrik umzusehen, mit dem sie vorzeiten ein ehrenhaftes Verhältnis gehabt und der seit langem nicht mehr geschrieben hatte. Leider kam sie zu spät und fand den Ungetreuen frisch verheiratet, was ihr so nahe ging, daß sie sogleich wieder abreisen wollte. Da fiel sie durch Zufall der Frau Kömpff in die Hände, ließ sich trösten und zum Dableiben überreden und ist von da an volle dreißig Jahre im Hause geblieben.

Ihr Verhältnis zu Frau Kornelie war etwas Merkwürdiges. Einige Monate war sie als fleißige und stille Magd in Stube und Küche tätig. Ihr Gehorsam ließ nichts zu wünschen übrig, doch scheute sie sich auch gelegentlich nicht, einen Rat unbefolgt zu lassen oder einen erhaltenen Auftrag sanft zu tadeln. Da sie es in verständiger und gebührlicher Weise und immer mit voller Offenheit tat, ließ die Frau sich darauf ein, rechtfertigte sich und ließ sich belehren, und so kam es allmählich, daß unter Wahrung der herrschaftlichen Autorität die Magd zu einer Mitsorgerin und Mitberaterin herangedieh. Dabei blieb es jedoch nicht. Sondern eines Abends, nach einer besonders lebhaften und versöhnlich abgeschlossenen Aussprache über Küchenangelegenheiten, kam es wie von selber, daß die Lies ihrer Herrin am Tisch bei der Lampe und feierabendlichen Handarbeit ihre ganze sehr ehrbare, aber nicht sehr fröhliche Vergangenheit erzählte, worauf Frau Kömpff eine solche Achtung und Teilnahme für das ältliche Mädchen faßte, daß sie ihre Offenherzigkeit erwiderte und ihr selber manche von ihren streng behüteten Erinnerungen mitteilte. Und bald war es beiden zur Gewohnheit geworden, miteinander über ihre Gedanken und Ansichten zu reden, und die einsame Frau sprach schließlich mit der Holderlies ohne Scheu sogar über manche Dinge, auf die einst zwischen ihr und ihrem Manne nie die Rede gekommen war.

Dabei geschah es, daß unvermerkt vieles von der Denkart der Frau auf die Magd überging. Namentlich in religiösen Dingen nahm sie viele Ansichten von ihr an, nicht durch Bekehrung, sondern unbewußt, aus Gewohnheit und Freundschaft. Frau Kömpff war zwar eine Pfarrerstochter, aber keine ganz orthodoxe, wenigstens galt ihr die Bibel und ihr angeborenes Gefühl weit mehr als die Norm der Kirche. Sie wäre möglicherweise längst eine eifrige Pietistin geworden, wäre sie nicht so ungesellig und scheu gewesen. Auch waren ihr Bibelauslegung und Gebet kein sehr starkes Bedürfnis. Desto peinlicher achtete sie darauf, ihr tägliches Tun und Leben stets im Einklang mit ihrer Ehrfurcht vor Gott und den ihr gefühlsmäßig innewohnenden Gesetzen zu halten. Dabei sparte sie

aber das Grübeln und auch das Reden und entzog sich den natürlichen Ergebnissen und Forderungen des Tages nicht, nur bewahrte sie sich ein stilles Gebiet im Innern, wohin Begebnisse und Worte nicht reichen durften und wo sie in sich selbst ausruhen oder in unsicheren Lagen Festigung und Gleichgewicht suchen konnte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß von den beiden Frauen und der Art ihres Zusammenhausens auch der kleine Walter hier und dort beeinflußt wurde. Doch nahm ihn fürs erste die Schule zu sehr in Anspruch, als daß er viel für sonstige Gespräche und Belehrungen übrig gehabt hätte. Auch ließ ihn die Mutter gern in Ruhe, und je sicherer sie seines innersten Wesens war, desto unbefangener und froher beobachtete sie, wie viele Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des Vaters nach und nach in dem Kinde zum Vorschein kamen. Namentlich in der äußeren Gestalt wurde er ihm immer ähnlicher.

Aber wenn auch keine Mißstände zutage traten und niemand etwas Besonderes an ihm fand, war der Knabe doch von ungewöhnlicher und vielleicht allzu zwiespältiger Natur. So wenig die braunen Augen in sein Kömpffsches Familiengesicht paßten, so unverschmelzbar schienen in seinem Gemüt väterliches und mütterliches Erbteil nebeneinander zu liegen, so daß es schien, er werde Mühe haben, es zu einem gefestigten eignen Wesen zu bringen.

Einstweilen spürte selbst die Mutter nur selten etwas davon. Doch war Walter nun schon in die späteren Knabenjahre getreten, in welchen allerlei Gärungen und seltsame Rösselsprünge vorkommen und wo die jungen Leute sich beständig zwischen empfindlicher Schamhaftigkeit und derberem Wildtun possierlich hin und wieder bewegen. Da war es immerhin gelegentlich auffallend, wie schnell oft seine Erregungen wechselten und wie leicht seine Gemütsart umschlagen konnte. Ganz wie sein Vater fühlte er nämlich das Bedürfnis, sich dem Durchschnitt und herrschenden Ton anzupassen, war also ein guter Klassenkamerad und Mitschüler, dabei auch von den Lehrern gern gesehen. Herzensfreunde hatte er nicht, stand aber fast mit allen vertraulich. Und doch schienen daneben andre Bedürfnisse in ihm mächtig zu sein. Wenigstens war es manchmal, als besänne er sich auf sich selbst und lege eine Maske ab, wenn er sich von einem tobenden Spiel beiseite schlich und sich entweder einsam in seine Dachbodenkammer setzte oder mit ungewohnter, stummer Zärtlichkeit zur Mutter kam. Gab sie ihm dann gütig nach und erwiderte sein Liebkosen, so war er unknabenhaft gerührt und weinte sogar zuweilen. Auch hatte er einst an einer kleinen Rachehandlung der Klasse gegen den Lehrer teilgenommen und fühlte sich, nachdem er sich zuvor laut des Streiches gerühmt hatte, nachher plötzlich so zerknirscht, daß er aus eignem Antrieb hinging und um Verzeihung bat.

Das alles war erklärlich und sah recht harmlos aus. Es zeigte sich dabei zwar eine gewisse Schwäche, aber auch das gute Herz Walters, und niemand hatte Schaden davon. So verlief die Zeit bis zu seinem fünfzehnten Jahr in Stille und Zufriedenheit für Mutter, Magd und Sohn. Auch Herr Leipolt gab sich um Walter Mühe, suchte wenigstens seine Freundschaft durch öfteres Ueberreichen von kleinen, für Knaben erfreulichen Ladenartikeln zu erwerben. Dennoch und obwohl Walter die Sachen annahm, liebte er den allzu höflichen Ladenmann gar nicht und wich ihm nach Kräften aus.

Am Ende des letzten Schuljahrs hatte die Mutter eine Unterredung mit dem Söhnlein, wobei sie zu erkunden suchte, ob er auch wirklich entschlossen und ohne Widerstreben damit einverstanden sei, nun Kaufmann zu werden. Sie traute ihm eher Neigung zu weiteren Schul- und Studienjahren zu. Aber der Jüngling hatte gar nichts einzuwenden und nahm es für recht und selbstverständlich hin, daß er jetzt ein Ladenlehrling werde. So sehr sie im Grunde darüber erfreut sein mußte und auch war, kam es ihr doch fast wie eine Art von Enttäuschung vor. Doch überwog das Gefühl der Beruhigung in ihr und sie sah Walters weiterer Zukunft ohne große Sorgen entgegen. Zwar gab es noch einen ganz unerwarteten Widerstand und ziemlich herben Streit, indem der Junge sich hartnäckig weigerte, seine Lehrzeit im eignen Hause unter Herrn Leipolt abzudienen, was das einfachste und für ihn auch weitaus das leichteste gewesen wäre und bei Mutter und Vormund längst für selbstverständlich gegolten hatte. Doch war das nur eine leichte Trübung. Die Mutter fühlte nicht ungern in diesem festen Widerstand etwas von ihrer eignen Art, sie gab am Ende nach und es wurde in einem andern Kaufhaus eine Lehrstelle für den Knaben gefunden.

Walter begann seine neue Tätigkeit mit dem üblichen Stolz und Eifer, wußte täglich viel davon zu erzählen und gewöhnte sich schon in der ersten Zeit einige bei den Gerbersauer Geschäftsleuten übliche Redensarten und Gesten an, die ihm vom Vater her im Blut lagen und zu denen die Mutter freundlich lächelte. Allein dieser fröhliche Anfang dauerte nicht sehr lange.

Schon nach kurzer Zeit wurde der Lehrling, der anfangs nur geringe Handlangerdienste tun oder zusehen durfte, zum Bedienen und Verkaufen am Ladentisch herangezogen, was ihn zunächst sehr froh und stolz machte, bald aber in einen schweren Konflikt führte. Kaum hatte er nämlich ein paarmal selbständig einige Kunden bedient, so deutete sein Lehrherr ihm an, er möge vorsichtiger mit der Wage umgehen. Walter war sich keines Versäumnisses bewußt und bat um eine genauere Anweisung.

„Ja, weißt denn du das nicht schon von deinem Vater her?“ fragte der Kaufmann.

„Was denn? Nein, ich weiß nichts,“ sagte Walter verwundert.

Nun zeigte ihm der Prinzipal, wie man beim Zuwägen von Salz, Kaffee, Zucker und dergleichen durch ein nachdrückliches letztes Zuschütten die Wage scheinbar zugunsten des Käufers niederdrücken müsse, indessen tatsächlich noch etwas am Gewicht fehle. Das sei schon deshalb notwendig, da man zum Beispiel am Zucker ohnehin fast nichts verdiene. Auch merke es ja niemand.

Walter war ganz bestürzt.

„Aber das ist ja unrecht,“ sagte er schüchtern.

Der Kaufmann belehrte ihn eindringlich, aber er hörte kaum zu, so überwältigend war ihm die Sache gekommen. Und plötzlich fiel ihm die vorige

Frage des Prinzipals wieder ein. Mit rotem Kopf unterbrach er zornig dessen Rede und rief: „Und mein Vater hat das nie getan, ganz gewiß nicht."

Der Herr war unangenehm erstaunt, unterdrückte aber klüglich eine heftige Zurechtweisung und sagte mit Achselzucken: „Das weiß ich besser, du Naseweis. Es gibt keinen vernünftigen Laden, wo man das nicht tut."

Der Junge war aber schon an der Tür und hörte nicht mehr auf den Mann, der ihn scheltend und drohend zurückrief, sondern ging im hellen Zorn und Schmerz nach Hause, wo er durch sein Erlebnis und seine Klagen die Mutter in nicht geringe Bestürzung und Verlegenheit brachte. Sie wußte, mit welcher gewissenhaften Ehrerbietung er seinen Lehrherrn betrachtet hatte und wie sehr es seiner Art widerstrebte, Auffallendes zu tun und Szenen zu machen. Aber sie verstand Walter diesmal sehr gut und freute sich trotz aller augenblicklichen Sorge, daß sein empfindliches Gewissen stärker als Gewohnheit und Rücksicht gewesen war. Sie suchte nun zunächst selbst den Kaufmann auf und sprach beruhigend mit ihm, obwohl es ihr sauer wurde; dann mußte der Vormund zu Rate gezogen werden, dem nun wieder Walters Auflehnung und Entrüstung unbegreiflich war und der durchaus nicht verstand, daß ihm die Mutter auch noch recht gebe. Auch er ging zum Prinzipal und sprach mit ihm. Dann schlug er der Mutter vor, den Jungen ein paar Tage in Ruhe zu lassen, was auch geschah. Doch war dieser auch nach drei und nach vier und nach acht Tagen nicht zu bewegen, wieder in jenen Laden zu gehen. Und wenn wirklich jeder Kaufmann es nötig habe, zu betrügen, sagte er, so wolle er auch keiner werden.

Nun hatte der Vormund in einem etwas weiter talaufwärts gelegenen Städtchen einen Bekannten, der ein kleines Ladengeschäft betrieb und für einen Frömmler und Stundenbruder galt, als welchen auch er ihn gering geschätzt hatte. Diesem schrieb er in seiner Ratlosigkeit, und der Mann antwortete in Bälde, er halte zwar sonst keinen Lehrling, sei aber bereit, Walter einmal versuchsweise bei sich aufzunehmen. So ungern die Mutter den Jungen jetzt schon von Hause weggab, konnte sie doch nichts Ernstliches einwenden, und so wurde Walter nach Deltingen gebracht und jenem Kaufmann übergeben.

Der hieß Leckle und wurde in der Stadt „der Schlotzer" geheißen, weil er in nachdenklichen Augenblicken seine Gedanken und Entschlüsse aus dem linken Daumen zu saugen pflegte. Davon abgesehen, war er zwar wirklich sehr fromm und Mitglied einer kleinen Sekte, aber darum kein schlechterer Kaufmann. Er machte sogar in seinem Lädchen vorzügliche Geschäfte und stand trotz seinem stets schäbigen Aeußeren im Geruch eines sehr wohlhabenden Mannes. Er nahm Walter ganz zu sich ins Haus, und dieser fuhr dabei nicht übel; denn war der Schlotzer etwas knapp und krittlig, so war Frau Leckle eine sanfte Seele voll unnötigen Mitleids und suchte, soweit es in der Stille geschehen konnte, den Lehrling durch Trostworte und Tätscheln und gute Bissen nach Kräften zu verwöhnen. Vielleicht hätte er das lieber abgewiesen, aber dazu war er zu jung, auch machte ihn in der ersten Zeit das Heimweh schmiegsam und dankbar für ihre Zärtlichkeiten.

Im Lecklescheu Laden ging es zwar genau und sparsam zu, aber nicht auf Kosten der Kunden, denen Zucker und Kaffee gut und vollwichtig zugewogen wurden. Walter Kömpff begann daran zu glauben, daß man auch als Kaufmann ehrlich sein und bleiben könne, und da es ihm an Geschick zu seinem Beruf nicht fehlte, kam er rasch vorwärts und war selten einem Verweis seines strengen Lehrpatrons ausgesetzt. Doch war die Kaufmannschaft nicht das einzige, was er in Deltingen zu lernen bekam. Der Schlotzer nahm ihn fleißig in die „Stunden" mit, die manchmal sogar in seinem Hause stattfanden. Da saßen Bauern, Schneider, Bäcker, Schuster beisammen, bald mit, bald ohne Weiber, und suchten den Hunger ihres Geistes und ihrer Gemüter an Gebet, Laienpredigt und gemeinschaftlicher Bibelauslegung zu stillen. Zu diesem Treiben steckt im schwarzwälderischen Volk ein starker Zug, und es sind meistens die besseren und höher angelegten Naturen, die sich ihm anschließen. Außer gelegentlichen harmlosen Unfreundlichkeiten gegen Kirche und Pfarrer ist dabei auch noch selten etwas Schlimmes herausgekommen, und das mit den Fabriken um sich greifende moderne Uebel der Verflachung und Seelenlosigkeit hat am Pietismus einen kräftigen und ehrenwerten Feind. Gerade in den Fabriken gibt es manche solche Fromme, die unter Spott und Mißachtung fest bleiben und täglich zu Helden und Märtyrern werden, wovor die aufgeklärten Großmäuler und Schwindelidealisten billig Respekt haben dürften.

Daß es unter diesen wacker strebenden Hungrigen des Geistes nicht an seltsamen und auch närrischen Brüdern fehlt, ist natürlich und schadet der Sache nichts. Immerhin gewann der junge Walter an einigen solchen Käuzen einen zweifelhaften Eindruck. Im ganzen war er, ob ihm auch das Bibelerklären manchmal zu viel wurde, diesem Wesen von Natur nicht abgeneigt und brachte es öfters zu wirklicher Andacht. Aber er war nicht nur sehr jung, sondern auch ein Gerbersauer Kömpff; als ihm daher nach und nach auch einiges Lächerliche an der Sache aufstieß und als er immer öfter Gelegenheit hatte, andre junge Leute sich über sie lustig machen zu hören, da wurde er mißtrauisch und hielt sich möglichst zurück. Wenn es auffällig und gar lächerlich war, zu den Stundenbrüdern zu gehören, so war das nichts für ihn, dem trotz allen widerstrebenden Regungen das Verharren im Ueblichen und bürgerlich Hergebrachten ein unbewußtes, aber desto tieferes Bedürfnis war. Immerhin blieb von dem Stundenwesen und vom Geist des Lecklescheu Hauses genug an ihm hängen.

Er hatte sich schließlich sogar so eingewöhnt, daß er nach Abschluß seiner Lehrzeit sich scheute, fortzugehen und trotz aller Mahnungen des Vormundes noch zwei volle Jahre bei dem Schlotzer blieb. Viel trug es auch zu seinem dortigen Wohlsein bei, daß er von Deltingen aus mindestens einmal im Monat für einen Sonntag heimfahren und bei der Mutter sein konnte.

Endlich nach zwei Jahren gelang es dem Vormund, ihn zu überzeugen, daß er notwendig noch ein Stück Welt und Handelschaft kennen lernen

müsse, um später einmal sein eignes Geschäft führen zu können. So ging denn Walter am Ende in die Fremde, ungern und zweifelnd, nachdem er zuvor seine Militärzeit abgedient hatte. Ohne diese rauhe Vorschule hätte er es vermutlich nicht lange im fremden Leben draußen ausgehalten. Auch so ging es ihm noch kunterbunt genug und fiel es ihm nicht leicht, sich durchzubringen. An sogenannten guten Stellen fehlte es ihm freilich nicht, da er überall mit guten Empfehlungen ankam. Aber innerlich hatte er viel zu schlucken und zu flicken, um sich oben zu halten und nicht davonzulaufen. Zwar mutete ihm niemand mehr zu, beim Wägen zu mogeln, denn er war nun meist in den Kontors großer Geschäfte tätig, aber wenn auch keine beweisbaren Unredlichkeiten geschahen, kam ihm doch der ganze Umtrieb und Wettbewerb ums Geld oft unleidlich roh und grausam und nüchtern vor, besonders da er nun keinen Umgang mehr mit Leuten von des Schlotzers Art hatte und nicht wußte, wo er die unklaren Bedürfnisse seiner Phantasie befriedigen sollte.

Trotzdem biß er sich durch, arbeitete treulich und lernte viel und fand sich allmählich mit müde gewordener Ergebung darein, daß es nun einmal so sein müsse, daß auch sein Vater es nicht besser gehabt habe und daß alles mit Gottes Willen geschehe. Die geheime, sich selber nicht verstehende Sehnsucht nach der Freiheit eines klaren, in sich begründeten und befriedigten Lebens starb allerdings niemals ganz in ihm ab, nur wurde sie stiller und glich ganz jenem feinen, stetigen Schmerze, mit dem jeder tiefer veranlagte Mensch am Ende der Jünglingsjahre sich in die Ungenüge des Lebens findet und in dem die reifende Manneswürde oft ihre tiefsten Wurzeln stecken hat.

Seltsam war es nun, daß es wieder die größte Mühe kostete, ihn nach Gerbersau zurückzubringen. Anfänglich hatte ihn zwar in Köln, wo er damals lebte, eine Verliebtheit festgehalten. Allein das Mädchen, um das er sich Mühe gab, wollte nichts von ihm wissen und hätte wohl auch schlecht zu ihm gepaßt. Sie verlobte sich mit einem Einheimischen, und Kömpff hätte allen Grund gehabt, sich jetzt zur Mutter und in die Heimat zu flüchten, da es um seine innere Festigkeit und Lebensfreude übel bestellt war. Dennoch und obwohl er einsah, daß es sein Schade sei, das heimische Geschäft länger als nötig in fremder Pacht zu lassen, wollte er durchaus nicht heimkommen. Es war nämlich, je näher diese Notwendigkeit ihm rückte, eine wachsende und zuletzt fast verzweifelte Angst in ihn gefahren. Wenn er erst einmal im eignen Haus und Laden saß, sagte er sich, dann gab es vollends kein Entrinnen mehr. Es graute ihm davor, nun auf eigne Rechnung Geschäfte zu treiben, da er zu wissen glaubte, daß das die Leute schlecht mache. Wohl kannte er manche große und kleine Handelsleute, die durch Rechtlichkeit und edle Gesinnung ihrem Stand Ehre machten und ihm verehrte Vorbilder waren; aber das waren sämtlich kräftige, scharfe Persönlichkeiten, denen Achtung und Erfolg von selbst entgegenzukommen schienen, und soweit kannte sich Kömpff, daß er wußte, diese Kraft und Einheitlichkeit gehe ihm noch völlig ab.

Fast ein Jahr lang zog er die Sache hin. Dann mußte er wohl oder übel kommen, denn Leipolts schon einmal verlängerte Pachtzeit war nächstens wieder abgelaufen, und dieser Termin konnte ohne erheblichen Verlust nicht versäumt werden.

Er gehörte schon nicht mehr ganz zu den Jungen, als er gegen Wintersanfang mit seinem Koffer in der Heimat anlangte und das Haus seiner Väter in Besitz nahm. Aeußerlich glich er nun fast ganz seinem Vater, wie derselbe zur Zeit seiner Verheiratung ausgesehen hatte. In Gerbersau wußte auch außer seiner Mutter niemand, wie es nun bei ihm aussah, und so nahm man ihn überall mit der ihm zukommenden freundlichen Achtung als den heimkehrenden Erben und Herrn eines respektabeln Hauses und Vermögens auf, und Kömpff fand sich leichter, als er gedacht hatte, in die Rolle eines wohlgeschätzten und ehrenwerten Jungbürgers. Die Freunde seines Vaters gönnten ihm wohlwollende Grüße und hielten darauf, daß er sich ihren Söhnen anschließe. Die ehemaligen Schulkameraden schüttelten ihm die Hand, wünschten ihm Glück und führten ihn an die Stammtische im „Hirschen“ und im „Anker“ ein. Ueberall fand er durch das Vorbild und Gedächtnis seines Vaters nicht nur einen Platz offen, sondern auch einen unausweichlichen Weg vorgezeichnet und wunderte sich nur zuweilen, daß ihm ganz dieselbe Wertschätzung wie einst dem Vater zufiel, während er fest überzeugt war, daß jener ein ganz andrer Kerl gewesen sei und sich seiner vielleicht jetzt schämen würde.

Da Herrn Leipolts Pachtzeit schon in sechs Wochen abgelaufen war, hatte Kömpff in dieser ersten Zeit vollauf zu tun, sich mit den Büchern und dem Inventar bekannt zu machen, mit Leipolt abzurechnen und sich bei Lieferanten und Kunden einzuführen. Er konnte nachrechnen, daß der Pächter sich in all den Jahren ein kleines Vermögen erworben habe, das er ihm aber gönnte, denn er fand das Geschäft in guter Ordnung und leidlicher Blüte. Er saß oft nachts noch über den Büchern und war im stillen froh, gleich so viel Arbeit angetroffen zu haben, denn er vergaß darüber zunächst die tiefersitzenden Sorgen und konnte sich, ohne daß es auffiel, noch eine Zeitlang dem Fragen der Mutter entziehen. Er fühlte wohl, daß für ihn wie für sie ein gründliches Aussprechen notwendig sei, und das schob er gern noch hinaus. Im übrigen begegnete er ihr mit einer ehrlichen, etwas verlegenen Zärtlichkeit, denn es war ihm plötzlich wieder klar geworden, daß sie doch der einzige Mensch in der Welt sei, der zu ihm passe und ihn verstehe und in der rechten Weise liebhabe.

Als endlich alles im Gange und der Pächter abgezogen war, als Walter die meisten Abende und auch den Tag über manche halbe Stunde bei der Mutter saß, erzählte und sich erzählen ließ, da kam ganz ungesucht und ungerufen auch die Stunde, in der Frau Kornelie sich das Herz ihres Sohnes erschloß und wieder wie zu seinen Knabenzeiten seine etwas scheue und unstete Seele offen vor sich sah. Mit wunderlichen Empfindungen fand sie ihre alte Ahnung bestätigt: ihr Sohn war, allem Anschein zum Trotz, im Herzen kein Kömpff und kein Kaufmann geworden, er stak nun, innerlich

ein Kind geblieben, in der aufgenötigten Rolle und ließ sich verwundert treiben, ohne daß er lebendig mit dabei war. Er konnte rechnen, buchführen, einkaufen und verkaufen wie ein andrer, aber es war eine erlernte, unwesentliche Fertigkeit. Und nun hatte er die doppelte Angst, entweder seine Rolle schlecht zu spielen und dem väterlichen Namen Unehre zu machen, oder am Ende in ihr zu versinken und schlecht zu werden und seine Seele ans Geld zu verlieren.

*

Es kam nun eine lange Reihe von stillen Jahren. Herr Kömpff merkte allmählich, daß die ehrenvolle Aufnahme, die er in der Heimatstadt gefunden hatte, zu einem Teil auch seinem ledigen Stande galt. Daß er trotz vielen Verlockungen älter und älter wurde, ohne zu heiraten, war — wie er selbst mit schlechtem Gewissen fühlte — ein entschiedener Abfall von den hergebrachten Regeln der Stadt und des Hauses. Doch vermochte er nichts dawider zu tun. Auch nachdem der Schmerz um jene frühere Liebe still geworden und eingeschlafen war, ging es nicht besser. Denn nun ergriff ihn mehr und mehr eine peinliche Scheu vor allen wichtigen Entschlüssen. Er mußte fast lachen, wenn er bedachte, daß er eigentlich nun heiraten sollte. Er hatte zu sorgen genug, wie sollte er auch noch ein Familienherr und Vater werden mögen! Wie hätte er seine Frau und gar die Kinder behandeln sollen, er, der sich selber oft wie ein Knabe vorkam mit seiner Herzensunruhe und seinem mangelnden Zutrauen zu sich selber? Manchmal, wenn er am Stammtisch in der Honoratiorenstube seine Altersgenossen sah, wie sie auftraten und sich selber und niemand andern ernst nahmen, wollte es ihn wundern, ob diese wirklich alle in ihrem Innern sich so sicher und männlich gefestigt vorkamen, wie es den Anschein hatte. Und wenn das war, warum nahmen sie ihn dann ernst und warum merkten sie nicht, daß es mit ihm ganz anders stand?

Solche Fragen kamen ihm zuweilen. Aber es dachte kein Mensch daran, ihn etwa nicht für voll zu nehmen und seinem bürgerlich biederen Aussehen und Auftreten irgend zu mißtrauen. Und doch war er in vielem geradezu ein Kind. Obwohl vielleicht in sechs, acht Jahren man ihn gewiß in den Gemeinderat wählen würde, schien ihm das doch unmöglich und lächerlich und kam ihm diese Ehre noch immer ebenso seltsam, großartig und entlegen vor wie damals, als er noch in die Schule ging und mit Ehrerbietung und Erstaunen davon reden hörte, sein Vater käme vielleicht das nächste Jahr in den Gemeinderat. Gemeinderat — lieber Gott! Sie hätten ihn ebensogut zum Papst machen können. Es schien ihm, als spielten alle Leute Komödie.

So hätte er das seltsame Schauspiel eines geachteten, wohlhabenden Bürgers gewährt, dem auf der Welt nichts mangelt als die Hauptsache, nämlich das Zutrauen zu sich selber. Doch sah das niemand, kein Kunde im Laden und kein Kollege und Kamerad auf dem Markt oder beim Schoppen, außer der Mutter. Diese mußte ihn freilich genau kennen, denn bei ihr saß das große Kind immer wieder, klagend, Rat haltend und fragend, und sie beruhigte ihn und beherrschte ihn, ohne es zu wollen. Die Holderlies aber nahm bescheiden daran teil. Die drei merkwürdigen Leute, wenn sie abends beisammen waren, sprachen ungewöhnliche Dinge miteinander. Sein immerfort unruhiges Gewissen trieb den Kaufmann auf neue und wieder neue Fragen und Gedanken, über die man zu Rate saß und aus der Erfahrung und aus der Bibel Aufschlüsse suchte und Anmerkungen machte. Der Mittelpunkt aller Fragen war der Uebelstand, daß Herr Kömpff nicht glücklich war und es gern gewesen wäre.

Ja, wenn er eben geheiratet hätte, meinte die Lies seufzend. O nein, bewies aber der Herr, wenn er geheiratet hätte, wäre es eher noch schlimmer; er wußte viele Gründe dafür. Aber wenn er etwa studiert hätte, oder er wäre Schreiber oder ein Handwerker geworden. Da wäre es so und so gegangen. Und der Herr bewies, daß er dann wahrscheinlich erst recht im Pech wäre. Man probierte es mit dem Schreiner, Schullehrer, Pfarrer, Arzt, aber es kam auch nichts dabei heraus.

„Und wenn es auch vielleicht ganz gut gewesen wäre," schloß er traurig, „es ist ja doch alles anders und ich bin Kaufmann wie der Vater."

Zuweilen erzählte Frau Kornelie vom Vater. Davon hörte er immer gern. ‚Ja, wenn ich ein Mann wäre, wie der einer gewesen ist!' dachte er dabei und sagte es auch bisweilen. Darauf lasen sie ein Bibelkapitel oder auch irgendeine Geschichte, die man aus der Bürgervereinsbibliothek da hatte. Und die Mutter zog Schlüsse aus dem Gelesenen und sagte: „Man sieht, die wenigsten Leute treffen es im Leben gerade so, wie es gut für sie wäre. Es muß jeder genug durchmachen und leiden, auch wenn man's ihm nicht ansieht. Der liebe Gott wird schon wissen, zu was es gut ist, und einstweilen muß man es eben auf sich nehmen und Geduld haben."

Dazwischen trieb Walter Kömpff seinen Handel, rechnete und schrieb Briefe, erschien als ruhiger Gast an den regelmäßigen Wochenabenden, machte da und dort einen Besuch und ging in die Kirche, alles pünktlich und ordentlich, wie es das Herkommen erforderte. Im Lauf der Jahre schläferte ihn das auch ein wenig ein, doch niemals ganz; in seinem Gesicht stand immer etwas, das einem verwunderten und bekümmerten Sichbesinnen ähnlich sah.

Seiner Mutter war anfangs dies Wesen ein wenig beängstigend. Sie hatte gedacht, er würde vielleicht noch weniger zufrieden, aber mannhafter und entschiedener werden. Dafür rührte sie wieder die gläubige Zuversicht, mit der er an ihr hing und nicht müde wurde, alles mit ihr zu teilen und gemeinsam zu haben. Und wie die Zeiten dahinliefen und alles im Gleichen blieb, gewöhnte sie sich völlig daran und fand nicht viel Besonderes und Beunruhigendes mehr an seinem bekümmerten und ziellosen Wesen.

*

So stand es und so blieb es. Walter Kömpff war nun nahe an vierzig und hatte nicht geheiratet und sich wenig verändert. In der Stadt ließ man sein etwas zurückgezogenes Leben als eine Jung-

Meine Lieblinge

Nach einem Gemälde von Caesar Philipp

gesellenschrulle hingehen und wußte glücklicherweise nicht, wie eigentümlich es in der großen Vorderstube seines Hauses an den stillen Abenden aussah, an denen er mit den beiden alten Frauen seine ernsten Beratungen hielt und auf die Mutter hörte wie ein Zehnjähriger. Daß in dies resignierte Leben noch eine Aenderung kommen könnte, hatte er nie gedacht.

Sie kam aber plötzlich, indem Frau Kornelie, deren langsames Altern man kaum bemerkt hatte, auf einem kurzen Krankenlager vollends ganz weiß wurde, sich wieder aufraffte und wieder erkrankte, um nun schnell und still zu sterben. Am Totenbette, von dem der Stadtpfarrer eben weggegangen war, standen der Sohn und die alte Magd.

„Lies, geh hinaus," sagte Herr Kömpff.

„Ach, aber lieber Herr —!"

„Geh hinaus, sei so gut!"

Sie ging hinaus und saß ratlos in der Küche. Nach einer Stunde klopfte sie, bekam keine Antwort und ging wieder. Und wieder kam sie nach einer Stunde und klopfte. Sie klopfte noch einmal.

„Herr Kömpff! O Herr!"

„Sei still, Lies!" rief es von drinnen.

„Und mit dem Nachtessen?"

„Sei still, Lies. Iß du nur!"

„Und Sie nicht?"

„Ich nicht. Laß jetzt gut sein! Gute Nacht!"

„Ja, darf ich denn gar nimmer hinein?"

„Morgen dann, Lies."

Sie mußte davon abstehen. Aber nach einer schlaflosen Kummernacht stand sie morgens schon um fünf Uhr wieder da.

„Herr Kömpff!"

„Ja, was ist?"

„Soll ich gleich Kaffee machen?"

„Wie du meinst."

„Und dann, darf ich dann hinein?"

„Ja, Lies."

Sie kochte ihr Wasser und nahm die zwei Löffel gemahlenen Kaffee und Zichorie, ließ das Wasser durchlaufen, trug Tassen auf und schenkte ein. Dann kam sie wieder.

Er schloß auf und ließ sie hereinkommen. Sie kniete ans Bett und sah die Tote an und rückte ihr die Tücher zurecht. Dann stand sie auf und sah nach dem Herrn und besann sich, wie sie ihn anreden solle. Aber wie sie ihn ansah, kannte sie ihn kaum wieder. Er war blaß und hatte ein schmales Gesicht und machte große merkwürdige Augen, als wolle er einen durch und durch schauen, was sonst gar nicht in seiner Art war.

„Sie sind gewiß nicht wohl, Herr —"

„Ich bin gewiß wohl. Wir können ja jetzt Kaffee trinken."

Das taten sie, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Aber der Lies schien es durchaus nötig, daß das große Unglück auch beredet werde, schon weil es ihr mißfiel und gefährlich vorkam, daß ihr Herr seinen ganzen Schmerz und Schrecken in sich verschloß. Also fing sie nach einigem Warten wieder an:

„Unsre liebe, arme Frau! Ja, Herr Kömpff, das ist ein schwerer Schlag für uns."

Sie sagte erst seit gestern „Herr Kömpff" zu ihm, bisher hatte er für sie „Herr Walter" geheißen.

Er gab keine Antwort.

„Lieber Gott," fing sie nochmals an, „und so schnell ist es gegangen, kein Mensch hat daran gedacht. Es ist ja gut für sie. Wenn sie auch noch lang hätte leiden müssen! Aber für uns ist es doch schrecklich traurig."

„Ja, Lies."

„Nicht wahr? Und sie war auch noch gar nicht so besonders alt. Du liebe Zeit, vierundsechzig! Das ist doch noch lang kein hohes Alter, Herr Kömpff?"

Er blickte sie mit seinen großen, veränderten Augen an.

„Jesus, was fehlt Ihnen?" rief sie bestürzt.

„Nichts, Lies. Aber du gehst jetzt hinaus und läßt mich in Ruhe."

Den ganzen Tag, während die Leichenfrau da war und die Tote besorgte, saß er allein in der Stube. Es kamen ein paar Trauerbesuche, die er sehr ruhig empfing und sehr bald und kühl wieder verabschiedete, ohne daß er jemand die Tote sehen ließ. Nachts wollte er wieder bei ihr wachen, schlief aber auf dem Stuhle ein und wachte erst gegen Morgen auf. Erst jetzt fiel es ihm ein, daß er sich schwarz anziehen müsse. Er holte selber den Gehrock aus dem Kasten. Abends war die Beerdigung, wobei er nicht weinte und sich sehr ruhig benahm. Desto aufgeregter war die Holderlies, die in ihrem weiten Staatskleid und mit rotgeweintem Gesicht den Zug der Weiber anführte. Ueber das nasse Sacktuch weg äugte sie fortwährend, vor Tränen blinzelnd, nach ihrem Herrlein hinüber, um das sie Angst hatte. Sie fühlte gut, daß dieses kalte und ruhige Gebaren nicht in seinem Wesen lag und daß die trotzige Verschlossenheit und Einsiedlerei ihn verzehren müsse.

Doch gab sie sich vergebens Mühe, ihn seiner Erstarrung zu entreißen. Er saß daheim am Fenster oder lief ruhelos durch die Zimmer. An der Ladentür verkündete ein Zettel, daß das Geschäft für drei Tage geschlossen sei. Es blieb aber auch am vierten und fünften Tage zu, bis einige Bekannte ihn dringend mahnten.

Kömpff stand nun wieder hinter dem Ladentisch, wog, rechnete und nahm Geld ein, aber er tat es, ohne dabei zu sein. An den Abenden der Bürgergesellschaft und der Hirschengäste erschien er nicht mehr und man ließ ihn gewähren, da er ja in Trauer war. In seiner Seele war es leer und still. In der ersten Verzweiflung nach dem Tod der Mutter hatte es ihn stark gelüstet, sich in einer dunkeln Bodenkammer aufzuhängen. Denn wie sollte er nun leben? Eine tödliche Ratlosigkeit hielt ihn wie ein Krampf bestrickt, er konnte nicht stehen noch fallen, sondern fühlte sich ohne Boden im Leeren schweben. Daß er die Kammer mied und den Strick unberührt ließ, geschah ohne Ueberlegung aus einer verborgen fortwirkenden Gewissenhaftigkeit, über die er nicht Herr war.

Nach einiger Zeit begann es ihn unruhig zu treiben; er fühlte, daß irgend etwas geschehen müsse, nicht von außen her, sondern aus ihm selbst heraus, um ihn zu befreien. Damals fingen nun auch die Leute an, etwas zu merken, und die Zeit begann, in der Walter Kömpff zum bekanntesten und meistbesprochenen Mann in Gerbersau wurde.

II

Wie es scheint, hatte der sonderbare Kaufmann in diesen Zeiten, da er sein Leben erobern wollte und sein Schicksal der Reife nahe fühlte, ein starkes Bedürfnis nach Einsamkeit und ein Mißtrauen gegen sich selbst, das ihm gebot, sich von gewohnten Einflüssen zu befreien und sich gewissermaßen eine eigne, abschließende Atmosphäre zu schaffen. Wenigstens fing er nun an, die beiden Wirtshausabende zu meiden; anfänglich entschuldigte er sich noch bei seinen Herren Freunden, dann hörte auch dieses auf, und man begann ihn für einen unfeinen Bruder zu halten. Schlimmer war, daß er um dieselbe Zeit die treue Holderlies zu entfernen suchte.

„Vielleicht kann ich dann die selige Mutter eher vergessen," sagte er und bot der Lies ein beträchtliches Geschenk an, daß sie in Frieden abgehe. Die alte Dienerin lachte jedoch nur und erklärte, sie gehöre nun einmal ins Haus und werde auch bleiben. Sie wußte gut, daß ihm nicht daran gelegen war, seine Mutter zu vergessen, daß er vielmehr ihrem Andenken stündlich nachhing und keinen geringsten Gegenstand vermissen mochte, der ihn an sie erinnerte. Und vielleicht verstand die Holderlies ihres Herrn Gemütszustände ahnungsweise schon damals; jedenfalls verließ sie ihn nicht, sondern sorgte mütterlich für sein verwaistes Hauswesen und half ihm auch das Gedächtnis der Hingegangenen redlich pflegen.

Es muß nicht leicht für sie gewesen sein, in jenen Tagen bei dem Sonderling auszuharren. Walter Kömpff begann damals zu fühlen, daß er zu lange das Kind seiner Mutter geblieben war. Die Stürme, die ihn nun bedrängten, waren schon jahrelang in ihm gewesen, und er hatte sie dankbar von der Mutterhand beschwören und besänftigen lassen. Jetzt schien ihm aber, es wäre besser gewesen, beizeiten zu scheitern und neu zu beginnen, statt erst jetzt, da er nicht mehr bei Jugendkräften und durch jahrelange Gewohnheit hundertfach gefesselt und gelähmt war. Seine Seele verlangte so leidenschaftlich wie jemals nach Freiheit und Gleichgewicht, aber sein Kopf war der eines Kaufmanns und sein ganzes Leben lief eine feste, glatte Bahn abwärts und er wußte keinen Weg, aus diesem sicheren Gleiten sich auf neue, bergan führende Pfade zu retten.

Und während er mit zärtlicher Trauer jede Erinnerung an die gestorbene Mutter wach erhielt und innig am Herzen hegte, schämte er sich dieser Treue und hielt sich täglich vor, wie notwendig es ihm sei, von heute an ein eignes Leben zu führen und keine Stimme mehr zu lieben und zu hören als das Schreien seines vereinsamten Herzens nach Rast und Erlösung.

In seiner Not besuchte er mehrmals die abendlichen Versammlungen der Pietisten. Eine Ahnung des Trostes und der Erbauung wachte dort zwar in ihm auf, doch mißtraute er heimlich der inneren Wahrhaftigkeit dieser Männer, die oft ganze Abende mit unendlich kleinlichen Versuchen einer untheologischen Bibelauslegung verbrachten, viel verbissenen Autodidaktenstolz an den Tag legten und selten recht einig untereinander waren. Es mußte eine Quelle des Vertrauens und der Gottesfreude geben, eine Möglichkeit der Heimkehr zur Kindeseinfalt und in Gottes Arme; aber hier, meinte er, war sie nicht. Die Redner und Gäste dieser Versammlungen waren alle ehrenwerte, redliche Menschen, aber sie hatten doch alle, schien ihm, irgend einmal einen Kompromiß geschlossen und hielten in ihrem Leben eine irgend einmal angenommene Grenze zwischen Geistlichem und Weltlichem inne. Eben das hatte Kömpff selber sein Leben lang getan, und eben das hatte ihn müde und traurig gemacht und ohne Trost gelassen.

Das Leben, das er sich dachte, müßte in allen kleinsten Regungen Gott hingegeben und von herzlichem Vertrauen erleuchtet sein. Er wollte keine noch so geringe Tätigkeit mehr verrichten, ohne dabei mit sich und mit Gott einig zu sein. Und er wußte genau, daß dies süße und heilige Gefühl ihm bei Rechnungsbuch und Ladenkasse niemals zuteil werden könne. In seinem Sonntagsblättlein las er zuweilen von großen Laienpredigern und gewaltigen Erweckungen in Amerika, in Schweden oder Schottland, von Versammlungen, in denen Dutzende und Hunderte, vom Blitz der Erkenntnis getroffen, sich gelobten, fortan ein neues Leben im Geist und in der Wahrheit zu führen. Bei solchen Berichten, die er mit Sehnsucht verschlang, hatte Kömpff ein Gefühl, als steige Gott selber zuzeiten auf die Erde herab und wandle unter den Menschen, da oder dort, in manchen Ländern, aber niemals hier, aber niemals in seiner Nähe.

Die Holderlies erzählte, er habe damals jämmerlich ausgesehen. Sein gutes, ein wenig kindliches Gesicht wurde mager und scharf, die Falten tiefer und härter. Auch ließ er, der bisher das Gesicht glatt getragen hatte, jetzt den Bart ohne Pflege stehen, einen dünnen, farblos blonden Bart, um den ihn die Buben auslachten. Nicht weniger vernachlässigte er seine Kleidung, und ohne die zähe Fürsorge der bekümmerten Magd wäre er schnell vollends zum Kindergespött geworden. Den ölfleckigen alten Ladenrock trug er meistens auch bei Tisch und auch abends, wenn er auf seine langen Spaziergänge ausging, von denen er oft erst gegen Mitternacht heimkam.

Nur den Laden ließ er nicht verkommen. Das war das letzte, was ihn mit der früheren Zeit und mit dem Althergebrachten verband, und er führte seine Bücher peinlich weiter, stand selber den ganzen Tag im Geschäft und bediente. Freude hatte er nicht daran, obwohl die Geschäfte erfreulich gingen. Aber er mußte eine Arbeit haben, er mußte sein Gewissen und seine Kraft an eine feste, immerwährende Pflicht binden, sonst hätte ihn das planlose Suchen und Sehnsuchtleiden verzehrt. Auch wußte er genau, daß mit dem Aufgeben seiner gewohnten Tätigkeit ihm die letzte Stütze entgleiten und er rettungslos den Mächten verfallen würde, die er nicht weniger fürchtete als verehrte.

*

In kleinen Städtlein gibt es immer irgendeinen armen, entgleisten Bettler und Tunichtgut, einen alten Säufer oder entlassenen Zuchthäusler, der jedermann zum Spott und Aergernis dient und als Entgelt für die spärliche Wohltätigkeit der Stadt den Kinderschreck und verachteten Auswürfling ab-

geben muß. Als solcher diente zu jenen Zeiten ein Alois Beckeler, genannt Göckeler, ein schnurriger, alter Taugenichts und weltkundiger Herumtreiber, der nach langen Landstreicherjahren hier hängen geblieben war. Sobald er etwas zu beißen und zu trinken hatte, tat er großartig und gab in den Kneipen eine drollige Faulpelzphilosophie zum besten, nannte sich Fürst von Ohnegeld und Erbprinz von Schlaraffia, bemitleidete jedermann, der von seiner Hände Arbeit lebte, und fand immer ein paar Zuhörer, die ihn halb heimlich bewunderten, halb verachtend protegierten und ihm manchen Schoppen zahlten.

Eines Abends, als Herr Walter Kömpff einen seiner langen, einsamen und hoffnungslosen Spaziergänge unternahm, stieß er auf diesen Göckeler, welcher der Quere nach in der Straße lag und einen kleinen Nachmittagsrausch soeben ausgeschlafen hatte.

Kömpff erschrak zuerst, als er unvermutet den Daliegenden zu Gesicht bekam, auf den er im Halbdunkel beinahe getreten wäre. Doch erkannte er rasch den Vagabunden und rief ihn vorwurfsvoll an:

„He, Beckeler, was machet Ihr da?"

Der Alte richtete sich halb auf, blinzelte vergnügt und meinte: „Ja, und Ihr, Kömpff, was machet denn Ihr da, he?"

Dem so Angeredeten wollte es mißfallen, daß der Lump ihn weder mit Herr noch mit Sie titulierte.

„Könnet Ihr nicht höflicher sein, Beckeler?" fragte er gekränkt.

„Nein, Kömpff," grinste der Alte, „das kann ich nicht, so leid mir's tut."

„Und warum denn nicht?"

„Weil mir niemand was dafür gibt, und umsonst ist der Tod. Hat mir vielleicht der hochgeehrte Herr von Kömpff irgend einmal was geschenkt oder zugewendet? O nein, der reiche Herr von Kömpff hat das noch nie getan, der ist viel zu fein und zu stolz, als daß er ein Aug' auf einen armen Teufel könnte haben. Ist's so oder ist's nicht so?"

„Ihr wisset gut, warum. Was fanget Ihr an mit einem Almosen? Vertrinken, weiter nichts, und zum Vertrinken hab' ich kein Geld und geb' auch keins."

„So, so. Na, denn gute Nacht und angenehme Ruhe, Bruderherz."

„Wieso Bruderherz?"

„Sind nicht alle Menschen Brüder, Kömpff? He? Ist vielleicht der Heiland für dich gestorben und für mich nicht?"

„Redet nicht so, mit diesen Sachen treibt man keinen Spaß."

„Hab' ich Spaß getrieben?"

Kömpff besann sich. Die Worte des Lumpen trafen mit seinen grüblerischen Gedanken zusammen und regten ihn wunderlich auf.

„Gut denn," sagte er freundlich, „stehet einmal auf. Ich will Euch gern etwas geben."

„Ei, schau!"

„Ja, aber Ihr müsset mir versprechen, daß Ihr's nicht vertrinket. Ja?"

Beckeler zuckte die Achseln. Er war heute in seiner freimütigen Laune.

„Versprechen kann ich's schon, aber Halten steht auf einem andern Blatt. Geld, wenn ich's nicht verbrauchen darf, wie ich will, ist so gut wie kein Geld."

„Es ist zu Euerm Besten, was ich sage, Ihr dürft mir glauben."

Der Trinker lachte.

„Ich bin jetzt vierundsechzig Jahre alt. Glaubt Ihr wirklich, daß Ihr besser wißt, was mir gut ist, als ich selber? Glaubt Ihr?"

Mit dem schon hervorgezogenen Geldbeutel in der Hand stand Kömpff verlegen da. Er war im Reden und Antwortenkönnen nie stark gewesen und fühlte sich diesem vogelfreien Menschen gegenüber, der ihn Bruderherz nannte und sein Wohlwollen verschmähte, hilflos und unterlegen. Schnell und fast ängstlich nahm er einen Taler heraus und streckte ihn dem Beckeler hin.

„Nehmet also . . ."

Erstaunt nahm Alois Beckeler das große Geldstück hin, hielt es vors Auge und schüttelte den struppigen Kopf. Dann begann er, sich demütig, umständlich und beredt zu bedanken. Kömpff war über die Höflichkeit und Selbsterniedrigung, zu der ein Stück Geld den Philosophen vermocht hatte, beschämt und traurig und lief schnell davon.

Dennoch empfand er eine heimliche Erleichterung und kam sich vor, als hätte er eine Tat vollbracht. Daß er dem Beckeler einen Taler zum Vertrinken geschenkt hatte, war für ihn eine abenteuerliche Extravaganz, mindestens so kühn und unerhört, als wenn er selber das Geld verlüdert hätte. Er kehrte an diesem Abend so zeitig und zufrieden heim wie seit Wochen nicht mehr.

Für den Göckeler brach jetzt eine gesegnete Zeit an. Alle paar Tage gab ihm Walter Kömpff ein Stück Geld, bald eine Mark, bald einen Fünfziger, so daß das Wohlleben kein Ende nahm. Einmal, als er am Kömpffschen Laden vorüberkam, rief ihn der Herr herein und schenkte ihm ein Dutzend gute Zigarren. Die Holderlies war zufällig dabei und trat dazwischen.

„Aber Sie werden doch dem Lump nicht von den teuern Zigarren geben!"

„Sei ruhig," sagte der Herr, „warum soll er's nicht auch einmal gut haben?"

Und der alte Taugenichts blieb nicht der einzige Beschenkte. Den einsamen Grübler befiel eine zunehmende Lust am Weggeben und Freudemachen. Armen Weibern gab er im Laden das doppelte Gewicht oder nahm kein Geld von ihnen, den Fuhrleuten gab er am Markttag überreiche Trinkgelder und den Bauernfrauen legte er gern bei ihren Einkäufen ein Extrapäckchen Zichorie oder eine gute Handvoll Korinthen in den Korb.

Das konnte nicht lange dauern, ohne aufzufallen. Zuerst bemerkte es die Holderlies, und sie machte dem Herrn schwere, unablässige Vorwürfe, die zwar erfolglos blieben, ihn aber nicht wenig beschämten und quälten, so daß er allmählich seine Verschwendungslust vor ihr verstecken lernte. Darüber wurde die treue Seele mißtrauisch und begann sich aufs Spionieren zu legen, und das alles brachte in Bälde den Hausfrieden bedenklich ins Wanken.

Nächst der Lies und dem Göckeler waren es die Kinder, denen des Kaufmanns sonderbare Frei-

gebigkeit auffiel. Sie kamen immer öfter mit einem Pfennig daher, verlangten Zucker, Süßholz oder Johannisbrot und bekamen davon soviel sie wollten. Und wenn die Lies aus Scham und der Beckeler aus Klugheit schwiegen, die Kinder taten es nicht, sondern verbreiteten die Kunde von Kömpffs großartiger Laune bald in der ganzen Stadt.

Merkwürdig war es, daß er selber wider diese Freigebigkeit kämpfte und sich vor ihr fürchtete. Nachdem er tagsüber Pfunde verschenkt und verschwendet hatte, befiel ihn abends beim Geldzählen und beim Buchführen Entsetzen über diese liederliche, unkaufmännische Wirtschaft. Angstvoll rechnete er nach und versuchte seinen Schaden zu berechnen, sparte beim Bestellen und Einkaufen, forschte nach wohlfeilen Quellen, und alles nur, um andern Tages von neuem zu geuden und seine Freude am Geben zu haben. Die Kinder jagte er bald scheltend fort, bald belud er sie mit guten Sachen. Nur sich selber gönnte er nichts, er sparte am Haushalte und an der Kleidung, gewöhnte sich den Nachmittagskaffee ab und ließ das Weinfäßchen im Keller, als es leer war, nimmer füllen.

Die mißlichen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Kaufleute beschwerten sich mündlich und in groben Briefen bei ihm, daß er ihnen mit seinem sinnlosen Dreingeben und Schenken die Kunden weglocke. Manche solide Bürger und auch schon mehrere seiner Kunden vom Lande, die an seinem veränderten Wesen Anstoß nahmen, mieden seinen Laden und begegneten ihm, wo sie ihm nicht ausweichen konnten, mit unverhohlenem Mißtrauen. Auch stellten ihn die Eltern einiger Kinder, denen er Leckereien und Feuerwerk gegeben hatte, ärgerlich zur Rede. Sein Ansehen unter den Honoratioren, mit dem es schon einige Zeit her nicht glänzend mehr ausgesehen hatte, schwand dahin und ward ihm durch eine zweifelhafte Beliebtheit bei den Geringen und Armen doch nicht ersetzt. Ohne diese Veränderungen im einzelnen allzu schwer zu nehmen, hatte Kömpff doch das Gefühl eines unaufhaltsamen Gleitens ins Ungewisse. Es kam immer häufiger vor, daß er von Bekannten mit spöttischer oder mitleidiger Gebärde begrüßt wurde, daß auf der Straße hinter ihm gesprochen und gelacht ward, daß Spaßvögel ihm mit umständlicher Herzlichkeit die Hand drückten und ernste Leute ihm mit Unbehagen auswichen. Die paar alten Herren, die zur Freundschaft seines Vaters gehört hatten und einigemal mit Vorwürfen, Rat und Zuspruch zu ihm gekommen waren, blieben bald aus und wandten sich ärgerlich von ihm ab. Und immer mehr verbreitete sich in der Stadt die Ansicht, Walter Kömpff sei im Kopf nimmer recht und gehöre bald ins Narrenhaus.

*

Mit der Kaufmannschaft war es jetzt zu Ende, das sah der gequälte Mann selber am besten ein. Aber ehe er die Bude endgültig zumachte, beging er noch eine Tat unkluger Großmut, die ihm viele Feinde machte.

Eines Montags verkündigte er durch eine Anzeige im Wochenblatt, von heute an gebe er jede Ware zu dem Preis, den sie ihn selber koste.

Einen Tag lang war sein Laden voll wie noch nie. Die feinen Leute blieben aus, sonst aber kam jedermann, um von dem offenbar übergeschnappten Händler seinen Vorteil zu ziehen. Die Wage kam den ganzen Tag nicht zum Stillstehen und das Ladenglöcklein schellte sich heiser. Körbe und Säcke voll spottbillig erworbener Sachen wurden fortgetragen. Die Holderlies war außer sich. Da ihr Herr nicht auf sie hörte und sie aus dem Laden verwies, stellte sie sich in der Haustür auf und sagte jedem Käufer, der aus dem Laden kam, ihre Meinung. Es gab einen Skandal über den andern, aber die verbitterte Alte hielt aus und suchte jedem, der nicht ganz dickfellig war, seinen wohlfeilen Einkauf ordentlich zu versalzen.

„Willst nicht auch noch zwei Pfennig geschenkt haben?“ fragte sie den einen, und zum andern sagte sie: „Das ist nett, daß Ihr wenigstens den Ladentisch habt stehen lassen.“

Aber zwei Stunden vor Feierabend erschien der Bürgermeister in Begleitung des Amtsdieners und befahl, daß der Laden geschlossen werde. Kömpff weigerte sich nicht und machte sogleich die Fensterläden zu. Tags darauf mußte er aufs Rathaus und wurde nur auf seine schriftliche Erklärung, daß er sein Geschäft aufzugeben entschlossen sei, mit Kopfschütteln wieder laufen gelassen.

Den Laden war er nun los. Er ließ seine Firma aus dem Handelsregister streichen, da er sein Geschäft weder verpachten noch verkaufen wollte. Die noch vorhandenen Vorräte, soweit sie dazu paßten, verschenkte er wahllos an arme Leute. Die Lies wehrte sich um jedes Stück und brachte Kaffeesäcke und Zuckerhüte und alles, wofür sie irgend Raum fand, für den Haushalt beiseite.

Ein entfernter Verwandter stellte den Antrag, Walter Kömpff zu entmündigen, doch sah man nach längeren Verhandlungen davon ab, teils weil nahverwandte, namentlich minderjährige Erbberechtigte nicht vorhanden waren, teils weil Kömpff nach der Aufgabe seines Geschäftes unschädlich und der Bevogtung nicht bedürftig erschien.

Es sah aus, als kümmere sich keine Seele um den entgleisten Mann. Zwar redete man in der ganzen Gegend von ihm, meistens mit Hohn und Mißfallen, manchmal auch mit Bedauern; in sein Haus aber kam niemand, etwa nach ihm zu sehen, einen Rat zu geben, oder ein wenig Gesellschaft zu leisten. Es kamen nur mit großer Schnelligkeit alle Rechnungen, die noch offen standen, denn man fürchtete, hinter der ganzen Geschichte stecke am Ende ein ungeschickt eingeleiteter Bankrott. Doch brachte Kömpff seine Bücher richtig und notariell zum Abschluß, zahlte alle baren Schulden ohne Abzüge und wurde, als alles erledigt war, amtlich entlastet. Freilich nahm dieses übereilte Abschließen nicht nur seine Börse, sondern noch mehr seine Kräfte unmäßig in Anspruch, und als er fertig war, fühlte er sich elend und dem Zusammenbrechen nahe.

In diesen bösen Tagen, als er nach einer überhitzten Arbeitszeit plötzlich vereinsamt und unbeschäftigt sich selber überlassen blieb, kam wenigstens einer, um ihm zuzusprechen, das war der Schlotzer, Kömpffs ehemaliger Lehrherr aus Deltingen. Der fromme Handelsmann, den Walter früher noch einigemal besucht, nun aber seit Jahren nicht

mehr gesehen hatte, war alt und weiß geworden und es war eine Heldentat von ihm, daß er noch die Reise nach Gerbersau gemacht hatte.

Er trug einen langschößigen braunen Gehrock und führte ein ungeheures, blau und gelb gemustertes Schnupftuch bei sich, auf dessen breitem Saum Landschaften, Häuser und Tiere abgebildet waren.

„Darf man einmal 'reinsehen?" fragte er beim Eintritt in die Wohnstube, wo der Einsame gerade müd und ratlos in der großen Bibel blätterte. Dann nahm er Platz, legte den Hut und das Schnupftuch auf den Tisch, zog die Rockschöße über den Knien zusammen und schaute seinem alten Lehrling prüfend in das blasse, unsichere Gesicht.

„Also Sie sind jetzt Privatier, hört man sagen?"

„Ich habe das Geschäft aufgegeben, ja."

„So, so. Und darf man fragen, was Sie jetzt vorhaben? Sie sind ja, vergleichsweise gesprochen, noch ein junger Mann."

„Ich wär' froh, wenn ich's wüßte. Ich weiß nur, daß ich nie ein rechter Kaufmann gewesen bin, drum hab' ich aufgehört. Ich will jetzt sehen, was sich noch gut machen läßt an mir."

„Wenn ich sagen darf, was ich meine, so scheint mir, das sei zu spät."

„Kann es zum Guten auch zu spät sein?"

„Wenn man das Gute kennt, nicht. Aber so ins Ungewisse den Beruf aufgeben, den man gelernt hat, ohne daß man weiß, was nun anfangen, das ist unrecht. Ja, wenn Sie das als junger Bursch getan hätten!"

„Es hat eben lang gebraucht, bis ich zum Entschluß gekommen bin."

„Es scheint so. Aber ich meine, für so langsame Entschlüsse ist das Leben zu kurz. Sehen Sie, ich kenne Sie doch ein wenig und ich weiß gut, daß Sie es schwer gehabt haben und nicht ganz ins Leben hinein passen. Es gibt mehr solche Naturen. Sie sind Kaufmann geworden Ihrem Vater zulieb, nicht wahr? Jetzt haben Sie Ihr Leben verpfuscht und haben das, was Ihr Vater wollte, doch nicht getan."

„Was wollte ich machen?"

„Was? Auf die Zähne beißen und aufrecht bleiben. Ihr Leben schien Ihnen verfehlt und war es vielleicht, aber ist es jetzt im Gleis? Sie haben ein Schicksal, das Sie auf sich genommen hatten, von sich geworfen, und das war feig und unklug. Sie sind unglücklich gewesen, aber Ihr Unglück war anständig und hat Ihnen Ehre gemacht. Auf das haben Sie verzichtet, nicht etwas Besserem zulieb, sondern bloß, weil Sie es müde waren. Ist es nicht so?"

„Vielleicht wohl."

„Also. Und darum bin ich hergereist und sage Ihnen: Sie sind untreu geworden. Aber bloß zum Schelten hätte ich mit meinen alten Beinen den Weg hierher doch nicht gemacht. Drum sage ich, machen Sie's wieder gut so bald wie möglich."

„Wie soll ich das?"

„Hier in Gerbersau können Sie nicht wieder anfangen, das sehe ich ein. Aber anderswo, warum nicht? Uebernehmen Sie wieder ein Geschäft, es braucht ja kein großes zu sein, und machen Sie Ihres Vaters Namen wieder Ehre. Von heut auf morgen geht's ja nicht, aber wenn Sie wollen, helfe ich suchen. Soll ich?"

„Danke vielmal, Herr Leckle. Ich will mir's bedenken."

„Aber bald, nicht? Und dann kommen Sie oder schreiben mir gleich?"

„Ja, gern. Und schönen Dank! Sie sind so gut gewesen."

Der Schlotzer nahm weder Trank noch Essen an und fuhr mit dem nächsten Zug wieder heim.

Kömpff war ihm dankbar, aber er konnte seinen Rat nicht annehmen.

•

In einer Muße, an die er nicht gewöhnt war und die er nur schwer ertrug, machte der Exkaufmann zuweilen melancholische Gänge durch die Stadt. Dabei war es ihm jedesmal wunderlich und bedrückend zu sehen, wie Handwerker und Kaufleute, Arbeiter und Dienstboten ihren Geschäften nachgingen, wie jeder seinen Platz und seine Geltung und jeder sein Ziel hatte, während er allein ziellos und unberechtigt umherging.

Der Arzt, den er wegen Schlafmangels um Rat fragte, fand seine Untätigkeit verhängnisvoll. Er riet ihm, sich ein Stückchen Land vor der Stadt draußen zu kaufen und dort Gartenarbeit zu tun. Der Vorschlag gefiel ihm, und er erwarb an der Leinengrube ein kleines Gut, schaffte sich Geräte an und begann eifrig zu graben und zu hacken. Treulich stach er seinen Spaten in die Erde und fühlte, während er sich in Schweiß und Ermüdung arbeitete, seinen verwirrten Kopf leichter werden. Aber bei schlechtem Wetter und an den langen Abenden saß er wieder grübelnd daheim, las in der Bibel und gab sich erfolglosen Gedanken über die unbegreiflich eingerichtete Welt und über sein elendes Leben hin. Daß er mit der Aufgabe seiner Geschäfte Gott nicht näher gekommen sei, spürte er wohl, und in verzweifelten Stunden kam es ihm vor, als sei Gott unerreichbar fern und sehe auf sein törichtes Gebaren mit Strenge und Spott herab.

Bei seiner Gartenarbeit fand er meistens einen zuschauenden Gesellschafter. Das war Alois Beckeler. Der alte Taugenichts hatte seine Freude daran, wie ein so reicher Mann sich plagte und abschaffte, während er, der Bettler, zuschaute und nichts tat. Zwischenein, wenn Kömpff ausruhte, hatten sie Diskurs über alle möglichen Dinge miteinander. Dabei spielte Beckeler je nach Umständen bald den Großartigen und Alleswisser, bald war er kriechend höflich.

„Wollt Ihr nicht mithelfen?" fragte Kömpff etwa.

„Nein, Herr, lieber nicht. Sehen Sie, ich vertrage das nicht gut. Es macht einen dummen Kopf."

„Mir nicht, Beckeler."

„Freilich, Ihnen nicht. Und warum? Weil Sie zu Ihrem Vergnügen arbeiten. Das ist Herrengeschäft und tut nicht weh. Außerdem sind Sie noch in guten Jahren und ich bin ein Siebziger. Da hat man seine Ruhe wohl verdient."

„Aber neulich habt Ihr gesagt, Ihr wäret vierundsechzig, nicht siebzig."

„Hab' ich vierundsechzig gesagt? Ja, das war im Dusel gesprochen. Wenn ich ordentlich getrunken hab', komm' ich mir immer viel jünger vor."

„Also seid Ihr wirklich siebzig?"

„Wenn ich's nicht bin, so kann wenig daran fehlen. Nachgezählt hab' ich nicht."

„Daß Ihr auch das Trinken nicht lassen könnt! Liegt's Euch denn nicht auf dem Gewissen?"

„Nein. Was das Gewissen anlangt, das ist bei mir gesund und mag was aushalten. Wenn mir sonst nichts fehlte, möcht' ich leicht nochmal so alt werden."

Kömpff hatte einen Widerwillen gegen diesen leichtfertigen Ton, bewunderte und beneidete aber im geheimen den Strolch um seine ungebeugte Lebensfreude. Auch war Beckeler jetzt sein einziger Umgang, und wenn er einmal zwei Tage ausblieb, konnte er sicher auf ein kleines Geschenk rechnen. Und er rechnete auch darauf.

Es gab auch Tage, an denen Kömpff finster, elend und ungesprächig war. Der Göckeler hatte dafür eine feine Witterung und merkte schon beim Herankommen, wie es mit dem närrischen Lustgärtner stehe. Dann blieb er, ohne hereinzutreten, am Zaune stehen und wartete etwa eine halbe Stunde, eine Art schweigender Anstandsvisite. Er lehnte stillvergnügt am Gartenzaun, sprach keinen Ton und betrachtete sich seinen sonderbaren Gönner, der seufzend hackte, grub, Wasser schleppte oder junge Bäume pflanzte. Und schweigend ging er wieder, spuckte aus, steckte die Hände in die Hosensäcke und grinste und zwinkerte lustig vor sich hin.

Schwere Zeiten hatte jetzt die Holderlies. Sie war allein in dem unbehaglich gewordenen Hause geblieben, besorgte die Stuben, wusch und kochte. Anfangs hatte sie dem neuen Wesen ihres Herrn böse Gesichter und grobe Worte entgegengesetzt. Dann war sie davon abgekommen und hatte beschlossen, den übel Beratenen eine Weile machen und laufen zu lassen, bis er mürbe wäre und wieder auf sie hören würde. So war es ein paar Wochen gegangen.

Am meisten ärgerte sie sein kameradschaftlicher Umgang mit dem Göckeler, dem sie die feinen Zigarren von damals nicht vergessen hatte. Aber gegen den Herbst hin, als wochenlang Regenwetter war und Kömpff nicht in den Garten konnte, kam ihre Stunde. Ihr Herr war trübsinniger als je.

Da kam sie eines Abends in die Stube, hatte ihren Flickkorb mit und setzte sich unten an den Tisch, an dem der Hausherr beim Lampenlicht seine Monatsrechnung studierte.

„Was willst, Lies?" fragte er erstaunt.

„Dasitzen will ich und flicken, jetzt wo man wieder die Lampe braucht. Oder darf ich nicht?"

„Du darfst schon."

„So, ich darf? Früher, wie die Frau selig noch da war, hab' ich immer meinen Platz hier gehabt, ungefragt."

„Ja, ja."

„Freilich, es ist ja seither manches anders worden. Mit den Fingern zeigen die Leute auf einen."

„Wieso, Lies?"

„Soll ich Ihnen was erzählen?"

„Ja, also."

„Gut. Der Göckeler, wissen Sie, was der tut? Am Abend sitzt er in den Wirtshäusern herum und verschwätzt Sie."

„Mich? Wie denn?"

„Er macht Sie nach, wie Sie im Garten schaffen, und macht sich lustig darüber und erzählt, was Sie allemal mit ihm für Gespräche führen."

„Ist das auch wahr, Lies?"

„Ob's wahr ist! Mit Lügen geb' ich mich nicht ab, ich nicht. So macht's der Göckeler also, und dann gibt es Leute, die sitzen dabei und lachen und stacheln ihn an und zahlen ihm Bier dafür, daß er so von Ihnen redet."

Kömpff hatte aufmerksam und traurig zugehört. Dann hatte er die Lampe von sich weggeschoben, so weit sein Arm reichte, und als die Lies nun aufschaute und auf eine Antwort wartete, sah sie mit wunderlichem Schrecken, daß er die Augen voll Tränen hatte.

Sie wußte, daß ihr Herr krank war, aber diese widerstandslose Schwäche hätte sie ihm nicht zugetraut. Sie sah nun auch plötzlich, wie gealtert und elend er aussah. Schweigend machte sie an ihrer Flickarbeit weiter und wagte, gerührt und bestürzt, nicht mehr aufzublicken, und er saß da und die Tränen liefen ihm über die Wangen und durch den dünnen Bart. Die Magd mußte selber schlucken, um Herr über ihre Bewegung zu bleiben. Bisher hatte sie den Herrn für ein wenig überarbeitet, für launisch und kurios gehalten. Jetzt sah sie, daß er hilflos, seelenkrank und im Herzen wund war.

Die beiden sprachen an diesem Abend nicht weiter. Kömpff nahm nach einer Weile seine Rechnung wieder vor, die Holderlies strickte und stopfte, schraubte ein paarmal am Lampendocht und ging zeitig mit leisem Gruß hinaus.

Seit sie wußte, daß er so elend und hilflos war, verschwand der ganze eifersüchtige Groll aus ihrem guten Herzen. Sie war froh, ihn pflegen und sanft anfassen zu dürfen, sie sah ihn auf einmal wieder wie ein Kind an, sorgte für ihn und nahm ihm nichts mehr übel.

Als Walter bei schönem Wetter wieder einmal in seinem Garten herumbosselte, erschien mit freudigem Gruße Alois Beckeler. Er kam durch die Einfahrt herein, grüßte nochmals und stellte sich am Rand der Beete auf.

„Grüß Gott," sagte Kömpff, „was wollet Ihr?"

„Nichts, nur einen Besuch machen. Man hat Sie lang nimmer draußen gesehen."

„Wollet Ihr sonst etwas von mir?"

„Nein. Ja, wie meinen Sie das? Ich bin doch sonst auch schon dagewesen."

„Es ist aber nicht nötig, daß Ihr wiederkommt."

„Ja, Herr Kömpff, warum denn aber?"

„Es ist besser, wir reden darüber nicht. Gehet nur, Beckeler, und lasset mir meine Ruhe."

Der Göckeler nahm eine beleidigte Miene an.

„So, dann kann ich ja gehen, wenn ich nimmer gut genug bin. Das wird wohl auch in der Bibel stehen, daß man so mit alten Freunden umgehen soll."

Kömpff war betrübt.

„Nicht so, Beckeler!" sagte er freundlich. „Wir wollen im Guten voneinander, 's ist immer besser. Nehmt das noch mit, gelt."

Er gab ihm einen Taler, den jener verwundert nahm und einsteckte.

„Also meinen Dank, und nichts für ungut! Ich bedank mich schön. Adieu denn, Herr Kömpff, adieu denn!"

Damit ging er fort, vergnügter als je. Als er jedoch nach wenigen Tagen wiederkam und diesmal entschieden verabschiedet wurde, ohne ein Geschenk zu bekommen, ging er zornig weg und schimpfte draußen noch über den Zaun herein: „Sie großer Herr, Sie, wissen Sie, wo Sie hingehören? Nach Tübingen gehören Sie, dort steht das Narrenhaus, damit Sie's wissen."

*

Leider hatte der Göckeler nicht unrecht. Kömpff, der schon jahrelang in ungesundem Grüblertum lebte, war in den Monaten seiner Vereinsamung immer weiter in die Sackgasse seiner selbstquälerischen religiösen Spekulationen hineingeraten und hatte sich in seiner Verlassenheit in fruchtlosem Nachdenken aufgerieben. Als nun mit dem Einbrechen des Winters seine einzige gesunde Arbeit und Ablenkung, das Gartengeschäft, ein Ende hatte, kam er vollends nicht mehr aus dem engen, trostlosen Kreislauf seiner kränkelnden Gedanken heraus. Von jetzt an ging es schnell mit ihm bergab, wenn auch seine Krankheit noch Sprünge machte und mit ihm spielte.

Zunächst brachte das Müßigsein und Alleinleben ihn darauf, daß er immer wieder sein vergangenes Leben durchstöberte. Er verzehrte sich in Reue über vermeintliche Sünden früherer Jahre. Dann wieder klagte er sich verzweifelnd an, seinem Vater nicht Wort gehalten zu haben. Oft stieß er in der Bibel auf Stellen, von denen er sich wie ein Verbrecher getroffen fühlte.

In dieser qualvollen Zeit war er gegen die Holderlies weich und fügsam wie ein schuldbewußtes Kind. Er gewöhnte sich an, sie wegen Kleinigkeiten flehentlich um Verzeihung zu bitten, und brachte sie damit nicht wenig in Angst. Sie fühlte, daß sein Verstand am Erlöschen sei, und doch wagte sie es nicht, jemand davon zu sagen.

Eine Weile hielt sich Kömpff ganz zu Hause. Gegen Weihnachten hin wurde er unruhig, erzählte viel aus alten Zeiten und von seiner Mutter, und da die innere Ruhelosigkeit ihn wieder oft aus dem Hause trieb, fingen jetzt manche Unzuträglichkeiten an. Denn inzwischen hatte der arme Mann seine Unbefangenheit den Menschen gegenüber verloren. Er merkte, daß er auffiel, daß man von ihm sprach und auf ihn zeigte, daß Kinder ihm nachliefen und ernste Leute ihm auswichen.

Nun fing er an, sich unsicher zu fühlen. Manchmal zog er vor Leuten, denen er begegnete, den Hut übertrieben tief. Auf andre trat er zu, bot ihnen die Hand und bat herzlich um Entschuldigung, ohne zu sagen wofür. Und einem Knaben, der ihn durch Nachahmung seines Ganges verhöhnte, schenkte er seinen schönen Spazierstock mit elfenbeinernem Griff.

Einem seiner früheren Bekannten und Kunden, der damals auf seine ersten kaufmännischen Torheiten hin sich von ihm entfernt hatte, machte er einen Besuch und sagte, es tue ihm leid, bitter leid, er möge ihm doch vergeben und ihn wieder freundlich ansehen.

Eines Abends, kurz vor Neujahr, ging er — seit mehr als einem Jahr zum erstenmal — in den „Hirschen" und setzte sich an den Honoratiorentisch. Er war früh gekommen und der erste Abendgast. Allmählich trafen die andern ein, und jeder sah ihn mit Erstaunen an und nickte verlegen, und einer um den andern kam und mehrere Tische wurden besetzt. Nur der Tisch, an dem Kömpff saß, blieb leer, obwohl es der Stammtisch war. Da bezahlte er den Wein, den er nicht getrunken hatte, grüßte traurig und ging heim.

Ein tiefes Schuldbewußtsein machte ihn gegen jedermann unterwürfig. Er nahm jetzt sogar vor Alois Beckeler den Hut ab, und wenn Kinder ihn aus Mutwillen anstießen, sagte er Pardon. Viele hatten jetzt Mitleid mit ihm, aber er war der Narr und das Kindergespött der Stadt.

*

Man hatte Kömpff vom Arzt untersuchen lassen. Der hatte seinen Zustand als primäre Verrücktheit bezeichnet, ihn übrigens für harmlos erklärt und befürwortet, daß man den Kranken daheim und bei seinem gewohnten Leben lasse.

Seit dieser Untersuchung war der arme Kerl mißtrauisch geworden. Auch hatte er sich gegen die Entmündigung, die nun doch über ihn verfügt werden mußte, verzweifelt gesträubt. Von da an nahm seine Krankheit eine andre Form an.

„Lies," sagte er eines Tages zur Haushälterin, „Lies, ich bin doch ein Esel gewesen. Aber jetzt weiß ich, wo ich dran bin."

„Ja, und wie denn auf einmal?" fragte sie ängstlich, denn sein Ton gefiel ihr nicht.

„Paß auf, Lies, du kannst was lernen. Also nicht wahr, ein Esel hab' ich gesagt. Da bin ich mein Leben lang gelaufen und hab' mich abgehetzt und mein Glück versäumt um etwas, was es gar nicht gibt!"

„Das versteh' ich nun wieder nicht."

„Stell dir vor, einer hat von einer schönen, prächtigen Stadt in der Ferne gehört. Er hat ein großes Verlangen, dorthin zu kommen, wenn es auch noch so weit und teuer ist. Schließlich läßt er alles liegen, gibt weg, was er hat, sagt allen guten Freunden Adieu und geht fort, immer fort und fort, Tage lang und Monate lang, durch dick und dünn, so lang er noch Kräfte hat. Und dann, wie er so weit ist, daß er nimmer zurück kann, da fängt er an zu merken, daß das von der prächtigen Stadt in der Ferne ein Lug und Märchen war. Die Stadt ist gar nicht da und ist niemals da gewesen."

„Das ist traurig. Aber das tut ja niemand, so was."

„Ich, Lies, ich doch! Ich bin so einer gewesen; das kannst du sagen, wem du willst. Mein Leben lang, Lies."

„Ist nicht möglich, Herr! Was ist denn das für eine Stadt?"

„Keine Stadt, das war nur so ein Vergleich, weißt du. Ich bin ja immer hier geblieben. Aber ich habe auch ein Verlangen gehabt und darüber alles versäumt und verloren. Ich habe ein Verlangen nach Gott gehabt — nach dem Herrgott,

Lies. Den hab' ich finden wollen, dem bin ich nachgelaufen, und jetzt bin ich so weit, daß ich nimmer zurück kann — verstehst du? Nimmer zurück. Und alles ist ein Lug gewesen."

„Was denn? Was ist ein Lug gewesen?"

„Der liebe Gott, du. Er ist nirgends, es gibt keinen."

„Herr, Herr, sagen Sie keine solchen Sachen. Das darf man nicht, wissen Sie. Das ist Todsünde."

„Laß mich reden. — Nein, still! Oder bist du dein Leben lang ihm nachgelaufen? Hast du hundert und hundert Nächte in der Bibel gelesen? Hast du Gott tausendmal auf den Knien gebeten, daß er dich höre, daß er deine Opfer annehme und dir ein klein wenig Licht und Frieden dafür gebe? Hast du das? Und hast du deine Freunde verloren — um Gott näher zu kommen, und deinen Beruf und deine Ehre hingeworfen, um Gott zu sehen? — Ich habe das getan, alles das und viel mehr, und wenn Gott lebendig wäre und hätte auch nur so viel Herz und Gerechtigkeit wie der alte Beckeler, so hätte er mich angeblickt."

„Er hat Sie prüfen wollen."

„Das hat er getan, das hat er. Und dann hätte er sehen müssen, daß ich nichts wollte als ihn. Aber er hat nichts gesehen. Nicht er hat mich geprüft, sondern ich ihn, und ich habe gefunden, daß er ein Märlein ist. Eine Kinderfabel, weißt du."

Von diesem Thema kam Walter Kömpff nicht mehr los. Er fand beinahe einen Trost darin, daß er nun eine Erklärung für sein verunglücktes Leben hatte. Und doch war er seiner neuen Erkenntnis keineswegs sicher. So oft er Gott leugnete, empfand er ebensoviel Hoffnung wie Furcht bei dem Gedanken, der Geleugnete könnte gerade jetzt ins Zimmer treten und seine Allgegenwart beweisen. Und manchmal lästerte er sogar, nur um vielleicht Gott antworten zu hören, wie ein Kind vor dem Hoftor Wauwau ruft, um zu erfahren, ob drinnen ein Hund ist oder nicht.

Das war die letzte Entwicklung in seinem Leben. Sein Gott war ihm zum Götzen geworden, den er reizte und dem er fluchte, um ihn zum Reden zu zwingen. Damit war der Sinn seines Daseins verloren und in seiner kranken Seele trieben zwar noch schillernde Blasen und Traumgebilde, aber keine lebendigen Keime mehr. Sein Licht war ausgebrannt und es erlosch schnell und traurig.

Eines Nachts hörte ihn die Holderlies noch spät reden und hin und wieder gehen, ehe es in seiner Schlafstube ruhig wurde. Am Morgen blieb er viel länger als sonst liegen und gab auf kein Klopfen Antwort. Und als die Magd endlich leis die Tür aufmachte und auf den Zehen in sein Zimmer schlich, schrie sie plötzlich auf und rannte verstört davon, denn sie hatte ihren Herrn an einem Kofferriemen erhängt gefunden.

*

Eine Zeitlang machte sein Ende die Leute noch viel reden. Daß es verbrecherisch war, verzieh man seinem Irrsinn. Aber wenige empfanden etwas von dem, was sein Schicksal gewesen war. Und wenige dachten daran, wie nahe wir alle bei dem Dunkel wohnen, in dessen Schatten der arme Walter Kömpff sich verirrt hatte.

Margarita

Von

Walther Unus

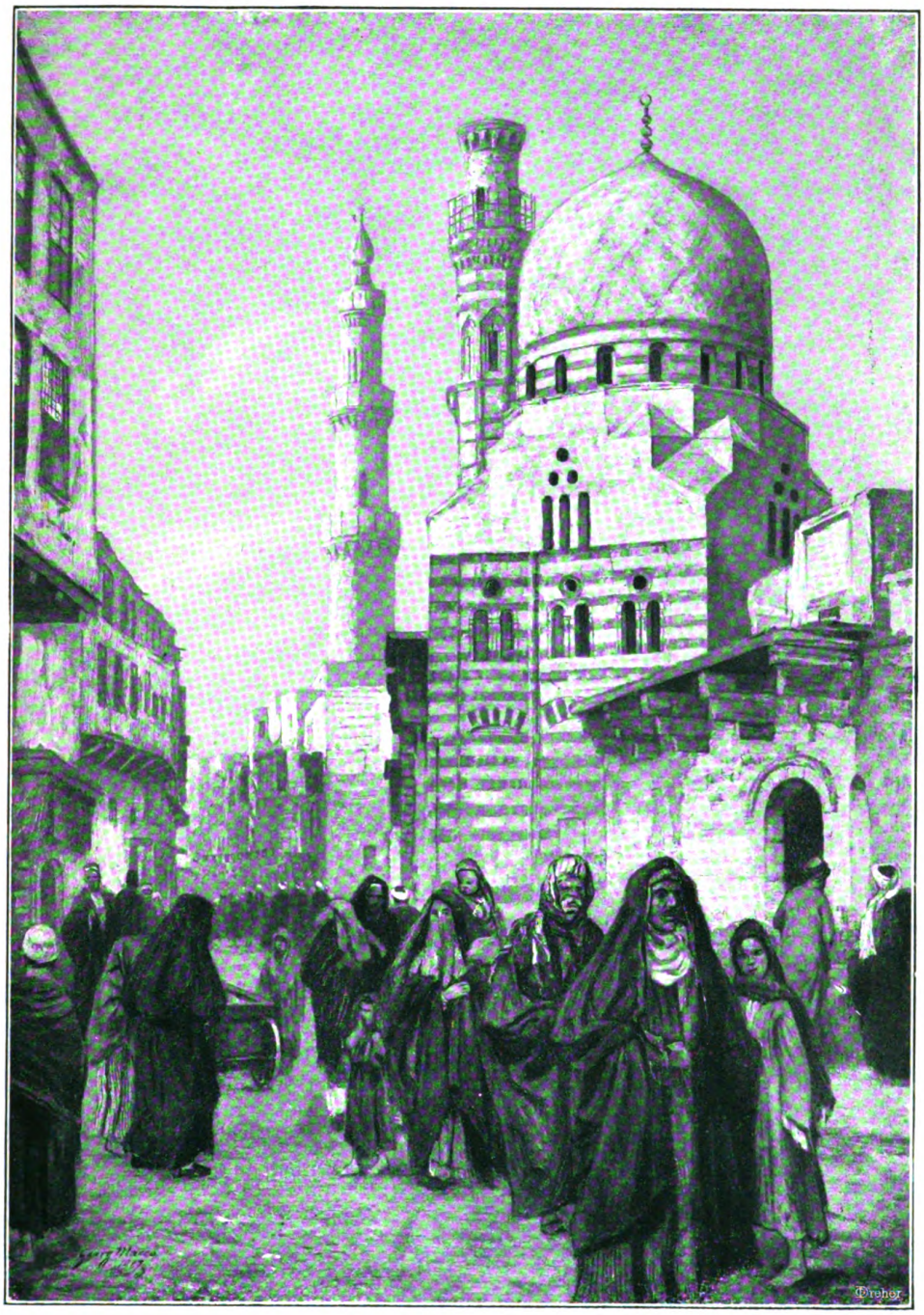
Ich träume wieder den ganzen Tag
Von deinen Augen, verlorene Frau,
Denn über der weiten Erde lag
Perlensilber und Perlengrau.

Brach aus den gleitenden Wellen nicht
Ein lieber Blick wie ein leises Flehn?
Sah ich droben im Wolkenlicht
Deine schimmernden Locken wehn?

Ich weiß, es wandelt in deinem Bann
Keine irdische Seele mehr:
Dein Lächeln stieg zum Himmel hinan
Oder versank in das tiefste Meer.

Sank in das tiefste Meer und träumt
Oder leuchtet im Himmelsschnee,
Und die Wolken sind hoch, — und perlend schäumt
Woge auf Woge über die See.

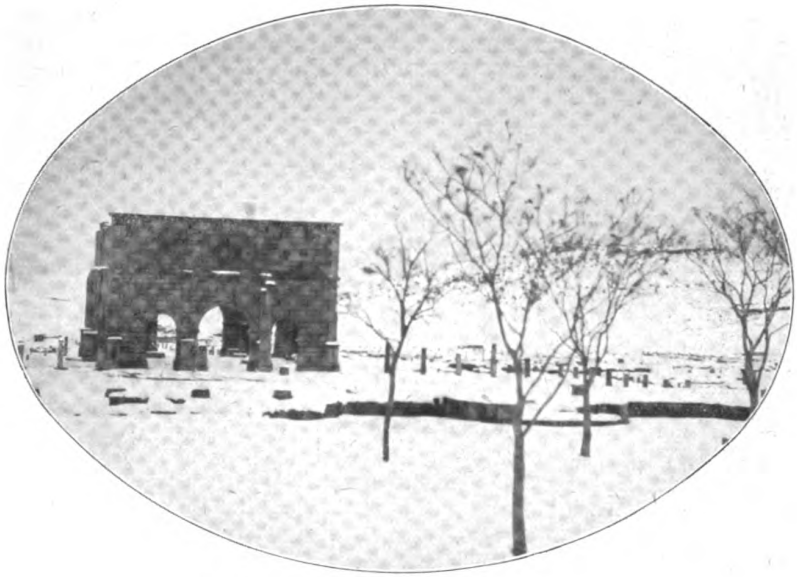
Ich bin in den flüchtigen Schaum getaucht,
Wie oft! — und habe dich nicht gesehn.
Wo finde ich Flügel? Denn Flügel braucht
Mein Herz, um deine Wege zu gehn!



Straße in Kairo

Nach einem Gemälde von Georg Macco

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Prätorium von Lamboesis im Schnee

Timgad, das Pompeji von Afrika

Von

Ernst von Hesse-Wartegg

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Den vielen Tausenden, die in jedem Jahre Pompeji besuchen, gilt diese aus der Asche und den Lavaüberflutungen des Vesuv wieder ausgegrabene Stadt als das Urbild altrömischen Lebens, wie es in den ersten Jahrzehnten der christlichen Zeitrechnung gewesen sein mochte. Wer durch die stillen, einsamen Straßen wandert, die niedlichen Wohnhäuser mit ihren bilder- und brunnengeschmückten Höfen und anmutigen Wohnräumen besucht, Kaufläden, Märkte, Bäder, Theater kennen lernt, ganz so, als wären sie erst gestern noch benutzt gewesen und als lägen nicht beinahe zwei Jahrtausende zwischen jener Zeit und heute, dem wird es nicht schwer, sich das Leben und Treiben der Einwohner vor Augen zu führen. Nirgends auf unserm alten Kontinent tritt uns die Kultur des altrömischen Reiches in solcher Unmittelbarkeit und Lebendigkeit, mit so vielen interessanten Einzelheiten entgegen wie hier, und so mancher, der darüber nachdenkt, wundert sich, daß ein Volk, das sich mit solchem Raffinement dem Wohlleben, der Behaglichkeit, dem Vergnügen gewidmet hat, durch seine Großtaten die Weltgeschichte mit ihren eindrucksvollsten Kapiteln bereichern konnte.

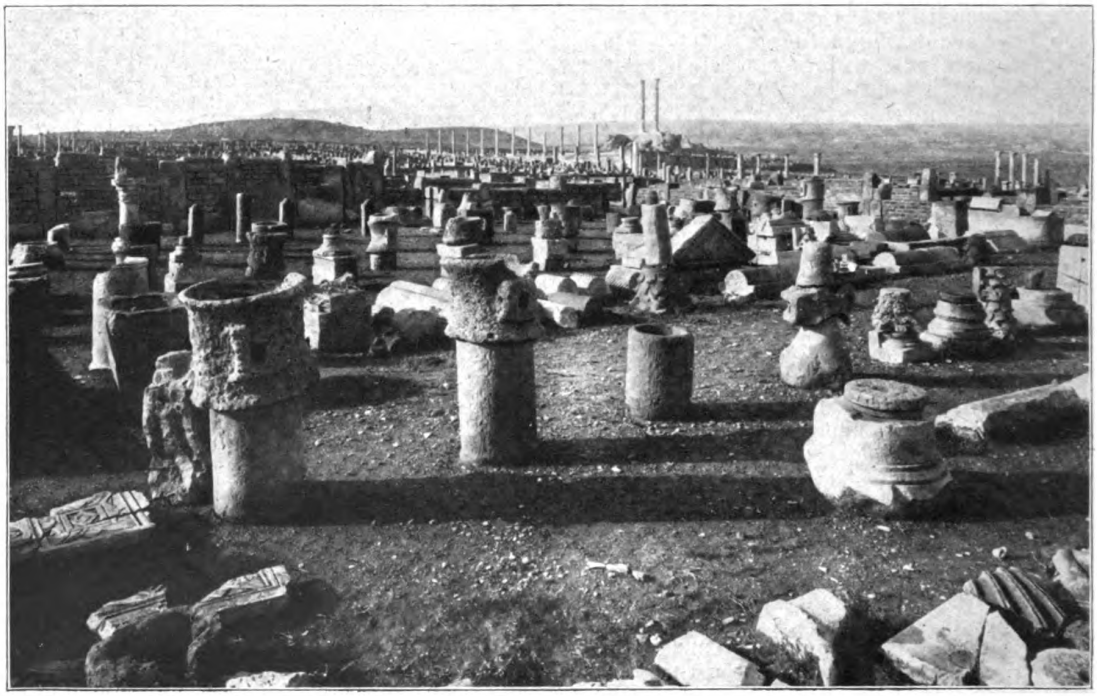
Es ist aber unrichtig, Rom nach dem zu beurteilen, was in Pompeji in den letzten Jahrzehnten durch Ausgrabungen ans Tageslicht gebracht worden ist. Pompeji war nur eine Stadt des Vergnügens, man könnte sagen eine Sommerfrische, ein Badeort an den schönen Gestaden des

Bronzestatue des Ganymed, gefunden 1905

Golfs von Neapel, beschattet von dem Riesenkegel des Vesuv. Seine Häuser waren nur aus leichtem, vergänglichem Material aufgebaut, das durch Mosaik und Malereien geschickt verborgen wurde, und in ihnen wohnten zum größten Teil Sybariten, denen es nicht um Ruhm und Arbeit, sondern gerade um jenes behagliche Wohlleben zu tun war, das aus dem ganzen Stadtbilde spricht. Wäre es nicht durch vulkanische Asche man möchte sagen in Wolle gewickelt und so für die Nachwelt sorgsam aufbewahrt worden, es wäre den ersten Völkerstürmen, die über Rom hinwegbrausten, zum Opfer gefallen und zu Staub und Asche zerflogen wie die Asche, die es zu Plinius' Zeiten begraben hat. Und dabei war Pompeji gar nicht eine Stadt der Römer, es war vornehmlich eine griechische Stadt auf italischem Boden.

Wer das mächtige, stolze, tatendurstige Rom wirklich kennen lernen will, wie es aus seinen bis auf die Gegenwart herabgekommenen Schöpfungen zu uns spricht, unbeeinflußt durch nachfolgende Kulturen, der muß über das Mittelmeer nach Afrika wandern, das einst die stolzeste, blühendste Kolonie des römischen Kaiserreichs war. Dort an den nordafrikanischen Küsten, bis weit hinein in den heißen Boden der Sahara, hat Rom wirklich gearbeitet, dort hat es Städte geschaffen, die wirklich römisch waren, Städte aus Marmor und Stein, nach einheitlichem Plan von Römern gebaut, so fest und unzerstörbar, daß manche von ihnen heute noch so dastehen wie zur Zeit ihrer Erbauung vor zweitausend Jahren. Städte, nicht vereinzelt, sondern nach Dutzenden, dazu Ansiedlungen, Militärlager, Forts nach Hunderten. Wer aber kennt sie? Die einzige Stadt, deren Name groß und unvergessen heute noch von allen genannt wird, ist Karthago, jene sagenhafte Gründung der Königin Dido, der Schwester Pygmalions. Aber Karthago ist zerstört, geradezu verschwunden, und wie vor einem Vierteljahrhundert, so durchwanderte ich noch kürzlich die kolossalen Schutthäufen, entsetzt über die Vergänglichkeit dessen, was einst so groß die Geschicke Afrikas geleitet hat. Rom selbst war es, das seinen so wunderbar emporblühenden Rivalen bekriegt hat, die nachfolgenden Völker ließen keinen Stein auf dem andern, und die Sarazenen erbauten auf den Trümmern Karthagos das heutige Tunis.

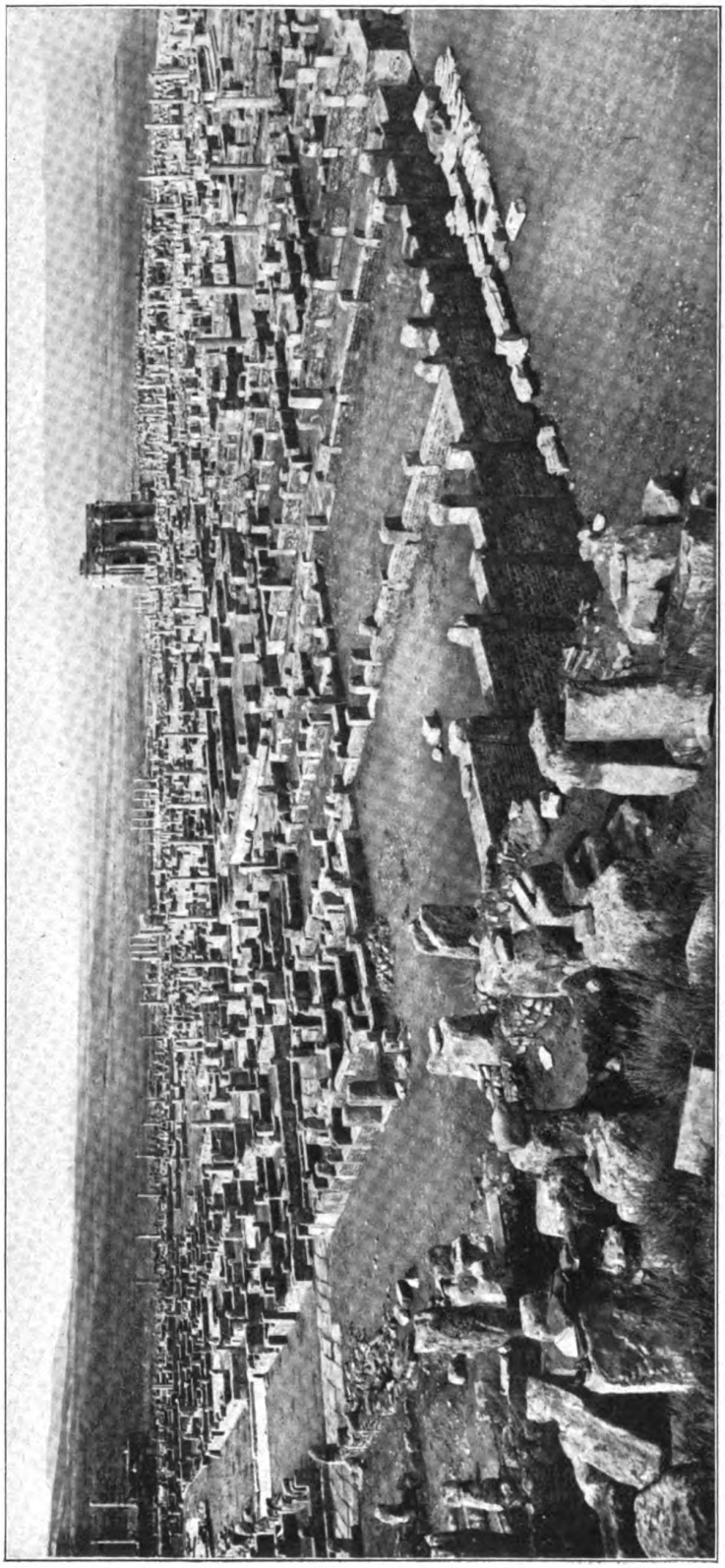
Seit die Franzosen auf ihrem Eroberungszuge durch ganz Nordafrika nach dem Süden vorgedrungen sind und sich dort häuslich niedergelassen haben, wurden die von ihnen besetzten Gebiete eingehender durchforscht, als es bis dahin der feindlichen Berberstämme wegen möglich war. Da wurde denn, halb vergraben im Sande, verweht durch die Stürme, verschüttet durch die Erdmassen der Gebirgsströme, eine ganze Reihe römischer Städte wiedergefunden, die im Laufe der Jahrhunderte ganz vergessen worden waren. Besonders rings um das mächtige Aurèsgebirge in Ostalgerien, dessen höchste Spitzen bis auf 2330 Meter emporsteigen, fand man aus dem Erdboden römische Bauten aufragen, und als auf Veranlassung der französischen Regierung umfangreiche Ausgrabungen eingeleitet wurden, kamen dort zwei Städte aus der Blütezeit des römischen Reiches zum Vorschein: Lamboesis und Thamugadi, das heutige Timgad. Beide liegen ein paar Wegstunden östlich von Batna, dieser französischen Militärstation an der Eisenbahn von Constantine nach



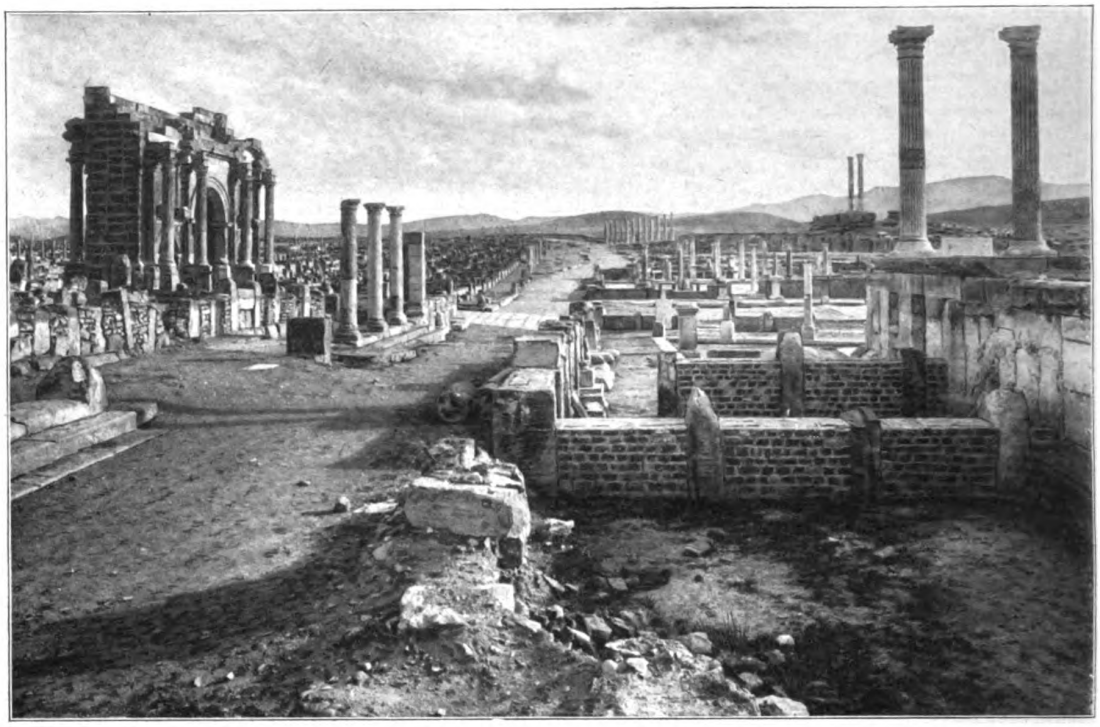
Blick über das Ruinenfeld auf das Kapitol von Timgad

Biskra, und als ich nach einem Besuch des weniger interessanten, durch moderne französische Bauten leider wieder verwischten Lamboesis in einer sanften Mulde des Aurèsgebirges Timgad vor mir auftauchen sah, traute ich meinen Augen nicht. Das mußte eine Fata Morgana sein aus dem altrömischen Reich oder gar aus Rom selbst, durch die Jahrtausende widergespiegelt. Wer ist nicht von dem Anblick ergriffen gewesen, den das Rom Trajans und der Flavier, vom Kapitolinischen Hügel gesehen, heute noch darbietet? Würden dort die Bauten aus späteren Zeitaltern beseitigt, die altrömischen wieder aufgebaut werden, Tempel, Thermen, Propyläen und Paläste aus ihren zerstreuten Trümmern wiedererstehen können, hätte ein Zauberer die Macht, wie es einst in dem Märchen von Sindbad dem Seefahrer geschehen, mit einem großen Magnet die Trümmer jedes einzelnen Gebäudes aus dem Schutt zu ziehen und wieder in derselben Anordnung zusammenzufügen, dann würde ein Stadtteil entstehen, wie sich mir Timgad darbot.

Schon das eine Viertel dieser Stadt, das bisher aus dem Schutt der Bergströme und dem Sand der Wüste ausgegraben worden ist, stellt seine berühmte Schwesterstadt Pompeji beinahe in den Schatten — eine römische Dornröschenstadt auf afrikanischer Erde, nach tausendjährigem Schlaf zu neuem Leben erblühend, nicht dem Leben der Gegenwart, sondern jenem der altrömischen Vergangenheit, eine Stadt, durch Kaiser Trajans Machtwort auf tausend Kilometer Entfernung mitten in den wilden Bergregionen des Aurès in unglaublicher Pracht emporgezaubert. Heute, aus dem Dornröschenschlaf allmählich erwachend, zeigt es sich,



Timgad, vom Theater aus gesehen. Gesamtansicht des bisher ausgegrabenen Teils



Trajansbogen und Kapitol

aus der Ferne besehen, ähnlich wie damals, als Massinissa und Flavius Maximus in ihr herrschten und als das Volk von Timgad nach dem majestätischen Kapitol pilgerte, um dort Jupiter, Juno, Minerva zu opfern. Timgad ist römisch durch und durch, von römischen Baumeistern angelegt, von römischen Soldaten erbaut, aus Marmor und festem Gestein, starr und hart und unvergänglich, und so ragt es denn heute noch, nachdem man den es umgebenden Schutt entfernt, aus der Wüste mit Riesenbauten und Torbogen, Propyläen, Theater, Thermen, Triumphpforten und einem ganzen Wald hochstämmiger Säulen. In der Tat — Stadt der Säulen ist der Name, den ich dieser Stadt am liebsten geben möchte, jede Säule ein Denkstein der Kraft und Macht von Rom, jener Zeit, als es den bedeutendsten Teil der damals bekannten Welt beherrschte.

Aber warum wurde Timgad gerade hier in dem wilden Aurès mit einem Fuß in der Sahara erbaut? Warum nicht auf gesegneterem Boden oder als Handels- und Hafenstadt am Meere? Wie konnte es so gänzlich verlassen werden und tausendjähriger Vergessenheit anheimfallen? In den ersten Jahrzehnten unsrer Zeitrechnung war die Hauptstadt dieses Gebietes die heute noch blühende Stadt Tebessa, das alte Theveste, und dort befand sich auch der Sitz der berühmten Legion Augusta, von dem prachtliebenden Kaiser Augustus geschaffen. Im zweiten Jahrhundert wurde ihr das weiter westlich in den Ausläufern des Aurèsgebirges gelegene Lamboesis als Garnisonsort angewiesen, und dieses gewann dadurch große Bedeutung. Der starke Zuzug von Einwanderern nach Lamboesis mochte den militärischen Zwecken der Legion, die im Norden der Stadt ein ummauertes Lager einnahm, hinderlich gewesen sein. Kurz, Kaiser Trajan befahl zur Aufnahme dieser Zuwanderer die Erbauung einer zweiten Stadt, und so entstand einige zwanzig Kilometer östlich von Lamboesis die Stadt Thamugadi.

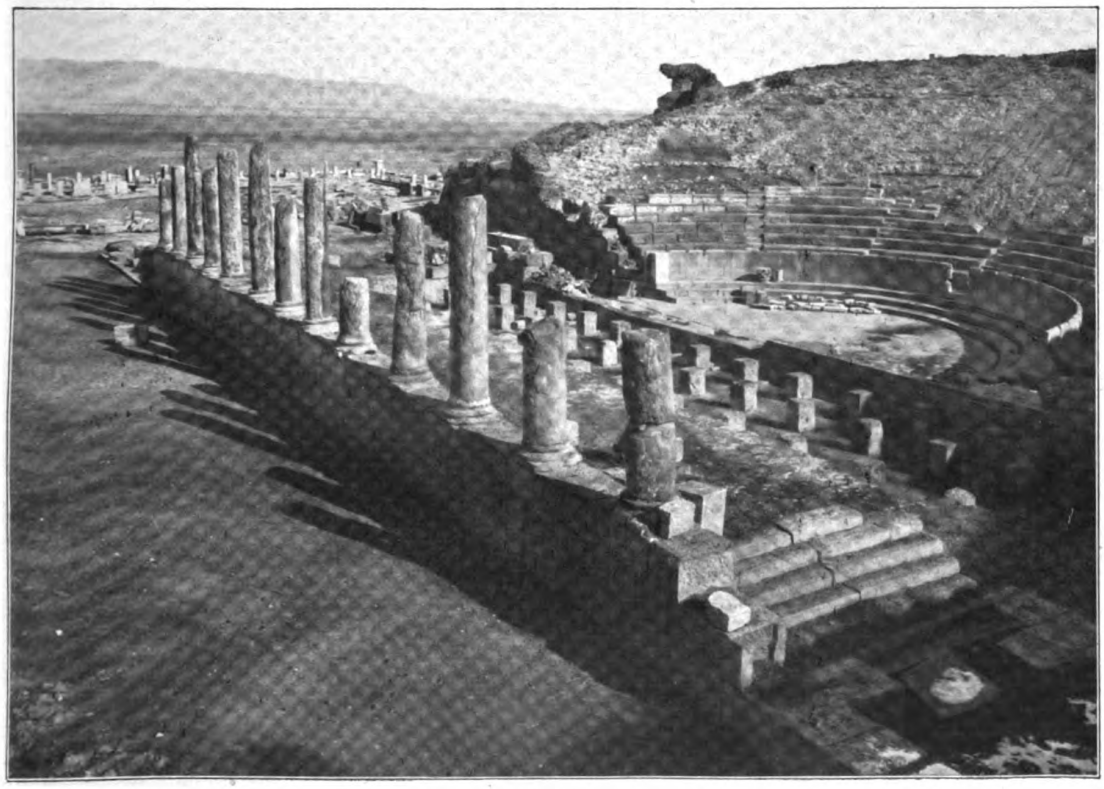
Die III. Legion Augusta führte diese Arbeit glänzend aus. Sie bestand aus zehn Kohorten von je 600 Mann Fußvolk, 700 Reitern und einer Anzahl einheimischer Hilfstruppen, zusammen ungefähr 25 000 Mann, die unter dem Kommando eines kaiserlichen Legaten standen, gleichzeitig Gouverneur des südlichen Algerien und Tunesien. Diese Soldaten waren indessen nicht nur im Kriegshandwerk bewandert. Ebensogut wie mit Schwert und Lanze konnten sie auch mit Hammer und Meißel umgehen, und sie waren es, die Afrika jene vielbewunderten Verkehrswege, Straßen, Brücken gaben, die zum großen Teil noch heute in Verwendung stehen. Sie waren es auch, die Festungen, Lager, Aquädukte, Städte erbauten, und als weitaus schönste Leistung bietet sich Timgad dar.

Ungefähr zwei Jahrhunderte blieb die III. Legion Augusta in Lamboesis, und unter ihrem Schutz entwickelte sich auch Thamugadi derart, daß es längst nicht innerhalb seiner Ringmauern Platz fand, sondern nach allen Seiten hin große Vorstädte entstanden. In den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts verlegte Kaiser Konstantin den Sitz der Legion nach dem uralten, von dem wilden Rhummelstrom umrauschten Cirta, dem heutigen Constantine. Die wilden Berberstämme des Aurès

wurden dadurch wieder kühner, und ihre Ueberfälle veranlaßten einen großen Teil der Einwohner von Lamboesis und Timgad, fortzuziehen. Die Vandalen plünderten und verheerten beide Städte, und als im sechsten Jahrhundert (533) der Nachfolger Belisars, Salomon, nach dem Siege seiner Byzantiner über die Vandalen bei Tricameron nach Thamugadi kam, fand er es zum großen Teil zerstört, um so den Byzantinern die Möglichkeit zu nehmen, sich dort festzusetzen. Sie stellten viele der herrlichen Bauwerke wieder her, richteten sich nach Tunlichkeit in Timgad ein, bauten Kirchen, Klöster und Forts außerhalb der Stadt und blieben ziemlich ungestört bis ins siebte Jahrhundert. Da kamen wie ein Sturmwind die wilden Reiterscharen der Sarazenen einhergebraust, fegten die Byzantiner hinweg, stampften das Christentum aus und bekehrten die tapferen Berber zum Islam. Die beiden Städte wurden nun gänzlich aufgegeben. Die Bergströme brachten in jedem Frühjahr Schlamm und Erdmassen in das Tal von Timgad, die Wüstenstürme Sand, und so wurden die Städte mit der Zeit gänzlich begraben. Erst die Expeditionen der Franzosen gegen die lange Zeit unbesiegbaren Berber des Aurès führten wieder intelligente Europäer hierher, sie sahen einzelne Monumentalbauten aus dem Schutt aufragen und veranlaßten die französische Regierung zu umfangreichen Ausgrabungen. So kommen Lamboesis und Timgad allmählich wieder ans Tageslicht.

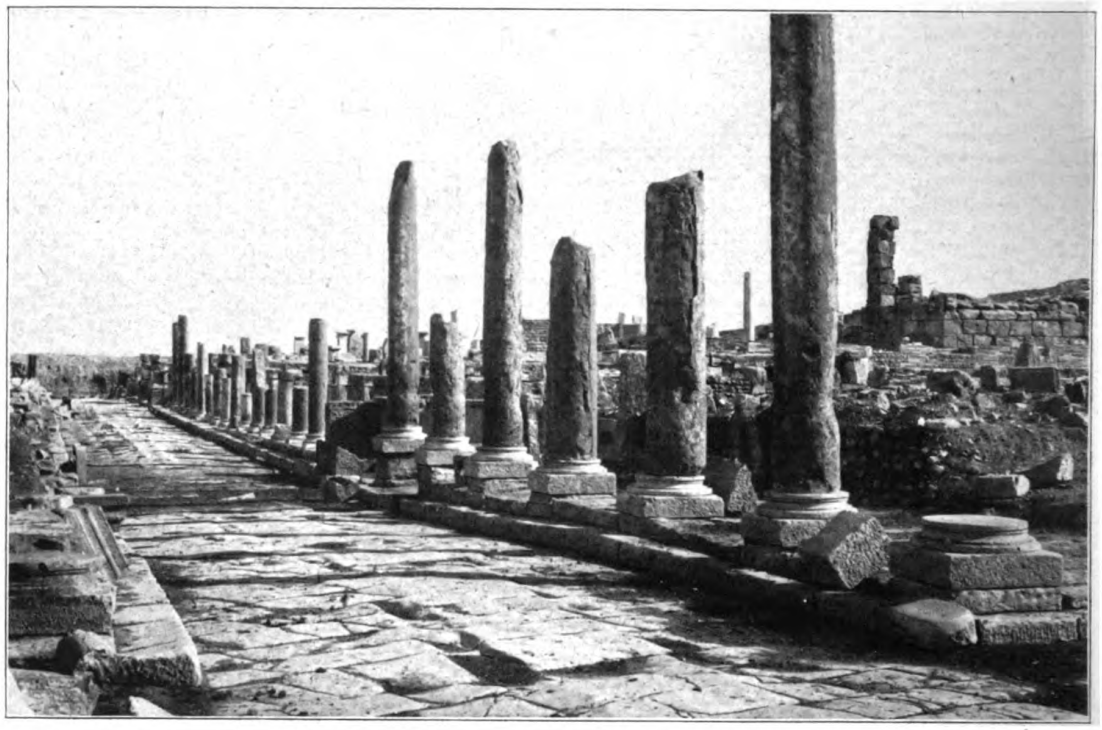
Obschon von Timgad heute noch drei Viertel, also mehr noch als von Pompeji, unter der Erde begraben liegen, ist es doch in mancher Hinsicht weit interessanter als dieses, denn es bietet das treueste Bild einer alten Römerstadt dar, an dem auch die zeitweilige Besetzung der Byzantiner nicht viel zu ändern vermochte. Auch die Franzosen, die in Lamboesis leider ihre moderne, nüchterne, bescheidene Handelsansiedlung mitten in die Ruinen hineingebaut haben, wie die Fellachen ihre Lehmhütten in die großartigen Ruinen von Luxor, haben sich aus Timgad ferngehalten und nur außerhalb der Ringmauern ein kleines Hotel sowie ein Museum erbaut, in dem all die heimatlichen Reste von Kunstwerken, die vielen herrlichen Mosaiken, Statuen und so weiter mit Geschmack und Verständnis aufgestellt wurden, gewissermaßen ein Invalidenhaus für all die verwahrlosten steinernen Waisenkinder der Legion Augusta, die nase-, arm- und beinlosen Götter, Imperatoren, Feldherren und Staatsmänner. Indessen, es wurden auch noch wohlerhaltene Statuen ausgegraben, jeden Tag Kunstschätze gefunden und glücklicherweise nicht nach dem Louvre geschleppt, sondern dort aufgestellt, wo sie unter dem Meißel der Bildhauer das Licht der Welt erblickt haben.

Innerhalb der Ringmauern ist die einzig schöne Stadt auf Kosten der französischen Regierung so gut wie möglich wieder ausgebessert worden, die gestürzten Säulen wurden aufgerichtet und mit



Das Theater in Timgad

ihren Kapitälen versehen, das aufgerissene Straßenpflaster mit seinen großen Steinplatten wieder hergestellt, die zusammengehörigen Bausteine und Trümmer von Prachtbauten wieder in ihre ursprüngliche Lage eingefügt, so daß sich dieses altrömische Stadtbild immer mehr in seiner entzückenden Schönheit und Einheitlichkeit entwickelt. Was waren die alten Römer doch für Riesen! Jeder mitteleuropäische Bürgermeister könnte sich an dem zweitausendjährigen Timgad ein Beispiel nehmen, wie man in modernen Städten Straßenpflaster, Bäder, Kloaken, Märkte anlegt, Straßen und Plätze verschönert. Daß Rom selbst, die ewige Stadt, in dieser Hinsicht so Großes geleistet hat, ist nicht zu verwundern, war es doch die Metropole der alten Welt! Aber zu verwundern ist es hier im fernen Afrika, mitten in unwirtlichen Bergen, an der Grenze der Sahara! Die Ringmauern umfassen ein Quadrat von je einem halben Kilometer Seitenlänge, und innerhalb desselben kreuzen sich je ein Dutzend Straßen in Schachbrettform, mit zwei breiten, prächtigen Hauptstraßen in der Mitte, dem Cardo maximus von Nord nach Süd, dem Decumanus maximus von Ost nach West, wie alle andern Straßen mit großen festgefügten Steinplatten belegt. An ihren vier Enden erheben sich bei den Stockmauern mächtige Torbogen, und am westlichen Tore, vor dem sich die größte Vorstadt ausbreitet, steht eines der schönsten und besterhaltenen Tormonumente, ein Trajansbogen zu Ehren des Gründers der Stadt. Am Kreuzungspunkte der beiden mit herrlichen Säulenreihen geschmückten Hauptstraßen, gleichzeitig dem Mittelpunkt der Stadt, erhebt sich das riesige Forum, dessen Säulen und Statuen freilich der Zerstörungswut der Vandalen zum Opfer gefallen sind, aber die mächtigen Quadern der Säle und die Steinplatten der Area, das heißt des großen Mittelhofes konnten sie nicht zerstören. Auf diesem Pflaster sah ich noch die Felder für das Ballspiel eingemeißelt, und ein Steintisch trägt die Inschrift: „Jagen, Baden, Lachen, das ist Leben." Anschließend an das Forum und nur durch eine breite Straße davon getrennt, liegt, an eine sanfte Bodenerhebung gelehnt, das Theater mit seinem amphitheatralischen Zuschauerraum für dreieinhalb Tausend Personen, dem vollständig erhaltenen halbkreisförmigen Orchester und dem Bühnenraum mit seiner Säulenfronte, durch zwei kleine Seitentreppen mit dem Orchester verbunden. In den einsamen Straßen einherwandernd, stieß ich auf verschiedene Thermen, die Stadtbibliothek, prunkvolle Privathäuser mit schönen Mosaiken und Markthallen mit Verkaufsständen aus Stein, ähnlich in der Anlage und Anordnung der Räumlichkeiten wie die Basare von Tunis. Ob die Mauren dieselben nicht von ihren großen römischen Vorgängern abgeguckt haben? Leider sind viele Mosaikbilder von den Franzosen wieder mit einer Lehmschichte zugeklebt worden, weil sie die verschiedenen Arten des Genusses der leichtlebigen Bevölkerung in allzu drastischer Art zur Darstellung bringen. Man erzählte mir, es sei auf Veranlassung des



Hauptstraße in Timgad

Straße und Tor in Timgad

verdienstvollen Kardinals Lavigerie, Bischofs von Constantine, geschehen, als er gelegentlich einmal nach Timgad kam, um in einer neuausgegrabenen christlichen Basilika eine Messe zu lesen, die erste seit beinahe dreizehnhundert Jahren! Er brachte die Lex Heinze in diese uralte Römerstadt, als handelte

Garten des Museums in Lamboesis im Winter

es sich bei diesen kunstvollen, wenn auch unsittlichen Darstellungen um moderne Lithographien und nicht um uralte Mosaiken. Hoffentlich hat die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich auch im fernen Timgad die Trennung von Mosaik und Lehm zur Folge. Die schönen Mosaiken im Hause des Hermaphroditen und im gegenüberliegenden Hause des Faustus nahe der südlichen Stadtmauer können ganz offen bewundert werden.

Durch die übermannshohen unterirdischen Kloaken schreitend, die sich unter dem Pflaster jeder einzelnen Straße hinziehen, sah ich die sinnreichen Einrichtungen für den Ablauf aus den Häusern, von den Märkten und den öffentlichen Latrinen, die heute noch, aus weißem Marmor erbaut, in verschiedenen Teilen der Stadt zu finden sind. Eine Reihe von Privathäusern zeigen ähnliche Anordnung und Ausschmückung der Räume wie jene von Pompeji, nur sind sie aus festem Stein gebaut. Timgad muß sich viel rascher vergrößert haben, als seine Erbauer voraussetzten, denn sie mußten zu den innerhalb der Stadtmauern gelegenen Thermen noch vor jedem Stadttore neue, bedeutend größere anlegen, mit Reihen von Baderäumen für Wasser von verschiedenen Wärmegraden, Ankleidekammern, Gymnasien, Gesellschaftsräumen. In den nördlichen Thermen fand ich in den gewölbten unterirdischen Heizkammern noch die Holzkohlenreste des letzten Feuers, das den Römern das Schwitzbad heizte, ehe die Vandalen darüberherfielen. Auch das Kapitol steht außerhalb der Mauern, im Südwesten der Stadt, und die herrlichen Säulenreihen, die es umgeben, sind Zeugen von der Größe, die es gehabt haben muß, als auf dem kolossalen Unterbau noch der, Jupiter geweihte, Tempel stand. Heute sind davon nur zwei, allerdings zehn Meter hohe Säulen vorhanden, die Wahrzeichen dieser „Stadt der Säulen".

Mag dieses Timgad heute auch tot sein, jeder Stein darin spricht von Leben, und als ich auf dem Kapitol stand, bedurfte es gar keiner großen Phantasie meinerseits, um diese ganze Stadt mit Römern aus der Zeit Trajans zu bevölkern, um die Straßen mit Verkehr, die Märkte mit Waren zu füllen, das prächtige Theater mit Schauspielern, das Forum mit einem Gedränge andächtiger Zuhörer, die den Worten eines Redners lauschen, die Area mit flinken Ballspielern oder kräftigen Gladiatoren. Und über das ganze lebendige farbenprächtige Bild, das ich mir vorzauberte, sah ich die Unmengen von Säulen in den edelsten Formen hochaufragen, Säulen aus Marmor, lange Straßen zu beiden Seiten schmückend, in Propyläen die Tempel umgebend, ein sichtbarer Beweis, daß ich nicht träumte, daß alles einst wirklich so war.

Wie erbärmlich kam mir nach diesem großartigen Panorama der römischen Ruinenstadt, von der mit jedem Jahre mehr ans Tageslicht gezogen wird, die moderne, erst kürzlich geschaffene Stadt der Franzosen, Batna, vor, in Timgads Nähe zu ähnlichen Zwecken gebaut wie einst Timgad, wie nüchtern, wie kahl und armselig! Und wenn nach hundert Jahren wieder ein Reisender in diese Gegend kommt, wird vielleicht Batna, nachdem es seinen Zweck erfüllt hat und seine Militärbesatzung, die es geschaffen, wieder abgezogen ist, zerbröckelt, verweht sein! Die steinernen Säulen und Triumphpforten von Timgad aber werden gewiß noch durch Jahrhunderte weiterbestehen, wie sie sich trotz Vandalen und Sarazenen bis heute erhalten haben!

Friedrich Klein-Chevalier — Strandstudie

Ein Blick in das Atelier von Friedrich Klein-Chevalier

Friedrich Klein-Chevalier

Von

H. v. Ketter

(Hierzu zehn Abbildungen)

Der Name Friedrich Klein-Chevalier ist weitesten Kreisen geläufig geworden gelegentlich der großen Gewerbeausstellung Berlin-Treptow vor nun einem Dezennium. Die Malerei des großen Kuppelsaales mußte in ihrer grandiosen Wucht und Kühnheit jedem Besucher auffallen. In Dimensionen, wie sie sonst nicht von der schaffenden Hand verlangt werden, in Maßen, die an die Evangelistenfiguren in der Peterskuppel zu Rom erinnerten, war dort oben die moderne Arbeit in ihrer Beziehung zu den Elementen veranschaulicht. Riesengestalten, auf deren nackten Leibern kecke bunte Lichter spielten, schwangen im Sonnenschein Spaten und Axt. Unwillkürlich wandte sich das Auge immer wieder zu der lebendigen Darstellung, zu der durch die mühevolle Ausführung doppelt achtunggebietenden Arbeit.

Lebendig — das ist das charakteristische Adjektiv für Klein-Chevaliers Bilder, für seine großen Genre- und Historientafeln wie für seine Porträte, und dies Beiwort wird der Beschauer unsrer — nur eine beschränkte Lese bietenden — Illustrationen ihm gleichfalls nicht vorenthalten. Klein-Chevalier schafft nicht konventionelle Wanddekorationen nach geheiligter Ueberlieferung — Sujet aus der Weltgeschichte, Kapitel soundsoviel, Absatz drei —, sondern er zwingt das lebende Geschöpf, die Menschen seiner Zeit in seine Kompositionen. Jedes seiner Bilder ist gerahmte, helle, wahre Wirklichkeit.

Als Schüler Peter Janssens, des Düsseldorfer Altmeisters der Historienmalerei, hat sich Klein-Chevalier schon frühzeitig diesem Kunstzweig zugewandt. Aber er hat mit seinem Wirklichkeitssinn und seinem Blick für die Werte des modernen Lebens die Geschichtsmalerei modernisiert, hat sie in das modern-soziale Monumentbild gewandelt. Er hat das Hergebrachte, Steife, die Pose beiseitegeschoben, hat aus dem Leben, aus dem lebhaften Handel und Verkehr der modernen Zeit, aus deutscher Art und Arbeit geschöpft, für das Leben und die Zeit geschaffen.

Klein-Chevalier ist ein rheinisch Blut. Das verleugnen seine Bilder nicht, die farbenfrohen, lebensprühenden, und er selbst mit seinem unerschöpf-

lichen Temperament und seiner sonnigen Lebensfreudigkeit am wenigsten.

Ursprünglich für die Offizierslaufbahn bestimmt, mußte sich Klein-Chevalier die Erlaubnis zum Studium der Malerei erst erkämpfen. Als Düsseldorfer Kind unterstand er den bannenden Eindrücken der durch ihre Tradition einzig dastehenden Düsseldorfer Schule. Hier hatte seit Jahrzehnten die vornehmste und gewaltigste, die am ehesten der Unsterblichkeit sichere Malerei, die Monumentalmalerei, ihre Heimat. Friedrich Klein-Chevalier lernte bei Peter Janssen die Kunst der Farbe, bei

Friedrich Klein-Chevalier und die Seinen

Adolf Schill Architekturmalerei. Und gerade diese letzteren Studien sind ihm bei vielen seiner monumentalen Wanddekorationen von besonderem Wert gewesen.

Schon früh gewann der Künstler Konkurrenzen, bei denen sich erste Künstler maßen. Ganz im Anfang seiner Laufbahn ging er als Sieger aus dem Wettbewerb für die Ausschmückung des Rathauses in München-Gladbach hervor. Es galt, die Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, diesen für das Rheinland besonders denkwürdigen Tag, im Bilde festzuhalten. Schon in diesem Jugendwerk kommt seine Auffassung aufsehenerregend zum Ausdruck: es ist die Erinnerung eines Augenzeugen, kein im Atelierhalbdunkel komponiertes Bild im Repräsentationsstil, wie es damals als höchste Kunst gepriesen wurde. Jede einzelne Figur lebt, begeistert sich, genießt den weltgeschichtlichen Moment mit. Wir glauben den brausenden Hochruf zu hören, der diese Menschenmassen durchzittert.

Dies Bild brachte dem Künstler reiche Aufträge für dekorative Darstellungen großen Stils. Es hieß den Sitzungssaal des Rathauses in Düsseldorf mit einem großen Bild: „Jan Willem besichtigt Grupellos Pläne für das kurfürstliche Schloß in Düsseldorf" im Auftrag des preußischen Kultusministeriums schmücken, den Sitzungssaal des Bergamts in Halle a. S. mit allegorischen Darstellungen des Bergbaues ausmalen, einen Theatervorhang für Essen komponieren, nebenbei gesagt eine Arbeit, die dem Künstler „liegt".

In die Jahre 1893/94 fällt die Romfahrt des fleißigen Rheinländers. An den Werken Raffaels, an den Riesenbildern Michelangelos studierte er, wie man Geschichte malt. Die hatten aus ihrer Zeit für ihre Zeit geschaffen! Deren Tafeln lebten noch nach Jahrhunderten, weil sie wirklich warmes Leben gebannt hatten! Wenn die eingangs unsrer Skizze erwähnte Monumentalarbeit ein voller Erfolg war, so war sie es nicht zum wenigsten darum, weil sie die Frucht ernstesten Studiums dieser Klassiker gewesen. Aus dem Lande der Kunst brachte Klein-Chevalier aber nicht nur veredelte Eigenkunst und ein Werk, das viel Beifall fand: „Tod der Agrippina, der Mutter Neros" mit, sondern auch die große Sehnsucht, sich immer wieder der Wirkung italischer Höhenkunst zu unterwerfen. Er hat diese Sehnsucht im vorigen Jahre befriedigt, sich in Fiesole-Florenz angekauft und freut sich nun regelmäßig im Frühjahr dieses Sonnenaufenthalts in dem roten Hügelpalazzo Villa Marmagliano, der, aus Mediceischem Besitz stammend, mit Fresken aus der Schule Giottos geschmückt ist.

Bald nach dem großen Wurf des Berliner Kuppelbildes gewann Klein-Chevalier die Konkurrenz der Wimmelstiftung in Kassel: „Die Wiedereinbringung des Kurfürsten Wilhelm in Kassel nach dessen Vertreibung durch Jérôme" — eine leidenschaftlich-bewegte Darstellung der Volksmenge vor dem feierlich-ernsten Portal einer Kirche. Er konkurrierte alsdann mit den Ersten seiner Kunst für die Ausschmückung der Rathaussäle in Hamburg und Altona. Für Hamburg entwarf er eine große Allegorie: „Hammonia wird von der Germania beschützt", für Altona die Wirklichkeitsschilderungen: „Aufnahme der von den Franzosen aus Hamburg Vertriebenen" und „Einäscherung Altonas durch die Schweden".

Seine nächsten monumentalen Aufgaben waren ein Wandgemälde: „Die Besitzergreifung Bochums durch den Großen Kurfürsten" und die Ausschmückung des Rathauses in Stolp mit vier großen Tafeln. Hier verwendet er moderne Themata — das

Leben und Arbeiten am Holz einführenden Hafen, der Pulsader der Stadt, das bunte Treiben auf dem Marktplatz in Freilicht und Freiluft. Hier kommt die Gegenwart — die doch auch dereinst als Geschichte reden wird, — zu ihrem Recht.

Auf einer längeren Amerikareise beschäftigte sich Friedrich Klein-Chevalier besonders mit dem Porträt. Er malte amerikanische Frauenschönheit in New York und studierte Menschengeschichte in den Zügen der vielen, die auf den Riesendampfern der Amerikalinie hinüber und herüber fahren. Nach seiner Rückkehr wandte er sich in besonderem Maße der Porträtkunst zu. Es entstanden unter vielen andern das Bildnis des bekannten Nationalökonomen Professor Schmoller, das aparte Schwarzbild seiner jungen Gattin, das Porträt des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Reuß und eine lange Reihe von Bildnissen berühmter Persönlichkeiten der Reichshauptstadt.

Porträt des Fürsten Reuß

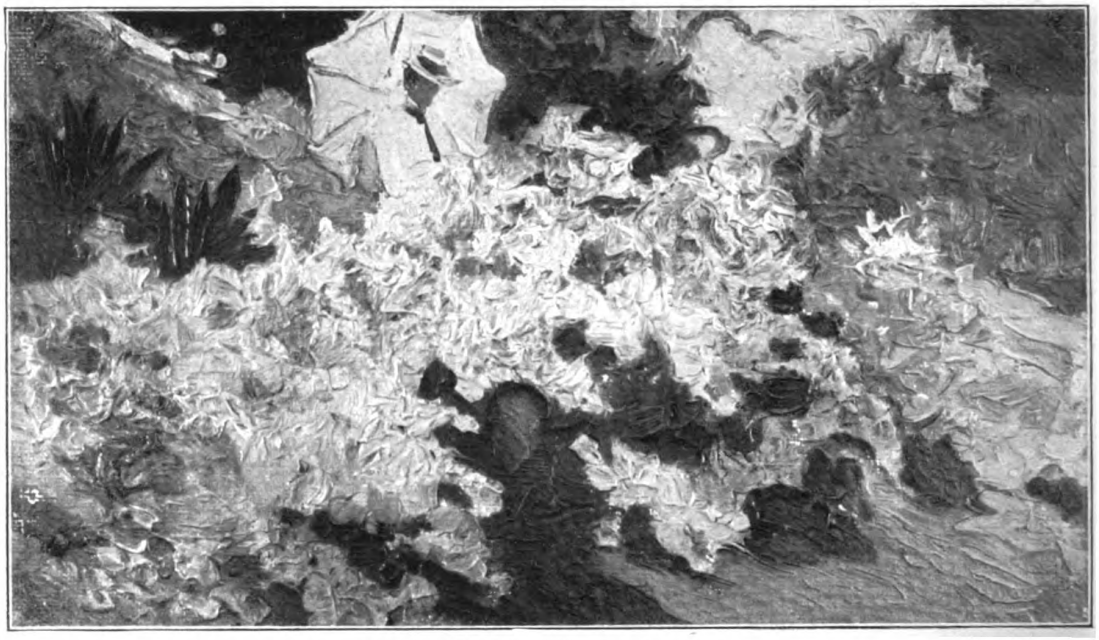
Eine ganze Porträtgalerie trägt das vor mehreren Jahren auf der Großen Berliner Kunstausstellung aufsehenerregende Kolossalgemälde für den Rathaussaal in Essen: „Unerwarteter Besuch Kaiser Wilhelms des Zweiten in der Stadtverordnetenversammlung in Essen", auf dem der überraschende Vorfall mit lebendigster Anschaulichkeit dargestellt ist: durch die geöffnete Tür fällt — mit dem Eintreten Seiner Majestät — heller Lichtschein in das ernste Sitzungszimmer, in dem die zur Beratung Versammelten mit allen Zeichen freudiger Ueberraschung von den Sitzen aufspringen.

Wandgemälde im Foyer des Neuen Schauspielhauses in Berlin: „Die Poesie"

Friedrich Klein-Chevalier — seit einer Reihe von Jahren durch die Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet — wohnt in Berlin. Es war für ihn nicht leicht, das lebensfrohe Düsseldorfstädtchen, wo ihn jeder kannte und schätzte — denn das Rheinland hält zu seinen Künstlern! —, aufzugeben. Er schafft in einem weiten Atelier am Kurfürstendamm und wohnt in einem mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Heim im Neuen Romanischen Hause. Unsre Abbildungen geben nur ein schwaches Bild von der Fülle der Eindrücke, die beide bieten.

Auf dem Atelierbild erkennen wir gleich rechts im Vordergrund das Bildnis des Heilserumerfinders Exzellenz von Behring — eines Vetters des Malers —, das den Gelehrten nicht in konventioneller Photographierpose, sondern in packend natürlicher Haltung zeigt. Nach der Mitte zu folgt das Porträt des Flügeladjutanten Admiral von Senden-Bibran. Im Hintergrund an der Wand ein Karton zu dem öfters erwähnten Kuppelbild. Auf Tischen und Sitzen türmen sich Skizzen, Augenblicksaufnahmen, aber doch schon in der geschlossenen Komposition das werdende Bild verratend. Nach links zu zwei Bilder aus dem Küsten- und Schifferleben. Sie sind charakteristisch für die Klein-Chevaliersche Kunst, die Bewegung des Augenblicks zu beobachten und festzuhalten. Das eine, „Sturm", ist durch die vorjährige Düsseldorfer Kunstausstellung vielseitig bekannt geworden: drei Lebensalter in bebender Spannung ob des Schicksals „ihres" Schiffes, die betende Alte, das zitternde Kind, das tatkräftige Weib in vorwärtsdrängender Hilfsbereitschaft. Der Ausschnitt „Bootsführer" gleich daneben stammt aus den regelmäßigen Helgolandtagen des Malers, wo ihm sprechende Seemannsgesichter und die immer wechselnde Geschäftigkeit des Schifferlebens den Pinsel in die Hand zwingen.

Klein-Chevalier liebt das Meer eben, weil ihm, dem Interpreten der Bewegung, sein stets wechselvolles Spiel, seine rastlose Wogenarbeit sympathisch sind. Er hat die See und die, die mit ihr zu tun haben ihr Leben lang, studiert in Heyst und Ostende, in Cuxhaven und auf den friesischen Inseln sowohl wie an der Ostsee und an italienischem Strand. Bekannt durch die „Große Berliner" und durch Reproduktion sind seine „Ausfahrenden Fischer", ein Motiv von der Unterelbe, seine „In Erwartung der Flut" im Strandhafer ruhenden belgischen Fischertypen. Wir bringen nebenstehend ein weiteres Bild aus dem Küstenleben: „Landung auf Helgoland", das voriges Jahr im Pariser Salon dem Künstler die Auszeichnung als „Associé du Salon" eingetragen hat und das Recht — das nur zwei deutsche Künstler außer unserm Maler besitzen —, juryfrei dort auszustellen. Der zur Anschauung gebrachte Vorgang ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Hunderte der Nordseebadegäste erleben allsommerlich alltäglich dies Landungsmanöver. Neben dem Wasser selbst und den es beherrschenden Fischerleuten bringt Klein-Chevalier aber auch all dem Leben und Treiben am Strande, den mondainen Vergnügungen des Pferderennens am Strande, des Tennisspiels am Meeresufer in ihrer bunten Bewegung, dem Menschengewirr auf der Digue, lebhaftes Interesse entgegen. In seiner „Morgendämmerung im Spielsaal in Ostende" wird er zum Sittenschilderer.



Farbenskizze (Motiv aus Italien)

Ich habe den Künstler voriges Jahr in Norderney

Studie aus Italien

Landung auf Helgoland

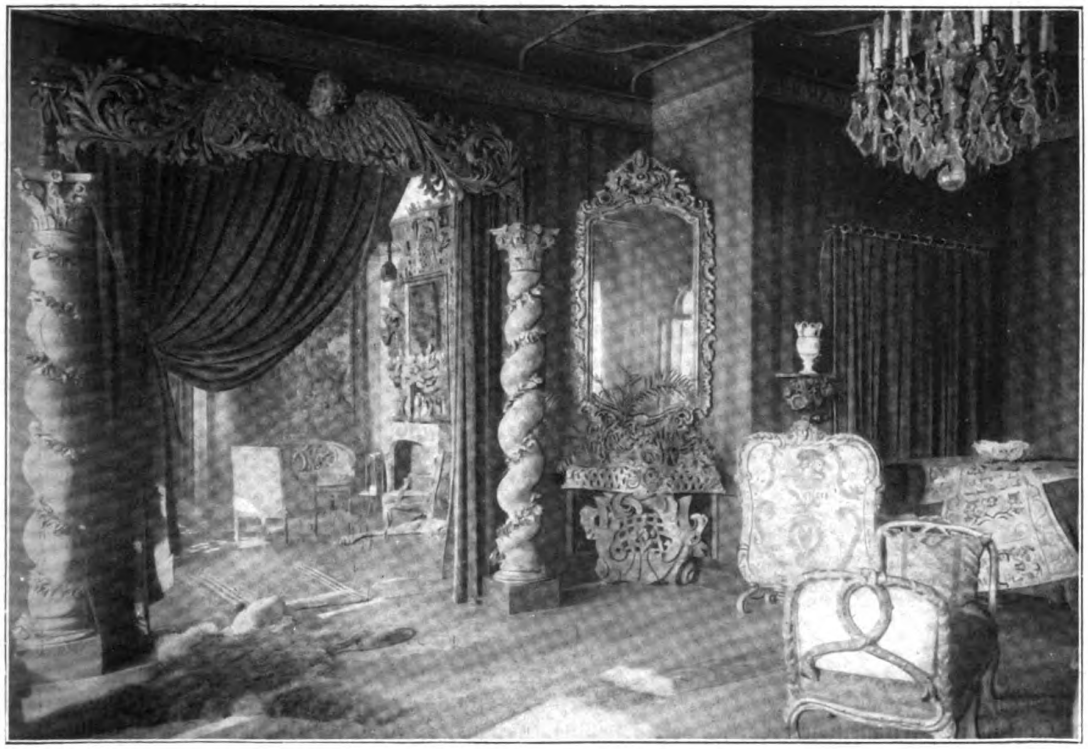
Friedrich Klein-Chevalier Sturm

schaffen sehen. Wenn grünglasige Wogen über den Bootssteg, die Lästerallee Norderneys, stürmten, daß der weiße Gischt wie ein Springbrunnen kerzengerade in die Höhe spritzte, wenn jung und alt im Kampf mit dem Sturmwind die hochschaukelnden Boote erkletterte, wenn der steife Nordost die roten und grünen Schleier schier horizontal stellte und die weißen Faltenröcke und die blauen, langschößigen Redingotes in lauter wehende Linien aufgelöst erschienen, dann saß er im bergenden Strandkorb, setzte mit eiligem Pinsel Farbe zu Farbe, daß vor dem staunenden Laienauge ein treues Abbild all der Bewegung und ihrer Schönheit entstand.

Unsre Illustration „Strandstudie" spricht deutlich von dieser Vorliebe des Künstlers für Bewegung im Freilicht des Meeresufers, eine weitere Illustration ist eine italienische Farbenskizze von dem letztjährigen Italienaufenthalt des Malers, eine Farbensymphonie der Rhododendronblüte in allen roten und blauen Tönen der Palette, vom bläulichen Generalstabsrot bis zum Lila der Chrysanthemen. Italienische Sonne schuf auch die hellen Lichter und die tiefen Schatten auf der nächsten Studie.

Die großzügige Schaffensart Klein-Chevaliers verdeutlicht unsre Wiedergabe des fünf Meter großen Wandgemäldes im Foyer des 1906 eröffneten Neuen Schauspielhauses in Berlin: die Poesie, die seltene, sehnsüchtig herbeigesehnte und doch selten erfaßte Märchenfee, schwingt sich auf den Brunnenrand, um ihrem Spiegelbild zuzulächeln. Nur ein ganz junges, in Liebe verbundenes Paar kommt der Beseligenden nahe.

Unsre andern Abbildungen bringen uns den Künstler als Menschen näher. Die eine zeigt Professor Klein-Chevalier im Kreise seiner Familie, die andre spricht von dem aparten Künstlerheim des Malers, der dort mit anmutiger Unterstützung seiner jungen Frau vornehme Geselligkeit — bei der aber auch bunte, lustige Künstlereinfälle zu Worte kommen — pflegt. Aus aller Herren Ländern hat ein findsicheres Künstlerauge Kunstwerke zusammengebracht, in feinstem Empfinden vereinigt. Im Eßsaal schwarzbraune Nürnberger Eichenmöbel und stahlgrau blitzende Ritterrüstungen, dazu leuchtende Glasfenster mit selbstentworfenen Bildern von der italienischen Hochzeitsreise. Wir nehmen den Kaffee im französischen Zimmer unter der marmornen Bekrönung eines Sakramenthäuschens und sitzen neben einem mit Blumen gefüllten Taufstein am Kamin der Marie Antoinette. In dem Musiksaal, ganz in lila Tönen gehalten, da ja Lila die Farbe der Musik ist, krönen vergoldete Florentiner Holzskulpturen als Surporte schwere lila Samtportieren. Echte Louis-XVI.-Möbel, schönfarbige Batiks, ein Prunkschrank aus einem Königsschloß, dahinter an der Wand ein großes Fresko: Musik, das den Zug der Menschen zur Musik darstellt: durch Walddesdunkel folgt eine Mutter mit ihrem Kind an der Hand den Klängen von singenden Frauengestalten. Eine Lichtwelle geht von der Gruppe der Musizierenden aus, Kinder sind es, die am meisten drängen, in die Notenbänder schauen



Aus der Wohnung Klein-Chevaliers: Blick aus dem Musiksalon in das französische Zimmer

zu dürfen. Neben den Repräsentationsräumen das Urbild der Gemütlichkeit, das Frühstückszimmer, die Box. Die Wände rote warmleuchtende Ziegelsteine, rote Geranien vor dem Fenster, rote Ledersitze rings an der Wand. Und nun denke man sich dazu einen rheinischen Tropfen und den goldenen rheinischen Humor des Künstlers.

Der neuesten Schöpfung Professor Klein-Chevaliers, ein Riesenbild des Kaisers für die Aula der Handelshochschule in Berlin, die kürzlich eröffnet ward, sei noch kurz gedacht. Das Bild mit seinen verschiedenen blauen und blauweißen Tönen stimmt wunderbar zu dem Braun des Holzgetäfels: der Kaiser ist in Marineuniform dargestellt, schneeweiß leuchtet Mütze und Rabatte vom dunkeln Blau des Rockes, in reinem Blau erstrahlt der Himmel und auf blaugrauen Wogen ziehen Panzerschiffe dahin. Die ganze feinabgestimmte Einheitlichkeit der Farbe dient nur dazu, das Hauptinteresse auf das sprechende Antlitz des Herrschers zu lenken.

Der Name Friedrich Klein-Chevaliers ging jüngst durch die Blätter, als es bekannt wurde, in welch hochherziger Weise der Künstler der Stätte seiner Schulung, der Akademie in Düsseldorf, und ihrer Künstlerjugend gedacht hat. In seiner Besitzung in Fiesole gibt Professor Klein-Chevalier alljährlich drei von der Düsseldorfer Hochschule vorgeschlagenen und vom Kultusministerium ausgesuchten jungen Künstlern Freiquartier und sogar — ein Freibillett ins gelobte Land der Kunst. „Wie wäre ich glücklich gewesen, hätte ich sorgenfrei im Land Italia studieren können nach Herzenslust," sagte mir der Künstler. „Und eben weil ich an mir erfahren habe, was es heißt, es wünschen und nicht können, sollen es andre besser haben."

Schlaflose Nächte

Von

Käthe Voigt

Als ich heute die ganze Nacht
In schlaflosem Sehnen nach dir verbracht,
Als der erste dämmernde Tagesschein
Langsam sich stahl in mein Kämmerlein,

Da hab' ich die beiden Hände fest
Auf das zuckende Herz gepreßt
Und gewünscht in fieberndem, heißem Verlangen,
Daß der Schlaf auch an dir vorübergegangen.

Der Angler

Von

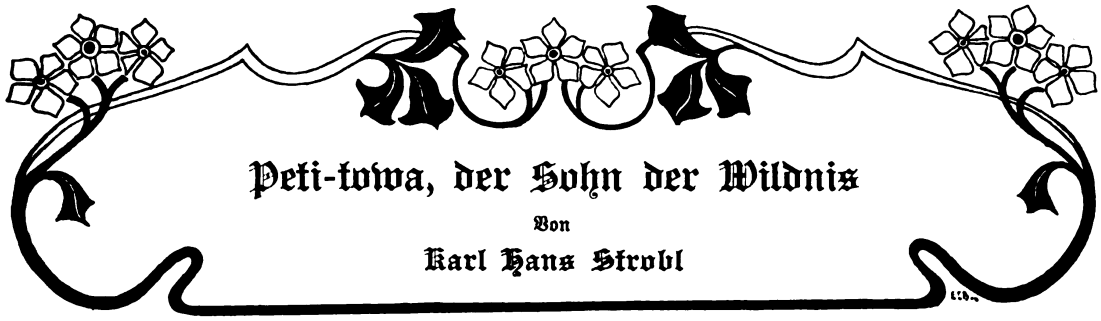
Gustav Falke

Des Himmels blasse Bläue, leicht betupft
Mit Wolken, die geballter Watte gleichen,
Und kleinsten, die wie weiße Dunen leicht
Mit einem höhern Wind ins Weite streichen:

Bequem vor meine Füße hat der Teich,
Der mittagsstille, mir dies Bild gebreitet,
Durch das, ein wunderliches Himmelswild,
Ein blankes Fischlein wie ein Vogel gleitet.

Ganz zaghaft werf' ich meine Angel aus.
Was wird sich heut an meinem Haken reißen?
Ein Fisch? Ein Vogel? Oder wird gar ein
Genäschig Englein auf den Köder beißen?

Schon hat es angebissen, zuckt die Schnur.
Welch seltner Fang wird zappelnd nun erscheinen?
Ach, nur ein simpler Barsch. Und trägt nicht mal
Ein Märchenkrönlein, wie man sollte meinen.



Peti-towa, der Sohn der Wildnis

Von

Karl Hans Strobl

Liebe Klara!

Du hast mir geschrieben, ich soll Dir gleich schreiben, wenn der Buffalo Bill bei uns gewesen ist mit seinem Wild West und mit den Indianern. Und ich hab' es Dir versprochen. Und jetzt war er bei uns, eine ganze Menge Pferde und Menschen, alle in Hemdärmeln, die Menschen, und das Zelt war in zwei Stunden aufgestellt, beinahe der ganze Exerzierplatz war voll mit dem Zelt und den Ställen, und eine fahrbare Feldküche haben sie gehabt, die war schon geheizt, wie sie vom Bahnhof gekommen sind, denk Dir nur, und sie sollen sehr gut essen, hab' ich gehört. Gekostet hab' ich es nicht, aber wenn sie mich eingeladen hätten, hätt' ich gleich mitgegessen, denn ich hab' mich gar nicht vor ihnen gefürchtet.

Aber das ist es ja eben, was sie mir alle vorwerfen: ein Mädel soll nicht so zutraulich sein und gleich zu jedem hingehen, und ich soll mir nur den Karo anschauen, wie gut der dressiert ist, der nimmt auch nicht gleich von jedem Fremden etwas. Und ich bin lange nicht so gut erzogen wie der Karo, hat der Onkel Richard gesagt, und wenn das so weitergeht, so wird die Familie noch schöne Sachen mit mir erleben. Sie hacken jetzt alle an mir herum und machen alle wütende Augen auf mich. Denn ich habe etwas Schreckliches erlebt. Aber schön war es doch. Und wenn auch Onkel Richard das vom Karo gesagt hat, so möcht' ich es doch wieder tun, wenn's noch einmal so käm'. Denn man muß doch seinem Nebenmenschen helfen, wenn man sieht, daß er selbst nicht weiterkann. Und ich weiß nicht, warum ich nicht hätt' helfen sollen, wo ich doch Englisch kann und sogar die Beste in Englisch bin.

Du wirst Dich nicht auskennen, weil ich noch immer ein bißchen konfus bin, und so will ich lieber der Ordnung nach erzählen, wie alles gekommen ist. Es war sehr schön, das kann ich Dir sagen, und die ganze Stadt ist auf dem Kopf gestanden. Die Schulen haben frei gehabt, wir auch, und in der Zigarrenfabrik haben sie nicht gearbeitet, und zwei Extrazüge sind vom Land gekommen. So etwas war seit zehn Jahren, seitdem der Bischof das letztemal zur Firmung bei uns war, nicht da. Der Papa hat erzählt, daß der Kollege Neumann, der doch Untersuchungsrichter ist, den ganzen Vormittag auf dem Exerzierplatz war und sich nichts um seine Herrschaften gekümmert hat. Und eine Menge von Leuten hat die Nacht draußen zugebracht, denn es war warm, und sie haben geglaubt, daß der Buffalo Bill schon mit dem Zug um drei Uhr kommt. Aber er ist erst um neun Uhr gekommen, und es hat gedauert bis eins, bis alle da waren. Und es war sehr heiß und furchtbar viel Staub, und wie ich mich am Abend umgezogen hab', hab' ich ein ganzes Muster von Staub auf der Brust gehabt, weil ich doch meine durchbrochene Bluse angehabt hab'. Aber wir sind doch, die Rosa Weiner und ich, wenigstens im Schatten gestanden, unter einem Baum, da haben uns der Rittmeister aus der achten Gymnasialklasse und der Engel, die uns immer nachsteigen, Platz gemacht. Das war doch sehr schön von ihnen und galant, und wir haben geglaubt, sie werden uns ansprechen. Aber sie haben es nicht getan, und das war wieder dumm von ihnen.

Zuletzt, wie der Staub schon ganz dick war, sind die Künstler gekommen. Kosaken, Kirgisen, Japaner, Cowboys, Araber und die Indianer. Alle haben herumgeschaut, nur die Indianer sind auf ihren Pferden gesessen wie aus Holz, und das hat mir wahnsinnig imponiert. Und weil sie glatte und straffe Haare haben und keinen Bart und Zöpfe mit roten Bändern durchflochten, hat die Rosa geglaubt, daß das gar keine Männer sind, sondern Weiber. Da sieht man gleich wieder, daß die Rosa nur Schwestern hat und keinen Bruder. Ich aber hab' von Hans gewußt, wie das bei den Indianern ist, und daß sie ganz richtige Männer sind und nur so ausschauen wie die Weiber. Und daß sie ihre Hacken ausgraben, wenn sie in den Krieg ziehen, und sich das Gesicht bemalen. Und daß sie sehr blutgierig sind, aber auch sehr ritterlich gegen die Frauen, denen sie sagen „weiße Blume".

Die Rosa hat immerfort gekichert und mich mit dem Ellbogen in die Seite gestoßen und hat jedesmal gesagt: „Da schau!" Als ob ich nicht schon ohnehin geschaut hätte, daß mir die Augen aus dem Kopf gekrochen sind. Sie war überhaupt unausstehlich, weil sie gewußt hat, daß der Engel hinter uns steht. Als der letzte unter den Indianern ist ein langer Kerl geritten, noch ganz jung, glaub' ich, mit einer roten Feder im Haar und mit einer langen Schnittnarbe auf jeder Wange.

Und dann ist nur noch der Buffalo Bill in seinem Wagen gekommen und ein paar andre Herren, und wie die vorbei waren, sind ihnen die Leute nachgelaufen. Wir sind mitgelaufen. Wir haben gewußt, daß das Essen heute ohnehin nicht zur rechten Zeit fertig wird. Und den Freitischstudenten, der am Samstag immer bei uns ißt, habe ich auch

da herumlaufen gesehen, und der ist doch sonst immer der Pünktlichste. Eine Weile sind wir so zwischen den Zelten herumgegangen und dann haben wir uns zum Künstlerzelt hingedrängt, ob wir nicht noch einen zu sehen bekommen. Und wirklich ist der junge Indianer, der mir am besten gefallen hat, vor dem Zelt gestanden, und eine Menge Fabrikarbeiterinnen ist um ihn herumgestanden und die haben alle mit den Fingern gezeigt, auf seine Zöpfe und auf seine Schuhe und auf seine Lederhosen, und haben gesagt, die Fransen daran sind aus Menschenhaaren.

Der Indianer hat sie zuerst gar nicht angeschaut, auf einmal aber hat er geschaut und hat gelacht und hat einen Schritt auf sie zu gemacht. Da haben sie alle geschrien und sind davongelaufen. Und die Rosa hat mich gepackt und ist mit mir gelaufen, bis wir alle zwei ganz ohne Atem waren. Ich war sehr zornig, weil sie so gelaufen ist und weil mein Strohhut ganz verschoben war, und weil der Rittmeister und der Engel, die uns wieder nachgestiegen sind, das gesehen haben und so furchtbar gelacht haben. Und ich habe ihr gesagt, daß sie ein Feighase ist und daß ich ihr doch schon gesagt hab', daß die Indianer so ritterlich sind. Aber sie hat gesagt, man kann nicht wissen. Und auf dem Nachhauseweg hab' ich sie gefragt, ob sie glaubt, daß die Indianer Englisch sprechen, weil ich mir gedacht hab', wie das wäre, wenn mich so ein Indianer ansprechen möchte, und ob ich ihm wohl eine Antwort geben könnte. Sie hat aber nicht gewußt, ob die Indianer Englisch können. Sie weiß gar nichts, diese Rosa, und sie ist überhaupt schrecklich dumm.

Am Abend waren wir in der Vorstellung. Alles war gesteckt voll, und meinen Indianer hab' ich auch wieder gesehen. Er hat geholfen eine Kanone erobern. Im Gesicht war er ganz zinnoberrot angemalt, nur auf der Stirn hat er zwei weiße Kreise gehabt. Er hat immer geschrien wie ein Mordbrenner, am lautesten von allen. Die Mama hat sich die Ohren zugehalten, aber mir hat das sehr gut gefallen. Auf einem ungesattelten Pferd ist er geritten und hat einen langen Wäschestrick immer über dem Kopf herumgedreht. Das ist ein Lasso, hat der Hans gesagt. Und der Hans hat auch gewußt, wie der Indianer heißt. Weißt Du, wie? — Peti-towa, „der krächzende Aasgeier". Das ist nicht sehr schön, aber sehr apart, nicht wahr? Und am Abend hat mir der Hans gesagt, wie er in sein Zimmer gegangen ist, daß er und der Wastl und der Joksch am nächsten Tag zum Buffalo Bill gehen wollen, fragen, ob er sie nicht brauchen könnte als Indianerlehrbuben, und sie wollen sich das Gesicht so anstreichen, daß niemand wissen wird, daß sie keine wirklichen Indianer sind.

Das war am Samstag. Am Sonntag früh hat mich der Papa in die Spezialitätentrafik geschickt um seine Sonntagszigarren. Wie ich in die Nähe komme, sehe ich schon eine Menge Menschen vor der Tür, die alle hineinschauen. Ich hab' mir gedacht, da drinnen ist irgend etwas passiert und es wird vielleicht der Rettungswagen kommen, und da war ich sehr neugierig und hab' mich schnell durchgedrängt.

Was glaubst Du, was da drinnen los war? Mein Indianer war darin. Peti-towa, der krächzende Aasgeier. Und noch eine Menge andre Leute, aber keiner hat sich zu ihm hingetraut. Sie sind alle hinter ihm gestanden und haben ihn immer nur angeglotzt. Und er ist vorn am Pult gestanden und hat von der Verkäuferin Kautabak verlangt. Aber die dumme Gans hat kein Wort verstanden, weil der Indianer Englisch gesprochen hat. Und von den andern hat ihm auch keiner geholfen, weil sie auch nicht Englisch verstanden haben. Da bin ich hingegangen und hab' der Verkäuferin übersetzt, was der Indianer will.

Er hat mich sehr erstaunt angeschaut, so von hoch oben herunter, denn er ist doch ein Riesenkerl, und ich bin ihm kaum bis zur Schulter gegangen. Und dann hat er seine Hand auf meine Schulter gelegt und hat gesagt: „Meine weiße Blume spricht die Sprache des weißen Mannes, die auch Peti-towa versteht. Peti-towa ist voll Freude, und er wird es an den Lagerfeuern seines Stammes erzählen, daß die weiße Blume ihm geholfen hat."

Und dann ist er mit mir aus der Trafik gegangen und immer neben mir, und alle Leute, die vor der Trafik gewartet haben, sind uns nachgelaufen. Die Gassenbuben haben sich herumgestoßen, und einmal hat mich sogar einer hinten am Zopf gezogen. Aber ich hab' gefürchtet, daß er sich umdreht und den Lausbuben tothaut, weil die Indianer doch so ritterlich sind, und darum hab' ich lieber gar nichts gesagt. Wie wir vor der Konditorei waren, wo ich auch etwas einzukaufen gehabt hab', hab' ich nicht gewußt, was ich anfangen soll; ob ich den Peti-towa wegschicken soll oder warten lassen oder mit hineinnehmen. Aber zum Glück hab' ich mich erinnert, daß mir der Hans erzählt hat, wie gastfreundlich die Indianer sind, und ich hab' mir gedacht, was sich der Peti-towa doch denken möcht', wenn wir nicht so sind wie sie, und da hab' ich ihm gesagt, er soll mit hereinkommen.

Er ist gleich mitgegangen und hat sich an einen Tisch gesetzt. Es war eine Menge Leute da, weil doch am Sonntag die Promenade an der Konditorei vorbeigeht und weil es am allernobelsten ist, in der Konditorei zu sitzen und die Leute draußen so anzuschauen, als ob man ihnen etwas schenken wollte. Die Frau Bezirkshauptmann war da und die Frau Bankdirektor, dann der Doktor Blaser mit den X-Füßen, natürlich mit der Frau Stadträtin Hempel, und eine Menge Leutnants, weil die doch immer am nobelsten sind, auch der fesche Kleine, der Dir immer so gut gefallen hat, wie Du noch bei uns warst. Die haben alle nicht schlecht geschaut und haben Augen bekommen so groß wie Wagenräder. Ich hab' dem Fräulein gesagt, was sie mir einpacken soll, und dann hab' ich mich zu meinem Indianer gesetzt. Und wie das Fräulein den Teller gebracht hat und mich gefragt hat, ob es so recht ist, ist sie von einem Leutnant gerufen worden und ist hingegangen und hat den Teller stehen lassen. Da hat der Peti-towa geglaubt, daß sie ihm den Teller gebracht hat, und hat angefangen zu essen. Es war nicht wenig auf dem Teller, aber er war doch in drei Minuten fertig und hat einen Bart von Obersschaum gehabt. Da hab' ich mir gedacht, daß der arme Mensch doch Hunger

haben muß, wenn er so essen kann, und daß es vielleicht gar nicht wahr ist, was die Leute von der Feldküche beim Buffalo Bill erzählen. Ich hab' sehr viel Mitleid mit ihm bekommen und hab' ihm gesagt, daß er sich noch etwas aussuchen soll. Er ist aufgestanden und hingegangen und hat gerade die große Schüssel mit den Indianerkrapfen erwischt und hat die ganze Schüssel mitgenommen. Da haben die Leutnants furchtbar gelacht und haben Witze gemacht, aber der Peti-towa hat sich nicht stören lassen und hat alles aufgegessen.

Ich bin sehr erschrocken, denn so viel Geld hab' ich gar nicht bei mir gehabt, und ich hab' schuldig bleiben müssen. Und ich war sehr froh, wie er fertig war, denn die Leute haben immer bei den Fenstern hereingeschaut und haben uns angegrinst. Unser Direktor ist schon das drittemal vorbeigegangen und ist jedesmal stehengeblieben. Seine Augen waren ganz glühend und seine Ohren sind ihm weit abgestanden, und das ist bei ihm ein Zeichen seiner höchsten Wut.

Dann sind wir über die Promenade nach Haus gegangen, und alle haben uns nachgeschaut und die Gassenbuben sind uns nachgelaufen. Vor unserm Haustor bin ich stehengeblieben und hab' mich verabschieden wollen. Aber er hat gesagt: „Ich werde meiner weißen Blume in ihren Wigwam folgen, um mich an ihrem Duft noch zu erfreuen. Hugh!" Und dann ist er über die Stiegen hinaufgegangen. Ich hab' geläutet und die alte Marie hat aufgemacht. Sie hat gerade die Suppenschüssel in das Speisezimmer getragen und mit dem Ellbogen hat sie die Klinke heruntergedrückt. Sie macht das immer so. Wie sie aber den Indianer gesehen hat, hat sie einen fürchterlichen Schrei gemacht und hat die Suppenschüssel fallen lassen. Die Mama ist herausgelaufen und hat auch geschrien, über die Suppenschüssel und über den Indianer, und dann ist sie schnell zurückgelaufen und hat sich im Speisezimmer auf den Diwan in Ohnmacht gelegt. Der Vater ist gekommen und der Onkel Richard, der am Sonntag immer bei uns ist, und sie haben rasch das elektrische Licht aufgedreht, weil es bei uns im Vorzimmer immer so finster ist. Und dann haben sie mich gefragt, was das alles bedeuten soll. Da hab' ich ihnen gesagt, daß das der Peti-towa ist, der krächzende Aasgeier, und daß er in unsern Wigwam gekommen ist, um sich an meinem Duft zu erfreuen. Sie waren aber nicht sehr entzückt, und der Vater hat dem Peti-towa gesagt, daß das hier kein Wigwam ist und daß das Hausfriedensbruch ist, was der Papa doch wissen muß, weil er Landgerichtsrat ist.

Aber der Peti-towa hat kein Wort verstanden, weil der Papa doch Deutsch gesprochen hat, und er hat immer nur gelacht. Da ist der Papa wütend geworden und hat von mir verlangt, ich soll es ihm übersetzen. Aber der Hans hat dem Peti-towa erzählt, daß er zum Buffalo Bill möchte als Indianer und daß er schon das Kriegsgeschrei der Sioux kann. Und er hat geschrien, sehr laut: „J—i—i—i—i—i—" und hat dazu mit der Hand auf dem Mund getrillert. Mir hat es sehr gefallen, aber der Papa hat den Hans bei den Ohren gepackt und hat ihn in das Speisezimmer geführt. Und dann haben sich der Papa und der Onkel Richard auf den Indianer gestürzt und haben ihn zur Tür hinausgeworfen.

Ich finde, daß das sehr roh war und daß der Peti-towa einen schönen Begriff von der deutschen Gastfreundschaft bekommen wird. Und es war auch nicht schön, daß ich auf meinem Zimmer hab' allein essen müssen, wo ich doch nur dem Indianer geholfen hab', weil ich die Beste in Englisch bin.

Zwei Tage später hat mir der Rittmeister sagen lassen, daß er mich geliebt hat und daß er mich aber nicht mehr lieben wird, weil er mich mit dem Indianer gesehen hat und weil mich jetzt alle die Indianerbraut nennen. Aber ich mach' mir gar nichts draus, denn jetzt steigt mir der Winter nach, der auf Ferien gekommen ist. Und der ist schon Jurist und hat eine blaue Kappe und auf der linken Wange einen Schmiß, beinahe so lang wie der Peti-towa.

Es grüßt Dich vielmals Deine

Alice.

Sprichwörter des Morgenlandes

Von

Roda Roda

Begnadige die Schlange nicht — sie wird dich auch nicht begnadigen.

*

Hochmut ist ein Laster — bei Armen eine Dummheit.

*

Gnade ist süß — und ihrer bedürfen, bitter.

*

Die Weisheit hat zehn Gebote: neunmal „Schweig!" und einmal „Rede wenig!"

*

Der Bösewicht sieht nur das Schlechte an dir — nur das Gute der Tor.

Gehst du auf die Wolfshochzeit, nimm den Hund als Trauzeugen mit.

*

Es ist ein Unterschied zwischen Reden und Schweigen, wie zwischen Kröte und Fisch.

*

Wer sein Recht nicht verlieren will, muß sich für Nachbars Recht zu schlagen wissen.

*

Wenn's ein Mittel gegen den Tod gäbe, würden es nur Dummköpfe kaufen.

Die Frauenberufsfrage

Von

Eliza Ichenhaeuser

II

Künstlerische Berufe

Das Gebiet der Kunst ist unter den Gebieten, die ein höheres Wissen und Können erfordern, wohl dasjenige, das den Frauen am längsten offensteht. Sie haben sich auch in ihnen so ganz das Bürgerrecht erworben, daß man aus den meisten die Frauen überhaupt nicht mehr ausschalten könnte, ohne den größten Schaden für die Kunst dadurch herbeizuführen.

Dies ist, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich in der Schauspiel- und Gesangskunst der Fall. Und doch hat es auch hier eine Zeit gegeben, in der man die Frauen auch auf diesen Gebieten für deplaciert und ersetzbar durch Männer hielt. Vielleicht ist nichts so sehr geeignet, die Hinfälligkeit aller Einwendungen gegen die Tätigkeit der Frauen auf den verschiedensten Berufen zu zeigen, wie die Erinnerung daran, daß auf der antiken griechischen und römischen Bühne alle weiblichen Rollen von Männern dargestellt wurden und daß, als während der Zeit des künstlerischen und sittlichen Verfalls diese Regel durchbrochen und, wie es in der Natur der Sache lag, die mitspielenden Frauen sich den Schamlosigkeiten jener Periode nicht entziehen konnten, dies später als Anlaß benutzt wurde, die Frauen nicht mehr an öffentlichen Schaustellungen teilnehmen zu lassen. Nicht früher als im sechzehnten Jahrhundert begegnen wir in Spanien, Italien und Frankreich Berufsschauspielerinnen, und erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sehen wir sie in England und Deutschland ihren Einzug halten, allerdings gleich in ziemlich energischer Weise, denn die erste bekannte Schauspielerin, Katharine Velthen, ward auch gleichzeitig Leiterin ihrer Truppe, also die erste „Theaterdirektorin", und unter den verschiedenen andern „Prinzipalinnen", die ihrem Beispiele folgten, zeichnete sich die Neuberin sogar als Reformatorin aus.

Seither haben die Frauen ständig tapfer mitgekämpft, sowohl an der künstlerischen Entwicklung der Schauspielkunst als wie auch an der Hebung des Schauspielerstandes. An beiden haben sie großen Anteil; eine Schauspielkunst ohne Mitwirkung der Frauen wäre heute ein Ding der Unmöglichkeit, ja der Kultus, der mit ihnen getrieben wird, ist beinahe noch größer als der männlichen Stars gewidmete. Trotz alledem und alledem, trotzdem es keinem Zweifel unterliegt, daß hier die größten Berufserfolge für Frauen zu verzeichnen sind, ist der Schauspielerinnenberuf den Frauen generell doch keineswegs zu empfehlen, und zwar hauptsächlich wegen des kolossalen Ueberangebotes, das zu außerordentlich niedriger Bezahlung der Anfängerinnen und Durchschnittsschauspielerinnen führt, wegen der großen Anforderungen, die seitens der Direktoren in bezug auf Garderobe an sie gestellt werden, und wegen der hohen sittlichen Gefahren, die sich aus diesen beiden Umständen ergeben. Die Toilettenfrage ist tatsächlich zur „gefährlichsten Klippe für das materielle und moralische Scheitern so manches vielversprechenden jungen Talentes geworden. Sie hängt mit dem schlimmsten künstlerischen und sittlichen Krebsschaden des Bühnenwesens, mit dem Ueberhandnehmen des Dirnentums, der Prostitution beim Theater aufs innigste zusammen, indem sie das Eindringen sittlich und künstlerisch minderwertiger Elemente begünstigt und fördert".

Aus diesen Gründen und auch weil jedes junge Mädchen, das sich für hübsch hält und im Familien- und Freundeskreis durch Vortrag eines Gedichtes oder Couplets Beifall erzielt, sich bereits für die Bretter, welche die Welt bedeuten, berufen fühlt, muß strengstens davor gewarnt werden, ohne genaueste objektive Prüfung der Fähigkeiten diesen trotz seinem schillernden, lockenden Aeußern innerlich so gefährlichen und dornenvollen Beruf zu ergreifen. Nur mit großem Talent und angenehmem Aeußern ausgestattete Mädchen, die über ein schönes, bildungsfähiges Organ, vorzügliches Gedächtnis, eisernen Fleiß und überaus gefesteten Charakter verfügen, sollten sich für den Schauspielerinnenberuf entscheiden. Auch muß auf elterlichen Zuschuß während der ersten Jahre gerechnet werden, denn wenn auch die Ausbildung selbst weder sehr lang noch sehr kostspielig ist — sie dauert in der Regel ein bis zwei Jahre, in Schauspielschulen gewöhnlich zwei, bei Privatunterricht ein Jahr und kostet 600 bis 1200 Mark —, so sind die Gehälter im Anfang so gering (60 bis 90 Mark, bei nur sechsmonatiger Spielzeit also 360 bis 540 Mark jährlich), und gerade die kleinen Bühnen stellen so hohe Anforderungen an die Tasche der Künstlerinnen in bezug auf Kostümbeschaffung, daß ohne elterlichen Zuschuß die Durchführung der Karriere in anständiger Weise ganz unmöglich ist.

Aehnlich wie in der Schauspielkunst liegen die Verhältnisse in der Gesangskunst, insofern, als auch hier die Frauen nach unsern heutigen Begriffen unersetzlich sind, als sie auch hier die zahlreichsten Lorbeeren geerntet haben und noch ernten und als auch hier, besonders für die Opernsängerin, dieselben Gefahren lauern. Auch hier darf daher nur eine ganz besonders schöne Stimme, gepaart mit schauspielerischem Talent und schönem Exterieur, auf Erfolg hoffen. Dauer der Ausbildung und Kosten sind drei- bis viermal so groß wie bei der Schauspielerin, ihre Gehälter dafür aber in der Regel ebenfalls höher. Das Handbuch der Frauenbewegung gibt beispielsweise das Gehalt von Schauspielerinnen an Stadttheatern zweiten Ranges auf 120 bis 300 Mark monatlich an, das von Opernsängerinnen an der gleichen Kategorie von Theatern auf 120 bis 600 Mark monatlich, das von Schauspielerinnen an Hof- und Stadttheatern ersten Ranges auf 250 bis 1500 Mark monatlich, das von Opernsängerinnen an der gleichen Kategorie von Theatern auf 250 bis 3000 Mark monatlich.

Die Konzertlaufbahn bietet weit weniger Aussichten. Nur Sterne allererster Größe vermögen es, in der Hochflut der sich zu jeder Wintersaison ergießenden Konzerte einige Aufmerksamkeit und materiellen Erfolg zu erringen. In den weitaus überwiegenden Fällen muß der Künstler oder die Künstlerin pekuniäre Opfer bringen, wenn sie, besonders in Großstädten, konzertieren wollen. Es sind sozusagen die Reklamekosten für einen erfolgreichen Musiklehrerberuf. Das gilt für die Sängerin sowohl wie für die Pianistin; die Violinistin, Cellistin und Harfenistin haben gegenwärtig auch schon mehr Aussicht, im Orchester Verwendung zu finden, besonders die Harfenspielerin bürgert sich dort immer mehr ein und wird recht gut bezahlt. Ihr Studium und das Instrument sind allerdings nicht billig. Auch von der Musik gilt dasselbe wie von der Schauspielkunst, sie gehört zu denjenigen Gebieten, auf denen Frauen Hervorragendes geleistet haben und leisten, sie bietet infolgedessen auch für die Zukunft gute Aussichten; Voraussetzung für die letzteren aber ist enorme Begabung und eminenter Fleiß, weil ein ganz außerordentliches Ueberangebot die „selection of the fittiest“ gestattet.

Dasselbe gilt auch für die Musiklehrerin, denn trotzdem das Lehren den Frauen ganz besonders liegt und sie die hierzu nötige Geduld und Gewissenhaftigkeit von Hause aus mitbringen, ist die erfolgreiche Ausübung des Lehrberufes ohne gründliche Beherrschung der Musik im allgemeinen und des erwählten Spezialgebietes im besonderen nicht denkbar; daß außerdem noch besondere pädagogische Fähigkeiten nötig sind, ist selbstverständlich. Eine gründliche mindestens vierjährige musikalische Ausbildung ist unerläßlich. Mit Dr. Karl Krebs bin auch ich der Ansicht, daß wegen der Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel am Konservatorium dieses (natürlich muß es ein erstklassiges sein) für die ersten drei Jahre vorzuziehen ist, während die Vollendung der Ausbildung am besten einem tüchtigen Privatlehrer übergeben wird. Die Ausbildung an Konservatorien ist nicht teuer, sie schwankt zwischen 150 bis 600 Mark jährlich, der Unterricht beim Privatlehrer hingegen kann sehr teuer sein, er richtet sich ganz nach Ruf und Anspruch desselben. In Berlin bekommt die renommierteste Gesangslehrerin beispielsweise 40 Mark für die Stunde.

Weniger unersetzlich als in der Schauspielkunst und der Musik erscheinen die Frauen in der Malerei und der Bildhauerkunst. Trotzdem sie seit den Kulturanfängen sowohl Gegenstand künstlerischer Darstellungen wie auch Künstlerinnen waren, trotzdem sie sich als Beschützerinnen der Kunst zu allen Zeiten hervorgetan und seit den Zeiten der Miniaturmalerinnen des Mittelalters in den verschiedensten Epochen als Malerinnen, Bildhauerinnen, Bildschnitzerinnen und Kupferstecherinnen Bedeutendes geleistet haben, behauptet man vielfach, ihrer auf diesem Gebiete entraten zu können. Das hat sie aber doch nicht gehindert, sich diesem Berufe in leider zu großen Massen zuzuwenden und einen frischen, fröhlichen Kampf gegen Konkurrenzneid und Voreingenommenheit zu führen. Es ist noch nicht lange her, daß sie wieder einmal Gelegenheit dazu hatten, als eine Vorlage im bayrischen Kultusministerium, die das Gesuch um eine Erhöhung der staatlichen Subventionierung der weiblichen Kunststudierenden Münchens enthielt, abschlägig beschieden wurde und die Künstlerinnen ans Tageslicht zogen, daß die Entscheidung sich auf das Urteil von Gewährsmännern stützte, die selbst Künstler und — Leiter renommierter Damenschulen in München waren. Sapienti sat!

Die Künstlerinnen haben aber auch positive Resultate erzielt, es ist ihnen gelungen, mit der Zeit diverse Tore von Kunstanstalten, die ehedem für weibliche Studierende verschlossen waren, zu sprengen; die Ausbildungsmöglichkeit ist jetzt daher eine bessere, trotzdem ist sie aber noch durchaus nicht an allen Kunstakademien gegeben. Auf alle Fälle muß eine sorgfältige, gründliche Ausbildung von mindestens vier bis sechs Jahren erstrebt und vor allen Dingen auch dieser Beruf nur bei wirklich vorhandenem bedeutendem Talent gewählt werden. Ehedem glaubte man allen Frauen, die sich in die Malerei verirrt hatten, das Kunstgewerbe empfehlen zu können. Heute werden auch auf diesem Gebiete so hohe Anforderungen gestellt, daß nur wirklich begabte Mädchen mit drei- bis vierjähriger Spezialausbildung Aussicht auf Erfolg haben. Das gilt von der in höheren Webeschulen und Gewerbeschulen ausgebildeten Musterzeichnerin sowohl wie von der an Kunst- und Kunstgewerbeschulen auszubildenden kunstgewerblichen Malerin für Glas-, Porzellan-, Email-, Fächermalerei und für keramische Industrie, das bezieht sich auf die Modezeichnerin sowohl wie auf die Zeichenlehrerin und die wissenschaftliche Zeichnerin. Auf all diesen Gebieten herrscht kein geringes Angebot, nur große Leistungsfähigkeit vermag daher auf ihnen erfolgreich zu sein.

Noch früher als die Kunst haben die Frauen die Literatur bereichert. Von Sappho bis zur Viebig bezeichnet eine lange Reihe glänzender Namen ihr Wirken. Allerdings hat die Frauenschriftstellerei gegenwärtig einen so enormen Umfang erreicht, daß natürlich auch viel minderwertige Leistungen sich darunter befinden. Immerhin beweist doch die Tatsache, daß sie sich so zu behaupten wissen, daß sie beispielsweise den literarisch-belletristischen Teil der Zeitungen nahezu beherrschen, daß auch der

Durchschnitt der weiblichen Schriftsteller dem Durchschnitt der männlichen erfolgreich standzuhalten vermag.

Es darf aber nicht verkannt werden, daß auch auf diesem Gebiete die Gefahr naheliegt, daß jede höhere Tochter, die einen mäßigen Aufsatz oder Brief schreibt, sich bereits für eine fertige Schriftstellerin hält, und muß auch hier ernstlich vor falschen Schlüssen gewarnt werden. Diese Gefahr ist doppelt groß, seitdem die Frauen auch in die Journalistik siegreich eingedrungen sind, vom Standpunkt der Eitelkeit wohl nicht größer als beim Manne, vom Berufsstandpunkt aber doch, denn während der Mann, dem es nicht gelingt, in der Journalistik Fuß zu fassen, sich notgedrungen nach einem andern Erwerb umsehen muß, ermöglicht es die (um mit Lassalle zu sprechen) „verdammte Bedürfnislosigkeit" der Frau, Journalistin zu bleiben, indem sie durch billigste Preise das Lockmittel auswirft, das ihr das Talent versagt. Auf diese Weise schädigt sie dann die Journalistik im allgemeinen und die Frauenjournalistik im besonderen, abgesehen davon, daß sie selbst kaum die Butter aufs Brot verdient.

Wer auf schriftstellerischem Gebiet etwas leisten will, muß für das Spezialgebiet, das er erwählt — und die Spezialisierung macht immer größere Fortschritte —, ganz besondere schriftstellerische Fähigkeiten, großes, umfassendes Wissen und eine eminente Arbeitskraft mitbringen. Derjenigen Schriftstellerin, die sich der Journalistik zuwenden will, ist der Redaktionsdienst von der Pike auf am meisten zu empfehlen. Leider gibt es aber vorläufig erst wenige Zeitungen in Deutschland, die Frauen in der Redaktion selbst beschäftigen, am ehesten noch als Redaktionssekretärinnen. Als solche erhalten sie aber Gelegenheit, Einblicke in die innere Werkstatt zu tun und bei rascher Auffassungsgabe, Fleiß und der Bereitwilligkeit, jede Arbeit zu übernehmen, und der Fähigkeit, sie zur Zufriedenheit auszuführen, gelingt es ihnen mit der Zeit, zu avancieren und in dem Gebiet Fuß zu fassen, für das sie sich eignen. „Der Geschäftsführer, der Chefredakteur, der Leitartikler, der Lokalredakteur, der Handelsredakteur, der Inlandspolitiker, der Rezensent und der Reporter, sie alle brauchen Sondereignung für ihre Sonderarbeit, die sich nicht mit der der Kollegen deckt." Diese herauszufinden muß die erste Aufgabe der Journalistin sein.

Die Frau Schriftstellerin, die keinem Redaktionsstabe angehört, muß ihren Befähigungsnachweis durch tüchtige, selbständige Arbeiten erbringen, und sie hat ihn auf den verschiedensten Gebieten bereits erbracht. In der Neuen Welt ist sie ein bedeutender Faktor geworden, mit dem gerechnet wird, die englische Journalistin hat sich ebenfalls Ruhm erworben, und Frankreich hat seit der Gründung der „Fronde" entdeckt, welche glänzende Journalistinnen es besitzt. Aber auch in Deutschland wird den Frauen gegenwärtig nicht selten die Redaktion des Feuilletons anvertraut, auch als politische Redakteurinnen und Leitartiklerinnen sind sie zu finden, das Gebiet der Sozialpolitik in Form von Leitartikeln, Essays, kritischen Besprechungen, Berichten über Kongresse und Versammlungen wird ihnen vielfach übertragen, desgleichen Musik-, Theater- und andre Kunstkritik und Berichterstattung, das literarische Gebiet gehört ihnen bereits am längsten, und zwar sowohl der Roman, die Novelle, die Skizze als auch die Plauderei, die Literaturkritik und so weiter, Schul- und Erziehungsfragen, das Kunstgewerbe, die Reiseberichterstattung, das Gesellschaftsleben, die Markthallenberichte, die Mode und Haushaltung, Biographisches, Lyrik, ja sogar der Humor wird weiblichen Journalisten anvertraut, trotzdem sonst behauptet wird, daß Frauen wenig Talent hierfür haben. Mit Ausnahme von militärischen Dingen und der Börse sehen wir Frauen auf fast allen Gebieten der Journalistik tätig.

Take all in all, so gilt für die Literatur das gleiche wie für die Kunst, sie steht den Frauen offen und empfängt die Begabten mit offenen Armen, den Unbegabten aber ruft sie zu: „Hands off!"

Aphorismen

Ruhm ist das Trinkgeld, das nach aufgehobener Tafel das Leben an seine Domestiken zahlt.

*

Die größten Fragen der Welt, die wie Goliaths über die Erde stolzieren, finden, wenn Not am Manne ist, noch jedesmal einen David, der sie schlägt: einen schneeweißen und einen kohlrabenschwarzen; das sind die Worte „ja" und „nein".

*

Der Zauber, der auf allen Dingen ruht,
Schreit nach Erlösung; und du kannst ihn brechen,
Hast du nur stets den rechten Lebensmut,
Das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen.

*

Menschen, die im Unglück das Glück haben, niemals ganz unglücklich zu sein, haben auch im Glück das Unglück, niemals ganz glücklich zu sein.

Carl Bulcke

Wenn jemand Erfolg hat, überschätzt ihn das Publikum und unterschätzen ihn seine Freunde.

*

Es gibt Leute, die sich für große Menschenkenner halten, weil sie grundsätzlich niemand trauen.

*

Wenn wir nach langer Trennung einem guten Bekannten wieder begegnen, haben wir ihm ebensoviel zu erzählen als zu verschweigen.

*

Manche Leute bilden sich ein, ihr Ziel erreicht zu haben, wenn sie sich keines mehr setzen.

*

Dilettanten sind Almosenempfänger der Kunst.

*

Die Männer verherrlichen das Weib als Mutter und verspotten es als Schwiegermutter.

Luise Tyrol

Ein Kind des Südens

Straßenszene aus Granada

Nach einem Gemälde von Otto Boyer

Literatur

Die Liebe Daria Lantes. Ein römischer Roman von Richard Voß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.) Rom und die Campagna, der klassische Boden, auf dem Richard Voß seit Jahrzehnten heimisch ist und mit seiner rastlosen, wunderbar beweglichen Phantasie immer wieder von neuem originelle poetische Stoffe aufzufinden weiß, bilden auch den Schauplatz seines jüngsten Romans, „Die Liebe Daria Lantes". Jeder, der den Dichter in seinen charakteristischen Werken kennen gelernt hat, weiß, daß er es sich mit den psychologischen Problemen, die er seinen Werken zugrunde legt, nicht leicht macht; seine Gestalten sind fast immer außergewöhnliche, komplizierte, oft exzentrische Naturen, deren inneres und äußeres Leben sich nicht nach Alltagsnormen abspielt und zu den außerordentlichsten Konflikten führt. Das gilt auch von der großen Sängerin Daria Lante. Glänzende Schilderungen aus dem modernen römischen Gesellschaftsleben wechseln ab mit wundervollen, grandiosen Bildern der italienischen Landschaft, in denen Richard Voß ja von jeher eine unübertroffene Meisterschaft entfaltet hat.

— **Im Panzer-Automobil.** Erzählung einer Weltreise für die deutsche Jugend. Von Jesco von Puttkamer. Mit bunten Illustrationen von Richard Knötel-Berlin. Der bekannte Verfasser führt in leichtverständlicher und fesselnder Weise der deutschen Jugend die Erlebnisse einer Weltreise in einem Panzerautomobil vor. Von Paris aus im Fluge durch Deutschland geht die von einem amerikanischen Ingenieur geleitete Reisegesellschaft zuerst durch die gewaltige Strecke des europäischen Rußlands und Sibiriens. Das große Reich des Zaren zittert unter den Zuckungen der blutigen Revolution. Auch die Reisegesellschaft lernt diese kennen. Abenteuer der mannigfachsten Art, wie sie eine solche Reise durch unwirtsame Gegenden hervorruft, werden in anschaulicher Weise geschildert. Wir lernen fremde Gegenden, fremde Völker kennen. Ein Jagdabenteuer unter den Tataren, die Götzendiener des Lama, die Gefahren eines Engpasses, in dem die 200 PS.-Maschine des Automobils plötzlich versagt, die Fahrt über den Baikalsee, die Tücken der heiligen Chin-Chins ziehen bilderreich an uns vorüber. Von dem fernen Osten Asiens trägt der Ozeandampfer die Reisenden nach San Francisco und Kalifornien. Die Zeit fügt es, daß sie dort in das furchtbare Erdbeben hineingeraten und entsetzliche Stunden durchleben. Dann steht ihnen noch ein Kampf mit den Wild-West-Leuten, verbunden mit einer grauenvollen Fahrt in den Rocky Mountains, bevor. Nachdem Nordamerika durchquert, wird der Führer und Erfinder des Panzerautomobils in Boston mit Jubel empfangen und es endet die Reise, wie sie angefangen, in Paris. Die spannende Kraft der Erzählung, die geschickte Art und Weise, in der die belehrenden Momente eingeflochten sind, und die klärende Weltanschauung haben ein vorzügliches Buch für die deutsche Jugend entstehen lassen.

— Von Richard Wülkers „**Geschichte der englischen Literatur**" ist eine zweite Auflage erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut, zwei Bände, gebunden 20 Mark). Das Buch konnte schon in seiner ersten Auflage, die 1896 erschien, als die zurzeit beste, umfassendste und gediegenste Darstellung der englischen Literatur in Deutschland gerühmt werden; mit welchem Fleiß und mit welcher umfassenden Sorgfalt die Neubearbeitung erfolgt ist, beweist schon rein äußerlich der Umstand, daß das früher einbändige Werk jetzt zu einem zweibändigen angewachsen ist. Zeitlich führt der erste Halbband bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts; von den frühesten heidnischen Dichtungen der Angelsachsen über die Höhepunkte Chaucer, Shakespeare und Milton hinweg bis zur englischen Revolution wird in lichtvoller, leicht faßlicher und fließender Darstellung die Entwicklung des englischen Schrifttums geschildert. Für den zweiten Band sei speziell bemerkt, daß die in der ersten Auflage nur skizzenhaft behandelte Literatur der jüngsten Gegenwart jetzt durch Professor Ernst Groth in Leipzig, einen der besten Kenner dieser Periode, eine ausführliche Darstellung gefunden hat und daß über die damals nicht berücksichtigte amerikanische Literatur ein eingehender Abschnitt aus der Feder von Professor Ewald Flügel von der Stanford-University in Kalifornien angefügt worden ist. Eine sehr willkommene Vermehrung des Umfangs dürften auch die Literaturnachweise bilden, die für den ersten Band allein zwanzig Seiten füllen und gerade durch die Hervorhebung des Wichtigsten für den Laien besonders wertvoll sind.

— **Der Haiduck.** Roman von Bucura Dumbrava. (Regensburg, W. Wunderling. 1908.) Dieses Erstlingswerk einer jungen Rumänin ist so eigenartig, daß es volle Beachtung verdient. Aber es ist nicht die Gestalt des Haiducken, des „edeln Räubers" Jantu Jianu, die uns so mächtig gefesselt hat. Dieser bluttriefende Volksfreund und Fanatiker der Gerechtigkeit — das heißt einer Gerechtigkeit, wie sie sich in seinem Gehirn malt —, er mag ja in Wirklichkeit vor etwa hundert Jahren genau so gelebt, gekämpft und gemordet haben; unserm germanischen Empfinden wird er stets fremd bleiben. Uns dünkt, seine halbasiatischen Feinde, Türken und Fanarioten, die schändlichen Bedrücker des rumänischen Volkes, haben zu stark auf ihn abgefärbt. Er wäre eigentlich eine tragische Gestalt; denn die ganze Geschichte schlägt ihn — um mit Goethe zu reden — tot. So aber endet er — im Roman —, jedenfalls zum Entzücken vieler Leserinnen, höchst vergnüglich am Herzen einer hübschen Bojarin. Nein, der unvergängliche Wert der Dichtung liegt auf einem ganz andern Gebiete. Mit glühender Liebe und erstaunlicher Kraft malt diese Rumänin das herrliche Land ihrer Väter und seine Bojaren und Bauern, Mönche und Zigeuner, und ihre knappen, kühnen Naturschilderungen sind von so hinreißender Schönheit, daß man zum Wanderstabe greifen und all die Gottespracht rumänischer Erde mit eignen Augen beschauen möchte. Wer dieses Buch gelesen hat, der kennt das alte Rumänien, das vor hundert Jahren unter dem Joche der Fremdherrschaft seufzte; er kennt aber auch gewiß ein gut Stück vom neuen, aus allem Elend erretteten Volke. Die Rumänen können stolz sein auf diesen Herold ihres Volkstums. Auf Bucura Dumbrava paßt ihr eignes Wort: „Vollmenschen mit reichem Gemüt können längst Vergangenes erleben, sie besitzen jene Kraft, welche die Toten erweckt und zwischen einst und jetzt und später die Verbindung herstellt."

— Ein Standard-Werk der deutschen Musikliteratur, „**Mozarts Leben**" von Ludwig Nohl, das längere Zeit hindurch vergriffen und im Antiquariatsbuchhandel sehr gesucht war, ist für die große Gemeinde der Mozartverehrer vom Verlag „Harmonie" in Berlin in einer neuen Ausgabe (geheftet 5,50 Mark) auf den Büchermarkt gebracht worden. Die bewußte Absicht Nohls war, von der Persönlichkeit und der Kunst des großen Tondichters, nachdem die große Biographie Otto Jahns alles erreichbare Material in emsiger Forscherarbeit gesammelt und für die Fachkreise in streng wissenschaftlicher Weise behandelt hatte, in gemeinverständlicher Darstellung ein lebendiges, künstlerisches Bild zu geben, das geeignet wäre, bei allen Eingang zu finden, „die mit unbefangenem Sinn die Kunst als einen edelsten Preis unsers Mühens, als eine schöne Feier des Lebens selbst betrachten und daher auch bei einem solchen wirklich großen Künstler, dessen Schaffen wie alles wahrhafte Werden dem äußeren Verstande ja stets ein Wunder und Rätsel bleiben muß, wenigstens den Menschen recht erkennen und so dem Geheimnis seines überraschenden Geistes und beseligenden Könnens doch einigermaßen nahetreten wollen". Der Erfolg hat bewiesen, daß es dem Verfasser trefflich gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen, und wenn auch seit dem Erscheinen der ersten Auflage nicht nur die unermüdliche Forschung viel neues Material zutage gefördert, sondern auch die allgemeinen Kunstanschauungen sich vielfach gewandelt haben, so hat sich doch Nohls Buch, dank der idealen Auffassung, von der es getragen, und der Wärme, mit der es geschrieben ist, bis in die Gegenwart jung erhalten. Die von Dr. Paul Sakolowski besorgte Neubearbeitung, in der es hier erscheint, befähigt es vollends, die volkstümliche Mission, zu der es vor mehr als einem Menschenalter zum ersten Male in die Welt hinausging, auch bei der heutigen Generation zu erfüllen.

— **Klärchen.** Roman von A. Sommer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.) Es ist eine einfache, aber tief und zart empfundene Herzensgeschichte, die Geschichte der Liebe oder vielmehr des Verhältnisses zwischen zwei Menschen aus verschiedenen, durch eine Kluft getrennten Kreisen. Die schlechthin meisterhafte Charakteristik und die subtile Kunst der Seelenanalyse, die besonders in der männlichen Hauptfigur des Buches eine Glanzleistung vollbracht hat, und die bewundernswerte Sicherheit in der Darstellung des Milieus der Hamburger Welt heben den Roman, der in seiner schlichten Lebenswahrheit an Theodor Fontane gemahnt, hoch aus der Masse der literarischen Modeware heraus.

Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

Königin Amalie, König Carlos † und Kronprinz Ludwig Philipp †

Der Königsmord in Portugal

Die Differenzen, die seit geraumer Zeit das Verhältnis zwischen König und Volk in Portugal trübten, haben eine Anzahl Fanatiker zu einem verbrecherischen Mordanschlag auf die königliche Familie getrieben, dem am 2. Februar der König Carlos und der Kronprinz Ludwig Philipp zum Opfer fielen. In den Straßen der Hauptstadt Lissabon wurde der Wagen, in dem die königliche Familie saß, plötzlich von einer Gruppe von Männern mit Karabinern beschossen; der König wurde von drei Schüssen getroffen und verschied sofort, während der Kronprinz, der ebenfalls von drei Kugeln tödlich verletzt war, noch lebend ins Marinearsenal gebracht wurde, wo er nach fünf Minuten seinen Geist aufgab. Der jüngere Prinz Manuel wurde leicht an Arm und Kinn verwundet, die Königin Amalie blieb unverletzt. Allem Anschein nach leitete die Attentäter die Absicht, die ganze königliche Familie durch eine grausige Bluttat aus dem Wege zu räumen und Portugal zur Republik zu machen. Das Haus Sachsen-Koburg und Gotha, das durch Heirat mit einer Fürstin aus dem Hause Braganza 1836 auf den Thron von Portugal kam, ist mit seinen portugiesischen Untertanen niemals durch besonders innige Bande verknüpft gewesen. Es bleibt abzuwarten, ob der scheußliche Königsmord weitere politische Folgen nach sich zieht. Der Erbe der Krone ist Prinz Manuel, der am 15. November 1889 geboren und an seinem letzten Geburtstage volljährig geworden ist. Er wird als eine äußerst sympathische Persönlichkeit von guter Begabung und trefflichen Charaktereigenschaften geschildert. Seit Jahren gehört er der Kriegsmarine an und besuchte seit kurzem die polytechnische Schule in Lissabon. Außer Landes war König Manuel noch nicht. Seine ersten Regierungsakte beweisen, daß er das diktatorische Regime Francos nicht fortzusetzen und streng konstitutionell zu herrschen gedenkt.

Fürst zu Inn- und Knyphausen †

Der Präsident des preußischen Herrenhauses, Fürst Edzard zu Inn- und Knyphausen, ist am 16. Januar, einen Monat nach Vollendung seines 80. Lebensjahres, in Lütetsburg bei Hage in Ostfriesland gestorben. Der Fürst, der am 14. Dezember 1827 in Hannover als Sohn des Grafen Karl zu Inn- und Knyphausen geboren war, trat 1851 in den preußischen Justizdienst und wurde vier Jahre später Mitglied der Ersten Hannoverschen Kammer. 1859 wählte ihn die ostfriesische Ritterschaft zum Landschaftsrat. Nach der Einverleibung von Hannover wurde er erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, dem er somit mehr als dreißig Jahre angehört hat. Von 1893 bis 1898 und seit 1899 gehörte er auch dem Reichstage als Vertreter des Wahlkreises I Hannover an. Am 1. Januar 1900 verlieh ihm der Kaiser die Fürstenwürde mit dem Prädikat Durchlaucht. Seit 16. Januar 1904 war er Präsident des Herrenhauses.

König Manuel II. von Portugal

Phot. Schaarwächter, Berlin

Fürst zu Inn- und Knyphausen †

Grossherzog Ferdinand von Toscana †

Am 17. Januar ist in Salzburg der ehemalige und letzte Großherzog von Toscana, Ferdinand IV., an Herzlähmung gestorben. Er war am 10. Juni 1835 in Florenz geboren und folgte am 21. Juli 1859 seinem Vater, dem Großherzog Leopold II., der infolge der mit dem österreichisch-französischen Krieg ausgebrochenen Wirren auf den Thron verzichten mußte, in der Regierung von Toscana. Das dauerte jedoch nur, bis dieses Großherzogtum am 22. März 1860 durch Dekret des Königs Viktor Emanuel II. von Italien mit dem Königreich Sardinien vereinigt wurde. Seither lebte der abgesetzte Großherzog in Oesterreich. Er war zweimal vermählt, zuerst mit der Prinzessin Anna von Sachsen, die am 10. Februar 1859 starb, ohne Kinder zu hinterlassen, dann mit der Prinzessin Alice von Bourbon von Parma. Dieser zweiten, 1868 geschlossenen Ehe sind acht Kinder entsprossen, von denen die bekannte ehemalige Kronprinzessin von Sachsen, jetzt Frau Toselli, das älteste ist. Sein ältester Sohn, Erzherzog Leopold Ferdinand, hat bekanntlich auf alle fürstlichen Rechte verzichtet und den Namen Leopold Wölfling angenommen. Die Ansprüche des Hauses Toscana auf das ehemalige Großherzogtum kommen mit dem Tode Ferdinands IV. auf Verlangen Kaiser Franz Josephs in Wegfall.

Zur Krisis in Marokko

Dem neuen Oberbefehlshaber in Casablanca, General d'Amade, sind von der französischen Regierung Verstärkungen bewilligt worden, die in Oran eingeschifft wurden und gleichzeitig mit dem General in Casablanca eintrafen. Man kann darin nur ein neues Zeichen dafür sehen, daß Frankreich nicht die Absicht hat, sich auf den Schutz der Europäer in den Küstenplätzen zu beschränken, sondern weiter ins Innere vordringen will, und tatsächlich haben auch die Truppen des Generals d'Amade bereits Settat besetzt.

Phot. Bertel, Salzburg

Großherzog Ferdinand von Toscana †

Aus dem Berliner Zeughaus

In dem glasgedeckten Lichthof des Berliner Zeughauses werden in der Regel die neuerworbenen Gegenstände längere Zeit ausgestellt und dem Kaiser an seinem Geburtstage zuerst vorgeführt. Die Neuerwerbungen des letzten Jahres, die unser Bild darstellt, sind: die goldgeätzte Turnierrüstung des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und Baireuth, 1539 bis 1603 (auf dem Bilde rechts), der Feldharnisch des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, 1525 bis 1598 (links), und eine schöne Büchse des siebzehnten Jahrhunderts mit reich verbeinter Schäftung und einem originellen Radschloß.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Ausstellung der Neuerwerbungen im Lichthof des Berliner Zeughauses

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg †

Nach wochenlangem Ringen ist am 7. Februar Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg durch den Tod von seinen Leiden erlöst worden. Der Verewigte war den Lebensjahren nach der zweitälteste, seiner Regierungszeit nach der älteste deutsche Bundesfürst und einer der letzten, die schon in der Zeit der Gründung des Deutschen Reiches die Regierung führten. Herzog Ernst war am 16. September 1826 in Hildburghausen geboren als ältester Sohn des Herzogs Georg und der Herzogin Marie, einer geborenen Herzogin von Mecklenburg-Schwerin. Er studierte auf den Universitäten Berlin und Leipzig, erhielt dann die übliche militärische Ausbildung und übernahm im Jahre 1853 als Nachfolger seines Vaters die Regierung, nachdem er kurz vorher sich mit der Prinzessin Agnes von Anhalt vermählt hatte. In den inneren und äußeren Kämpfen, die der Einigung Deutschlands vorausgingen, stand der Herzog trotz seiner Verwandtschaft mit der Königin Marie von Hannover auf Preußens Seite. Schon 1863 schloß er eine Militärkonvention mit Preußen und trat 1866 dem preußischen Bundesreformentwurf bei. Im Kriege von 1870/71 nahm er besonders an den Kämpfen an der Loire teil. In seinem Lande galt der Herzog als Freund und Förderer der schönen Künste. Im Jahre 1903 feierte er unter allgemeiner Anteilnahme sein goldenes Regierungsjubiläum. Seine Gemahlin ist dem Herzog im Tode voraufgegangen; sie starb am

Phot. Ch. Trampus, Paris

Zu den Wirren in Marokko: Einschiffung von Zuaven und algerischen Scharfschützen in Oran zur Verstärkung der französischen Streitkräfte

23. Oktober 1897. Ein Jahr darauf starb auch das einzige aus dieser Ehe hervorgegangene Kind, die mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählte Prinzessin Marie. Als Nachfolger des Verstorbenen hat der Sohn seines Bruders Moritz, Prinz Ernst, der 1871 geboren und seit 1898 mit Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe vermählt ist, den Herzogsthron von Sachsen-Altenburg bestiegen.

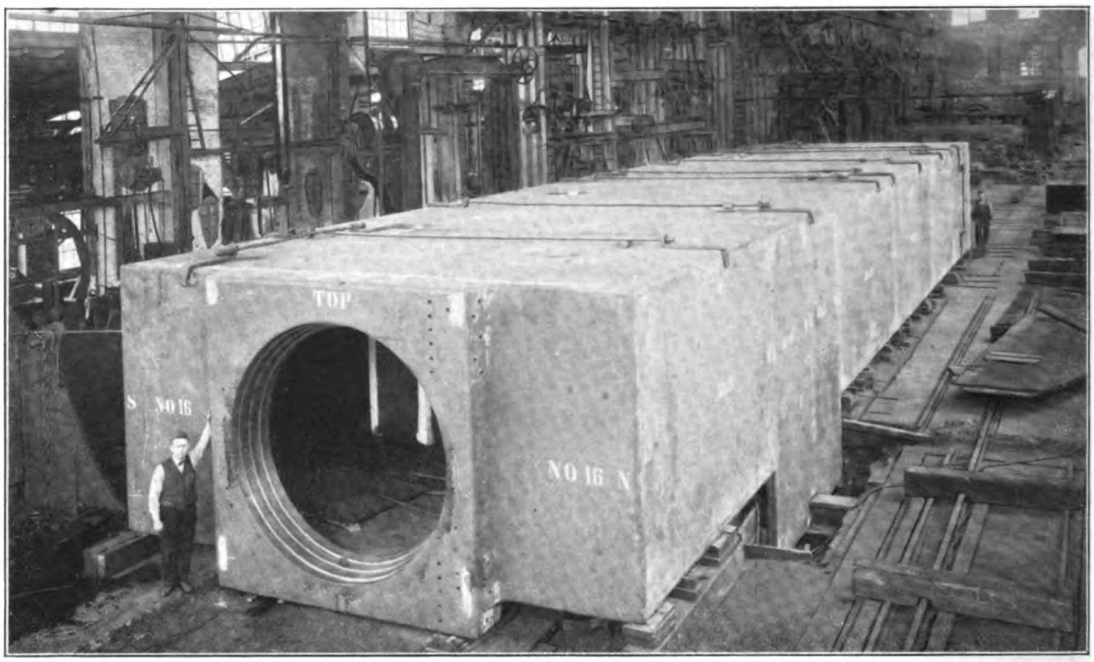
Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg †

Von der 14. Deutschen Geweihausstellung

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin wurde wie alljährlich am Geburtstage des Kaisers die Deutsche Geweihausstellung, die vierzehnte ihrer Art, eröffnet. Der Zweck, den diese unter dem Protektorate des Kaisers stehenden Ausstellungen haben, ist, die Erhaltung und Hebung unsrer deutschen Wildbahnen zu fördern und den Sinn für weidgerechten Betrieb auch unter solchen Jägern zu verbreiten, denen nur kleinere Jagdreviere zur Verfügung stehen. Unter anderm gelangten zur Ausstellung: 270 Rothirschgeweihe, 670 Rehgehörne, 60 Damschaufler, 80 Gemskrickel sowie 6 Elchschaufler. Auch eine Anzahl von Jagdtrophäen aus überseeischen Ländern sind ausgestellt, darunter 5 Büffel und 4 Hirschziegenantilopen, die von den Prinzen Georg und Konrad von Bayern erbeutet worden sind, 2 sehr seltene Schneeziegenböcke aus dem ewigen Schnee von Alaska (Regierungsrat von Bergen), 1 Nashorn, 1 Rotbüffel, 1 Moschusochse und so weiter. Bei der Prämiierung erhielten für Rothirsche: die beiden Kaiserbecher Fürst Pleß (für einen Vierundzwanzigender) und Landforstmeister Wrobel-Berlin (für einen Vierzehnender), silberne Schilde unter andern Kaiser Wilhelm, der König von Sachsen, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Von den vier Schilden für Damschaufler fielen drei auf Württemberg, davon erhielt zwei König Wilhelm II., den dritten Fürst Thurn und Taxis. Bei der Prämiierung von Rehgehörnen standen die nordöstlichen deutschen Provinzen obenan, die drei Schilde für Gemsen kamen alle nach Bayern, den Schild für Elchhirsche erhielt Graf Arnim-Boitzenburg für einen in Norwegen erlegten Zwanzigender.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Das mit dem ersten Preise ausgezeichnete Geweih auf der diesjährigen Geweihausstellung in Berlin



Ein Riesengeldschrank: Panzerplattengewölbe, ausgeführt für die Carnegie Safe Deposit Company in New York

Ein Riesengeldschrank

Der Geschäftsumfang der Großbanken hat in der neuesten Zeit Dimensionen angenommen, die man früher nicht für möglich gehalten hätte, und die Technik, die für die Depositenbanken feuer- und diebssichere Tresors herstellen soll, sieht sich vor immer schwierigere Aufgaben gestellt, um so mehr, als sie selbst unfreiwillig den „Geldschrankknackern" immer vollkommenere Mittel zur wirksamen Ausübung ihres verbrecherischen Handwerks liefert. Trotzdem weiß sie den gesteigerten Anforderungen immer wieder zu genügen. Dem auf unserm Bilde dargestellten Riesengeldschrank, der für die Carnegie Safe Deposit Company in New York angefertigt ist, dürfte die Alte Welt nicht viel Aehnliches an die Seite zu stellen haben. In Europa hat die großartigsten Safeeinrichtungen der Crédit Lyonnais in Paris aufzuweisen, der in einem Aufbau von vier Stockwerken zirka 18000 Schubfächer besitzt. In Deutschland besitzen die Deutsche Bank und die Dresdner Bank in Berlin die größten Safeanlagen.

Holger Drachmann †.

Holger Drachmann †

Der berühmte dänische Dichter Holger Drachmann (geboren 9. Oktober 1846) ist am 14. Januar in Hornbaek nach längerem Leiden verschieden. Drachmann, den sein Landsmann Georg Brandes „die verschwenderischste Dichternatur, die Dänemark jemals geboren hat, die Lichtgestalt einer ganzen Generation" nennt, war vor allem hervorragend als Lyriker, als der er sich einen Platz in der Weltliteratur errungen hat; aber auch als Erzähler und Dramatiker schuf er Werke von Bedeutung. Er vertrat die nationale Richtung in der dänischen Literatur; mit Vorliebe schilderte er das Leben des einfachen Mannes, behandelte aber auch gern Sagen- und Märchenstoffe. In Dänemark erfreute er sich großer Popularität; sein 60. Geburtstag wurde im ganzen Lande festlich begangen. Seit einiger Zeit bezog er vom Staat ein Ehrengehalt. Von seinen Werken sind die meisten ins Deutsche übertragen worden.

Von der Münchner Sezession

Einer der bekanntesten und bedeutendsten Führer der Münchner Sezessionisten, Professor Albert von Keller, veranstaltete kürzlich in der Winterausstellung der Sezession eine große Kollektivausstellung seiner Werke, die das reiche, intensive Schaffen des Meisters aus einem vierzigjährigen Zeitraum vor Augen führt. Aus diesem Anlaß wurde ihm zu Ehren von den ihm befreundeten Münchner Künstlern ein großes Bankett im Münchner Künstlerhause gegeben. Keller, ein geborener Schweizer, tritt uns in seinen zahlreichen Werken als ein ungemein vielseitiger, ununterbrochen ringender, sich selbst immer wieder neue Probleme stellender Künstler entgegen, doch hat er wohl am stärksten als Maler der modernen Frau seine Eigenart betätigt und als solcher seine höchsten Triumphe gefeiert. Eine eingehende Würdigung seines Schaffens ist im Jahrgang 1905 unsrer Zeitschrift (Bd. III, S. 137 ff.) aus Anlaß seines 60. Geburtstages erschienen.

Von seinen jetzt in München ausgestellten Werken hat die Neue Pinakothek in München, zu deren kostbarsten Schätzen schon seit längerer Zeit eines seiner Hauptwerke, „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein", zählt, noch vier aus den Jahren 1871 bis 1886 stammende Gemälde erworben.

General von Raab †

Durch den am 1. Januar zu Dresden erfolgten Heimgang des sächsischen Generals der Infanterie z. D. Curt von Raab hat die sächsische Geschichtswissenschaft einen fast unersetzlichen Verlust erlitten. Curt von Raab wurde 1834 zu Bautzen geboren. 1850 trat er in das sächsische Kadettenkorps in Dresden ein und wurde 1854 zum Leutnant, 1860 zum Oberleutnant ernannt. An den Feldzügen von 1866 und 1870 nahm er ruhmreichen Anteil. Im Laufe der nächsten zwei Dezennien erklomm er auf der militärischen Stufenleiter eine Sprosse nach der andern, wurde 1894 Generalleutnant und schied vier Jahre später mit dem Charakter als General der Infanterie aus dem aktiven Dienst. Schon während seiner militärischen Tätigkeit, noch viel mehr aber im Ruhestande erwarb sich General von Raab namhafte Verdienste durch eigne Forschungen und tatkräftige Förderung aller Bestrebungen auf dem Gebiete der vogtländischen Geschichte. In Anerkennung dieser Verdienste wurde er vom Sächsischen Altertumsverein zu Dresden zum Vorsitzenden gewählt und ihm zu seinem 70. Geburtstag von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Dr. Kunz von Kauffungen

August Wilhelmj †

Mit August Wilhelmj, der am 22. Januar im Alter von zweiundsechzig Jahren in London einer schweren Krankheit erlag, ist einer der bedeutendsten und populärsten Geiger dahingegangen, der eine eminente Technik mit einer genialen Auffassungsgabe verband. Er hatte sich schon erstaunlich früh zum bedeutenden Virtuosen entwickelt. Am 21. September 1845 in Usingen (Nassau) geboren, erhielt er den ersten Violinunterricht von K. Fischer in Wiesbaden und seine weitere Aus-

Phot. Jaeger & Goergen

1. Josef Flößmann; 2. Leo Samberger; 3. Otto Gierl-Deronco; 4. Balthasar Schmitt; 5. Theodor Hummel; 6. Julius Diez; 7. Hans von Hayek; 8. Eugen Kirchner; 9. Charles Tooby; 10. Fritz von Uhde; 11. Albert von Keller; 12. Hugo von Habermann; 13. Wilhelm Lehmann; 14. Franz von Stuck

Herrenabend der Münchner Sezession zu Ehren des Malers Albert von Keller

Phot. Mayer, Dresden

General Curt von Raab †

bildung (1861 bis 1864) am Leipziger Konservatorium von F. David, wo Hauptmann und Richter (im Verein mit Raff in Wiesbaden) seine Lehrer in der Theorie waren. Noch während seiner Studienzeit trat Wilhelmj in den Gewandhauskonzerten auf; nach absolvierten Studien begann er das Virtuosenwanderleben, das ihn fast zu allen zivilisierten Völkern geführt hat. Bei den Bühnenfestspielen in Baireuth 1876 war er der Führer der ersten Geigen und versah das wichtige Amt des Konzertmeisters, und in dem gleichen Jahre organisierte er auch die Wagnerfestspiele in London. Seinen Wohnsitz hatte er längere Zeit in Biebrich a. Rh., wo er mit R. Niemann eine Hochschule für Violinspiel gründete. Von 1886 bis 1894 wohnte er in Blasewitz bei Dresden, dann als erster Professor an der Guildhall Music-School in London. Er hat zahlreiche Schüler herangebildet und in letzter Zeit auch komponiert.

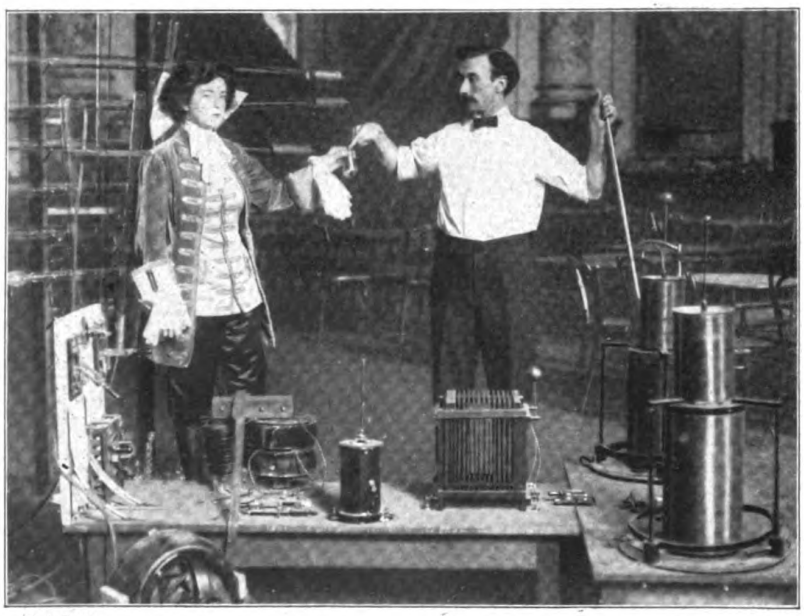
Ein „elektrischer Mensch"

Das Programm des Zirkus Schumann in Berlin ist seit kurzem um eine Anzahl merkwürdiger Vorführungen bereichert. An erster Stelle steht Mr. Resisto, der „elektrische Mensch". Dieser bringt zunächst einen ungeheuern elektrischen Strom zur Darstellung, dessen Zentrale sein eigner Körper ist. Er arbeitet mit riesigen Geißlerschen Röhren, die teilweise zwei Meter lang sind. Mit der rechten Hand berührt er den Konduktor, in der linken hält er die Röhren, deren phantastisches Licht weit hinauf bis in die obersten Regionen des Zirkus strahlt. Ein Stück Papier, das in die Nähe des Stromes gebracht wird, verbrennt sofort in hellen Flammen. Die Gattin des Resisto will sich eine Zigarette anzünden; eine einfache Berührung der letzteren mit der Hand ihres Gatten genügt, um den Tabak in Brand zu setzen. Oellampen, elektrische Birnen erhalten Licht, und alles entspringt der lebenden elektrischen Zentrale. Zum Schluß behängt sich Resisto mit einer großen Anzahl buntfarbiger Geißlerscher Röhren, so daß das Ganze wie ein lebendiger Leuchter aussieht. Mr. Resisto arbeitet mit einer Steigerung bis zu 300000 Volt, das ist ein weit größeres Maß elektrischer Kraft, als es in Amerika zu den bekannten elektrischen Hinrichtungen verwendet wird.

Der berühmte Geiger August Wilhelmj †

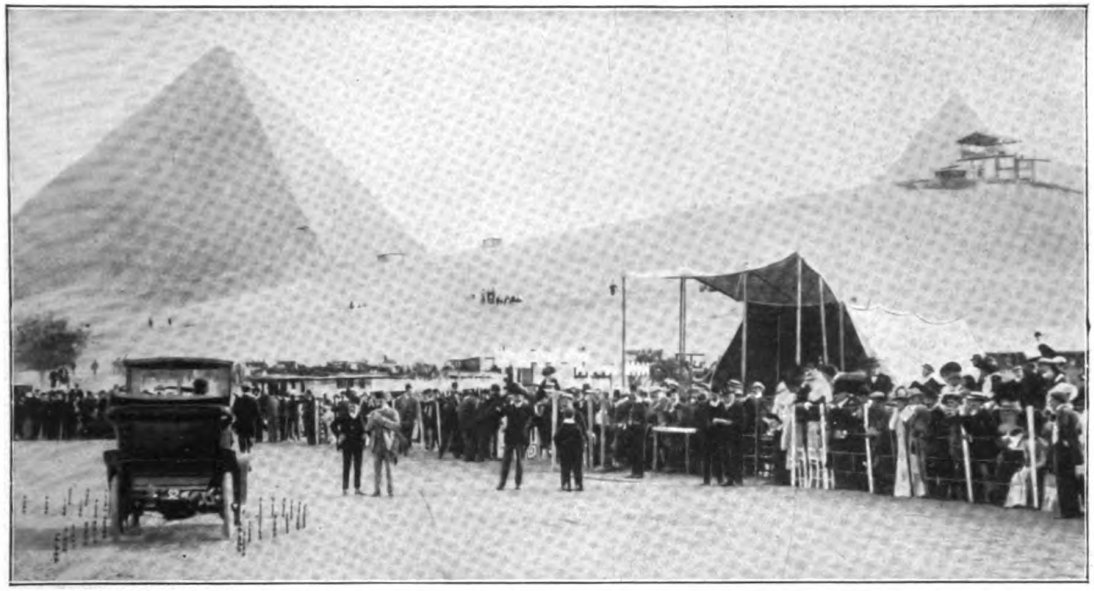
Sportturniere am Fusse der Pyramiden

Vielleicht an keinem Punkte der Welt kommen uns die ungeheuern Wandlungen, die die menschliche Kultur im Laufe der Jahrtausende durchgemacht hat, so eindringlich zum Bewußtsein wie in Aegypten am Fuße der Pyramiden, wo sich infolge des lebhaften Fremdenverkehrs und des im ganzen Lande tonangebenden englischen Einflusses das moderne Leben mit allen seinen sogenannten Errungenschaften mehr breit macht, als manchem lieb ist, den nur der Zauber der Natur und einer großen Vergangenheit in das alte Wunderland gelockt hat. Am Rande der Wüste, nahe bei den Pyramiden, hat englischer Unternehmungsgeist ein überaus komfortables und luxuriöses Hotel, das „Mena House" errichtet, auf dessen Terrassen sich zur Teestunde eine heitere, glänzende Menge drängt. Das Hotel gewährt nicht nur in seinen kostbar ausgestatteten Räumen, unter denen besonders ein großer maurischer Speisesaal zu erwähnen ist, selbst den verwöhntesten Besuchern den denkbar bequemsten Aufenthalt, sondern es bietet auch durch Schwimmbäder im Freien, Golf-, Tennis- und Krocketplätze und dergleichen Gelegenheit zur Ausübung der verschiedensten Sports. Häufig finden dort Sportturniere statt, bei denen Kamelrennen sich besonderer Beliebtheit erfreuen, aber auch das Automobil natürlich eine große Rolle spielt.



Phot. Hinze

Resisto, der „elektrische Mensch", bringt mit dem Finger eine Glühbirne zum Leuchten



Phot. Ch. Trampus, Paris

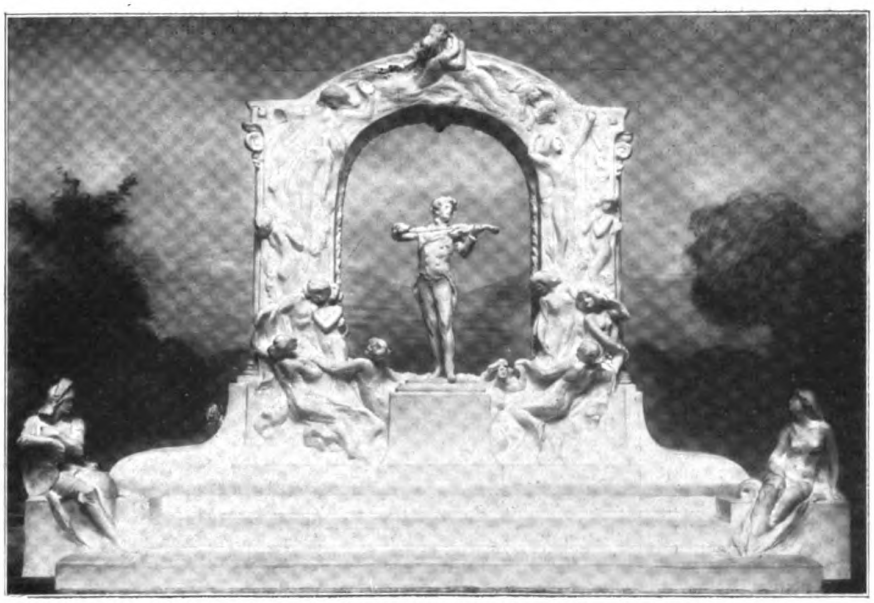
Ein Automobilsportfest am Fuße der Pyramiden; im Hintergrunde links die Cheopspyramide, rechts die Chephrenpyramide

Ein Denkmal für Johann Strauss den Jüngeren in Wien

Die kunstfreundliche und vor allem musikliebende Stadt Wien, die vor drei Jahren das Andenken an Johann Strauß den Aelteren, den populären Tanzkomponisten und Dirigenten, durch Errichtung eines Denkmals geehrt hat, das ihn mit seinem geistesverwandten Zeitgenossen und Freunde Lanner darstellt, will nun auch seinem größeren und berühmteren Sohne, Johann Strauß dem Jüngeren, das ihm gebührende Denkmal setzen. Mit der Ausführung ist Professor Edmund Hellmer, der bekannte Wiener Bildhauer, betraut worden, dessen hier wiedergegebener Entwurf mit dem ersten Preise gekrönt worden ist. Das eigenartige Monument ist als Quaderbau mit sichtbaren Fugen in rosa und blaugrün geädertem Siebenbürger Marmor geplant; die in der Mitte unter der Pergola stehende Figur des dargestellten Walzerkönigs soll in mattvergoldetem Bronzeguß ausgeführt werden. Als Standort für das Denkmal ist der Platz hinter dem Wetterhäuschen im Stadtpark gewählt worden.

Der neue Leuchtturm auf Hörnum-Sylt

Auf der Südspitze der Insel Sylt ist vor kurzem ein neuer, prächtiger Leuchtturm fertiggestellt und versuchsweise in Betrieb gesetzt worden. Das neue „Hörnumer Richtfeuer", das stärkste an der deutschen Nordseeküste, dient vor allem zur allgemeinen Orientierung auf der Höhe von Sylt, zur Unterstützung des Feuerschiffes bei der Deckung der Amrumbank und in Verbindung mit dem auf einer Vordüne postierten Unterfeuer zur Bezeichnung der Einfahrt in das Vortrapptief. Der imposante, durch einen hellroten Anstrich mit weißem Gürtel geschmückte Turm erhebt sich auf einer 17 Meter hohen Düne am Ostrande von Hörnum-Odde und hat eine Gesamthöhe von rund 50,5 Metern über Hochwasser. Der aus gußeisernen Mantelplatten hergestellte runde Turm ruht auf einem massiven Erdgeschoß aus Eisenbeton. Die Lichtquelle des Turmfeuers ist elektrisches Bogenlicht, das eine Lichtstärke von 4 Millionen Hefnerkerzen besitzt und eine Sichtweite von 19,1 Seemeilen. Die mittlere Tragweite beträgt rund 40 Seemeilen. Das Hauptturmfeuer ist sichtbar über den ganzen Horizont, soweit es nicht vom Norden her durch hohe Dünen verdeckt wird. Das Hauptfeuer funktioniert derart, daß je zwei Blitzgruppen mit vier Blitzgruppen abwechseln, wobei jeder Blitz eine Sekunde dauert; die Aufeinanderfolge der Blitze beträgt drei, die Wiederkehr dreißig Sekunden, die Pausen zwischen den Gruppen acht zu neun Sekunden. Das



Preisgekrönter Entwurf für das Johann-Strauß-Denkmal in Wien von Prof. Edmund Hellmer

Feuer des Hörnumer Leuchtturmes hat für den Verkehr der großen Nordseedampfer der Hamburg-Amerika-Linie ganz besonderen Wert, denn diese können nun zu jeder Stunde und zu jeder Jahreszeit in den Hörnumer Hafen einlaufen und an der großen Seebrücke daselbst anlegen, von wo aus die Sylter Südbahn nach Westerland führt. Die Errichtung dieses Leuchtturmes hat daher für ganz Sylt eine weittragende Bedeutung. Die Insel kann in Zukunft nicht mehr durch Witterungszeiten von der Außenwelt abgeschnitten werden, und für Sylt beginnt damit ein neuer, zukunftsreicher Zeitabschnitt der Entwicklung im Zeichen des Verkehrs.

Phot. Hans Breuer

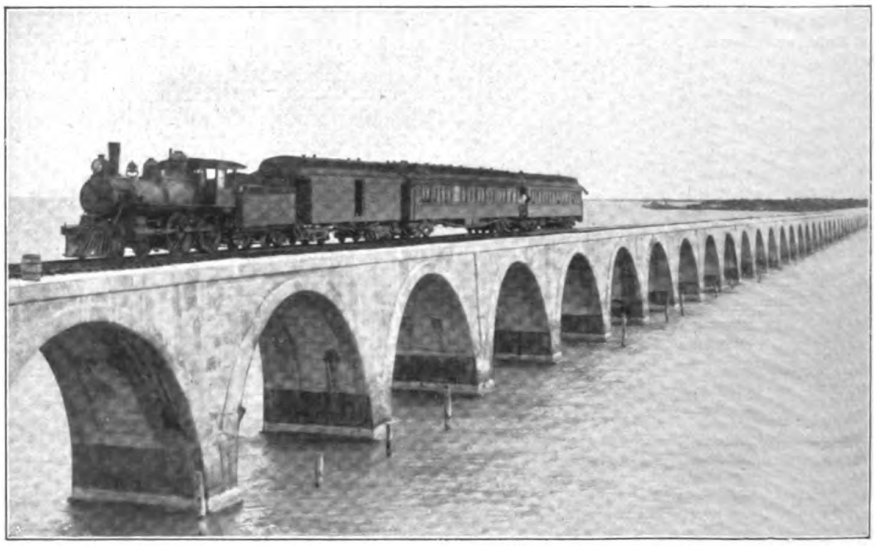
Der neue Leuchtturm auf Hörnum, der Südspitze von Sylt (Nachtaufnahme)

Eine Eisenbahn im Atlantischen Ozean

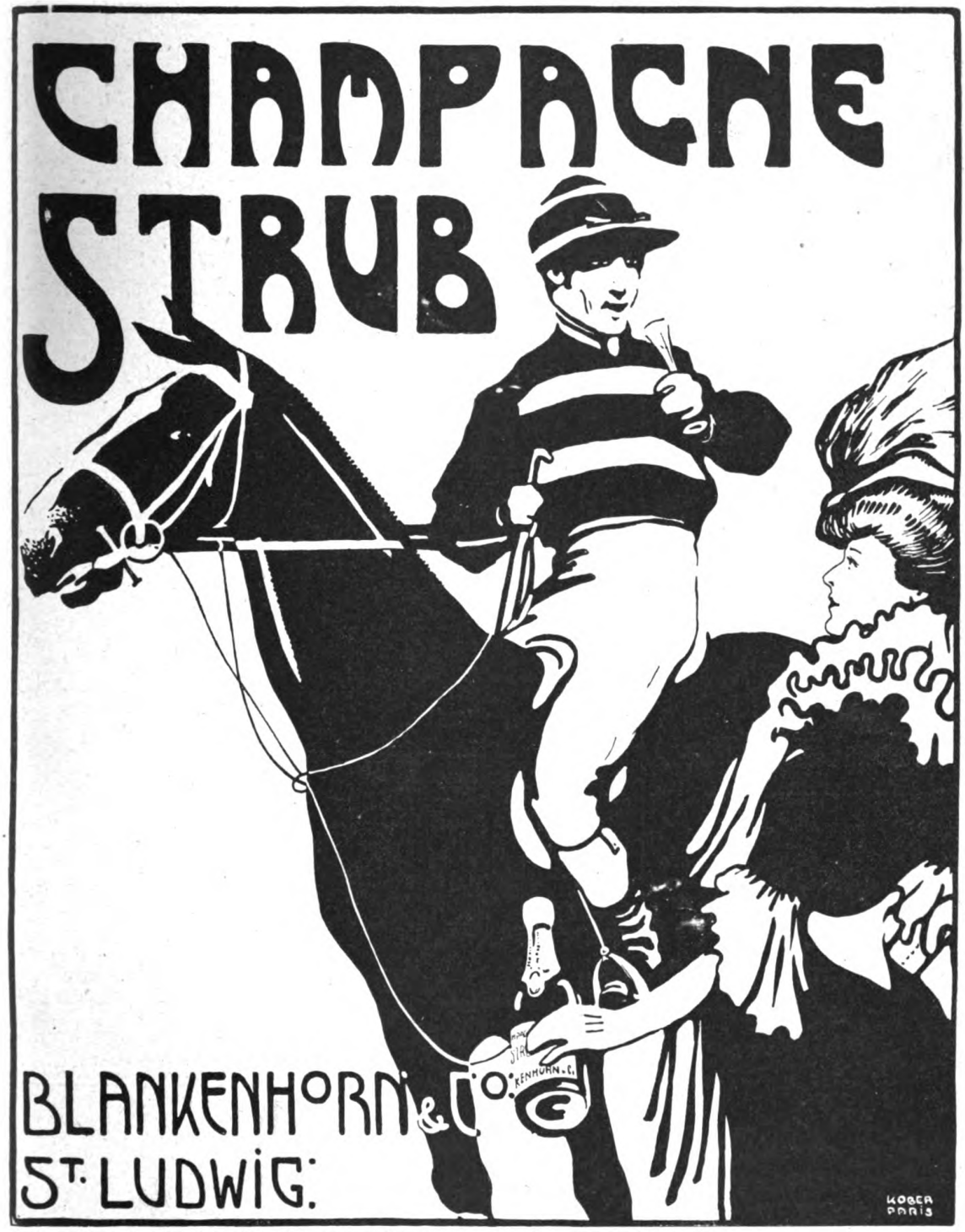
Zu den vielen großartigen Leistungen der amerikanischen Eisenbahntechnik ist in letzter Zeit eine neue hinzugetreten, die auf der Erde ihresgleichen nicht hat: die Bahnstrecke, die als Verlängerung der an der Ostküste von Florida südwärts ziehenden Florida East Coast Railway über das Meer nach Key West führt. Von Homestead, dem letzten größeren Ort auf dem Festland, bis zur Südküste von Florida durchläuft die Bahn auf eine Strecke von etwa 17 Meilen ein nur wenig über das Meeresniveau sich erhebendes sumpfartiges Gebiet, um dann vom Festland auf die in westsüdwestlicher Richtung laufende Kette der dort vorgelagerten Koralleninseln überzusetzen. Auf mächtigen Dämmen oder Viadukten überschreitet sie die zwischen den einzelnen Inseln befindlichen Wasserstraßen, deren Breite zwischen 500 und 23000 Fuß variiert. Bis jetzt ist von der über die See führenden Strecke nur das etwa 64 englische Meilen lange Stück bis Knights Key fertiggestellt und in Betrieb genommen, von dem rund 14 Meilen auf die Viadukte und im Meer ausgeführten Dämme kommen. Von Upper Matecumbe nach Lower Matecumbe führt ein Damm von 11950 Fuß Länge mit einer für den Schiffsverkehr eingeschalteten, 120 Fuß langen Zugbrücke, von Lower Matecumbe nach Long Key ein Damm von 21800 Fuß Länge. Zwischen Long und Grassy Keys, die über 19000 Fuß voneinander entfernt sind, befindet sich der längste Viadukt der ganzen Ueberseestrecke (10500 Fuß), der an beiden Enden in einen festen Damm übergeht. Die noch im Bau befindliche Strecke von Knights Key nach dem Endpunkt Key West ist im ganzen 47 Meilen lang, wovon etwa 29,5 auf Dämme und Viadukte kommen. Auf dieser Strecke befindet sich, zwischen Pigeon und Little Duck Keys, der größte Meeresarm, der eine Breite von 22900 Fuß hat, und zwischen Bahia Honda Key und West Cumberland Key eine weitere, 250 Fuß lange Zugbrücke. Die Kosten der Bahn werden auf über 100000 Dollar pro Meile oder auf insgesamt fast 20 Millionen Dollar berechnet. Diese gewaltige Summe bringt ein einziger Mann, Mr. Flagler, auf.

Phot. Hans Breuer

Blick in die große Linse des Hörnumer Leuchtturms



Der große Ozeanviadukt an der Küste von Florida auf dem Wege nach Key West



Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:
Bremen, Oldenburg, Osnabrück, Münster, Bielefeld, Eisenach, Gotha, Göttingen, Giessen, Darmstadt, Kaiserslautern, Dortmund, Bautzen, Minden.

Briefmappe

Abonnent in Augsburg. Die Auskunft, die Sie von uns wünschen, ist so spezieller Art, daß wir Sie ersuchen müssen, sich an ein Fachblatt zu wenden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Schnupfen und Husten plagen wieder die Menschheit. Doch nicht ohnmächtig hat uns die Natur diesen Krankheiten gegenüber gelassen. Sie hat mancherlei Mittel den Menschen gegeben, um wieder zu gesunden, und unter diesen Mitteln ist wohl das wirkungsvollste und am schnellsten helfende das „Sirolin Roche". Von angenehmem Geschmack und vollständig ungiftig, beseitigt es in kurzer Zeit selbst ernstere Lungenleiden, hebt den gesunkenen Appetit, vermehrt dadurch indirekt die Körperkraft, und wo Fieber die Krankheit begleitet, geht dieses unter regelmäßigem Gebrauch des Mittels in kürzester Zeit wieder zurück. Daher soll „Sirolin Roche" gerade in der jetzigen Jahreszeit in keinem Hause fehlen, damit schon bei Beginn eines Lungenkatarrhs zu ihm die Zuflucht genommen werden kann.

Wo der Appetit fehlt, mache man einen Versuch mit der Flüssigen Somatose herb. Sie gleicht im Geschmack einer guten kräftigen Bouillon und hat sich seit Jahren als ganz hervorragendes Kräftigungsmittel bei allen Schwächezuständen nach Krankheiten, ebenso bei Bleichsucht und Blutarmut bewährt.

Rätsel-Ecke

Wechselrätsel

Dich, der Menschheit Herrscherin,
Unternahm ich zu besingen
Im kopflosen Wort; darin
Will mir's aber nicht gelingen,
Weil mir lange vor dem Schluß
Ausgeht Wort mit Kopf bei Fuß.
Dr. F. B.

Homonym

Der Herr Direktor kam aus fernen Landen
— Viel Geld hat er das Wort — nach Haus zurück.
Was er gesehen, hat er gut verstanden,
Und bringt ein neues Wort in die Fabrik.
Das Wort wird eingeführt; die Leute lachen:
Was macht doch der Direktor da für Sachen!
Doch gilt, wie überall, Autorität
Auch hier, und drum in seiner Majestät
Weist jedem er genau, wie er das Wort
Soll nach dem Wort an dem und jenem Ort.
Man lacht nicht mehr, doch lächelt man im stillen,
Jedoch anstatt daß sich die Kassen füllen,
War bald vertan das ganze Kapital.
Die Sache war das Wort. Das war fatal.
Dr. Sch.

Silbenrätsel

Bei der Parforcejagd ist 1 dem Jäger unentbehrlich.
2 3 ein Steppenvogel ist, des Fangen gar beschwerlich.
Vom Ganzen, einem Fels, hat sich die Sage rings verbreitet,
Daß einem wilden Ritter es den Untergang bereitet.
K. Br.

Homonym

Wer ihn hat, der lebt,
Wer ihn bekommt, ist tot.
F. Frhr. v. H. sen.

Spöhrer's Höhere Handelsschule für Töchter

mit Pensionat in Tuttlingen, Württbg. — Neuaufnahme jederzeit. — I. Gute Ausbildung in d. Handelsfächern u. Sprachen f. berufliche u. private Zwecke. II. Vorbereitung auf das Examen für den niederen Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- u. Telephondienst. III. Weiterbildung junger Damen in den wissenschaftlichen Fächern, Sprachen, Musik etc. IV. Kurse f. j. Ausländerinnen. Näheres und Prospekte gratis durch den Direktor **Spöhrer.**

Kunstblätter in Stahlstich, Heliogravüre, farbigem Holzschnitt u. s. w. zum Preis von M. 1.— bis M. 5.—. Verzeichnis kostenfrei durch jede Buchhandlung wie auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neuzeitliche Wohnungs- und Kur-Einrichtungen. Für **Erholungsbedürftige, Nervöse, Herzneurotiker, Rheumatiker, Blutarme, Frauenleiden.** Besondere Abteilung für **Magen- und Darmerkrankungen.** Bildergeschmückte Leitsätze und Bedingungen unentgeltlich. Leitende Aerzte und Besitzer: **Dr. Wiedeburg** und **Dr. Schulze.** Hausarzt: **Dr. Goetz.**

Rätsel

Gar emsig schreibt der Komponist
An seinem Werk, dem Ganzen, heut
Und denkt dabei getrennt das Wort,
Den großen Mann, dem er's geweiht. M. B.

Silbenrätsel

Der Anfang ist ein Flächenmaß,
Ein Ueberbleibsel ist der Schluß.
Im ganzen, freilich nicht zum Spaß,
Ein Schalk zuweilen sitzen muß. G. P. P.

Scherzrätsel

Vom Fisch das Herz, vom Storch den Schnabel
Wirf in das Meer! 's ist keine Fabel,
Wird draus ein Mann,
Der gut was kann. Dr. K. K. v. Fr.

Homonym

Ich ziehe hin zum Vater Rhein
Und kann dir bringen schwere Pein. J. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7

Des Rätsels: Kleist, Kleister.
Des Homonyms: Acht (1908).
Des Logogriphs: Welle, Wille, Wolle.
Des Anagramms: Ernte — Rente.
Des Rätsels: Revolution.
Des Rätsels: Knabe, Rabe.
Der Scharade: Sonnenblumen.
Des Wechselrätsels: Mitte, Sitte, Quitte, Witte.
Des Logogriphs: Eisenbahn, Eisbahn.
Des Rätsels: Gericht, Gicht.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Soeben erschien:

Zur Frauenfrage

Ein Vortrag
von Dr. H. Thiel
Wirkl. Geh. Rat, Ministerialdirektor.
Geheftet 75 Pfennig.

Der Vortrag behandelt im Gegensatz zu den modernen Frauenrechtlerinnen die andere Seite der Reformbewegung in der Frauenfrage. Ohne sich der natürlichen Entwicklung irgendwie abgeneigt zu bekennen, untersucht der Vortragende vorurteilsfrei und eingehend, was denn eigentlich auf diesem viel umstrittenen Gebiete als das Natürliche anzusehen sei, und kommt zu dem Schluss, das Berechtigte und Mögliche ohne Zwang zu gewähren, um dem Unberechtigten um so fester entgegentreten zu können.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.— bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
Spezialhaus Oranienstrasse Berlin **158**
Katalog (600 Illustrat.) gratis u. franko **Emil Lefèvre**

Partie Nr. V

Turnierpartie, gespielt zu Riga am 19. September (2. Oktober) 1907.

Vierspringerspiel

Weiß: L. Rosenkrantz, Petersburg, dem durch diese Stichpartie der erste Preis und damit die Meisterschaft des Baltischen Schachbundes zufiel.

Schwarz: S. Lurie, Dorpat, zweiter Preisträger.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	19. Se2—g3 [6])	g7—g6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	20. Sg3—e4	Se8—g7
3. Sb1—c3	**Sg8—f6**	21. Le3×g5	Le7×g5
4. Lf1—b5	Lf8—b4	22. Se4×g5	Sg7—f5
5. 0—0	0—0	23. e5—e6! [7])	f7—f6
6. Lb5×c6 [1])	d7×c6	24. e6—e7 [8])	Sf5×e7
7. d2—d3	Lc8—g4	25. Sg5—e6	Se7—f5
8. h2—h3	Lg4×f3	26. Se6×f8	Kg8×f8
9. Dd1×f3	Sf6—e8? [2])	27. Tf1—f3	Sf5×d4
10. Sc3—e2	Dd8—f6 [3])	28. Tf3—d3	Sd4—e2†
11. Df3—h5!	Lb4—d6	29. Kg1—f2	Td8×d3
12. f2—f4	Df6—g6 [4])	30. Td1×d3	Se2—f4
13. Dh5×g6	h7×g6	31. Td3—f3	Sf4—d5
14. f4×e5	Ld6×e5	32. c2—c4	Sd5—b6
15. d3—d4	Le5—d6	33. Tf3×f6†	Kf8—g7
16. e4—e5	Ld6—e7	34. Tf6—f4	Sb6—a4 [9])
17. Lc1—e3	Ta8—d8 [5])	35. b2—b3	Sa4—c3
18. Ta1—d1	g6—g5	36. a2—a4	a7—a5
		37. Tf4—d4	Aufgegeben [10]).

[1]) Ueblicher ist 6. d2—d3; die Fortsetzung ist dann meist ziemlich eintönig.

[2]) Nach dem „Rigaer Tageblatt", dem wir im allgemeinen folgen, war hier Sf6—d7 vorzuziehen.

[3]) Und hier Se8—d6.

[4]) Der Abtausch auf f4 hätte natürlich auch seine Schattenseiten gehabt.

[5]) Schwarz steht sehr schlecht, da sein Springer gänzlich kaltgestellt ist. Auf f7—f6 würde 18. Se2—f4 folgen; wenn dann f6×e5, so 19. Sf4×g6 Tf8×f1 20. Ta1×f1 nebst Bauerngewinn.

[6]) Die weiße Partie spielt sich bei einiger Vorsicht von selbst.

[7]) Wenn Weiß nicht diese Fortsetzung hätte, so wäre Schwarz vielleicht noch aus der Falle entschlüpft.

[8]) Minder gut wäre 24. Tf1×f5 g6×f5 25. e6—e7 wegen f6×g5.

[9]) Besser war immerhin noch Sb6—d7.

[10]) Der Springer ist nun abgesperrt und wird durch den weißen König erobert.

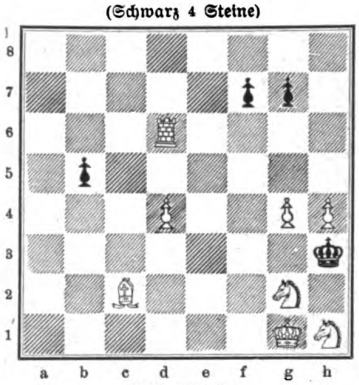
Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe V

Von J. Bruski in Königsberg (Preußen) („Reichsbote")

(Schwarz 4 Steine)



(Weiß 8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV:

W. 1. Kg5—h6!

S. 1. Lb5×c4 (—d7, e8, a6)

W. 2. Df6(×)a6 matt.

A.

S. 1. Lb5—c6

W. 2. Df6×c6 matt.

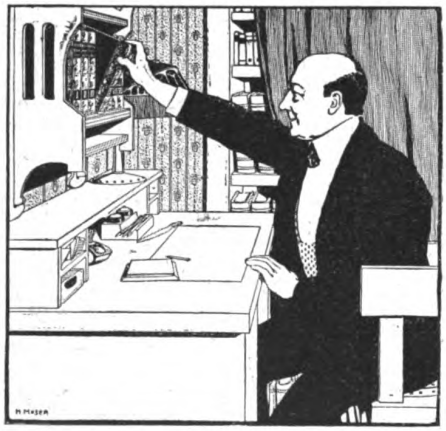
B.

S. 1. Sb2×c4 (—d1, d3)

W. 2. Df6—a1 matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Berlin :: Karlsruhe :: München :: Straßburg :: Wien :: St. Louis, Mo.



Herders
Konversations-
Lexikon

Dritte Auflage :: 8 Bände :: M. 100.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, :: Tafeln und Karten ::

Neue Urteile der Presse:

Neue preuß. (Kreuz-) Zeitung 1907, 24. Dez.:
„. . . Oeffentliche Bibliotheken erwerben mit diesem Lexikon ein originales, reichhaltiges Werk, das neben andere gestellt werden kann; private Käufer werden die Handlichkeit als Vorzug schätzen."

Der Türmer 1907, Dez.:
„In Zukunft wird man zu den ersten Encyklopädien auch Herders Konversationslexikon zählen müssen."

Illustrierte Zeitung, Leipzig 1907, 12. Dez.:
„. . . es ist darin eine Summe von Wissensstoff verarbeitet worden, der an Vollständigkeit des Inhalts wie an Zuverlässigkeit der Angaben nichts zu wünschen übrig läßt . . . In konfessionellen Dingen wahrt das Konversationslexikon den katholischen Standpunkt, ist aber niemals aufdringlich oder gar propagandistisch . . ."

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Pietà

Nach einem Gemälde von Georg Papperitz

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Es wird eine Reise beschlossen

Eines Nachmittags im Dezember sahen erstaunte Nachbarn den Lehrer Quandt wie besessen aus seinem Haus und gegen die Neustadt stürmen, wo die Wohnung des Polizeileutnants lag. Er trat ins Zimmer des Leutnants, und ohne sich Zeit zu gönnen, seinen Hut vom Kopf zu nehmen, griff er in die Rocktasche und hielt Hickel wortlos ein dünnes Druckheft entgegen.

Es war die vor kurzem erschienene Caspar-Hauser-Broschüre Feuerbachs. Quandt hatte das Büchlein erst heute in die Hände bekommen und es in einem Zug durchlesen.

Hickel nahm das Heft, besah es rundum und sagte gelassen: „Na, und? Was soll's? Meinen Sie, daß das eine Neuigkeit für mich ist? Sie echauffieren sich doch nicht etwa? Der Alte schreibt, weil das sein Geschäft ist. Eher können Sie einer Henne das Eierlegen abgewöhnen als einem geborenen Federfuchser das Schreiben."

Quandt atmete tief auf. „Schreiben, schön; ich lasse ja vieles gelten," antwortete er, „aber das geht denn doch zu weit. Erlauben Sie —" er packte das Heft, schlug das Titelblatt auf und las vor: „Caspar Hauser oder Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Das klingt ja nach etwas," sagte er bitter; „es streut den Leuten von vornherein Sand in die Augen. Aber das Ganze ist ein Roman, und nicht einmal einer von der besten Sorte."

Er blätterte und deutete mit dem Finger auf eine Stelle, die er gleichfalls höhnisch betont vorlas: „Caspar Hauser, das rare Exemplar der Gattung Mensch —! Lieber Herr Polizeileutnant, da bin ich mit meiner Weisheit zu Ende. Das kommt mir so vor, als ob man den notorisch schlechtesten meiner Schüler vor versammeltem Volk als einen großen Gelehrten erklärte. Rares Exemplar! In dem Punkt weiß ich besser Bescheid, halten zu Gnaden, Exzellenz; da könnte ich einem verehrlichen Publiko ganz anders die Augen öffnen. Rares Exemplar, gewiß! Aber man muß nur auch das Alphabet von varne und nicht von hinten lesen. Das ist also der große Kriminalist, der bestaunte Alleswisser! So sieht der Ruhm aus, wenn man ihn aus der Nähe betrachtet! Und nun erst das ganze dynastische Hintertreppenmärchen! Es wäre ja zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Herrgott, ist das eine Zeit, ist das eine Welt!"

Der Polizeileutnant hörte mit kaum merklichem Lächeln den Ausbruch des Lehrers an. Als Quandt zu Ende war, sagte er gleichmütig: „Was wollen Sie? Als getreue Diener sind wir nun einmal dazu verurteilt, die dummen Streiche unsrer Herrschaft mitanzusehen. Uebrigens kann ich Sie in einer Hinsicht beruhigen. Der Präsident hat selber keine rechte Freude an dem Büchlein. Er klagt über Gedächtnisfehler, die ihm dabei passiert sind, und daß es ihn mehr Mühe gekostet hat, die Geschichte zu Papier zu bringen, denn ein ganzes Corpus juris. Und jetzt muß er's erleben, daß man ihm draußen im Reich hart zusetzt. Es geht die Rede, daß die Bundeskommission zu Frankfurt die Schrift konfiszieren wird."

„Recht so," rief Quandt. „Auch die Fürsten sollten etwas dagegen unternehmen."

„Das lassen Sie nur die Sache der Fürsten sein," versetzte Hickel, dessen Gesicht plötzlich böse und sorgenvoll wurde. „Potz Kreuz, lieber Quandt, Sie ereifern sich ja da, als ob's Ihnen an den Kragen ginge. Ich möchte nur gar zu gern wissen, ob Sie auch so viel Mut zeigen würden, wenn die Exzellenz dahier im Zimmer wäre."

Quandt schaute sich mißtrauisch um. Dann zuckte er die Achseln und erwiderte: „Sie belieben zu scherzen, Herr Polizeileutnant. Schlimm genug, daß man mit seiner wahren Meinung hinterm Berg halten muß. Wir haben alle vergessen, wie ein Mann den Kopf tragen soll. Kuschen, das haben wir gelernt, das verstehen wir von Grund aus. Aber ich will nicht mehr kuschen."

„Pst!" unterbrach ihn Hickel unwirsch; „lassen wir das; es schmeckt nach Demagogentum. Sagen Sie mir lieber: Hat der Hauser Kenntnis von der Broschüre?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Quandt. „Aber es wird nicht zu vermeiden sein, daß er davon erfährt, gibt es doch Unverständige genug,

die sich ein Vergnügen daraus machen werden. Haben Sie, Herr Polizeileutnant, nicht auch von der Schrift eines gewissen Garnier gehört?"

Bei der Nennung dieses Namens zuckte Hickel zusammen und sah den Lehrer finster an. Es dauerte eine ganze Weile, bevor er sich zu einer Antwort entschloß. „Garnier? Ja, das ist ein landesflüchtiges Subjekt. In seinem Pamphlet bringt er dieselben sinnlosen Dinge vor wie der Staatsrat, bloß noch verbrämt mit dem windigsten Hofklatsch. Das Machwerk ist nicht der Rede wert."

„Wie soll ich mich aber verhalten, wenn der Hauser irgendwie in den Besitz eines dieser Produkte kommt?" fragte Quandt.

Hickel spazierte mit seinen langen Schritten herum und nagte mit den Zähnen nervös an der Unterlippe. „Treffen Sie Vorsorge," erwiderte er kalt. „Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Mich kümmert das übrigens gar nicht; ist mir völlig egal. Man wird den jungen Mann schon karwanzen."

Quandt seufzte. „Herr Polizeileutnant," sagte er bedrückt, „ich kann Ihnen nicht schildern, wie mir ist. Meine halbe Seligkeit gäb' ich drum, wenn es mir vergönnt wäre, den Menschen zu einem offenen Geständnis zu bringen."

„Man wird's Ihnen billiger machen," versetzte Hickel düster.

„Wissen Sie denn das Neueste?" fuhr Quandt fort. „Der Präsident will den Hauser als Schreiber beim Appellgericht beschäftigen. Morgen soll er schon anfangen."

„Und was wird der Graf dazu sagen?"

„Man hat es ihm schreiben wollen; weiß aber nicht, wo er sich aufhält. Es ist seit vier Wochen nur ein einziger Brief von ihm gekommen, und den hat der Hauser nicht einmal angesehen. Meines Erachtens muß er sich über die Maßregel freuen. Für ein Metier im engeren Sinn ist der Hauser doch nicht zu brauchen, er hat leider den Verkehr mit den gebildeten und höheren Ständen zu lange genossen, als daß es ihn nicht rebellisch machen müßte, wenn er ihn plötzlich mit der Umgebung in einer Werkstätte vertauschen müßte. Anderseits ist er auch zu einem Beruf ungeeignet, der eine tiefere Ausbildung erfordert, denn zu einem ernsthaften Studium fehlt ihm Sinn und Ausdauer. Der Staatsrat hat demnach die beste Lösung getroffen, die auch mich von einem Teil meiner Verantwortlichkeit entlastet. Bei der Schreiberei kann sich der Hauser nicht nur zu einem Beamten des niederen Dienstes, sondern bei einigem Fleiß sogar für eine Stelle beim Registratur- oder Rechnungswesen ausbilden."

Hickel hörte der weitläufigen Auseinandersetzung kaum zu. Sie gingen nun zusammen fort; vor der Hofapotheke verabschiedete sich Hickel, um sich, wie er sagte, ein Pülverchen gegen Schlaflosigkeit verschreiben zu lassen.

Auf dem Nachhauseweg wurde Quandt vom Hofrat Hofmann sehr freundlich gegrüßt, eine Tatsache, die hinreichend war, seine mürrische Stimmung ungemein aufzuheitern. Beim Mittagessen, es gab Kalbsbrust und Ochsenmaulsalat, wurde er sogar lustig und trieb allerlei Scherze mit seiner Gattin. Aber wie es bei seriösen Naturen der Fall zu sein pflegt, geriet seine Aufgeräumtheit ziemlich ins Plumpe. Unter anderm nahm er das Messer und fuchtelte der Lehrerin lachend damit vor der Nase herum. Da erblaßte Caspar, stand auf und sagte: „Um Gottes willen, Herr Lehrer, legen Sie doch das Messer weg, ich kann's nicht sehen."

Quandt, gleich wieder verdrießlich, brummte: „Na, hören Sie mal, Hauser, ein solches Betragen schmeckt stark nach Affektation."

„Sie sind ein schöner Tappel," sagte die Lehrerin, „ein Mann muß mutig sein. Was wollen Sie denn tun, wenn's mal Krieg gibt? Da heißt es mit Anstand sterben."

„Sterben? Nein, da sag' ich Dank, sterben mag ich nicht," erwiderte Caspar hastig.

„Und doch haben Sie sich damals vor dem Polizeileutnant in einer höchst widerwärtigen Weise über denselben Punkt geäußert," ließ sich Quandt vernehmen.

„Nein, so feig," fuhr die Lehrerin fort, „mit dem Kadetten Hugenpoet von den Dragonern haben Sie sich letzten Sommer ja auch einmal so feig benommen."

„Was ist denn das für eine Geschichte?" erkundigte sich Quandt, „davon weiß ich gar nichts."

„Er war doch mit dem Kadetten oft beisammen; der hat dem Hauser immerzu vorgeschwärmt, er soll Soldat werden, in ein paar Jahren brächt' er es leicht zum Offizier. Wär' ja nicht so übel, die Kadetten haben es gut und kommen schnell vorwärts. Unser Hauser war auch begeistert von der Idee, aber auf einmal war die Freundschaft aus."

„Ei, und aus welchem Grund?"

„Das war so. An einem Abend im September ist er mit dem Kadetten am Rezatufer spazieren gegangen, und sie sind zu einer Stelle gekommen, wo viele Knaben und Burschen sich gebadet haben, denn es war furchtbar warm an dem Tag. Der Kadett sagt, das wollen wir auch machen, zieht sich aus und will den Hauser überreden, gleichfalls zu baden. Der war aber zu Tod erschrocken von dem Vorschlag und sagt, ins Wasser geht er nicht. Das hören die andern, steigen heraus, stellen sich um ihn herum, verspotten ihn und wollen ihn mit Gewalt ins Wasser bringen. Da reißt er sich los, eh' man sich's versieht, ist er in seiner Höllenangst über

die Felder davongelaufen, und die nackigten Kerle höhnen hinter ihm her. Dem Kadetten war's zu bunt, und er sieht ihn nicht mehr an seitdem. Ist's wahr, Hauser, oder nicht?"

Caspar nickte. Der Lehrer schüttelte sich vor Lachen.

Ein paar Tage später kamen Frau von Imhoff und das Fräulein von Stichaner, um Caspar zu besuchen. Die Lehrerin, stolz auf die vornehmen Gäste, wich nicht vom Fleck. Der Unterhaltung zuliebe und weil ihr nichts Gescheiteres einfiel, erzählte sie im Beisein Caspars abermals die Geschichte mit dem Kadetten und dem verweigerten Bad, doch hatte sie nicht denselben Erfolg wie vor ihrem Ehegemahl. Die beiden Damen hörten schweigend zu.

„Solche Feigheit ist eigentlich nicht schön," bemerkte das Fräulein von Stichaner dann auf der Straße gegen Frau von Imhoff.

„Man kann es nicht gut Feigheit nennen," antwortete diese; „er liebt das Leben zu sehr, das ist es. Er liebt das Leben wie ein Toller, wie ein Tier liebt er es, wie ein Geizhals sein Gold. Er hat mir selbst gestanden, daß er jedesmal vor dem Einschlafen Angst hat, sein Schlaf könne sich ihm unbewußt in Tod verwandeln, und er betet, Gott möge ihn doch ganz gewiß am andern Morgen wieder aufwachen lassen. Nein, es ist nicht Feigheit; es ist vielleicht die Ahnung einer großen Gefahr, auch der Trieb, viel Versäumtes nachzuholen. Man muß ihn nur manchmal sehen, wie er sich freuen kann, und über das Allergeringste, woran jeder andre stumpf vorübergeht. Seine Freude hat etwas Großartiges, etwas Erdentrücktes, so wie seine Furcht und seine Traurigkeit etwas Schauerliches haben."

Zu Hause wurde Frau von Imhoff durch einen Brief ihrer Freundin, der Frau von Kannawurf, überrascht, doppelt angenehm überrascht, da Frau von Kannawurf, sie weilte gegenwärtig in Wien, schrieb, sie wolle im März nach Ansbach kommen. In dem Brief war überdies viel von Caspar die Rede. „Ich habe in den letzten Tagen die Feuerbachsche Schrift gelesen," hieß es unter anderm, „und muß dir gestehen, daß mich noch niemals ein Buch dermaßen im Innersten aufgewühlt hat. Ich kann seitdem nichts andres denken, und es flieht mich der Schlaf. Weiß Caspar Hauser selbst von dieser Schrift? Und wie stellt er sich dazu? Was äußert er darüber?"

Frau von Imhoff versäumte es, über den Punkt Bescheid zu geben; es fiel ja auch schwer, Caspar zu befragen. Hat er das Buch nicht gelesen, so ist es peinlich und sonderbar, ihn darüber in Unwissenheit zu sehen, dachte sie; noch peinlicher und sonderbarer, wenn er es gelesen hat; peinlich und sonderbar sein Aufenthalt hier, sein Kopistenamt auf dem Gericht, sein ganzes Treiben; und wie ist es möglich, eine Aussprache herbeizuführen? Jedes offene Wort kann unheilvoll werden.

Trotzdem unternahm es Frau von Imhoff, Caspar vorsichtig auszuholen, ob er überhaupt von der Sache wisse oder davon reden gehört. Und er wußte davon. Nicht im entferntesten aber hegte er den Wunsch, sich Klarheit zu verschaffen. Erstens aus Furcht; die Furcht ließ ihn vor jedem Schritt zurückbeben, der auf eine Veränderung seiner Lage zielte, seine Gedanken von der krampfhaft umklammerten Gegenwart ablenken konnte; und dann, weil er wahrscheinlich annahm, es handle sich bei der Schrift des Präsidenten auch nur um das bodenlose Gerede, das er in- und auswendig wußte und von dem ihm, wie er zu sagen pflegte, bloß Kopf- und Herzweh und ein dummes Nachschauen blieb. Er hatte dergleichen oft genug erfahren, und aus lauter Ueberdruß daran war er am Ende so unneugierig geworden, daß eine einzige Andeutung, während eines Gesprächs etwa, hinreichte, um seinem Gesicht den Ausdruck schalster Langweile zu geben.

Wie er schließlich doch dazu gelangte, das für ihn und um seinetwillen geschaffene Werk kennen zu lernen, das hatte eine eigentümliche Bewandtnis.

Es war an einem unfreundlichen Vormittag im März, da verbreitete sich plötzlich im Appellgerichtsgebäude und bald darauf in der ganzen Stadt die Nachricht, der Präsident sei im großen Gerichtssaal während einer Verhandlung, die er leitete, ohnmächtig vom Stuhl gestürzt. Alle Beamten liefen sofort aus ihren Zimmern und standen alsbald auf den Treppen und Korridoren. Auch Caspar hatte seinen Arbeitstisch verlassen und gesellte sich zu den übrigen. Er schlich aber absichtlich wieder davon, um nicht Zeuge sein zu müssen, wie man den Präsidenten von oben heruntertrug.

Als er sich in das Zimmer zurückbegab, in welchem er an allen Vormittagen von acht bis zwölf Uhr schrieb, und zwar nur in Gesellschaft eines alten Kanzlisten, eines gewissen Dillmann, war dieser sein Amtsgefährte noch nicht wieder da. Caspar, sehr traurig und erschrocken, stellte sich zum Fenster und malte, schmerzlich versonnen, wie er war, mit dem Finger den Namen Feuerbach in die beschweißte Scheibe.

Indes trat Dillmann ein und ging händeringend auf seinen Platz zu.

Bis auf diesen Tag hatte der alte Kanzlist, und Caspar befand sich nun über neun Wochen auf dem Amt, noch nicht ein Dutzend überflüssiger Worte mit dem neuen Kollegen gewechselt; er hatte sich im mindesten nicht um ihn gekümmert und eine grämliche Gleichgültigkeit gegen ihn zur Schau getragen. Im Verlauf der dreißig Jahre, während welcher er Akten, Erlässe, Verordnungen

und Urteile kopierte, hatte er es zu einer besonderen Geschicklichkeit im Schlafen gebracht, und es war komisch zu sehen, wenn er, den Federkiel aufs Papier gespießt, leise schnarchend seine Siesta hielt und sogleich die Hand schreibend weiterbewegte, wenn sich draußen der Schritt eines Vorgesetzten vernehmen ließ, da er die Gangart jedes einzelnen Herrn genau studiert und sozusagen im Kopf hatte.

Um so verwunderter war Caspar, als Dillmann auf ihn zuschritt und mit zitternder Stimme sagte: „Der unvergleichliche Mann! Wenn ihm nur nichts zustößt! Wenn ihm nur nichts Menschliches passiert!"

Caspar drehte sich um, entgegnete aber nichts.

„Na, Hauser, und für Sie wäre es gar ein unersetzlicher Verlust," fuhr der Alte seltsam keifend und zänkisch fort; „wo gibt's denn in dieser lummerigen Welt einen Menschen, der sich so für einen andern Menschen einsetzt? Sollte mich nicht erstaunen, wenn das ein schlimmes Ende nähme. Ja, es wird ein schlimmes Ende nehmen, ein schlimmes Ende."

Caspar hörte schweigend zu; seine Augen blinzelten.

„So ein Mann!" rief Dillmann aus. „Ich hab', seit ich hier sitze, schon sieben Präsidenten und zweiundzwanzig Regierungsräte zum Grab geleitet, Hauser, aber so einer war nicht dabei. Ein Titan, Hauser, ein Titan! Die Sterne könnt' er vom Himmel reißen um der Gerechtigkeit willen. Man muß ihn nur betrachten; haben Sie ihn mal genau betrachtet? Der Buckel über der Nase! Das deutet, wie man sagt, auf eine genialische Konzeption; diese Jupiterstirn! Und das Buch, Hauser, das er für Sie geschrieben hat! Das ist ein Buch! Ein wahrer Scheiterhaufen ist's! Die Zähne muß man zusammenbeißen und die Fäuste ballen, wenn man's liest."

Caspar machte ein mürrisches Gesicht. „Ich hab's nicht gelesen," sagte er kurz.

Dem Alten gab es einen Ruck. Er riß den Mund auf und schnappte. „Nicht gelesen?" stotterte er. „Sie — nicht gelesen? Ja wie ist denn das möglich? Da soll mich doch gleich der Teufel holen!" Eilig trippelte er zu seinem Tisch, schob eine Lade auf, suchte herum und brachte das Büchlein zum Vorschein. Er reichte es Caspar hin, stieß es ihm förmlich in die Hand und knurrte: „Lesen, lesen! Sapperlot, lesen!"

Caspar machte es beinahe wie Hickel dem Lehrer Quandt gegenüber. Er drehte das Buch um und um und zeigte eine unschlüssige Miene. Dann erst schlug er es auf und las, sichtlich erbleichend, den Titel. Immerhin genügte auch dies noch nicht, um ihn neugierig oder ungeduldig werden zu lassen. Er steckte das Buch in die Tasche und sagte trocken: „Zu Hause will ich's lesen."

Schlag zwölf Uhr verließ er, wie gewöhnlich, das Amt, setzte sich zu Hause, als ob nichts geschehen wäre, zu Tisch und hörte still den Gesprächen zu, die sich ausschließlich um das dem Präsidenten widerfahrene Unglück drehten. „Am letzten Sonntag vor dem Kirchgang," plauderte die Lehrerin, „da hab' ich den Staatsrat gesehen, gerade wie ihm vier Totenweiber begegnet sind. Der Staatsrat ist ganz erschrocken gewesen, ist stehengeblieben und hat ihnen nachgeschaut. Ich hab' mir gleich gedacht, das kann nichts Gutes bedeuten."

„Wenn ihr Frauenzimmer nur nicht alleweil euch anmaßen wolltet, dem Herrgott in die Karten zu gaffen," versetzte Quandt unwirsch. „Da predigt man und predigt das liebe lange Jahr, glaubt wunders wie auf den Höhen der Aufklärung zu wandeln und schließlich spuckt einem die eigne Sippschaft am kräftigsten in die Suppe."

Caspar belachte diese Worte, was ihm von der Lehrerin einen giftigen Blick eintrug.

Er begab sich dann in sein Zimmer.

Um zwei Uhr sollte er zum Unterricht kommen, erst von vier Uhr an brauchte er im Amt zu sein. Als zehn Minuten über die Zeit vergangen waren, trat Quandt in den Hausflur und rief. Es erfolgte keine Antwort. Er ging hinauf und überzeugte sich, daß Caspar nicht da war. Sein Unwillen verwandelte sich in Schrecken, als er bei seiner spionierenden Umschau die Feuerbachsche Schrift auf Caspars Tisch liegen sah.

„Also doch," murmelte er bitter.

Er nahm das Buch an sich, suchte unten seine Frau und sagte mit tonloser Stimme: „Jette, ich habe da eine furchtbare Entdeckung gemacht. Der Hauser hat die Schrift des Staatsrats auf seinem Zimmer gehabt. O die gewissenlosen Menschen! Wer doch das wieder eingefädelt hat!"

Die Lehrerin zeigte wenig Verständnis für den Vorfall. „Laß ihn gehen," oder „sag's ihm doch," oder „gib's ihm nur ordentlich," war meist alles, was sie zu entgegnen wußte, wenn Quandt ungehalten über Caspar war.

„Wann ist denn der Hauser fort?" erkundigte sich Quandt bei der Magd. Diese wußte von nichts. Da trat Caspar selber ins Zimmer und entschuldigte sich höflich.

„Wo waren Sie denn?" forschte der Lehrer.

„Ich bin zu Feuerbachs gegangen und wollte fragen, wie es dem Staatsrat geht."

Quandt schluckte seinen Verdruß hinunter und begnügte sich, Caspars Fortgehen als Eigenmächtigkeit zu tadeln. Als er mit dem Jüngling allein war, wandelte er eine Weile ratlos auf und ab. Endlich begann er: „Ich war vorhin auf Ihrer Kammer, Hauser. Ich habe bei dieser Gelegenheit einen Fund gemacht, der mich, gelinde

ausgedrückt, sehr mit Bedenken erfüllt. Ich will mich nun über die Schrift des Herrn Staatsrats nicht weiter auslassen, obwohl alle vernünftigen Menschen darüber einer Meinung sind; ich halte mich nicht für befugt, Ihnen gegenüber einen so verdienstvollen Mann herunterzusetzen. Auch will ich nicht weiter untersuchen, wer Ihnen das Buch in die Hand gespielt hat, da ich mich dabei doch nur der Gefahr aussetzen würde, von Ihnen angelogen zu werden. Aber mein Bedenken hat es erregt, daß Sie sogar bei einem solchen Anlaß heimlich verfahren zu müssen glauben. Warum kommen Sie nicht, wie sich's gehört, zu mir und sprechen sich aus? Denken Sie denn, daß ich Sie des Vergnügens beraubt hätte, eine hübsche Fabel zu lesen, die ein ehemals großer und berühmter, doch nun kranker und geistesmüder Mann verfaßt hat? Weiß ich denn nicht auch, wie Ihnen in Ihrem Innern zumute sein muß, wenn man ein solches Märchen in Ihre Vergangenheit hineinspinnt? Eine Vergangenheit, die Ihnen wahrlich besser bekannt ist als dem armen Staatsrat? Aber warum denn um Gottes willen die ewige Versteckenspielerei? Hab' ich das um Sie verdient? Bin ich nicht wie ein Vater zu Ihnen gewesen? Sie leben in meinem Haus, Sie essen an meinem Tisch, Sie genießen mein Vertrauen, Sie nehmen teil an unserm Wohl und Wehe, kann Sie denn nichts in der Welt bewegen, Sie heimlicher Mensch, einmal offen und rückhaltlos zu sein?"

O wundersam! Dem Lehrer standen die Augen voller Tränen. Er zog die Schrift des Präsidenten aus der Tasche, ging zum Tisch und legte das Büchlein mit Affekt vor Caspar hin.

Caspar blickte den Lehrer an, als ob dieser in einer weiten Entfernung stehe. Es war etwas Stieres in seinem Blick und eine vollkommene Abwesenheit der Gedanken. Auf der Stirn lag es wie geisterhaftes Gewölk, die Lippen waren geöffnet und zuckten.

Wie böse er aussieht, dachte Quandt und fing an, sich zu ängstigen. „Sprechen Sie doch!" schrie er heiser.

Caspar schüttelte langsam den Kopf. „Man muß Geduld haben," sagte er wie im Traum. „Es wird sich was ereignen, Herr Lehrer, passen Sie nur auf. Es wird sich bald was ereignen, glauben Sie mir." Unwillkürlich streckte er die Hand nach dem Lehrer aus.

Quandt kehrte sich angewidert ab. „Verschonen Sie mich mit Ihren Redensarten," sagte er kalt. „Sie sind ein abscheulicher Komödiant."

Damit war das Gespräch beendet und Quandt verließ das Zimmer.

Durch den Archivdirektor Wurm erfuhr Quandt, daß Caspar allerdings zu Mittag im Feuerbachschen Haus gewesen war, daß er aber nicht bloß nach dem Befinden des Präsidenten gefragt, sondern auch mit auffallender Dringlichkeit den Staatsrat zu sprechen verlangt habe. Natürlich habe man ihm durchaus nicht willfahren können. Er war noch eine halbe Stunde lang unbeweglich am Tor stehengeblieben, und bevor er sich entfernt, war er um das ganze Haus herumgegangen und hatte zu den Fenstern hinaufgeschaut, wobei sein Gesicht anders als je, wild und verstört ausgesehen.

Nun kam er aber den nächsten Tag wieder, und ebenso am dritten und vierten Tag, jedesmal mit demselben dringenden Begehren, und jedesmal wurde er abgewiesen. Der Präsident bedürfe der Ruhe, wurde ihm gesagt; sein Zustand, der anfangs zu Besorgnissen Grund gegeben, bessere sich jedoch stetig.

Direktor Wurm erzählte endlich dem Präsidenten davon. Feuerbach befahl, daß man Caspar zu ihm führen solle, wenn er das nächste Mal käme, und bestand trotz des Abredens Henriettes auf seinem Willen. Es verging aber die ganze Woche, ehe sich Caspar wieder sehen ließ.

Eines Nachmittags, schon ziemlich spät, erschien er und wurde von Henriette, nicht eben freundlich empfangen, in das Zimmer ihres Vaters geleitet. Der Präsident saß im Lehnstuhl und hatte einen kleinen Berg von Akten vor sich aufgeschichtet. Er sah sehr gealtert aus, weiße Bartstoppeln umstanden Kinn und Wangen, sein Auge blickte ruhig, hatte aber einen ängstlichen Schimmer, wie bei einem, dem der äußerst gefürchtete Tod näher gewesen ist als er denken will.

„Nun, was wünschen Sie von mir, Hauser?" wandte er sich an Caspar, der neben der Tür stehengeblieben war.

Caspar trat heran, stolperte vor dem Schemel, fiel plötzlich auf die Knie und beugte in pagenhafter Demut das Haupt. Auch seine Arme sanken schlaff herunter, und er verharrte mit ergebener und düsterer Miene in derselben Stellung.

Feuerbach verfärbte sich. Er packte Caspar bei den Haaren und bog den Kopf zurück, aber die Augen Caspars blieben geschlossen. „Was gibt's, junger Mann?" rief der Präsident hart.

Jetzt erhob Caspar den sprechenden Blick. „Ich hab' es gelesen," sagte er.

Der Präsident ballte die Lippen aufeinander, und seine Augen verschwanden unter den Brauen. Ein langes Schweigen trat ein.

„Stehen Sie auf," herrschte endlich der Präsident Caspar an. Dieser gehorchte.

Feuerbach packte ihn beim Handgelenk und sagte halb drohend, halb beschwörend: „Nicht mucksen, Hauser, nicht mucksen! Stille halten! Stille sein! Abwarten! Ist vorläufig nichts weiter zu tun."

Caspars Gesicht, stumm erregt wie das eines Fiebernden, wurde starrer.

„Es graut Ihnen, jawohl," fuhr der Präsident fort, „auch mir graut, und dabei muß es sein Bewenden haben. Unserm Arm sind nicht alle Fernen und Höhen erreichbar. Wir haben nicht Josuas Schlachttrompeten und Oberons Horn. Die hochgewaltigen Kolosse sind mit Flegeln bewehrt und dreschen so hageldicht, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl zwängen kann. Geduld, Hauser, und nicht mucksen, nicht mucksen. Zu versprechen ist nichts; eine Hoffnung bleibt noch, aber dazu brauch' ich Gesundheit. Genug für jetzt!"

Er machte eine verabschiedende Geste.

Caspar sah den alten Mann zum erstenmal klar und ruhig an. Der feste Blick wunderte den Präsidenten. Ei der Tausend, dachte er, der Bursche hat Blut in sich und kein Zuckerwasser. Schon im Fortgehen begriffen, drehte sich Caspar noch einmal um und sagte: „Exzellenz, ich hätte eine große Bitte."

„Eine Bitte? Heraus damit!"

„Es ist mir so lästig, daß ich bei jedem Ausgehen immer auf den Invaliden warten soll. Er kommt oft so spät, daß es sich gar nicht mehr ums Weggehen lohnt. Ins Appellgericht kann ich doch alleine gehen und zu meinen Bekannten auch."

„Hm," machte Feuerbach, „will's überlegen, werd' es richten."

Als Caspar das Zimmer verließ, huschte eine weibliche Gestalt längs des Korridors davon, einer ertappten Lauscherin gleich. Es war Henriette, die, in beständiger Angst um den Vater, nichts so sehr fürchtete wie die Gefahr, die aus dessen leidenschaftlichem Anteil an dem Schicksal Caspars drohte. Es mag dafür ein Brief Zeugnis geben, den sie an ihren in der Pfalz wohnenden Bruder Anselm schrieb und der die unheilschwere Luft, die in der Umgebung des Präsidenten lastete, mit jeder Zeile spüren ließ.

„Der Zustand unsers Vaters," so begann das Schreiben, „hat sich, Gott sei Dank, zum Bessern gewandt. Er vermag schon, auf einen Stock gestützt, durchs Zimmer zu gehen und hat auch wieder Freude an einem guten Braten, wenngleich sein Appetit nicht mehr der frühere ist und er hin und wieder über Magenschmerzen klagt. Was aber seine Stimmung im allgemeinen anbelangt, so ist sie schlechter denn je, und zwar hängt dies vornehmlich mit der unglückseligen Caspar-Hauser-Schrift zusammen. Manchmal sitzt er stundenlang und starrt auf eine einzige Stelle an der Wand, und wenn man ihn dann stört, schaut er einen mit großen Augen an und lacht lautlos und weh. Er glaubt in einem verabschiedeten und irgendwo am Main lebenden Minister einen der Hauptanstifter der an dem Findling begangenen Greuel vermuten zu dürfen, und — kaum will mir der Satz in die Feder! — er hat die Absicht, den Mann aufzusuchen, ihn zu einem Geständnis zu zwingen. Der Polizeileutnant Hickel, der unheimliche Geselle, dem ich nicht über den Weg traue, kommt nun fast täglich ins Haus und hat lange Konferenzen mit Vater, und soviel ich bis jetzt den Andeutungen des Vaters entnommen habe, soll ihn Hickel in einigen Wochen auf die Reise begleiten. Könnt' ich doch das, nur das verhindern! Er wird um dieser unseligen Geschichte willen den letzten Frieden seines Alters hingeben und er wird nichts ausrichten, nichts, nichts und wäre er ein Jesaias an Beredsamkeit, ein Simson an Kraft und ein Makkabäus an Mut. Ach, wir Feuerbachs sind ein gezeichnetes Geschlecht! Das Kainsmal der Ruhelosigkeit bedeckt unsre Stirnen. Leb wohl, Bruder, der Himmel mache meine schlimmen Ahnungen unwirklich."

So der Brief. Das darin zum Ausdruck gebrachte Mißtrauen gegen den Polizeileutnant wuchs schließlich dermaßen, daß Henriette alle möglichen Anstrengungen machte, um den Vater mit Hickel zu entzweien. Es fruchtete nichts, aber Hickel roch Lunte und zeigte in seinem Benehmen gegen die Tochter des Präsidenten alsbald eine undurchdringliche, süßliche Liebenswürdigkeit. Als ihn Quandt aufsuchte und sich lebhaft darüber beklagte, daß der Präsident sich von Hauser habe beschwatzen lassen und dessen unbewachtes und unbehindertes Herumlaufen in der Stadt bewilligt habe, sagte Hickel, das passe ihm nicht, er werde dem Staatsrat schon den Kopf zurechtsetzen.

Er ließ sich bei Feuerbach melden und trug ihm seine Bedenken gegen die unerwünschte Maßregel vor. „Eure Exzellenz dürften nicht überlegt haben, welche Verantwortung Sie mir damit aufbürden," sagte er. „Wenn ich keine Kontrolle habe, wo der Mensch seine Zeit hinbringt, wie soll ich dann für seine Sicherheit Garantie bieten?"

„Larifari," knurrte Feuerbach; „ich kann einen erwachsenen Menschen nicht einsperren, damit Sie Ihre Nachmittagsstunden mit Gemütsruhe im Kasino versitzen können."

Hickel heftete einen bösen Blick auf seine Hände, antwortete aber mit einer nicht übel gespielten Treuherzigkeit: „Ich bin mir ja eines Lasters bewußt, das Eure Exzellenz so streng verurteilen. Immerhin, ein Plätzchen muß der Mensch doch haben, wo er sich wärmen kann, sonderlich wenn er ein Hagestolz ist. Wenn Sie in meiner Haut steckten, Exzellenz, und ich in der Ihren, würde ich milder über einen geplagten Beamten denken."

Feuerbach lachte. „Was ist Ihnen denn über die Leber gekrochen?" fragte er gutmütig. „Haben Sie Liebeskummer?" Er hielt den Polizeileutnant für einen großen Suitier.

„In diesem Punkt, Exzellenz, bin ich leider zu hartgesotten," entgegnete Hickel, „obgleich ein

Anlaß dafür vorhanden wäre; seit einigen Tagen hat unsre Stadt die Ehre, eine ganz ausgezeichnete Schönheit zu beherbergen."

„So?" fragte der Präsident neugierig. „Erzählen Sie mal." Er hatte, nicht zu leugnen, eine kleine naive Schwäche für die Frauen.

„Die Dame ist bei Frau von Imhoff zu Besuch —"

„Jawohl, richtig, die Baronin sprach davon," unterbrach Feuerbach.

„Sie wohnte zuerst im ‚Stern'," fuhr Hickel fort, „ich ging ein paarmal vorüber und sah sie gedankenvoll am Fenster weilen, den Blick zum Himmel aufgeschlagen wie eine Heilige; ich blieb dann immer stehen und schaute hinauf, aber kaum daß sie mich bemerkte, trat sie erschrocken zurück."

„Na, das lass' ich mir gefallen, das heißt gut beobachten," neckte der Präsident, „es ist also schon eine Art Einverständnis geschaffen."

„Leider nein, Exzellenz; offen gestanden, für galante Abenteuer ist die Zeit zu ernst."

„Das sollt' ich meinen," bestätigte Feuerbach, und das Lächeln erlosch auf seinen Zügen. Er erhob sich und sagte energisch: „Aber sie ist auch reif, die Zeit. Ich gedenke am 28. April aufzubrechen. Sie nehmen vorher Dispens vom Amt und stellen sich mir zur Verfügung."

Hickel verbeugte sich. Er schaute den Präsidenten erwartungsvoll an, und dieser verstand den Blick. „Ach so," sagte er. „Ich muß Ihnen allerdings zugeben, daß es sein Untunliches hat, den Hauser sich selbst zu überlassen. Anderseits ist es nicht billig, ihm die Welt vor der Nase zuzuriegeln. Davon mag er genug haben. Durch Einbuße an freiwilliger Betätigung wird ein zum Leben gewandter Wille ebenso empfindlich getroffen wie durch Ketten und Handfessel." Er konnte nicht einig mit sich werden; wie immer dem Polizeileutnant gegenüber fand er sich in seinen Entschlüssen beengt; es war ein Anprall von Kraft, Jugend, Kälte und Gewissenlosigkeit, dem er dabei unterlag.

„Aber Eure Exzellenz kennen doch die Gefahren —" wandte Hickel ein.

„Solange ich in dieser Stadt die Augen offen habe, wird niemand wagen, ihm ein Haar zu krümmen, dessen seien Sie ganz gewiß."

Hickel hob die Brauen hoch und betrachtete wieder die gestreckten Finger seiner Hand. „Und wenn er uns eines Tages über alle Berge rennt?" fragte er finster. „Dem ist manches zuzutrauen. Ich schlage vor, daß man ihn wenigstens des Abends und auf Spaziergängen überwachen läßt. Bei Besorgungen in der Stadt mag er im Notfall allein bleiben. Dem alten Invaliden können wir den Laufpaß geben, und ich will statt dessen meinen Burschen abrichten. Er soll sich täglich um fünf Uhr nachmittags im Lehrerhaus melden."

„Das wäre eine Lösung," sagte Feuerbach. „Ist der Mann verläßlich?"

„Treu wie Gold."

„Wie heißt er?"

„Schildknecht; ist ein Bäckerssohn aus dem Badischen."

„Erledigt; sei es so."

Als Hickel schon unter der Tür war, rief ihn der Präsident noch einmal zurück und schärfte ihm wegen der bevorstehenden gemeinsamen Reise unbedingtes Stillschweigen ein. Hickel versetzte, einer solchen Mahnung bedürfe es nicht.

„Ich könnte die Reise keinesfalls allein unternehmen," sagte der Präsident, „ich brauche die Hilfe eines umsichtigen Mannes. Die Gelegenheit muß sorgfältig ausgekundschaftet werden. Vorsicht ist geboten. Vergessen Sie niemals, daß ich Ihnen in dieser Sache einen großen Beweis von Vertrauen gebe."

Er schaute den Polizeileutnant durchbohrend an. Hickel nickte mechanisch. Ueber Feuerbachs Stirn senkte sich plötzlich eine Wolke ahnungsvoller Sorge. „Gehen Sie," befahl er kurz.

Die Reise wird angetreten

Am selben Abend suchte Hickel den Lehrer auf und teilte ihm mit, daß der Soldat Schildknecht von nun an den Hauser überwachen werde. Caspar war nicht daheim, und auf die Frage nach ihm antwortete Quandt, er sei ins Theater.

„Schon wieder ins Theater!" rief Hickel. „Das dritte Mal seit vierzehn Tagen, wenn ich recht zähle."

„Er hat eine große Vorliebe dafür gefaßt," erwiderte Quandt; „beinahe sein ganzes Taschengeld verwendet er dazu, Billette zu kaufen."

„Mit dem Taschengeld wird es, nebenbei bemerkt, nächstens hapern," sagte der Polizeileutnant, „der Graf hat mir diesmal nur die Hälfte des vereinbarten Monatswechsels geschickt. Offenbar wird ihm die Sache zu kostspielig."

Stanhope hatte von Anfang an die für Caspar zu verwendenden Gelder an Hickel gesandt.

„Kostspielig? Dem Lord? Einem Pair der Krone Großbritannien? Diese Lappalie kostspielig!" Quandt riß vor Erstaunen die Augen auf.

„Das erzählen Sie nur keinem andern, sonst denkt man, Sie machen sich lustig über den Grafen," sagte die Lehrerin. Neugierig prüfend schaute sie den Polizeileutnant an. Dieser aalglatte und geschniegelte Mann war ihr stets merkwürdig und reizvoll erschienen. Er brachte das bißchen Phantasie, das sie hatte, in Bewegung.

„Kann nicht helfen," schloß Hickel unwirsch das Gespräch, „es ist so. Der Postzettel liegt bei mir zur Einsicht vor. Der Graf wird schon wissen, was er tut."

Als Caspar nach Hause kam, fragte ihn Quandt, wie er sich unterhalten habe. „Gar

nicht, es war soviel von Liebe in dem Stück," antwortete er ärgerlich. „Ich kann das Zeug nun einmal nicht ausstehen. Da schwätzen sie und jammern, daß einem ganz dumm wird, und was ist das Ende? Es wird geheiratet. Da will ich lieber mein Geld einem Bettler schenken."

„Vorhin war der Herr Polizeileutnant hier und hat uns eröffnet, daß der Graf Ihre Bezüge erheblich gemindert hat," sagte Quandt. „Sie werden also alle Ausgaben überhaupt beschränken und den Theaterbesuch, fürchte ich, ganz aufgeben müssen."

Caspar setzte sich zum Tisch, aß sein Abendbrot und sagte lange nichts. „Schade," ließ er sich endlich vernehmen, „übernächste Woche ist der ‚Don Carlos' von Schiller. Das soll ein herrliches Stück sein, das möcht' ich noch sehen."

„Wer hat Ihnen denn mitgeteilt, daß es ein herrliches Stück ist?" fragte Quandt mit der nachsichtig überlegenen Miene des Fachmannes.

„Ich hab' Frau von Imhoff und Frau von Kannawurf im Theater getroffen," erklärte Caspar, „beide haben es gesagt."

Die Lehrerin hob den Kopf: „Frau von Kannawurf? Wer ist denn das nun wieder?"

„Eine Freundin von der Imhoff," erwiderte Caspar.

Quandt besprach sich mit seiner Frau noch bis Mitternacht darüber, wie man sich in die vom Grafen getroffene Veränderung zu schicken habe. Es wurde vereinbart, daß Caspar von jetzt ab den Mittagstisch für zehn und den Abendtisch für acht Kreuzer haben solle. „Wenn das so ist, wie der Polizeileutnant sagt, muß ich in jedem Fall draufzahlen," meinte die Lehrerin.

„Wir dürfen nicht vergessen, daß der Hauser im Essen und Trinken wirklich beispiellos mäßig ist," versetzte Quandt, dessen Redlichkeit sich gegen eine unrechtmäßige Beschränkung sträubte.

„Macht nichts," beharrte die Frau, „ich muß doch immer um so viel mehr in der Küche haben, daß ein Hungriger satt wird. Das krieg' ich nicht geschenkt."

Am andern Nachmittag brachte Hickel das Monatsgeld. Er und Quandt traten gerade in den Flur, als Caspar, zum Ausgehen fertig, aus seinem Zimmer herunterkam. Vom Lehrer gefragt, wohin er gehe, antwortete er verlegen, er wolle zum Uhrmacher, seine Uhr sei nicht in Ordnung, und er müsse sie richten lassen. Quandt verlangte die Uhr zu sehen, Caspar reichte sie ihm, der Lehrer hielt sie ans Ohr, beklopfte das Gehäuse, probierte, ob sie aufzuziehen sei, und sagte schließlich: „Der Uhr fehlt ja nicht das mindeste."

Caspar errötete und sagte nun, er habe sich bloß seinen Namen auf den Deckel gravieren lassen wollen; doch er hätte ein viel geschickterer Heuchler sein müssen, um seinen Worten den Stempel der Ausflucht zu nehmen. Quandt und Hickel sahen einander an. „Wenn Sie einen Funken Ehrgefühl im Leib haben, so gestehen Sie jetzt offen, wohin Sie gehen wollten," sagte Quandt ernst.

Caspar besann sich und erwiderte zögernd, er habe die Absicht gehabt, in die Orangerie zu gehen.

„In die Orangerie? Warum? Zu welchem Zweck?"

„Der Blumen wegen. Es sind dort im Frühjahr immer so schöne Blumen."

Hickel räusperte sich bedeutsam. Er blickte Caspar scharf an und sagte ironisch: „Ein Poet. Unter Blumen — laß mich seufzen . . ." Dann nahm er seine militärische Miene an und erklärte bündig, er habe den Präsidenten bestimmt, die unbedacht gewährte Erlaubnis zu freiem Ausgehen wieder zu kassieren. Täglich um fünf Uhr werde sein Bursche antreten, und in dessen Gesellschaft möge Caspar tun, was ihm beliebe.

Caspar blickte still auf die Gasse hinaus, wo die Frühlingssonne lag. „Es scheint —" murmelte er, stockte aber und sah ergeben vor sich hin.

„Was scheint?" fragte der Lehrer. „Nur heraus damit. Halbgesagtes verbrennt die Zunge."

Caspar richtete die Augen forschend auf ihn. „Es scheint," beendete er den Satz, „daß beim Präsidenten doch recht behält, wer zuletzt kommt." Als er der Wirkung dieser bitteren Worte inne ward, hätte er sie gern wieder ungesprochen gemacht. Der Lehrer schüttelte entsetzt den Kopf, Hickel pfiff leise durch die gespitzten Lippen. Dann nahm er sein Notizbuch, das zwischen zwei Knöpfen seines Rockes stak, und schrieb etwas auf. Caspar beobachtete ihn mit scheuen Blicken, es flackerte wie ein Blitz über seine Stirn.

„Natürlich werde ich den Staatsrat von dieser unziemlichen Bemerkung unterrichten," sagte Hickel in amtlichem Ton.

Als der Polizeileutnant gegangen war, bat Caspar den Lehrer, er möge ihn doch ausnahmsweise heute fortlassen, weil so schönes Wetter sei. „Es tut mir leid," entgegnete Quandt, „ich muß nach meiner Instruktion handeln."

Der Bursche Hickels erschien erst gegen halb sechs. Caspar begab sich mit ihm auf den Weg nach dem Hofgarten, aber als sie hinkamen, war die Orangerie schon geschlossen. Schildknecht schlug vor, am Onolzbach entlang spazierenzugehen; Caspar schüttelte den Kopf. Er stellte sich an eines der offenen Fenster des Gewächshauses und blickte hinein.

„Suchen Sie wen?" fragte Schildknecht.

„Ja, eine Frau wollte mich hier treffen," erwiderte Caspar. „Macht nichts, gehen wir wieder heim."

Sie kehrten um; als sie auf den Schloßplatz gelangten, sah Caspar Frau von Kannawurf, die in der Mitte des Platzes stand und einer großen Menge von Spatzen Brosamen hinstreute. Caspar

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl, München

Morgentoilette

Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

blieb außerhalb der Sperlingsversammlung stehen; er schaute zu und vergaß ganz zu grüßen. Die Fütterung war bald beendet, Frau von Kannawurf setzte den Hut wieder auf, den sie am Band über den Arm gehängt hatte, und sagte, sie sei anderthalb Stunden lang im Gewächshaus gewesen.

„Ich bin kein freier Mensch, kann nicht halten, was ich verspreche," antwortete Caspar.

Sie gingen die Promenade hinunter, dann links gegen die Vorstadtgärten. Schildknecht marschierte hinterdrein; der rotbackige kleine Mensch in der grünen Uniform sah drollig aus. Der größte von den dreien war überhaupt Caspar, denn auch Frau von Kannawurf hatte eine kindliche Gestalt.

Nachdem sie lange Zeit schweigend neben einander her gewandert waren, sagte die junge Frau: „Ich bin eigentlich Ihretwegen in diese Stadt gekommen, Hauser." Die ein wenig singende Stimme hatte einen fremden Akzent, und während sie sprach, pflegte sie hie und da mit den Lidern zu blinzeln, wie Leute tun, die ermüdete Augen haben.

„Ja, und was wollen Sie von mir?" versetzte Caspar mehr unbeholfen als schroff. „Das haben Sie mir schon gestern im Theater gesagt, daß Sie meinetwegen gekommen sind."

„Das ist Ihnen nichts Neues, denken Sie. Aber ich will nichts von Ihnen haben, im Gegenteil. Es ist sehr schwer, im Gehen darüber zu reden. Setzen wir uns dort oben ins Gras."

Sie stiegen den Abhang des Nußbaumberges hinan und ließen sich vor einer Hecke auf den Rasen nieder. Ihnen gegenüber sank die Sonne gegen die Waldkuppen der schwäbischen Berge. Caspar schaute andächtig hin, Frau von Kannawurf stützte den Ellbogen aufs Gras und sah in die violette Luft. Schildknecht, als verstehe er, daß seine Gegenwart nicht erwünscht sei, hatte sich weit unterhalb auf einen umgestürzten Baum gesetzt.

„Ich besitze ein kleines Gut in der Schweiz," begann Frau von Kannawurf, „ich habe es vor zwei Jahren gekauft, um mir in einem freien Land einen Zufluchts- und Ruheplatz zu schaffen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, mit mir dorthin zu reisen. Sie können dort ganz nach Ihrem Wunsch leben, ohne Belästigung und ohne Gefahr. Nicht einmal ich selbst werde Sie stören, denn ich kann nirgends bleiben, es treibt mich immer wo anders hin. Das Haus liegt vollständig einsam zwischen hohen Bergen im Tal und an einem See. Nichts Großartigeres läßt sich denken als der Anblick des ewigen Schnees, wenn man dort im Garten unter den Apfelbäumen sitzt. Da es viel Schwierigkeiten und viel Zeit kosten würde, wenn ich es durchsetzen wollte, Sie vor aller Welt hinzubringen, bin ich dafür, daß Sie mit mir fliehen. Sie brauchen nur ja zu sagen und alles ist bereit."

Sie hatte Caspar jetzt das Gesicht voll zugewandt, und dieser kehrte den etwas geblendeten Blick von dem roten Sonnenball weg und schaute sie an. Er hätte von Holz sein müssen, um diesem wunderschönen Antlitz gegenüber unempfindlich zu bleiben, und ganz von selbst, und als ob er ihr gar nicht zugehört hätte, fielen die verwunderten Worte von seinen Lippen: „Sie sind aber sehr schön."

Frau von Kannawurf errötete. Es gelang ihr nicht, hinter ihrem spöttischen Lächeln ein schmerzliches Gefühl zu verbergen. Ihr Mund, der etwas Kindlich-Süßes hatte, zuckte beständig, wenn sie schwieg. Caspar geriet in Verwirrung unter ihrem erstaunten Blick und sah wieder in die Sonne.

„Sie antworten mir nicht?" fragte Frau von Kannawurf leise und enttäuscht.

Caspar schüttelte den Kopf. „Es ist unmöglich zu tun, was Sie von mir wollen," sagte er.

„Unmöglich? warum?" Frau von Kannawurf richtete sich jäh auf.

„Weil ich dort nicht hingehöre," sagte Caspar fest.

Das junge Weib sah ihn an. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck eines aufmerksamen Kindes und wurde nach und nach so blaß wie der Himmel über ihnen. „Wollen Sie sich denn opfern?" fragte sie starr.

„Weil ich dorthin muß, wo ich hingehöre," fuhr Caspar unbeirrt fort und blickte immer noch gegen die Stelle, wo die Sonne jetzt verschwunden war.

Ihn zu meinem Plan zu bekehren, ist vergeblich, dachte Frau von Kannawurf sogleich; großer Gott, wie wahr, wie einfach alles vor ihm liegt: ja — nein, schön — häßlich; er betrachtet die Dinge nur von oben. Und wie sein Gesicht grenzenlose Güte mit einer naiven und zärtlichen Traurigkeit vereint; man ist benommen und erstaunt, wenn man ihn anschaut.

„Was aber wollen Sie tun?" fragte sie zaudernd.

„Ich weiß es noch nicht," entgegnete er wie im Traum und verfolgte mit den Augen eine Wolke, welche die Gestalt eines laufenden Hundes hatte.

Also was man mir berichtet hat, ist falsch; er fürchtet sich ja gar nicht, dachte das junge Weib. Sie erhob sich und ging ungestüm voraus, den Hügel hinunter an Schildknecht vorbei, der zu schlafen schien. Man muß ihn schützen, dachte sie weiter, er ist imstande und rennt in sein Verderben; was er tun wird, weiß er nicht, natürlich, er ist wahrscheinlich nicht fähig, einen Plan zu machen, aber er wird handeln, er trägt eine Tat mit sich herum und wird vor nichts mehr

zurückschrecken; es ist nicht schwer, ihn zu erraten, obwohl er aussieht wie das Schweigen selbst.

Sie blieb stehen und wartete auf Caspar. „Ei, Sie können ordentlich laufen," sagte er bewundernd, als er wieder an ihrer Seite war.

„Die frische Luft macht mich ein bißchen wild," antwortete sie und holte tief Atem.

Als sie durch den Torbogen des Herrieder Turmes gingen, sahen sie plötzlich neben einem leeren Schilderhäuschen den Polizeileutnant. Und beide blieben unwillkürlich stehen, denn der Anblick hatte etwas Erschreckendes. Hickel lehnte nämlich mit der Schulter gegen das Häuschen und sah aus wie zur Bildsäule erstarrt. Trotz der Dunkelheit konnte man wahrnehmen, daß sein Gesicht aschfahl war, und es lag über seinen Zügen eine bleierne Düsterkeit. Hinter ihm stand sein Hund, eine große graue Dogge; das Tier war genau so regungslos wie sein Herr und blickte unverwandt an ihm empor.

Caspar zog grüßend den Hut; Hickel bemerkte es nicht. Frau von Kannawurf sah noch einmal zurück und flüsterte fröstelnd: „Wie furchtbar! Was für ein Mann! Was mag ihn peinigen!"

War es denkbar, daß der Polizeileutnant, etwa durch neue Spielverluste in Verzweiflung gebracht, sich so weit vergessen konnte, daß er, wennschon durch die Dunkelheit und einen Mauerwinkel geschützt, auf offener Gasse das Schauspiel eines vom Krampf Befallenen darbot? Das ist den Spielern sonst nicht eigen; sie überschlafen ihren Unglücksrausch und geben sich kaltblütig dem tückischen Zufall von neuem in die Hände. Aber Spieler pflegen skrupellos zu sein; setzen sie nicht Geld auf Karten, so setzen sie auf Seelen, und dabei kann es sich wohl ereignen, daß ihnen der Teufel eine gräßliche Schuldverschreibung vorhält, die sie mit ihrem Blut unterzeichnen müssen.

Als Hickel am Nachmittag nach Hause gekommen war, trat ihm vor der Tür seiner Wohnung ein unbekannter Mann entgegen, übergab ihm ein versiegeltes Schreiben und verschwand wieder, ohne gesprochen zu haben. Der erfahrene Blick des Polizeileutnants konnte nicht im unklaren darüber bleiben, daß der Mensch falsches Haar und falschen Bart getragen hatte. Der Brief, den Hickel sogleich öffnete, war chiffriert; seine Entzifferung kostete, trotzdem der Schlüssel bekannt war, den Rest des Nachmittags. Der Inhalt des Schreibens bezog sich auf die mit dem Präsidenten gemeinschaftlich anzutretende Reise. Hickel las, las und las wieder. Er hatte schon beim ersten Male verstanden, aber er las, um nicht denken zu müssen.

Punkt sieben Uhr erhob er sich vom Schreibtisch und ging zehn Minuten lang pfeifend im Zimmer auf und ab. Sodann öffnete er ein Glasschränkchen, nahm eine Flasche mit Whisky heraus, die er vom Grafen Stanhope geschenkt erhalten hatte, füllte ein nettes silbernes Becherchen damit und trank es in einem Zuge leer. Hierauf griff er zur Bürste, reinigte den Rock, danach hing er den Säbel um und um halb acht verließ er mit dem Hund seine Wohnung. Er schien gutgelaunt, denn er pfiff und summte noch immer vor sich hin und knipste hier und da mit den Fingern. Doch unter dem Bogen des Herrieder Turmes blieb er auf einmal stehen und sah angelegentlich zur Erde nieder. Ein durchfahrender Handwagen stieß ihn an der Hüfte an, deshalb ging er ein paar Schritte weiter bis zum Schilderhause um die Ecke. Dort gewahrte ihn das heimkehrende Paar.

Es würde einen ungenügenden Einblick in den Charakter des Polizeileutnants beweisen, wenn man annehmen wollte, daß diese Sinnesverdunklung länger gedauert habe, als gemeinhin eine vorübergehende Blutleere im Kopf dauert. Um acht Uhr saß er schon mit einigen Kollegen beim Fischessen in der „Goldenen Gabel" und um neun Uhr war er im Kasino; sollte diese genaue Stundenangabe etwas Verdrießliches haben, so sei hinzugefügt, daß er in der Zeit von neun bis vier Uhr überhaupt keinen Glockenschlag mehr, sondern nur noch das eintönige Knistern der Spielkarten vernahm. Er gewann. Auf dem Heimweg durch die grauende Frühe passierte dann das Auffällige, daß er vor dem Sterngasthof in der Mitte der Straße Halt machte, den Säbel an das Bein preßte und einen langen, saugenden Blick gegen dasselbe Fenster hinaufschickte, hinter dem er einst die schöne Fremde gesehen hatte.

Am Morgen schlief er lange, und als der Bursche mit dem Rapport kam, hörte er kaum zu. Schildknecht war verpflichtet, jeden Morgen Bericht zu erstatten, wo er den Nachmittag oder Abend vorher mit Caspar gewesen. Fast jedesmal hieß es von nun ab: wir haben die Frau von Kannawurf abgeholt, oder: die Frau von Kannawurf ist uns begegnet und wir sind spazierengegangen, oder bei Regenwetter: wir sind im Imhoffschen Garten in der Laube gesessen. Dieses „Wir" hatte aber in Schildknechts Mund einen sehr bescheidenen Klang; er sprach von Caspar stets mit achtungsvoller Zurückhaltung. Da er die Wahrnehmung machte, daß sein Herr die Berichte über das regelmäßige Beisammensein der beiden mit Unruhe aufnahm, wußte er in seinen Ton etwas wie eine Versicherung von Harmlosigkeit zu legen, fügte zum Beispiel hinzu: „sie haben viel über das Wetter gesprochen," oder: „sie haben sich über gebildete Sachen unterhalten." Solche Einzelheiten erfand er, denn in Wirklichkeit hielt er sich jedesmal in einer taktvollen Entfernung hinter den beiden.

Hickel begann dem jungen Menschen zu mißtrauen.

Eines Abends erwischte er ihn, wie er in einem Winkel der Küche hockte, eine Kerze vor sich, und mit dem Zeigefinger buchstabierend über die Zeilen eines Buches glitt. Als er sich gestört fand, war er wie entgeistert, seine roten Backen hatten die Farbe verloren. Hickel nahm das Buch, und sein Gesicht wurde finster wie die Nacht, als er sah, daß es die Feuerbachsche Schrift war. „Woher hat Er das?" schrie er Schildknecht an. Der Bursche erwiderte, er habe es auf dem Bücherschrank des Herrn Leutnant gefunden. „Das ist eine widerrechtliche Aneignung, ich werde Ihn davonjagen und disziplinieren lassen, wenn so etwas nochmal vorkommt, merk' Er sich das!" donnerte Hickel.

Wahrscheinlich hätte die erstbeste Seeräubergeschichte die Neugier des Tölpels ebenso gereizt, sagte sich Hickel später und erklärte sein Aufbrausen für eine Unbesonnenheit. Gleichwohl witterte er Gefahr, der Bursche war nicht nach seinem Sinn, und er beschloß, sich seiner zu entledigen. Ein Anlaß ergab sich bald.

Als Schildknecht tags darauf Caspar abholte, merkte er, daß dieser verstimmt war. Er suchte ihn aufzuheitern, indem er ein paar lustige Schnurren aus dem Kasernenleben vorbrachte. Caspar ging auf die Unterhaltung ein, er fragte den zutraulichen Menschen nach seiner Heimat, nach seinen Eltern, und Schildknecht bemühte sich, auch davon möglichst gutgelaunt zu erzählen, obschon es ein trauriges Kapitel für ihn war. Er hatte eine Stiefmutter gehabt, der Vater hatte ihn in früher Jugend unter fremde Leute gegeben, kaum war er von Hause fort, so hatte ein Liebhaber der Frau den Vater im Raufhandel erschlagen. Jetzt saß der Liebhaber samt der Frau im Zuchthaus, und die Brüder hatten das Vermögen durchgebracht.

Schildknecht wagte zu fragen, weshalb Caspar heute seine Freundin nicht treffe.

„Sie geht ins Theater," antwortete Caspar.

Warum denn er nicht gehe, fragte Schildknecht weiter.

Er habe kein Geld.

„Kein Geld? Wieviel braucht man denn dazu?"

„Sechs Groschen."

„Soviel hab' ich grad' bei mir," meinte Schildknecht, „ich leih's Ihnen."

Caspar nahm das Anerbieten mit Vergnügen an. Es wurde nämlich der „Don Carlos" gegeben, auf den er sich schon lange gefreut hatte.

Das Stück erregte mit Ausnahme des verrückten Frauenzimmers, das den Prinzen verführen will, sein Entzücken. Und wie ward ihm, als der Marquis zum König sprach:

Sie haben umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.

Er erhob sich von seinem Platz, starrte gierig, mit funkelnden Augen auf die Bühne und enthielt sich nur mit Mühe eines lauten Ausrufs. Zum Glück wurde die Störung in der herrschenden Dunkelheit nicht weiter beachtet; sein Nachbar, ein böser alter Kanzleirat, zerrte ihn grob auf den Sitz zurück.

Das Ausbleiben über den Abend hatte zunächst ein Verhör durch den Lehrer zur Folge. Er gestand, im Schloßtheater gewesen zu sein. „Woher haben Sie Geld?" fragte Quandt. Caspar erwiderte, er habe das Billett geschenkt bekommen. „Von wem?" Gedankenlos, noch ganz gefangen von der Dichtung, nannte Caspar irgendeinen Namen. Quandt erkundigte sich am andern Tag, erfuhr selbstverständlich, daß ihn Caspar belogen hatte, und stellte ihn zur Rede. In die Enge getrieben, bekannte Caspar die Wahrheit, und Quandt machte dem Polizeileutnant Mitteilung.

Um fünf Uhr nachmittags ertönte im Hof vor Caspars Fenster der wohlbekannte Pfiff, zwei melodische Triolen, mit denen sich Schildknecht zu melden pflegte. Caspar ging hinunter.

„Es ist aus mit uns beiden," sagte Schildknecht zu ihm, „der Polizeileutnant hat mich entlassen, weil ich Ihnen das Geld geliehen hab'. Ich muß jetzt wieder Kasernendienst tun."

Caspar nickte trübselig. „So geht mir's eben," murmelte er, „sie wollen's nicht leiden, wenn einer zu mir hält." Er reichte Schildknecht die Hand zum Abschied.

„Hören Sie mal zu, Hauser," sagte Schildknecht eifrig, „ich will jede Woche zwei- oder dreimal, überhaupt wenn ich frei bin, dahier in den Hof kommen und meinen Pfiff pfeifen. Vielleicht brauchen Sie mich mal. Warum nicht, kann ja möglich sein."

Es lag in den Worten eine über alle Maßen tiefe Herzlichkeit. Caspar richtete den aufmerksamen Blick in Schildknechts freundlich lächelndes Gesicht und erwiderte langsam und bedächtig: „Es kann möglich sein, das ist wahr."

„Topp! Abgemacht!" rief Schildknecht.

Sie gingen durch den Flur nach der Straße. Vor dem Tor stand ein Amtsdiener, und da er Caspars ansichtig wurde, sagte er, er habe ihn gesucht, der Herr Staatsrat schicke ihn her, Caspar solle gleich hinkommen. Caspar fragte, was es gäbe. „Der Herr Staatsrat reist um sechs Uhr mit dem Herrn Polizeileutnant ab und will noch mit Ihnen sprechen," antwortete der Mann.

Caspar machte sich auf den Weg. Ein paar hundert Schritte vom Lehrerhaus entfernt konnte er nicht weiter. Ein Ziegelwagen war vor dem Einfahren in ein Tor mit gebrochener Radachse umgestürzt und versperrte die Gasse. Caspar

wartete eine Weile, kehrte dann um und mußte nun durch die Würzburger Straße und über die Felder. Infolgedessen kam er zu spät. Als er vor dem Feuerbachschen Garten anlangte, war der Präsident schon weggefahren. Henriette und der Hofrat Hofmann standen am Gartentor und nahmen Caspars triftige Entschuldigung schweigend auf. Henriette hatte verweinte Augen. Sie blickte lange die Gasse hinunter, wo der Wagen verschwunden war, dann drehte sie sich wortlos um und schritt gegen das Haus.

Schildknecht

Der Mai brachte viel Regen. Wenn das Wetter es irgend erlaubte, wanderten Caspar und Frau von Kannawurf ganze Nachmittage lang durch die Umgegend. Caspar vernachlässigte plötzlich sein Amt. Auf Vorhaltungen entgegnete er: „Ich bin der dummen Schreiberei überdrüssig." Was ihm von den maßgebenden Personen höchlichst verübelt wurde.

Der von Hickel neuaufgenommene und für die Dauer seiner Abwesenheit streng unterwiesene Bursche ward gleich zu Anfang so lästig, daß sich Frau von Kannawurf beim Hofrat Hofmann darüber beschwerte. Weniger aus Einsicht als um der schönen Frau gefällig zu sein, gestattete der Hofrat, daß Caspar seine Spaziergänge mit ihr allein unternehme. „Hoffentlich entführen Sie mir den Hauser nicht," sagte er mit seinem fiskalisch-schlauen Lächeln zu der Sprachlosen.

Nun aber machte wieder Quandt Schwierigkeiten. „Ich bestehe auf meiner Instruktion," war sein eisernes Sprüchlein. Eines Morgens erschien daher Frau von Kannawurf in der Studierstube des Lehrers und stellte ihn kühn zur Rede. Quandt konnte ihr nicht ins Gesicht sehen; er war vollkommen verdattert und wurde abwechselnd rot und blaß. „Ich bin ganz zu Ihren Diensten, Madame," sagte er mit dem Ausdruck eines Menschen, der sich auf der Folter zu allem entschließt, was man von ihm haben will.

Frau von Kannawurf schaute sich mit gelassener Neugier im Zimmer um. „Wie verhalten Sie sich eigentlich innerlich zu Caspar?" fragte sie auf einmal. „Lieben Sie ihn?"

Quandt seufzte. „Ich wollte, ich könnte ihn so lieben, wie seine achtungswerten Freunde glauben, daß er es verdient," antwortete er meisterhaft verschnörkelt.

Frau von Kannawurf erhob sich. „Wie soll ich das verstehen?" brach sie leidenschaftlich aus, „wie kann man ihn nicht lieben, ihn nicht auf Händen tragen?" Ihr Gesicht glühte, sie trat dicht vor den erschrockenen Lehrer hin und sah ihn drohend und traurig an.

Doch sie besänftigte sich schnell und sprach nun von andern Dingen, um den ihr erstaunlichen Mann besser kennen zu lernen. Ihr war jeder Mensch ein Wunder und fast alles, was Menschen taten, etwas Wunderbares. Deshalb erreichte sie selten ein vorgesetztes Ziel. Sie vergaß sich und überschritt die Grenze, die ein oberflächlicher Verkehr bedingt.

Quandt ärgerte sich nachher gründlich über seine nachgiebige Haltung. Was mag denn da wieder dahinter stecken? grübelte er. Sooft die kleinen Briefchen von Frau von Kannawurf an Caspar kamen, öffnete er und las sie, ehe er sie dem Jüngling gab. Er brachte nichts heraus; der Inhalt war zu unverfänglich. Wahrscheinlich verständigen sie sich in irgendeiner Geheimsprache, dachte Quandt und stellte gewisse wiederkehrende Phrasen zusammen in der Hoffnung, damit den Schlüssel zu finden. Caspar wehrte sich gegen diese Eingriffe, worauf Quandt ihm mit ungewöhnlicher Beredsamkeit das Recht der Erzieher auf die Korrespondenz ihrer Pfleglinge bewies.

Schließlich bat Caspar seine Freundin, ihm nicht mehr zu schreiben. So unverfänglich wie die Briefe hätte der Lehrer auch, wenn er unsichtbar die beiden hätte belauschen können, ihre Gespräche gefunden. Es kam vor, daß sie stundenlang ohne zu reden nebeneinander her gingen. „Ist es nicht schön im Wald?" fragte dann die junge Frau mit dem innigsten Klang ihrer süßen Stimme und einem kleinen, vogelhaft zwitschernden Lachen. Oder sie pflückte eine Blume vom Wiesenrain und fragte: „Ist das nicht schön?"

„Es ist schön," antwortete Caspar.

„So trocken, so ernsthaft?"

„Daß es schön ist, weiß ich noch nicht gar lange," bemerkte Caspar tief, „das Schöne kommt zuletzt.

Eines Tages kamen sie überein, daß er sie einfach Clara und sie ihn Caspar nennen solle. Sie amüsierte sich über die geschäftsmäßige Gesetztheit, mit der er seinerseits diesen Vertrag einhielt. Er belustigte sie überhaupt oft, besonders wenn er ihr kleine Moralpredigten hielt oder etwas, was er frauenzimmerlich nannte, geärgert tadelte. Er ermahnte sie auch, nicht gar so viel herumzulaufen und ihre Gesundheit zu schonen. Nun sah es ja manchmal wirklich aus, als habe sie die Absicht, sich zu ermüden und zu erschöpfen. Eine ihrer Leidenschaften bestand darin, auf Türme zu steigen; auf dem Turm der Johanniskirche wohnte ein alter Glöckner, ein weiser Mann in seiner Art, durch lange Einsamkeit beschaulich und sanft geworden; sie scheute nicht die Anstrengung der vielen hundert Stufen und lief oft zweimal täglich zu dem Alten hinauf, plauderte mit ihm wie mit einem Freund oder lehnte über die eiserne Brüstung der schmalen Galerie und schaute über das Land in die Fernen. Der Glöckner hatte sie auch so ins Herz geschlossen, daß er zu gewissen Abendstunden nach der Richtung des Imhoff-

schlößchens verabredete Zeichen mit seiner Laterne gab.

Jeden Tag machte sie neue Reisepläne, denn sie gefiel sich nicht in der kleinen Stadt. Caspar fragte, warum sie denn so fortdränge, aber darüber wußte sie im Grund keinen Aufschluß zu geben. „Ich darf nicht wurzeln," sagte sie, „ich werde unglücklich, wenn ich zufrieden bin, ich muß immer auf Entdeckungsfahrten gehen, ich muß Menschen suchen." Sie blickte Caspar zärtlich an, indes ihr kleiner Mund unaufhörlich zuckte.

Einmal, und das war das einzige Mal überhaupt, daß davon gesprochen wurde, erwähnte sie der Feuerbachschen Schrift. Caspar griff nach ihrer Hand, die er mit sonderbarer Kraft so stark preßte, als wolle er damit das Wort zerquetschen, das er vernommen. Frau von Kannawurf stieß einen leisen Schrei aus.

Es war schon Abend; sie gingen noch bis zu der Straßenkreuzung, an der sie sich gewöhnlich voneinander trennten. Da sagte Frau von Kannawurf rasch und eindringlich, indem sie sich nah zu ihm stellte und auf seine Stirn starrte: „Also wollen Sie es auf sich nehmen?"

„Was?" entgegnete er mit sichtlichem Unbehagen.

„Alles —?"

„Ja, alles," sagte er dumpf, „aber ich weiß nicht, ich bin ja ganz allein."

„Natürlich allein, aber etwas andres wünschen Sie doch gar nicht. Allein wie im Kerker, das ist es eben, nur nicht mehr drunten, sondern droben —" Sie konnte nicht weiterreden, er legte die eine Hand auf ihren Mund und die andre auf den seinen. Dabei glänzten seine Augen beinahe voll Haß. Plötzlich dachte er mit einer Art freudiger Bestürzung: ob meine Mutter so ähnlich ist wie diese da? Er hatte ein durstiges und brennendes Gefühl auf den Lippen, und es war zugleich etwas in ihm, wovor ihn widerte. „Ich geh' jetzt heim," stieß er mit wunderlichem Unwillen hervor und entfernte sich voll Eile.

Frau von Kannawurf sah ihm nach, und als die Dunkelheit schon längst seine Gestalt verschlungen hatte, heftete sie noch die großen Kinderaugen in die Richtung seines Weges. Es war ihr furchtbar bang ums Herz. Er ist sicher der mutigste aller Menschen, dachte sie, er ahnt nicht einmal, wieviel Mut er besitzt; was bewegt mich doch so sehr, wenn ich mit ihm rede oder schweige? Warum ängstigt's mich so, wenn ich ihn sich selbst überlassen weiß?

Sie ging heimwärts und brauchte zu einem Weg von wenig mehr als tausend Schritten über eine halbe Stunde. Im Westen leuchteten Blitze wie feurige Adern.

Caspar hatte sich frühzeitig zu Bett begeben. Es mochte ungefähr vier Uhr morgens sein, da wurde er durch einen lauten Ruf aufgeweckt. Es war auf der Straße außerhalb des Hofs, und die Stimme rief: „Quandt! Quandt!"

Caspar, noch im Halbschlaf, glaubte die Stimme Hickels zu erkennen. Es wurde irgendwo ein Fenster geöffnet, der von der Straße sagte etwas, was Caspar nicht verstehen konnte, bald hernach ging eine Tür im Haus. Es blieb dann eine Weile ruhig. Caspar legte sich auf die Seite, um weiterzuschlafen, da pochte es an seine Zimmertür. „Was gibt's?" fragte Caspar.

„Machen Sie auf, Hauser!" antwortete Quandts Stimme.

Caspar sprang aus dem Bett und schob den Riegel zurück. Quandt, vollständig angekleidet, trat auf die Schwelle. Sein Gesicht sah im Morgengrauen grünlich fahl aus.

„Der Präsident ist tot," sagte er.

In einem schwindelnden Gefühl setzte sich Caspar auf den Bettrand.

„Ich bin im Begriff hinzugehen, wenn Sie sich anschließen wollen, machen Sie rasch," fuhr Quandt murmelnd fort.

Caspar schlüpfte in die Kleider; er war wie betrunken.

Zehn Minuten darauf schritt er neben Quandt auf dem Weg zur Heiligenkreuzgasse. Im Garten vor dem Feuerbachschen Haus standen Leute, die halb verschlafen, halb bestürzt aussahen. Ein Bäckerjunge saß auf der Treppe und heulte in seine weiße Schürze hinein. „Glauben Sie, daß man nach oben darf?" fragte Quandt den Schreiber Dillmann, der mit ingrimmigem Gesicht und tief in die Stirn gedrücktem Hut auf und ab ging.

„Die Leiche ist ja noch gar nicht in der Stadt," sagte ein alter Artilleriehauptmann, an dessen Schnurrbart kleine Regentropfen hingen.

„Das weiß ich," entgegnete Quandt, und er folgte etwas beklommen Caspar, der ins Haus eingetreten war. Im unteren Stock standen alle Türen offen. In der Küche saßen zwei Mägde vor einem Haufen Holz, das zu Scheiten geschlagen war. Sie schienen angstvoll zu horchen. Caspar und Quandt vernahmen eine durchdringende Stimme, die sich näherte. Sie sahen alsbald eine weibliche Gestalt mit hochgehobenen Armen durch eines der Zimmer laufen. Sie schrie vor sich hin wie rasend.

„Die Unglückliche," sagte Quandt verstört.

Es war Henriette. Ihr Geschrei dauerte ununterbrochen fort, bis einige Damen erschienen, darunter Frau von Stichaner. Quandt begab sich mit Caspar an die Schwelle des Staatsgemachs. Die Frauen bemühten sich um Henriette, sie aber stieß jede mit den Fäusten von sich. „Ich hab's gewußt," schrie sie, „ich hab's gewußt, sie haben ihn mir vergiftet, haben ihn vergiftet!" Ihre Augen waren blutunterlaufen, und ihr Blick war rot. Sie stürmte in ein andres Zimmer,

das lose Nachtgewand flatterte hinter ihr, und immer gellender schallte ihr Geschrei: „Sie haben ihn vergiftet! vergiftet! vergiftet!"

Caspar hatte keinen andern Ruhepunkt für sein Auge als das Napoleonbild, dem er gegenüberstand. Es kam ihm vor, als müsse der gemalte Kaiser schon müde sein von der unablässigen majestätischen Drehung, die sein Hals machte.

„Lassen Sie uns gehen, Hauser," sagte Quandt, „es ist zuviel des Jammers."

Im Flur stand der Regierungspräsident Mieg im Gespräch mit Hickel. Der Polizeileutnant berichtete alle Einzelheiten der Katastrophe. In Ochsenfurt am Main habe Seine Exzellenz über Unwohlsein geklagt und sei zu Bett gegangen; in der Nacht habe er gefiebert, der gerufene Arzt habe ihm zur Ader gelassen und habe behauptet, die Krankheit sei bedeutungslos. Am Morgen darauf sei plötzlich das Ende eingetreten.

„Und welcher Ursache schrieb der Arzt seinen Tod zu?" erkundigte sich Herr von Mieg und verbeugte sich gleichzeitig, da Frau von Imhoff und Frau von Kannawurf an seine Seite traten. Frau von Imhoff weinte.

Hickel zuckte die Achseln. „Er glaubte an Herzschwäche," erwiderte er.

Ungeachtet des frühen Morgens war schon die ganze Stadt auf den Beinen. Ueber dem Dach des Appellgerichts wehten zwei schwarze Fahnen.

Caspar blieb den Tag über in seinem Zimmer. Niemand störte ihn. Er lag auf dem Sofa, die Hände unterm Kopf, und starrte in die Luft. Spät nachmittags bekam er Hunger und ging in die Wohnstube. Quandt war nicht da. Die Lehrerin sagte: „Um vier Uhr ist die Leiche angekommen; Sie sollten eigentlich hingehen, Hauser, und ihn nochmal sehen, bevor er begraben wird."

Caspar würgte an einem Stück Brot und nickte.

„Sehen Sie, wie recht ich damals hatte mit den Totenweibern," fuhr die Lehrerin geschwätzig fort, „aber die Männer denken immer, alles geht so, wie sie's ausrechnen."

Der Flur des Feuerbachschen Hauses war angefüllt von Menschen. Caspar drückte sich in einen Winkel und stand eine Weile unbeachtet. Er zitterte an allen Gliedern. Der eigentümliche Geruch, der im Hause herrschte, benahm ihm die Sinne. Da spürte er sich bei der Hand gepackt. Aufschauend, erkannte er Frau von Imhoff. Sie gab ihm ein Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ein großes Zimmer, in dessen Mitte der Tote aufgebahrt war. Drei Söhne Feuerbachs saßen zu Häupten des Vaters, Henriette lag regungslos über die Leiche hingeworfen. Am Fenster standen der Hofrat Hofmann und der Archivdirektor Wurm. Sonst war niemand im Zimmer.

Das Gesicht des Toten war gelb wie eine Zitrone. Um die Winkel des scharfen verbissenen Mundes hatten sich große Muskelknoten gebildet. Das schiefergraue Kopfhaar glich einem kurzgeschorenen Tierfell. Es war nichts mehr von Größe in diesen Zügen, nur zähneknirschender Schmerz und eine unmenschliche, eisige Angst.

Caspar hatte noch nie einen Toten gesehen. Sein Gesicht bekam einen qualvoll-wißbegierigen Ausdruck, die Augäpfel drehten sich in die Winkel, und mit allen zehn Fingern umkrampfte er Kinn und Mund. Sein ganzes Herz löste sich in Tränen auf.

Henriette Feuerbach erhob den Kopf von der Bahre, und als sie den Jüngling sah, verzerrten sich ihre Züge gräßlich. „Deinetwegen hat er sterben müssen!" schrie sie mit einer Stimme, vor der alle erbebten.

Caspar öffnete die Lippen. Weit nach vorn gebeugt, starrte er das halbwahnsinnige Weib an. Zweimal klopfte er sich mit der Hand gegen die Brust — er schien zu lachen —, plötzlich gab er einen dumpfen Laut von sich und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Alle waren erstarrt. Die Söhne des Präsidenten waren aufgestanden und schauten bekümmert auf den am Boden liegenden Jüngling. Direktor Wurm eilte, als er sich gefaßt hatte, zur Tür, wahrscheinlich um einen Arzt zu rufen. Der besonnene Hofrat hielt ihn zurück und meinte, man solle kein unnötiges Aufsehen machen. Frau von Imhoff kniete neben Caspar und befeuchtete seine Schläfe mit ihrem Riechwasser. Er kam langsam zu sich, doch dauerte es eine Viertelstunde, bis er sich erheben und gehen konnte. Frau von Imhoff begleitete ihn hinaus. Damit sie sich nicht durch die Menge der Besucher im Korridor zu drängen brauchten, führte sie ihn über eine Hintertreppe in den Garten und anerbot sich, ihn nach Haus zu bringen. „Nein," sagte er unnatürlich leise, „ich will allein gehen." Er steckte seine Nase in die Luft und schnüffelte unbewußt. Sein Puls ging so schnell, daß die Adern am Hals förmlich flogen.

Er entwand sich dem liebreichen Zuspruch der jungen Frau und ging mit trägen Schritten gegen die Hauptallee des Gartens. Vor dem Portal stieß er auf den Polizeileutnant. „Nun, Hauser!" redete ihn Hickel an.

Caspar blieb stehen.

„Zur Trauer haben Sie gegründeten Anlaß," sagte Hickel mit unheilvoller Betonung, „denn wer wird eines Feuerbach gewichtiges Fürwort ersetzen?"

Caspar antwortete nichts und schaute gleichsam durch den Polizeileutnant hindurch, als ob er aus Glas wäre.

„Guten Abend," ertönte da eine glockenhelle Stimme, die Caspar wundersam berührte. Frau

von Kannawurf trat an seine Seite. Hickels Gesicht wurde um eine Schattierung bleicher. „Gnädigste Frau," sagte er mit einer Galanterie, die sich krampfhaft ausnahm, „darf ich die Gelegenheit benutzen, Ihnen meine ungemessene Verehrung zu Füßen zu legen?"

Frau von Kannawurf trat unwillkürlich einen Schritt zurück und sah erschrocken aus.

Der Polizeileutnant hatte die Miene eines Menschen, der sich in ein tiefes Wasser stürzt. Er beugte sich nieder, und ehe Frau von Kannawurf es hindern konnte, packte er ihre Hand und drückte einen Kuß darauf, und zwar mit den nackten Zähnen; als er sich aufrichtete, waren seine Lippen noch getrennt. Ohne eine Silbe weiter zu sprechen, eilte er davon.

Mit weiten Augen blickte ihm Frau von Kannawurf nach. „Grauenhaft ist mir der Mensch," flüsterte sie. Caspar blieb völlig teilnahmslos. Frau von Kannawurf begleitete ihn schweigend nach Hause.

Als er in seinem Zimmer war, bekamen seine Augen einen geisterhaften Glanz und flammten in der Dämmerung wie zwei Glühwürmer. Er stellte sich in die Mitte des Raumes, und vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, sagte er in beschwörendem Ton folgendes:

„Kenn' ich dich, so nenn' ich dich. Bist du die Mutter, so höre mich. Ich geh' zu dir. Ich muß zu dir. Einen Boten schick' ich dir. Bist du die Mutter, so frag' ich dich: warum das lange Warten? Keine Furcht hab' ich mehr, und die Not ist groß. Caspar Hauser heißen sie mich, aber du nennst mich anders. Zu dir muß ich gehn ins Schloß. Der Bote ist treu, Gott wird ihn führen und die Sonne ihm leuchten. Sprich zu ihm, gib mir Kunde durch ihn."

Plötzlich ergriff ihn eine sonderbare Ruhe. Er setzte sich an den Tisch, nahm einen Bogen Papier und schrieb, ohne daß ihn die Dunkelheit hinderte, dieselben Worte nieder. Darauf faltete er den Bogen zusammen, und da er kein Wachs besaß, zündete er die Kerze an, ließ das Unschlitt aufs Papier träufeln und drückte das Siegel darauf, das ein Pferd vorstellte mit der Legende: Stolz, doch sanft.

Es verging eine halbe Stunde; er saß regungslos da und lächelte mit geschlossenen Augen. Bisweilen schien es, als bete er, denn seine Lippen bewegten sich suchend. Er dachte an Schildknecht. Er wünschte ihn herbei mit aller Kraft seiner Seele.

Und als ob diesem Wünschen die Macht innegewohnt hätte, Wirklichkeit zu erzeugen, schallte auf einmal vom Hof herauf der wohllautende Triolenpfiff. Caspar ging zum Fenster und öffnete; es war Schildknecht. „Ich komm' hinunter," rief ihm Caspar zu.

Unten angelangt, packte er Schildknecht beim Rockärmel und zog ihn durch das Pförtchen auf die einsame Gasse. Dort forderte er ihn stumm auf, ihm weiter zu folgen. Bisweilen hielt er zögernd inne und spähte umher. Sie kamen beim Häuschen des Zolleinnehmers vorüber und auf einen Wiesenplan. Auf dem Rain stand ein Bauernwagen. Caspar setzte sich auf die Deichsel und zog Schildknecht neben sich. Er näherte seinen Mund dem Ohr des Soldaten und sagte: „Jetzt brauch' ich Sie."

Schildknecht nickte.

„Es geht um alles," fuhr Caspar fort.

Schildknecht nickte.

„Da ist ein Brief," sagte Caspar, „den soll meine Mutter bekommen."

Schildknecht nickte wieder, diesmal voll Andacht. „Weiß schon," antwortete er, „die Fürstin Stephanie —"

„Woher wissen Sie's?" hauchte Caspar betroffen.

„Hab's gelesen. Hab's in dem Buch vom Staatsrat gelesen."

„Und weißt auch, wo du hingehen mußt, Schildknecht?"

„Weiß es. Ist ja unser Land."

„Und willst ihr den Brief geben?"

„Will es."

„Und schwörst bei deiner Seligkeit, daß du ihr selber den Brief gibst? Aufs Schloß gehst? In die Kirche, wenn sie dort ist? Ihren Wagen aufhältst, wenn sie auf der Straße fährt?"

„Ist kein Schwören nötig. Ich tu's, und wenn's Knollen regnet."

„Wenn ich's tun wollte, Schildknecht, ich käm' nicht bis ins nächste Dorf. Sie würden mich abfangen und einsperren."

„Weiß es."

„Wie willst du's anstellen?"

„Bauernkleider anziehen, bei Tag im Wald schlafen, bei Nacht laufen."

„Und wo den Brief verstecken?"

„Unter der Sohle, im Strumpf."

„Und wann kannst du fort?"

„Wann's beliebt. Morgen, heute, gleich, wenn's beliebt. Ist zwar Fahnenflucht, macht aber nichts."

„Wenn's gelingt, macht es nichts. Hast du Geld?"

„Nicht einen Taler. Macht aber nichts."

„Nein. Geld ist nötig. Brauchst viel Geld. Geh mit mir, ich hole Geld."

Caspar sprang empor und schritt in der Richtung des Imhoffschlößchens voran. Am Tor gebot Caspar dem Soldaten zu warten. Er ging hinein und sagte zum Pförtner, er müsse Frau von Kannawurf sprechen. Es war etwas in seinem Aussehen, was dem alten Hausmeister Beine machte. Frau von Kannawurf kam ihm alsbald entgegen. Sie führte ihn über eine Stiege

in einen kleinen Saal, der nicht erleuchtet war. Ein wandhoher Spiegel glitzerte im Mondschein. Der Pförtner machte Licht und entfernte sich zögernd.

„Fragen Sie mich nichts," sagte Caspar mit fliegendem Atem zu der Freundin, die keines Wortes mächtig war, „ich brauche zehn Dukaten. Geben Sie mir zehn Dukaten."

Sie blickte ihn ängstlich an. „Warten Sie," antwortete sie leise und ging hinaus.

Es dünkte Caspar eine Ewigkeit, bis sie wiederkam. Er stand am Fenster und strich beständig mit der einen Hand über seine Wange. Still, wie sie gegangen, kehrte Frau von Kannawurf zurück und reichte ihm eine kleine Rolle. Er nahm ihre Hand und stammelte etwas. Ihr Gesicht zuckte über und über, ihre Augen schwammen wie im Nebel. Verstand sie ihn? Sie mußte wohl ahnen; doch sie fragte nicht. Ein trübes Lächeln irrte um ihre Lippen, als sie Caspar hinausbegleitete. Sie war ergreifend schön in diesem Augenblick.

Schildknecht lehnte am Mauerpfeiler des Tors und guckte ernsthaft in den Mond. Sie gingen zusammen stadtwärts; nach ein paar hundert Schritten blieb Caspar stehen und gab Schildknecht den Brief und die Geldrolle. Schildknecht sagte keine Silbe. Er blies ein wenig die Backen auf und sah harmlos aus.

Vor dem Kronacher Buck meinte Schildknecht, es sei besser, wenn man sie nicht mehr beieinander sähe. Ein Händedruck, und sie schieden. Dann drehte sich Schildknecht noch einmal um und rief anscheinend fröhlich: „Auf Wiedersehen!"

Caspar blieb noch lange wie verhext an demselben Fleck stehen. Er hatte Lust, sich ins Gras zu werfen und die Arme in die Erde zu wühlen, für die er plötzlich Dankbarkeit empfand.

Spät kam er heim, blieb aber glücklicherweise ungefragt, denn Quandt war einer wichtigen Besprechung halber zum Hofrat Hofmann befohlen. Er brachte eine Neuigkeit mit. „Höre nur, Jette," sagte er, „der Staatsrat hat sich während der letzten Tage, die er mit dem Polizeileutnant beisammen war, von der Sache des Hauser gänzlich losgesagt. Er soll sogar mit dem Plan umgegangen sein, die Denkschrift für den Hauser öffentlich als einen Irrtum zu erklären."

„Wer hat's gesagt?" fragte die Lehrerin.

„Der Polizeileutnant; es heißt auch allgemein so. Der Hofrat ist derselben Ansicht."

„Es heißt aber auch, daß der Staatsrat vergiftet worden ist."

„Ach was, dummes Geschwätz," fuhr Quandt auf. „Hüte dich nur, daß du dergleichen verlauten läßt. Der Polizeileutnant hat gedroht, daß er die Verbreiter von so gefährlichen Redensarten verhaften lassen und unerbittlich zur Rechenschaft ziehen werde. Was macht der Hauser?"

„Ich glaube, er ist schon schlafen gegangen. Nachmittags war er bei mir in der Küche und beklagte sich über die vielen Fliegen in seinem Zimmer."

„Weiter hat er jetzt keine Sorgen? Das sieht ihm ähnlich."

„Ja. Ich sagte ihm, er soll sie doch hinausjagen. Das tu' ich ja, antwortete er, aber dann kommen immer gleich zwanzig wieder herein."

„Zwanzig?" sagte Quandt mißbilligend. „Wieso zwanzig? Das ist doch nur eine willkürliche Zahl?"

Man begab sich zur Ruhe.

Am Tage von Feuerbachs Begräbnis trafen Daumer und Herr von Tucher aus Nürnberg ein und stiegen im „Stern" ab. Daumer suchte alsbald Caspar auf. Caspar war gegen seinen ersten Beschützer frei und offen, und doch hatte Daumer den quälenden Eindruck, als sehe und höre ihn Caspar gar nicht. Er fand ihn blaß, größer geworden, schweigsam wie stets und von einer wunderlichen Heiterkeit; ja, ganz zugeschlossen, ganz eingesponnen in diese Heiterkeit, die, seltsam wirkend, dunkle Schatten um ihn warf.

In einem Brief an seine Schwester schrieb Daumer unter anderm: „Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, es mache mir Freude, den Jüngling zu sehen. Nein, es ist mir schmerzlich, ihn zu sehen, und fragst du mich nach dem Grund, so muß ich wie ein dummer Schüler antworten: Ich weiß nicht. Uebrigens lebt er hier ganz in Frieden und wird wohl, trübselig zu melden, all seine Tage hindurch als ein obskurer Gerichtsschreiber oder dergleichen figurieren."

Während Herr von Tucher am selben Nachmittag wieder abreiste, und zwar ohne sich um Caspar zu kümmern, blieb Daumer noch drei Tage in der Stadt, da er Geschäfte bei der Regierung hatte. Beim Begräbnis des Präsidenten sah er Caspar nicht; er erfuhr später, daß Frau von Imhoff seine Anwesenheit zu verhindern gewußt hatte. Er machte bald die kränkende Entdeckung, daß Caspar ihm geflissentlich auswich. Eine Stunde vor seiner Abreise sprach er mit dem Lehrer Quandt darüber.

„Kann ein Mann von Ihrer Einsicht um eine Erklärung dieses Betragens verlegen sein?" sagte Quandt erstaunt. „Es ist doch ganz klar, daß er jetzt, wo er eine immer größer werdende Gleichgültigkeit um sich entstehen sieht und die Folgen davon täglich empfinden muß, daß er jetzt durch den Anblick seiner Nürnberger Freunde in Verlegenheit gerät und sie nach Kräften zu meiden sucht. Denn dort stand er ja in floribus und glaubte wunder was für Rosinen in seinem Kuchen steckten. Wir aber, verehrter Herr Professor, sind ihm dicht auf der Spur; es wird

Der Angler

Nach einem Gemälde von Rudolf Riemerschmid

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

nicht mehr lange dauern, und Sie werden merkwürdige Nachrichten hören."

Quandt sah bekümmert aus, und seine Worte klangen fanatisch. Ob danach Daumer gerade mit hoffnungsvoller Brust die Fahrt zum heimatlichen Bezirk angetreten habe, steht zu bezweifeln. Fast hätte er wie in jener stillen Nacht, als er Caspar im Geist und leibhaftig an sich gedrückt, klagend über die sommerlichen Felder gerufen: Mensch, o Mensch!

Ein unterbrochenes Spiel

Im Verlauf der folgenden Wochen gab es in den Salons und Bürgerstuben der Stadt allerlei sonderliche Dinge zu munkeln. Ohne daß das Gerede bestimmte Formen annahm, wollte man doch in dem plötzlichen Tod des Präsidenten Feuerbach auch weiterhin nichts sehen als die Frucht einer mysteriösen Verschwörung. Eine greifbare Aeußerung fiel natürlich nicht; die Flüsterer nahmen sich in acht. Sehr insgeheim raunten sie sich zu, auch Lord Stanhope sei an dieser Verschwörung beteiligt, und nach und nach tauchte das bestimmte Gerücht auf, der Lord gehe damit um, einen Kriminalprozeß gegen Caspar Hauser anzustrengen, und habe sich zu dem Ende schon der Hilfe eines bedeutenden Rechtsgelehrten versichert. Auf einmal bekannte sich kein Mensch mehr zu dem früheren Enthusiasmus für den Grafen, das großartige Andenken, das er hinterlassen, war verwischt, und in einigen maßgebenden Familien, wo er der Abgott gewesen, sprach man bereits mit ängstlicher Vorsicht seinen Namen aus.

Caspars Freunde wurden besorgt. Frau von Imhoff suchte eines Tages den Polizeileutnant auf und erkundigte sich, was von dem Gemunkel zu halten sei. Mit kühlem Bedauern erwiderte Hickel, daß die öffentliche Meinung in diesem Punkt nicht fehlgehe. „Das Blatt hat sich eben gewendet," sagte er; „Seine Lordschaft sieht in Caspar Hauser jetzt nur einen gewöhnlichen Schwindler."

Darauf verließ Frau von Imhoff den Polizeileutnant, ohne ein Wort zu entgegnen und ohne Gruß.

Ei, die sanften Seelen, höhnte Hickel für sich, das Grausen faßt sie an.

Hickel hatte eine neue Wohnung auf der Promenade gemietet und lebte wie ein großer Herr. Woher mag er die Mittel haben? fragten die Leute. Er hat Glück am Kartentisch, sagten einige; andre behaupteten im Gegenteil, daß er fortwährend große Summen verliere.

Auch damit war der Gesprächsstoff nicht erschöpft. Eine andre Seltsamkeit: Im Sommer war aus der Infanteriekaserne ein Soldat auf unaufgeklärte Weise verschwunden. Zu andrer Zeit wäre ein solches Ereignis vielleicht unbeachtet geblieben. Jetzt hefteten sich auch daran allerlei Fabeleien. Es wurde gesagt, jener Soldat, der den Hauser beaufsichtigt, habe von gewissen Geheimnissen Kenntnis erhalten und sei beiseitegeschafft worden. Man wurde furchtsam; man verschloß bei Nacht sorgfältig die Haustüren. Es war nicht mehr geheuer in der guten, stillen Stadt. Wer fremden Namens war, wurde beargwöhnt.

Selbst Frau von Kannawurf erfuhr solchen Argwohn, wenngleich um sie etwas Unantastbares war, das den verleumderischen Worten die Kraft raubte. Dennoch fiel es auf, daß sie sich des Umgangs mit ihresgleichen entzog und sich anstatt dessen häufig unter Menschen der niedersten Volksklasse herumtrieb. Sie verbrachte viele Stunden in geistlosem Gespräch mit Bauernweibern und Arbeiterfrauen, stieg zu ihrem Türmer hinauf oder gesellte sich zu den Kindern, die von der Schule heimkehrten. Da geschah es denn oft, daß sie zum maßlosen Staunen der begegnenden Bürger einen lärmenden Schwarm von Knaben und Mädchen um sich versammelt hatte und in ihrer Mitte lächelnd durch die Gassen zog.

Eines Abends im August trat sie ins Zimmer ihrer Freundin, warf sich wie atemlos vom Laufen auf das Sofa und war lange nicht zu sprechen fähig.

„Was hast du nur wieder getrieben, Clara?" sagte Frau von Imhoff vorwurfsvoll; „das heißt nicht leben, das heißt sich verbrennen."

„Es hilft nichts," murmelte das junge Weib erschlafft, „ich muß reisen."

Frau von Imhoff schüttelte liebenswürdig tadelnd den Kopf. Diese Worte hatte sie seit drei Monaten des öfteren vernommen. „Bis zu unserm Familienfest wirst du doch noch bleiben, Clara," erwiderte sie herzlich.

Wieviel Willenskraft gehört doch manchmal dazu, einen Entschluß nicht auszuführen, sagte Clara von Kannawurf zu sich selbst; und nach einer Pause des Schweigens wandte sie das Gesicht der Freundin entgegen und fragte: „Warum, Bettine, kannst du Caspar nicht zu dir ins Haus nehmen? Er soll und darf nicht länger beim Lehrer Quandt bleiben. Dieses Haus zu betreten ist mir unmöglich. Seine Lage ist schauderhaft, Bettine. Wozu sage ich dir das! Du weißt es, ihr wißt es ja alle; ihr bedauert es alle, aber keiner rührt nur den Finger. Keiner, keiner hat den Mut zu tun, was er getan zu haben wünscht, wenn das geschehen ist, was er im stillen fürchtet."

Frau von Imhoff blickte betreten auf ihre Handarbeit. „Ich bin nicht glücklich und nicht unglücklich genug, um mit Aufopferung des eignen einem fremden Schicksal mich hinzugeben," versetzte sie endlich.

Clara stützte den Kopf in die Hand. „Ihr lest ein schönes Buch, ihr seht ein ergreifendes

Theaterstück und seid erschüttert von diesen nur eingebildeten Leiden," fuhr sie bewegt und eindringlich fort. „Ein trauriges Lied kann dir Tränen entlocken, Bettine; erinnere dich nur, wie du weintest, als Fräulein von Stichaner neulich den ‚Wanderer' von Schubert sang. Bei den Worten: Dort, wo du nicht bist, ist das Glück, hast du geweint. Du konntest eine Nacht lang nicht schlafen, als man uns erzählte, drüben in Weinberge habe eine Mutter ihr eignes Kind verhungern lassen. Warum ist es immer nur das Unwirkliche oder das Ferne, woran ihr eure Teilnahme verschwendet? Warum immer nur dem Wort, dem Klang, dem Bild glauben und nicht dem lebendigen Menschen, dessen Not handgreiflich ist? Ich versteh' es nicht, versteh' es nicht, das quält mich, daran, ja daran verbrenn' ich."

Das leise, melodische Stimmchen verging in einem Hauchen. Frau von Imhoff stützte den Kopf in die Hand und schwieg lange. Dann erhob sie sich, setzte sich neben Clara, streichelte die Stirn der Freundin und sagte: „Sprich mal mit ihm. Er soll zu uns kommen. Ich will es durchsetzen."

Clara umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie dankbar. Aber nicht mit freiem Herzen hatte Frau von Imhoff diesen Entschluß gefaßt, und sie atmete seltsam erleichtert auf, als ihr am andern Tag Frau von Kannawurf die Eröffnung machte, Caspar habe sich unbegreiflicherweise hartnäckig gegen den Vorschlag gesträubt, das Haus des Lehrers zu verlassen. Zuerst habe er keinen Grund für seine Weigerung nennen wollen, als er aber Claras Betrübnis wahrgenommen, habe er gesagt: „Dort hat man mich hingebracht, und dort will ich bleiben. Ich will nicht, daß es heißt, beim Lehrer Quandt hat er's nicht gut genug gehabt, da haben ihn aus Mitleid die Imhoffs genommen. Ich hab' ja mein Brot und mein Bett, mehr brauch' ich nicht, und das Bett ist das Allerbeste, was ich auf der Welt kennen gelernt habe, alles andre ist schlecht."

Da fruchtete keine Einrede mehr. „Schließlich könnt ihr ja mit mir anstellen, was ihr wollt," fügte er hinzu, „aber daß ich freiwillig hingehen soll, das wird nicht geschehen. Wozu auch? Lang kann's nimmer dauern."

So war ihm denn das Wort entschlüpft. War deshalb der tiefe Glanz in seinen Augen? Blickte er deshalb mit stummer Spannung die Straßen entlang, wenn er morgens zum Appellgericht ging? War's deswegen, daß er stundenlang am Fenster lehnte und hinüberspähte gegen die Chaussee? Daß er gierig aufhorchte, wenn er irgendwo zwei Menschen leise miteinander reden sah? Daß er täglich dabei sein mußte, wenn der Postwagen ankam, und daß er den Briefboten ausfragte, ob er nichts für ihn habe?

Dem rätselhaften Wesen tat die Zeit keinen Abbruch. Es lag Frau von Kannawurf daran, ihn einer Gebundenheit zu entreißen, die ihn einem innigen Verhältnis zur umgebenden Welt entreißen und jede frohe Betätigung zwangvoll machen mußte. Sie sann immer auf Ablenkung, und jenes Familienfest, von dem ihre Freundin Bettine gesprochen, gab Gelegenheit, damit Caspar wieder einmal aus sich heraus und einer anteilvollen Welt gegenübertrete.

Die Feier wurde von Herrn von Imhoff zu Ehren der Goldenen Hochzeit seiner Eltern veranstaltet und sollte am zwölften September stattfinden. Der junge Doktor Lang, ein Freund des Hauses, hatte zu der Gelegenheit ein sinnreiches Bühnenspiel in Versen verfaßt, welches von einigen Damen und Herren der Gesellschaft ausgeführt werden sollte. Bei den Proben, die im oberen Saal des Schlosses abgehalten wurden, zeigte es sich, daß einer der jungen Leute, der die Rolle eines stummen Schäfers darstellte, seines plumpen Benehmens halber unfähig war, den Part zu gewünschter Wirkung zu bringen. Da hatte Frau von Kannawurf, die selbst mitspielte, den Einfall, diese Rolle Caspar zu übertragen. Die Anregung fand Beifall.

Caspar willigte ein. Da er eine Person vorzustellen hatte, die nichts zu sprechen brauchte, glaubte er sich der Aufgabe leichterdings gewachsen, die seiner alten Neigung für das Theater entgegenkam. Er ging fleißig zu den Proben, und wenngleich das phrasenhafte Wesen des Stücks nicht eben sein Gefallen erweckte, so erfreute er sich doch an der wechselvollen Bewegung innerhalb eines abgemessenen Vorgangs.

Das harmlose Spiel hatte einen berechneten und für das Publikum unschwer durchschaubaren Bezug auf ein schon weit zurückliegendes Ereignis in der Familie der Imhoffs. Einer der Brüder des Barons hatte sich zu Anfang der zwanziger Jahre an burschenschaftlichen Umtrieben beteiligt und war, von dem feierlichen Bannfluch des Vaters und nebenbei von den politischen Behörden verfolgt, nach Amerika entflohen. Nach erlassener Amnestie war er zurückgekehrt, hatte vor dem Familienhaupt alle freiheitlichen Ideen abgeschworen, und von da ab hatte ihm die väterliche Gnade wieder geleuchtet.

Diese etwas philiströse Begebenheit hatte den Hauspoeten zu seiner Dichtung begeistert. Ein König gibt einem ihn besuchenden Freund und Waffengenossen ein Gastmahl. Eine Art andrer Polykrates, brüstet er sich bei diesem Anlaß mit seiner Macht, dem Frieden seiner Länder, den Tugenden seiner Untertanen. Die Höflinge an der Tafel bestärken ihn voll schmeichlerischen Eifers in seinem Glückswahn, nur der Gastfreund wagt das kühne Wort, daß er auf dem Purpur des Herrschers doch einen Makel bemerke. Der König

fühlt sich getroffen und läßt jenen hart an, auch weiß er zu verhindern, daß der Freund weiterspreche, da seine Gemahlin Zeichen eines großen Seelenschmerzes von sich gibt. Unterdessen ziehen im Burghof Schnitter und Schnitterinnen mit Lachen und munteren Zwiegesprächen auf, und Musik begleitet die Erntefeier. Plötzlich entsteht ein Stillschweigen; die Geigen, die Rufe, das Gelächter verstummen, und auf die Frage des Königs wird mitgeteilt, der schwarze Schäfer, der sich schon seit Menschengedenken nicht im Land habe sehen lassen, sei unter das Volk getreten. Der Gastfreund begehrt zu wissen, was für eine Bewandtnis es mit diesem Schäfer habe, und man antwortet ihm, der Wunderbare besitze die Gabe, durch seinen bloßen Anblick bei jedem Menschen die Erinnerung an dessen stärkste Schuld wachzurufen, Schuldlose aber den Gegenstand langgehegter Sehnsucht schauen zu lassen. Zur Bestätigung dessen hört man auch aus der Mitte des Volkes Weinen und allerlei klagende Töne. Der König befiehlt, daß sich der Fremdling entferne, doch die Königin, unterstützt von den Bitten des Gastfreunds und der Höflinge, fleht den Gemahl an, ihn heraufkommen zu lassen. Der König fügt sich, und alsbald betritt der stumme Schäfer die Szene. Er schaut den König an; der verhüllt sein Gesicht; er schaut die Königin an, und diese, dunkel ergriffen, ergeht sich in einem längeren Selbstgespräch, aus welchem deutlich wird, daß ihr erstgeborener Sohn wegen einer unbesonnen angestifteten Verschwörung vom Vater verstoßen wurde und seitdem verschollen ist. Mit ausgebreiteten Armen, unwiderstehlich gezogen, geht sie auf den Schäfer zu, und siehe, es ist der reuig zurückgekehrte Prinz. Man erkennt, man umarmt ihn, das Eis des königlichen Herzens schmilzt, und alles löst sich in Wonne auf.

Caspar benahm sich nicht ungeschickt. Im Lauf der Vorbereitung fand er von sich selbst aus einen heftigen Antrieb zu der Rolle und fühlte sich so hinein, als ob sein alltägliches Leben von ihm abgelöst wäre. Aehnlich verhielt es sich mit Frau von Kannawurf, die die Königin machte; auch sie gab sich ihrer Aufgabe mit einem Ernst hin, der das Spielhafte des Vorgangs undienlich vertiefte und daher die Rollen ihrer Partner schattenhaft werden ließ. So webten die beiden gleichsam in einer eignen Welt für sich.

Es war ein sehr warmer Septembertag, als gegen sechs Uhr abends die geladenen Gäste erschienen, im ganzen etwa fünfzig Personen, die Frauen in großer Pracht, unmäßig aufgedonnert, die Männer in Fräcken und gestickten Uniformen. Das Podium für die Komödie nahm die Schmalwand des Saales völlig ein, Kulissen und Requisiten, auch eine Anzahl Statisten waren vom Direktor des Schloßtheaters zur Verfügung gestellt worden. Die Tafel befand sich in einem Nebensaal; dort hatte sich auch die Musikkapelle eingefunden, denn nach dem Essen sollte getanzt werden.

Um sieben Uhr ertönte ein Glockenzeichen, alles begab sich auf die Plätze. Der Vorhang rollte auf, und der König begann seine überhebliche Tirade. Der Gastfreund, vom Verfasser selbst gemimt, hielt respektvollen Widerpart, dann kam das heitere Zwischenspiel auf dem Hof, und das Folgende nahm seinen ruhigen Fortgang. Nun trat Caspar auf. Das schwarze Gewand kleidete ihn trefflich und hob die Blässe seines Gesichts. Sein Erscheinen auf der Bühne hatte eine unmittelbare Wirkung. Das Husten und Räuspern hörte auf; Totenstille entstand. Wie er den König und die Königin anblickte, wie er auf sie zuschritt und traumhaft lächelte, das war ergreifend. Einige sahen ihn sogar zittern und beobachteten, daß sich seine Finger wie im Krampf in die Hand schlossen. Nun der Monolog der Königin; auch dies klang anders, als Schauspieler sonst sich geben, sie tritt an den Jüngling heran, sie legt die Arme um seinen Hals . . .

In diesem Augenblick eilte ein Mann aus dem Hintergrund des Saales bis vor die Rampe und rief ein gellendes: „Halt!" Die Spieler auf der Szene fuhren erschrocken zusammen, die Zuschauer erhoben sich, und eine allgemeine Unruhe entstand. „Wer ist das? Wer wagt das? Was gibt's?" wurde durcheinander gerufen; man drängte nach vorn, die Frauen schrien ängstlich, Stühle wurden umgeworfen, und nur mit Mühe gelang es dem Hausherrn, eine gefährliche Panik zu verhüten.

Indes stand der Urheber der Verwirrung noch immer unbeweglich vor dem Podium. Es war Hickel. Bleich und feindselig stierte er auf die Szene und schien nichts zu gewahren außer Caspar und Frau von Kannawurf, die, aneinander gedrängt, furchtsam in den verdunkelten Saal schauten. Der erste, der sich an Hickel wandte, war der junge Doktor Lang. In seinem Phantasiekostüm des „Gastfreundes" trat er an den Rand der Estrade und fragte wütend nach dem Grund einer so unverantwortlichen Handlungsweise.

Der Polizeileutnant holte tief Atem und sagte laut mit einer gläsernen Stimme: „Ich muß die hochgeehrte Versammlung tausendmal um Entschuldigung bitten, und da ich selbst zu den hier Geladenen gehöre, wird meine Versicherung vielleicht Glauben finden, daß mir ein solcher Schritt nicht leicht geworden ist. Aber ich kann nicht dulden, daß der Hauser ein frivoles Amüsement zu einer Stunde fortsetzt, wo ich die Nachricht von einem schrecklichen Unglück erfahren habe, das ihn wie keinen andern trifft und für sein ferneres Leben von folgenschwerer Bedeutung sein wird."

Finstere, neugierige und unwillige Augen blickten auf den Polizeileutnant. Der Doktor Lang entgegnete zornig: „Unsinn! Eine Teufelei ist es, weiter nichts. Was auch immer vorgefallen ist, so kann weder ich noch irgend jemand von den Anwesenden Ihnen das Recht zu einer so groben Eigenmächtigkeit zugestehen. Ist es schlimm, was Sie zu melden haben, so war um so mehr Grund zu warten, unser Spiel war ja am Ende. Es ist ein Wahnsinn, ein Mißbrauch der Gastfreundschaft."

„Jawohl, der Doktor hat recht," riefen einige Stimmen.

Hickel senkte den Kopf und legte die Hand vor die Stirn.

„Darf ich wissen, worum es sich handelt?" trat nun Herr von Imhoff dazwischen.

Hickel raffte sich empor und erwiderte dumpf: „Graf Stanhope hat seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht."

Es entstand eine lange Stille. Fast alle blickten auf Caspar, der gegen eine Soffitte lehnte und langsam die Augen schloß.

„Er hat sich erschossen?" fragte Herr von Imhoff.

„Nein," antwortete Hickel, „er hat sich erhängt."

Raschelnde Laute des Schreckens ließen sich vernehmen. Herr von Imhoff biß sich auf die Lippen. „Weiß man Näheres?" fuhr er fort zu fragen.

„Nein. Das heißt, ich habe nur eine allgemein gehaltene Nachricht von seinem Jäger. Er war bei einem Freund, dem Grafen von Belgarde, an der normannischen Küste zu Besuch. Am Morgen des vierten September fand man ihn im Turmzimmer des Schlosses an einer Seidenschnur hängend als Leiche."

Herr von Imhoff sah zu Boden. Als er wieder aufblickte, fixierte er den Polizeileutnant fremd und sagte: „Es tut uns allen von Herzen leid. Ich glaube, daß niemand in diesem Saal ist, der dem unglücklichen Mann nicht ein lebendiges Andenken bewahren wird. Nichtsdestoweniger, Herr Leutnant, bleiben Sie mir Ihres sonderbaren Vorgehens halber Rechenschaft schuldig."

Hickel verbeugte sich stumm.

Die Hausfrau und mit ihr einige andre Damen waren bemüht, die Gäste zu beruhigen, aber während die Diener die Kerzen des großen Kronleuchters anzündeten, meldete man Frau von Imhoff, daß ihre Schwiegermutter, die Jubilarin, infolge der ausgestandenen Aufregung unwohl geworden sei und sich auf ihr Zimmer begeben habe. Sie folgte sogleich nach. Dies war ein Signal zu allgemeinem Aufbruch. Der Regierungspräsident und der Generalkommissär mit ihren Frauen verließen zuerst den Saal, und schließlich blieben nur ein paar intime Freunde des Barons um diesen versammelt und nahmen in gedrückter Stimmung an der weitläufigen Tafel Platz.

„Ich hab' es immer geahnt, daß uns der gute Lord noch einmal eine grimmige Ueberraschung bereiten würde," sagte Herr von Imhoff.

„Was wird aber nun mit dem armen Hauser geschehen?" meinte einer aus der Gesellschaft.

Man sprach allerlei Vermutungen darüber aus; die Unterhaltung kam in Fluß, und wie oft ein unglückliches Ereignis dazu dient, die Phantasie der entfernt Beteiligten wohltätig anzuregen, so auch hier. Man gab sich bis über Mitternacht lebhaften Gesprächen hin.

Caspar hatte sich während des raschen Aufbruchs der Gäste in dem kleinen Ankleidezimmer für die Schauspieler versteckt. Die jungen Leute entledigten sich eilfertig ihres Kostüms und verschwanden. Nach einer Weile kam ein Diener, um die Lichter auszulöschen, und dieser entdeckte Caspar. Als Caspar gegen die Treppe zu ging, hörte er Schritte hinter sich, und Frau von Kannawurf trat an seine Seite. Sie fragte ihn, ob er nach Hause wolle, und er bejahte. „Es regnet," sagte sie unten beim Tor und streckte die Hand hinaus. Sie wartete ein wenig, um den Regen vorübergehen zu lassen, aber es wurde ein heftiger Guß daraus, und das Wasser knatterte lärmend auf die Bäume und den ausgedörrten Boden. Ein kaltfeuchter Luftstrom schlug ihnen entgegen, und Frau von Kannawurf forderte Caspar auf, mit ihr ins Zimmer zu gehen, es könne allzulang dauern. Er folgte still.

Oben machte sie Licht, dann stand sie und sah versonnen in die Flamme. Ihre Schultern bebten fröstlich. Caspar hatte sich auf das Sofa gesetzt. Allgemach spürte er eine so große Müdigkeit, daß es ihn förmlich hintenüberzog, und er mußte sich auf den Rücken legen. Da trat Clara zu ihm und ergriff seine Hand, die er ihr jedoch hastig wieder entriß. Er machte die Augen zu, und einen Moment lang war sein Gesicht vollkommen leblos. Frau von Kannawurf stieß einen matten Angstruf aus und fiel neben ihm auf die Knie. Dann rief sie ihre Kammerzofe und bat um Wasser; sie schenkte ein Glas voll und reichte es ihm zu trinken. Er trank ein paar Schlücke. „Was ist dir, Caspar?" flüsterte sie, und zum erstenmal duzte sie ihn. Er lächelte dankbar. „Du bist wie eine Schwester," sagte er scheu und berührte mit den Fingern das Haar ihres über ihn gebeugten Kopfes. Dieses Wort „Schwester" hatte in seinem Mund einen eignen Klang; es tönte wie ein nie zuvor gesprochenes Wort.

Clara schmiegte sich an seine Seite; ihr war, als müßte sie ihn wärmen, er aber rückte ängstlich fort, da wollte sie sich wieder erheben, doch betastete er mit der Hand ihren Arm und sah

sie an mit einem bittenden Ausdruck von Schmerz und Liebe. „Clara," sagte er, und sie glaubte vergehen zu sollen oder zu einem andern Leben erwachen zu müssen, denn die schüchtern-flehentliche Art, wie er diesen Namen aussprach, hatte etwas Ueberirdisches.

Es kam nun so, daß Stunde auf Stunde verging und sie immer nebeneinander lagen, stumm, stumm regungslos und über und über zitternd beide. Sie streckte die Hand nach ihm aus, und der Atem seines Mundes floß in die Luft gleich dem ihren.

Als es von der Schloßuhr zwölf schlug, schauerte Clara zusammen. Sie erhob sich und sagte mit tiefer Beteuerung vor sich hin: „Nie, nie, nie, nie." Dann schritt sie zum Fenster und öffnete es. Der Regen hatte längst aufgehört, das Firmament war klar, der ganze Sternenhimmel lag funkelnd vor ihr da. Ihre volle Brust drängte den unbekannten Welten entgegen, denn von dieser, auf der sie lebte, war sie satt.

Sie sagte zu Caspar, er könne die Nacht im Schloß verbleiben, aber er entgegnete, das wolle er nicht. Sie ging dann hinaus, um zu sehen, ob Frau von Imhoff noch wach sei. Sie schritt am Speisesaal vorbei, wo die Herren noch beim Wein saßen und laut redeten. Die Baronin hatte sich gleichfalls noch nicht zur Ruhe begeben. Clara teilte ihr mit, daß Caspar bis jetzt bei ihr gewesen sei. Frau von Imhoff nickte, sah aber die Freundin etwas verlegen und verwundert an. „Ich werde morgen früh meinen Koffer packen und reisen," sagte Clara leise und mit einem Ausdruck unwiderruflicher Bestimmtheit, der ihr bisweilen eigen war und ihre kindlichen Züge seltsam hart und leidend machte. Frau von Imhoff erhob sich überrascht und trat nahe an die Freundin heran. Plötzlich fielen sie einander in die Arme, und Clara schluchzte.

Sie verstanden sich; es war nicht nötig zu sprechen.

Als sich Clara losriß, sagte sie, sie werde Caspar noch in die Stadt begleiten. „Das kannst du unmöglich tun," wandte Frau von Imhoff ein, „oder ich werde dir wenigstens den Diener mitgeben."

„Bitte, nicht," antwortete Clara lächelnd, „du weißt doch, daß ich keine Furcht habe. Es beirrt mich auch, wenn man meinethalben ängstlich ist. Die Nacht tut mir gut, und ich freue mich auf den einsamen Rückweg."

Eine Viertelstunde später wanderte sie mit Caspar über die noch feuchte Straße gegen die Stadt. Sie redeten auch jetzt nichts, und vor dem Lehrerhaus reichten sie einander die Hände. „Jetzt gehst du wahrscheinlich fort von mir, Clara," sagte da plötzlich Caspar und schaute sie mit einem verschleierten Blick an.

Sie war ebenso erstaunt wie bewegt über diese Worte, die ein tiefes Vorgefühl verrieten. Wie schön sind seine Augen, dachte sie, sie sind hellbraun wie die eines Rehs; gleicht er doch auch sonst einem Reh, das traurig-verwundert im dunkeln Wald steht.

„Ja, ich gehe," erwiderte sie endlich.

„Und warum denn? Bei dir war mir wohl."

„Ich komme wieder," versicherte sie mit einer gezwungenen Herzlichkeit, hinter der ein Aufschrei erstarb. „Ich komme wieder. Wir werden uns schreiben. Zu Weihnachten komm' ich wieder."

„Ich komme wieder; das hab' ich schon einmal gehört," sagte Caspar bitter. „Bis Weihnachten ist lang. Und schreiben tu' ich nicht. Was hat man vom Schreiben, ist ja doch nur Papier. Geh nur, leb wohl."

„Es kann nicht anders sein," flüsterte Clara, und ihr Blick suchte die Sterne. „Sieh, Caspar, dort oben ist das Ewige. Wir wollen es nicht vergessen wie alle andern. Wir wollen nichts vergessen. Ach, vergessen, vergessen, darin liegt alle Bosheit der Welt. Uns gehören die Sterne, Caspar, und wenn du hinaufschaust, bin ich bei dir."

Caspar schüttelte den Kopf. „Leb wohl," sagte er matt.

Im Erdgeschoß wurde ein Fenster geöffnet, und das mit einer Bettmütze gekrönte Haupt des Lehrers wurde sichtbar, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Es war eine schweigende Mahnung.

Ich will Bettine bitten, daß sie ihn täglich besucht, überlegte Clara, während sie allein durch die öden Gassen ging; ich bring' ihm Unheil, wenn ich bleibe, ein Abgrund gähnt mir entgegen, wie er fürchterlicher nicht zu denken ist. Schwester! Wie war mir doch, als er mich Schwester nannte! Die himmlische Seligkeit pochte mir an die Brust. So hätt' ich einen verlorenen Bruder gefunden, und mehr noch; aber, gerechter Gott, mehr darf es nicht sein. Ihn anzutasten! Seinen Schlummer stören! O verbrecherische Lippen, denen ein Kuß nichts bedeutet! Hätt' ich's getan, ich müßte seine Mörderin heißen, was kann ich Besseres tun als fliehen? Ein guter Genius wird ihn schützen; vermessen, wollt' ich durch meine armselige Gegenwart ihn behütet glauben; ein so edles Ding kann nicht zugrunde gehen, weil sich zwei Augen von ihm wenden.

Diese wirre und aufgeregte Gedankenfolge entschleiert ein rettungslos verstricktes Gemüt, das in seiner Schwärmerei den Entschluß eines Opfers faßt, verzagt, geblendet durch den Anblick von so viel Schicksal und in seiner Betrübnis irregehend an den Kreuzwegen der Liebe.

Den Blick beständig zum Himmel gerichtet, und zwar auf das schöne Sternbild des Wagens, das wie ein erstarrter Zackenblitz im Dunkelblauen

schwamm, bemerkte Clara nicht, daß am Portal des Schlosses eine Gestalt lehnte. Sie prallte erst zurück, als ihr die nächtige Person den Weg verstellte. O Gott, der Grauenvolle, dachte sie.

Hickel, denn dieser war es, verneigte sich gegen die bestürzte Frau. „Vergebung, Madame, Vergebung," murmelte er. „Und nicht nur für diesen Ueberfall, auch für das andre. Sie sind zu schön, Madame. Wenn Sie die Gnade hätten, zu erwägen, daß Ihre sublime Schönheit mit meinem Kopf umspringt wie ein mutwilliger Knabe mit seinem Kreisel, wenn Sie in Betracht ziehen wollten, daß es selbst beim Komödiespiel einen Punkt gibt, wo die verrückt gewordene Phantasie den Gegenstand ihrer Wünsche besudelt und das Bildliche eifersüchtig für ein Wirkliches hält, so würden Sie vielleicht Ihren zerknirschten Diener durch ein tröstliches Wort beglücken."

Alles dies klang einfältig, formlos, geziert, höhnisch und verzweifelt. Er schien die Worte zwischen den Zähnen zu zerquetschen, und man konnte ihm ansehen, daß er sich nur mit Anstrengung steif und ruhig hielt.

Clara trat einen Schritt zurück, verschränkte die Arme, drückte sie fest gegen die Brust und sagte befehlend: „Lassen Sie mich vorbei!"

„Madame, von Ihrem Mund hängt zur Stunde manches ab," fuhr Hickel fort und hob den Arm mit der starren Bewegung einer Wachsfigur. „Ich bin nie ein Bettler gewesen. Hier steh' ich und bettle. Verleugnen Sie nicht Ihr Gesicht, das einen Engel glauben läßt!"

Er trat zur Seite, wortlos ging Clara an ihm vorüber. Sie läutete, und der Pförtner, der auf sie gewartet, öffnete sogleich. Als sie drinnen war, spürte sie eine entsetzliche Uebelkeit. In ihrem Hirn war etwas wie zerrissen. Auf der Treppe stockte sie; ihr war, als müsse sie umkehren und den furchtbaren Mann noch einmal anreden.

Als Caspar am nächsten Nachmittag zu Imhoffs kam, wurde ihm mitgeteilt, daß Frau von Kannawurf schon abgereist sei. Er bat Frau von Imhoff, sie möchte ihm Claras Bild zeigen, das er seit dem ersten Gesellschaftsabend, dem er im Schlosse beigewohnt, nicht mehr gesehen. Die Baronin führte ihn in ein Erkergemach, wo das Porträt zwischen zwei Ahnenbildnissen an der Wand hing.

Er setzte sich davor und betrachtete es lange mit stummer Aufmerksamkeit. Als er ging, versprach Frau von Imhoff, ihm eine Zeichnung von dem Bild anfertigen zu lassen. Er war so zerstreut, daß er nicht einmal dankte.

(Schluß folgt)

Urgroßmutter

Von

Anna Bechler

Ein warmer Herbsttag, voll von Sonnengold,
Das rings durch buntbelaubte Zweige blickte,
Als gält' es einen letzten lieben Gruß,
Eh' sich das reiche Jahr zum Scheiden schickte.

Wie dehnte sich des weiten Himmels Blau
In sommerlicher Klarheit über Auen
Und sanftgeschwungne grüne Berge aus —
Das Auge wurde nimmer müd' zu schauen.

Der neugedeckte Kirchturm dort im Dorf,
Wie flimmert er so freundlich mir entgegen
Im hellen Sonnenschein. Ich zögre länger nicht,
Und schreite bald auf wohlbekannten Wegen
Zum Pfarrhaus, das im bunten Garten steht,
Umhaucht von schimmernd duft'gen Herbstesfäden.
Ein Friedensort, altmodisch lieb und traut,
Mit blanken Spiegelfenstern, grünen Läden.

In Urgroßmutters Stübchen tret' ich ein:
Wie ist's von Licht und Wärme ganz durchdrungen,
Umzittert von dem wehmutsvollen Lied,
Das uns Vergangenheit ins Herz gesungen!

Vergangenheit, du mächt'ge Zauberin,
Wie redest du aus groß' und kleinen Dingen:
Verblaßten Bändern, Spielzeug, buntem Tand
Und Bildern, drum sich welke Kränze schlingen!

Vergess' ich über all den Schätzen denn
Die liebe, sanfte Hand, die sie mir zeigte?
Das blaue Auge, das so jung noch lacht,
Obgleich des Alters Wucht den Körper beugte?
In zweiundneunzig Jahren Freud' und Schmerz,
Und Sturmestoben, Sonnenschein und Regen —
Bald hier, bald dort ein Heim zu ird'scher Rast,
Und nun am Ende stillen Glückes Segen.

Ein sonndurchglühtes Stübchen, so wie einst
Als frohes Mädchen in des Lebens Morgen.
Und jetzt — den Blick empor zu blauen Höhn,
Ein mildes Lächeln nur für ird'sche Sorgen.
Ein Frauenleben, freud- und tränenvoll,
Seh' ich erstehn in diesen stillen Räumen,
Und wünsche heiß des Glückes letzte Gunst:
So friedvoll aus der Welt mich fortzuträumen!

Chemotaxis

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Unsre Zeitungen leiden Not an Aprilscherzen. Früher war das naturwissenschaftliche Gebiet hier so bequem. Mit Mondbewohnern, Affenmenschen, neuen Stoffen ohne Schwere oder mit Kraftwirkung aus dem Nichts und Verwandtem ließ sich so hübsch düpieren. Das Zeitalter der Marskanäle, des Pithecanthropus, des Radiums folgt nicht mehr so willig, oder besser gesagt, es folgt zu willig. Die kühnsten naturwissenschaftlichen Funde werden gerade vorausgesetzt, und es ist kein Witz dabei, wenn die Phantasie noch hineinpfuscht. Auf dem Bilderbogen hören wir von der Wurst, die in der Luft sich selbst verschlingt. Die Historie von den beiden Löwen, die sich gegenseitig auffraßen bis auf die Schwänze, ist auch ehrwürdig vor Alter. Es war aber einmal eine Maulwurfsgrille, die in zwei Hälften zerschnitten wurde. Da begann die eine Hälfte die andre aufzufressen. Das ist jetzt schon eine wirkliche zoologische Geschichte, die in Brehms „Tierleben" mitgeteilt wird. Ob sie seither von einem zweiten Beobachter bestätigt worden, ist mir nicht bekannt. Sicher aber ist folgendes über jeglichen Zweifel: es gibt eine Unzahl von Tieren, die man in zwei und mehr Stücke zerschneiden kann, ohne daß es ihnen viel ausmacht. Sie leben nämlich ruhig weiter, jedes Stück für sich, ergänzen ihre fehlenden Organe und sind eben fortan statt eines Tieres mehrere, als hätten sie sich fortgepflanzt. Manche Würmer kann man in zwanzig Stücke schneiden, und es werden zwanzig lebensfähige Individuen daraus. In der Regel greifen sich Tiere der gleichen Art ja nicht an, der Kannibalismus ist durchweg Ausnahmefall. Es wird also immerhin selten sein, daß ein solches Teilstück seinesgleichen vom selben Urkörper auffrißt, aber möglich ist es auch ohne jeden Zweifel. Nun wollen wir den Fall aber noch einmal steigern. Wenn nun in einem lebenden Tier ein Teil anfinge, innerlich einen andern aufzufressen? Das scheint doch an die Grenze endlich des Aprilscherzes zu führen. Tatsächlich läßt sich aber auch davon gerade die ernsthafteste und lehrreichste Geschichte erzählen.

Es gilt eben, in der Naturforschung immer nur den richtigen Anschluß zu finden, so ist das Wunderbarste gerade schlicht wahr. Viele große Wahrheiten sind anfangs bloß ungläubig verlacht worden, weil der Zusammenhang fehlte, weil sie unvermittelt, unangemeldet hereinstürzten. Es ist ein lustiger Gedanke, was etwa zum Radium gesagt worden wäre, wenn seine sonderbare Fähigkeit, durch die Wand einer Bleikiste hindurch Lichtstrahlen zu senden, die auf einer photographischen Platte noch ein Bild erzeugen können, statt im Laboratorium absolut glaubwürdiger Physiker, die den Zusammenhang mit der echten Physik garantierten, in gewissen Dunkelsitzungen der Spiritisten zuerst entdeckt worden wäre. Man hätte zweifellos die Sache zunächst niedergelacht, da man sie mit den wirklich unbeglaubigten Abdrücken von Geisterhänden, die in solchen Sitzungen angeblich im Innern verschlossener Doppeltafeln gewonnen worden sein sollen, einfach zusammengeworfen und in Bausch und Bogen mitverurteilt hätte.

Während ich dieses schreibe, steht neben mir ein kleiner Insektenkasten, in dem ich zwei Stabheuschrecken pflege. Sie kommen aus dem Süden und amüsieren mich, weil sie ein Paradebeispiel der Darwinschen Mimikry sind. Sie sehen nämlich so täuschend aus wie ein Strohhalm, der lose schaukelnd im Blätterwerk hängen geblieben ist, daß Besucher sie gewöhnlich gar nicht finden. Wenn man an ihren Zweig stößt, so setzen sie ihren gelben Strohhalmleib ebenfalls noch in schwingende Bewegung, als baumele er ganz lose im Winde nebenher. Der Zweig aber, der zugleich ihr gedeckter Tisch ist, muß Brombeere sein, und ich habe im Winter Mühe, ihn gerade so immer zu beschaffen. Was ich meinen dürren Freunden auch anbiete an andern Blättern: sie lassen es einfach liegen. Nur Brombeere schmeckt ihnen. Auf Brombeerlaub gehen sie sofort los, es riecht ihnen zweifellos schon von fern gut. Alles andre muß ihnen schlecht riechen, sie verhungern daneben, ohne es auch nur anzurühren. Offenbar besteht eine ganz ehern feste Beziehung zwischen dem Empfindungsleben dieses Tieres und dem chemischen Vorgang in der Brombeerpflanze, der gerade diesen Geschmack und Geruch erzeugt. Es ärgert mich ja, daß die Beziehung so einseitig ist. Warum kann das gute Tier nicht etwa auch die Chemie des Geraniumblattes dulden? Aber im Grunde verstehe ich es doch. Denn meine eignen Sinne arbeiten eigentlich höchst ähnlich. Auch ich habe meine mehr oder minder festen chemischen Verhältnisse, ich lehne Gurkensalat ab, dem die Petroleumflasche zu nahe gekommen ist, und ein Schnitzel, das sich schon zu weit nach der Chemie hin entwickelt hat, die gewisse Maden besonders verehren. Bloß ganz so rigoros bin ich nicht: ich lasse mich vom Verstande überreden, gelegentlich Rhabarber zu nehmen oder Karbol wenigstens mit der Nase zu ertragen. Meine Heuschrecken sind darin mehr Pedanten, sie tragen eben das Erstarrte, Versteinerte in all ihren Gewohnheiten zur Schau, das im allgemeinen das Tier geistig ja so unterscheidet

vom beweglichen, lerneifrigen Menschen. Solche Heuschrecke folgt von Anfang an instinktiv der Chemie ihrer Brombeere fast mit der Strenge eines Steines, der nach der Gravitationsformel fällt. Gerade so aber eröffnet sie mir wieder die Brücke zum Verständnis für etwas noch Tieferes im organischen Reich.

An der Schwelle dieses Reichs steht die unendliche Schar jener Lebewesen, deren ganzer Körper nur von einer einzigen Zelle gebildet wird. Das sind die Bakterien, Infusorien, Sporentierchen, Amöben und wie sie alle heißen. Wasser, Erde, Luft wimmelt von ihnen, die meist so klein sind, daß nur starke Vergrößerung sie überhaupt findet. Die Entwicklungslehre leitet alles höhere Leben von ihnen ab. Aber dabei sind sie selber nach wie vor auch noch da, vielleicht immer neu ergänzt durch Urzeugung. Wer weiß das alles genau! Aber das weiß man, daß auch sie alle Hauptdinge des einfachsten Lebens schon treiben, nämlich fressen, wachsen und sich mehren. Auf dem winzigen Raum unter den Linsen eines Mikroskops kann man sie zu vielen zusammendrängen, und dann kann man sie füttern, kann sie fressen sehen genau wie jene Heuschrecken, die gegen sie gehalten schon Titanen sind. Und da nun kann man auch bei ihnen eine eigenartige Beobachtung machen.

Auch diese Kleinsten der Kleinen haben schon ihre ganz bestimmten chemischen Neigungen, ihnen ist ganz und gar nicht jeder Geschmack und Geruch gleich, sie werden angezogen, abgestoßen, suchen, fliehen, je nachdem. Wenn man in einen Wassertropfen zwischen Glas unter dem Mikroskop eine Schar Infusorien von der Art Paramaecium aurelia bringt — Geschöpfchen von der Gestalt annähernd einer Pantoffelsohle, aber für Elfenfüßchen, denn der Fuß dürfte dazu nur ein Fünftel eines Millimeters messen —, so kann man das deutlichste Experiment auf diesen „Chemiesinn" machen. Ein noch viel feineres Tröpfchen irgendeines Schmeckstoffs in den großen Tropfen hineinpraktiziert, regt alsbald diese Liliputer zu ganz bestimmtem Benehmen auf. Ist es Zucker, der da wie ein Brotstück in den Goldfischteich geworfen ist, so tut diese kleine Gesellschaft gar nichts. Sind es dagegen bestimmte Säuren, so sammelt sie sich alsbald in engem Gewimmel ganz in dem Tröpfchen, wie die Goldfische um den Brocken, während wieder andre chemische Aeußerungen eine ebenso allgemeine Flucht vor der Nähe dieses Tröpfchens erzeugen. Bevölkert man mit einer anderen Infusorienschar einen Tropfen und verbindet ihn durch eine schmale Wasserbrücke mit einem zweiten, so flüchtet im Moment, wo das unbeliebte Kochsalz etwa in den ersten Tropfen kommt, die ganze Schar in den zweiten. Wer den Vorgang verfolgt, der sieht das alles sich so mathematisch scharf vollziehen, als sei ein Magnet in das Wasser geworfen, der je nachdem bald abstoßend, bald anziehend wirkt.

Gleichwohl handelt es sich auch hier noch um lebende Wesen. Wer von Mensch und Heuschrecke zu ihnen absteigt, der wird schließen, daß auch bei ihnen noch diese energische äußere Handlung sich innerlich darstelle als eine Empfindung, die den chemischen Reiz aufnimmt und taxiert, und eine davon abhängige Willenshandlung, bloß daß das Ganze wohl noch ein Teil rascher und skrupelloser abläuft als selbst bei der Heuschrecke. Forscher aber, die dieses schwierige „seelische" Gebiet hier möglichst überhaupt noch vermeiden wollten ohne Stellungnahme, haben lieber ein ganz indifferentes Wort dafür schaffen wollen, und so haben sie es Chemotropismus oder, was grammatisch besser ist, Chemotaxis genannt — das ist zu deutsch, soweit man solche Kunstworte rein verdeutschen kann: Wendung zu oder von irgendeiner chemischen Stoffwirkung. Seelisch hieße es natürlich sofort „Neigung" oder „Abneigung", und schon bei der Heuschrecke würde kein strengster Forscher daran auch Anstoß nehmen. Doch diese „Seelenfrage" ist es nicht, auf die ich jetzt hinaus will, und so soll es auch uns einmal bei dem an sich ja sehr handlichen und klaren Worte bleiben. Es lassen sich die wunderbarsten Einzelheiten zunächst noch von der Feinheit dieser Chemotaxis bei den einzelligen Wesen erzählen.

Nicht all dieses Einzellervolk, das sich so einzeln herumtreibt, bleibt zeit seines Lebens, was es ist. Es ist gesagt, daß sich aus solchen Infusorien und Bakterien wahrscheinlich alle höheren Lebewesen einst geschichtlich entwickelt haben. Entsprechend beginnt aber noch heute bei vielen dieser „oberen Zehntausend" das Dasein jedes Einzelgeschöpfs in Wiederholung der alten Artgeschichte mit einer völlig infusorienhaft frei beweglichen und schwärmenden Einzelzelle. Moose und Farnkräuter zum Beispiel erzeugen solche absolut infusoriengleichen Anfangsstadien, wo einzelne Zellen zunächst ein völlig selbständiges Dasein zu führen scheinen, als wollte die Pflanze leibhaftig wieder Infusorium werden. Erst nach Verschmelzung mit einer zweiten Farn- oder Mooszelle entwickelt sich nachher mit mancherlei Umwegen doch noch die echte höhere Pflanze daraus. Gerade mit solchen bedingten, sozusagen provisorischen Einzellern sind nun die erstaunlichsten Chemotaxisversuche geglückt. In einem Tropfen wimmelten solche allerjüngsten Moossprößlinge, natürlich auch noch mikroskopisch klein, jeder lebhaft beweglich und nur aus einer Zelle aufgebaut. Dazu gab ein Forscher jetzt ein unsagbar feines Röhrchen, das am einen Ende offen war und ein noch unsagbar feineres Minimum einer Lösung von etwa 0,05 Prozent Apfelsäure enthielt. Diese Apfelsäure wirkte kaum in den Tropfen hinaus, so schwamm auch schon das ganze Volk unsrer Einzeller auf die offene Ecke des Röhrchens zu. Nach einer halben Minute waren 60 im Röhrchen selbst, also dick in der chemischen Quelle, nach fünf Minuten 600 und schließlich alle überhaupt, die der Tropfen gefaßt hatte. Umgekehrt flüchteten solche Jugendstadien der Moose vor der Apfelsäure, strömten dagegen zu auf eine Lösung von Rohrzucker. Auf was für chemische Feinwirkung hin muß hier die Chemotaxis (seelisch gesprochen also die Geruchs- oder Geschmacksneigung) schon eingetreten sein! Der gleiche Forscher (es war der Botaniker Pfeffer) verdünnte die Apfelsäure in Röhrchen aber bis auf 0,001 Prozent, und die Sache klappte noch immer. Die Einzeller, die darauf reagierten, maßen selber nur 0,015 Millimeter. Man muß bedenken, daß sie nicht nur die

Dante Gabriel Rossetti — Beata Beatrix (Porträt von Elizabeth Siddal)

(Vgl. den Aufsatz „Englische Porträtmalerei“ auf Seite 328)

Apfelsäure an sich merkten, sondern auch noch die Seite richtig „erfaßten“, von wo sie stärker kam, denn sie schlugen ja sofort die korrekte Richtung auf das Röhrchen ein.

Aus der infusorienhaften Einzelzelle mit ihrer wunderbaren Chemotaxis geht nach mancherlei Zwischendingen hier, wie gesagt, eine wirkliche Moospflanze hervor, die ein verwickelter Staat aus zahlreichen Zellen ist. Es wird uns bei solchem Sachverhalt nicht wundernehmen, wenn auch diese zahlreichen Zellen der späteren Pflanze, die ja in gewissem Grade alle von jener einen mitabstammen, sich ihr Teil Chemotaxis bewahrt haben. Ein solcher Zellenstaat, hervorgegangen aus einem einzelligen Keimanfang, ist aber nicht minder meine Heuschrecke. Ja, ich selbst bin einer, zusammengesetzt jetzt von vielen Milliarden von Zellen. Auch in diesen Milliarden von Zellen werde ich mir Chemotaxis waltend denken müssen. Das erklärt auf der einen Seite, wie sich bei diesen höheren und höchsten Wesen in der Arbeitsteilung dieses riesigen Zellenstaates, den ihr lebendiger Körper bildet, besondere Organe, besondere Ressorts dieser Zellengenossenschaft zu recht eigentlichen chemischen Sinnesorganen, chemischen Fühlapparaten ausbilden konnten. Dahin gehören die Geruchs- und Geschmacksorgane, also Nase und Zunge im höchsten Sinne der „oberen Zehntausend“ unter den Lebewesen. Diese chemischen Sinnesorgane sind hier wieder mit einem besonderen, höchst kunstvollen Bewegungsapparat verbunden. Wenn meine Heuschrecken den chemischen Hauch der Brombeerblätter riechen, so setzen sich auf einem Umwege über die Nervenzentralleitung ihres großen Zellenstaates die Bewegungszellen in Aktion und dirigieren den ganzen Körper nach der bestimmten, chemisch gegebenen Richtung: das sonderbare Strohhalmgeschöpf beginnt langbeinig auf sein Futterblatt loszukriechen. Jene Riech- und diese Bewegungszellen arbeiten „chemotaktisch“ für alle andern Zellen des Staates (des „Leibes“) mit, der Rest der Zellen braucht sich direkt nicht mehr um solche Dinge zu kümmern. Das heißt: letzteres bis zu gewissem Grade. Es gibt aber ganz bestimmte Ausnahmefälle, wo ein solches „Sichkümmern“ dennoch nötig wird, und wo auch noch andre Zellen in solchem höchsten Organismus, als die eigentlichen nach außen gewendeten Riech- oder Schmeckzellen, Chemotaxis plötzlich bewähren müssen zum Wohl, ja zur Rettung des Ganzen.

In einem solchen höheren Zellenstaat (und es ist ganz einerlei, ob wir jetzt von einer einzelnen Heuschrecke oder von jedem beliebigen von uns Menschen reden) sind die meisten Zellen ja verteilt in bestimmte Ressorts. Diese gehören zum Darm, diese zum Gehirn, diese zum Muskelfleisch. Aber, wie bekannt, kreist durch alle diese Organe gemeinsam unablässig die große Leitung des Blutes. In diesem Blute lebt nun eine ungeheure Schar von Zellen, die von allen des Staates die beweglichsten, die selbständigsten sind. In ihrer Blutflüssigkeit leben sie nach wie vor in gewissem Sinne als freie Infusorien fort, immer bereit, bald da, bald dort im Organismus als eine Art loser Hilfstruppe einzuspringen. Es sind jene Zellen, die wir in unserm menschlichen Blute als die sogenannten weißen Blutkörperchen von den roten unterscheiden. Leukocyten ist das Fachwort. Winzig sind sie in wirklichem Infusorienmaß noch immer: 0,012 Millimeter ist ihr äußerstes Maß. Gegen die roten Körperchen unsers Blutes gehalten, zählen sie nur nach Millionen, während diese nach Milliarden rechnen. Mit jener großen, über das Nervensystem des Gesamtkörpers laufenden Schmeck-, Riech- und Bewegungstätigkeit, der unsre Nase, Zunge und Gliedmaßen dienen, hat keine dieser weißen Blutzellen irgend etwas direkt zu tun. Aber sie besitzen ihre eigne, ganz besonders gerichtete Chemotaxis, die ebenso im Dienste des gesamten Zellenstaates steht wie jene, obgleich sie nicht über das große Zentralnervenorgan, das Gehirn, läuft und also unmittelbar auch von diesem (und damit unserm Gesamtbewußtsein) gar nicht bemerkt werden kann.

In unsern Körper dringen vielfältig fremde, mikroskopisch winzige Wesen ein, einzellige Geschöpfe, die nicht zu uns gehören, sondern sich in nur zu vielen Fällen als unsre erbittertsten Feinde erweisen, die bei rascher Vermehrung und Ausbreitung unsern ganzen Organismus in furchtbare Krankheit, ja den Tod stürzen. Jedermann heute kennt die vielgenannten Bakterien als solche Feinde, die bei jeder kleinsten Infektion dabei zu sein pflegen und ihre mörderische Tätigkeit steigern bis zu den schrecklichen Angriffen, die wir als Diphtheritis, Cholera, Tuberkulose und ähnliches ebenso kennen wie fürchten. Diese Bakterien haben nun durchweg die Eigenschaft, durch ihre ausgeschiedenen Stoffwechselprodukte, also gerade das, was bei Cholera und so weiter den von ihnen durchseuchten Körper so schauerlich vergiftet, eine mehr oder minder starke chemische Ausdünstung, das ist: einen charakteristischen Geruch zu erzeugen. In gewisser Stärke macht sich ja solcher Bakterienhauch auch unsrer Nase schon äußerlich bemerkbar. Aber lange vorher schon erregt er in unserm Blute bei den weißen Blutzellen deren eigne „Chemotaxis“. Diese Zellen in uns „riechen“ (um es wieder empfindungsgemäß auszudrücken), daß irgendwo Bakterien in den Körper eingedrungen sind. Alsbald bewegen sie sich in der Richtung dieser chemischen Reizung fort und sammeln sich in großen Scharen an der Bakterienangriffsstelle. Dort beginnt nun ein Kampf auf Tod und Leben zwischen diesen weißen Zellen und den Bakterien. Deutlich ist beobachtet worden, daß in bestimmten Fällen die Blutzellen die Bakterien einfach auffraßen und so vernichteten zum Heile des Organismus, dem die Blutzellen angehörten. Zum Nutzen dieses Organismus ist die Sachlage hier offenbar so, daß die Blutzellen in ihrer Chemotaxis gerade von den Bakterien und Bakterienausscheidungen angelockt werden, daß sie gerade die gut schmeckend finden, die dem Körper, in den sie eindringen, gefährlich und schädlich sind. Sie dienen unserm Körper wie die Stare dem Gärtner, die ihm das Ungeziefer wegfressen, weil es ihnen gut schmeckt! In ungezählten Fällen genügt offenbar die stille Helferarbeit dieser Liliputer in unserm Blute, um einen ganzen Bakterienangriff einfach abzuschlagen, der uns sonst bald auf Tod und Verderben bedroht hätte. Jede Eiterpustel, die sich bildet, verrät sichtbar, daß diese

Helfer beim Werke sind: gerade sie beruht auf der schnellen Ansammlung zahlreicher, von ihrer Chemotaxis an den gefährdeten Fleck untrüglich schnell geleiteter weißer Blutzellen.

Es liegt aber nahe genug, daß solche treuen Haustierchen auch sonst noch im Haushalt des Leibes verwertet werden, nicht bloß gegen äußerlich eindringende Schädlinge, sondern auch zur Beseitigung eigner Körperabfälle da im Innern — etwa wie man sich im Orient der Geier und Marabustörche freut, die jeden Abfall von der Straße alsbald fortholen, oder wie bei uns gewisse Käfer, die sogenannten Totengräber, jede tote Maus oder Vogelleiche prompt in die Erde einwühlen. Und das endlich führt uns jetzt auf den scheinbar so krausen Anfangsgedanken zurück von den inneren Organen eines Tieres, die Teile dieses eignen lebendigen Tieres innerlich — auffressen.

Jene weißen Blutzellen oder Leukocyten spielen vielfältig in lebendigen Wesen die Rolle dieser „Selbstauffresser". Wie sie böse fremde Bakterien, die ihnen ihre Chemotaxis angemeldet, fortfressen, so zieht diese gleiche Chemotaxis sie auch zu solchen Stellen im Organismus selber hin, die überflüssig sind, in Verfall geraten sind, Verfallsdüfte ausströmen und sobald wie möglich beseitigt werden müssen. Und das bringt mich auch auf meine Heuschrecken zurück. Gerade bei den Insekten ist es besonders hübsch beobachtet worden, wie solche innere Selbstverzehrung nicht zum Schaden, sondern gerade zum Nutzen des betreffenden lebendigen Tieres in seinem Leibe statthat. Bekanntlich machen viele Insekten innerhalb ihres Lebens eine verwickelte Verwandlung durch. Man denke an die Raupe, die sich verpuppt und in der Puppe den so ganz andersartigen Schmetterling aus sich entstehen läßt. Bei solchen Prozessen, besonders wo sie sehr rasch erfolgen, wie zum Beispiel bei der Umwandlung der Fliegenmade in die fertige Fliege, gibt es nun im Schneidersinne gar viele überschüssige Stücke, „Höllenlappen" der Umschneiderei, die möglichst schnell fort müssen, am besten aber so, daß doch auch die Beseitigung noch möglichst für die Kraft des Ganzen ausgenutzt werde. Da erscheinen denn alsbald auch hier die weißen Blutkörperchen, die Leukocyten, und fressen alles Entbehrliche, Abfallende einfach reinlich fort, sich selbst zum Nutzen und dem Ganzen doppelt zum Wohl! Ein wundervoller Zug aus der großen Harmonie der Natur — ich denke, er wiegt auch den besten Aprilscherz auf.

Joshua Reynolds — Die Töchter des Sir William Montgomery

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz „Englische Porträtmalerei")

Joshua Reynolds — Georgia Counteß Spencer und ihre Tochter

Englische Porträtmalerei

Von

Jarno Jessen

(Hierzu achtzehn Abbildungen)

Es geht von der englischen Malerei eine sanfte Unbesieglichkeit aus, die ihre internationale Bedeutung ebenso sichert wie revolutionäre Kühnheit die der französischen Malerei. Wo diese Kunst ihr Wesen enthüllt, berührt uns seelische Zartheit. Wir werden in den Verkehr mit Menschen gezogen, die uns rücksichtsvoll und gütig entgegenkommen. Niemals lassen sie die Gabe vermissen, die Voltaire höher einschätzt als allen Verstand — den guten Geschmack. Wir empfinden das Bedürfnis, solche Schöpfungen in unsrer Nähe zu wissen, den vornehmsten Raum des Heims, den Salon, mit ihnen zu schmücken. Gleichviel, ob der Geschmack der Zeit für Kraftschaustellung und Temperament entschied, ob er den Begriff Salonkunst herabzog, die Freunde, die man in den Mußestunden des Lebens um sich liebt, sie gerade tragen zu unserm besten Glück bei. Die beharrliche Unaufdringlichkeit der Inselkunst hat den Kontinent für sie interessiert. Albert Besnard, einer der größten Meister des heutigen Frankreich, segnet die Rückkehr der Bourbonen, weil sie den unstet experimentierenden vaterländischen Malgenossen die Bekanntschaft mit Englands Malern vermittelte. „Es lehrte sie etwas Ständiges," meint er, „die wundervollen Farben des Lebens, Lokalfarben und Tonwerte. Es bedeutete eine vollkommene Niederlage für uns und einen neuen Sieg für England, der fast den Charakter unsrer nationalen Kunst umwandelte. Wir dürfen sogar sagen, daß er Delacroix und die romantische Schule von 1830 erzeugte." Selten nur sind englische Künstler auf deutschen Ausstellungen vertreten. Von glorreichen Malgenies wie Reynolds, Turner und Watts, von dem Malerpoeten Rossetti, dem Geschmacksumbildner Whistler kennen nur die wenigsten aus direkter Anschauung einzelne Proben. Wir müssen es als eine Bereicherung unsrer Kulturwerte empfinden, daß gerade jetzt eine herrliche Sammlung altenglischer Porträte zu uns nach Berlin gekommen ist. Das englische Porträt und die englische Landschaft sind vielbegehrte Sammelobjekte deutscher Museumsdirektoren geworden; neuerdings hat auch ein Bedürfnis vorgelegen, englische Sezessionisten bei uns kennen zu lernen. Reynolds und Gainsborough behaupten sich herrlich neben Tizan und van Dyck, und die englische Sezession hat uns sicher eine Lehre erteilt, wie man sich auch als Aufrührer ohne Sansculotten-

wesen gebärdet. Der Ruhm der englischen Malerei ist vor allem durch ihre Porträte in die Welt hinausgetragen worden. Es läßt sich nicht sagen, daß die Schätze ihrer Landschaftsmalerei geringwertiger seien, aber es liegt in der Natur der Dinge, daß der Mensch des Menschen höchstes Interesse bedeutet.

Gute Früchte reifen langsam. Erst als jedes europäische Kulturvolk bereits Klassiker der Bildnismalerei aufweisen konnte, erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, entstanden englische Porträte, die mit dem Besten dieses Gebiets in Wettbewerb treten konnten. Nichts von dem Tastenden, Unzulänglichen irgendeiner Frühkunst kennzeichnete ihr Wesen. Der englische Kunstverstand war an den Holbein, Moro und van Dyck geschult. Er hatte auch von den venezianischen und holländischen Klassikern und von den Roi-Soleil- und Rokokomeistern das Beste aufgenommen. Alle diese Rezepte waren ihm gerade gut genug, um in den Dienst des würdigsten aller Kunstobjekte, der Persönlichkeit, gestellt zu werden. Denn wenn es ein Volk gibt, in dem von jeher der Mensch in seinem vollsten Wert eingeschätzt wurde, in dem eine höchstgesteigerte Kultur vor allem das Wohlbefinden des Körpers berücksichtigt, so ist es das englische. Und wenn es eine Nation gibt, deren Geschichtsentwicklung dank dieser Vorbedingungen die seltenste Blüte des Liberalismus zeitigte, so ist es die englische. Die gesamte englische Porträtmalerei führt uns in die Gegenwart freier, selbst sicherer Menschen. Hier gibt es nicht die süßliche Verziertheit gewisser frühitalienischer Typen, nicht die stoffbepackte Engbrüstigkeit früher Niederländer, nicht die Perückenwürde Pariser Hofetikette, der Geck und die Kokotte haben hier keinen Raum. Persönliche Freiheit ist das Ideal aller Politiker des Inselvolkes, und frei, gesund, natürlich blicken uns die Menschen aus englischen Bildnissen in die Augen. Hier geht die Hochachtung vor der Individualität so weit, daß Mann, Frau und Kind dem Künstler gleichwertige Modelle bedeuten. Kein Volk der Welt hat dem Baby ähnliche Schätzung bewiesen. Kein Volk der Welt besitzt eine Bildnissammlung wie die Londoner National Portrait Gallery. Unsre heutige deutsche Kunst ist arm an guten Menschenmalern. Die besten von ihnen, die Lenbach und Kaulbach, lernten viel von den Engländern, und die neuerwachte Begeisterung für die herrlichen Bildnisse der Georgenära wird beim Studium dieser Dokumente nur allzu begreiflich.

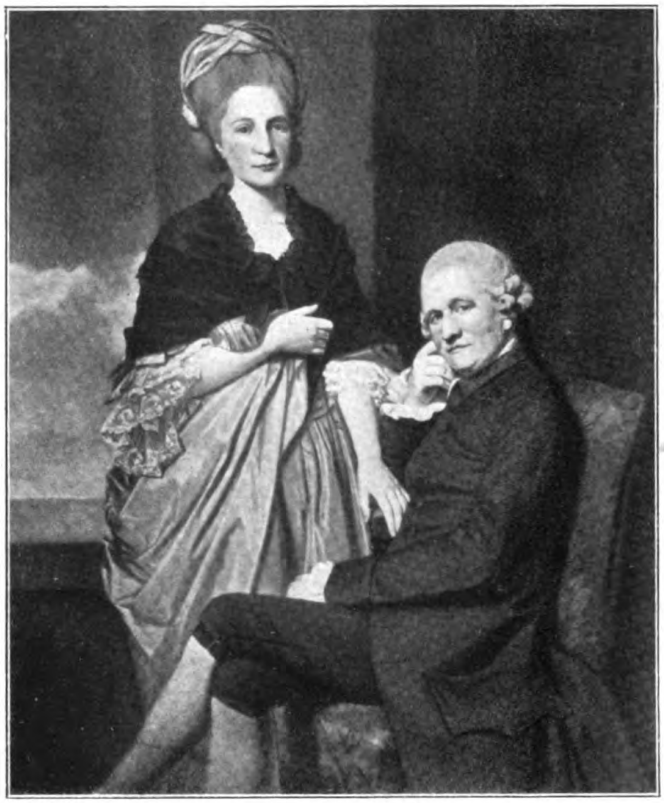
Aehnlich wie die englische Literatur zeigt auch die englische Porträtmalerei eine wundervolle Lückenlosigkeit in dem Erscheinen echter Meister. Viele wirken wie Brüder derselben Familie, aber feine Züge kennzeichnen die Eigenwesen. Neuartiges macht sich zuweilen bemerkbar, aber die Kulturtradition eint alles als Nationalkunst. Nach allem Einfluß des Auslands findet sich der englische Künstler auf vaterländische Grundnotwendigkeiten zurück, und unsre Erläuterungen und Abbildungen werden die Gleichgeschaffenheit von Ende und Anfang klarlegen. Zweimal, zu den Zeiten, als Sir L. Eastlake Akademiepräsident war, und dann ein paar Jahrzehnte später hat der allsiegende Geist der Pariser Methoden auch britische Künstler bezwungen. Immer erst in der elften Stunde bequemte sich das konservative England zu solchen Annahmen, aber die Tatsache ist, daß die zwölfte Stunde bereits wieder zu dem Volkstypischen zurückstrebt.

Den Reigen der englischen Meister eröffnet William Hogarth. Der Ruhm seiner Stecherkunst hatte seine Bedeutung als Bildnismaler verdunkelt. Man genoß die scharfgewürzten Spenden seines satirischen Genius und rächte sich an seinen Aufrichtigkeiten, indem man seine Größe als Pinselmeister nicht zu sehen behauptete. Ihm hat die Nachwelt erst auch für diese Großtaten gedankt. Wo immer er uns heut als Porträtist begegnet, wirkt er in altmeisterlicher Schönheit. Er malte Frauen und Männer mit der realistischen Kernhaftigkeit des Franz Hals und mit der Tollkühnheit, welche die Palette von Delacroix vorwegnahm. Seiner plastischen Wucht flog zuweilen ein Rokokolächeln an. Perücken und flatternde Stirnlöckchen, Talare und Busenschleifen malte er so echt wie die Amtsmienen und die Wangengrübchen. Wir kennen alle sein berühmtes Selbstporträt mit dem Mops, diesen Einfall der Komik, dem die Tragik als

William Hogarth — Schwester des Künstlers

Grundton entklingt. Wir wissen, daß dieses Porträt als Titelstück seines Satirikerschaffens unübertrefflich paßt. Aber für den Meister der Menschenwiedergabe ist das Bildnis der Schwester besonders charakteristisch. Hier wird die Wirklichkeit klipp und klar übertragen. Es fehlt jeder Trick und Schlager, eine vollendete Malkunst allein erzwingt die Aufmerksamkeit. Mit solchen Leistungen tritt die englische Porträtmalerei wie eine gewappnete Minerva an das Tageslicht.

In Sir Joshua Reynolds sah das England des achtzehnten Jahrhunderts und sieht noch die heutige Zeit den leuchtendsten Stern englischer Bildniskunst. Seine Muse hat keinen Januskopf, denn er war immer nur der Menschenmaler, und für seine Ausflüge in das mythologische Gebiet bedurfte er gerade seiner schönsten Modelle. In seinem gastlichen Londoner Heim am Leicester Square drängte sich die Blüte der Nation, die Männer des Gedankens und der Tat und die schönste Frauenwelt, um einen Strahl der Unsterblichkeit durch seinen Pinsel auf sich zu lenken. Fast fünfundzwanzig Jahre bekleidete er das Amt eines Akademiepräsidenten, und in seinen berühmten Reden spendete der große Kunsthistoriker im Wort, was seine Malkunst herrlich veranschaulichte.



George Romney — William Lindow und Frau

Reynolds vertrat den Künstlerwillen, der seine Nation auf die höchsten Vorbilder wies. Als Scheidegruß an die Studenten sprach er den Namen „Michelangelo". Die Umrißgröße der Antike, die Technik Tizians und der gewaltigen Bologneser Barockmeister, der breite Vortrag, den keine Wichtigmachung der Einzelheit beeinträchtigt, das leuchtende Nebeneinander der Lokaltöne — alle diese Erkenntnisse der klassischen Kunst waren ihm selbstverständliche Rezepte. Er verlangte neben solchen Vorbildern ein unablässiges Studium der Natur. Wie er Bildnisse schuf, denen bei eindringendster Erfassung des Persönlichen das schlichte Gepräge der Alltagserscheinung mit voller Treue gewahrt blieb, verstand er es auch, mit überlegenem Kunstgeschmack und wahrhaft schöpferischer Phantasie neue Bildeinfälle auszugestalten. Als Göttinnen, als ländliche Edeldamen, als echte Mütter in direkter Uebertragung der Wirklichkeit oder als irgendwelche Genregestalten malte er die Frauen und in ebenso reicher Abwechslung die Kinder. In der Landschaft, im Boudoir, bei der Arbeit, bei Tanz und Spiel, immer in Darstellungen, die den echten Menschen ganz anschaulich machen, schildert Reynolds seine Modelle. Das Kostüm der Georgenära wandelte er ein wenig klassizistisch ab, ließ die Locken frei fallen, den Faltenwurf schleppen, Schals und Schleifen Beweglichkeit mitteilen. Formenschönheit enthüllte er verhüllend in antiker Sinnenfreude. Alles Faustische lag der Psyche dieses Meisters fern, aber er hatte die glücklichen Augen, denen das reale Leben unerschöpfliche Stofffülle bot. So schuf er die Bildnisse seiner Heimatgenossen, deren viele der besten Stecherkunst der Zeit willkommene Vorwürfe boten. Das Robuste und das Aetherische, das Lachende und das Sentimentale, Aristokratisches und Bürgerliches, Geist und Grazie gelang seiner Schöpferhand. In Reynolds hatte England seinen Rubens und Tizian gefunden. Neben ihm galt Gainsborough als bester Menscheninterpret. Er war der bevorzugte Maler des Königshauses. Auf dem Sterbebett sagte er zu Reynolds: „Wir kommen alle in den Himmel, und van Dyck ist in der Gesellschaft." Sein Kunsthochziel war die distinguierte, elegante, improvisierende Malart des feinen Flämen, der die Begriffe der Engländer über edle Porträtkunst gebildet hatte. Gainsborough ist ohne van Dyck nicht zu denken. Bis in die heutigen Tage geht der Van-Dyck-Gainsborough-Typ wie ein Wahrzeichen durch die englische Porträtmalerei. Er ist in seiner Gliederschlankheit und Lockerheit, in seiner lässigen Grazie ganz das Ideal, das die sportbegeisterte Volksseele aus den Körpern ihrer Landeskinder heranzubilden bestrebt ist. An die Gestalten der Parthenonskulpturen, sagt Muther, erinnern ihn die freigelenkigen, biegsamen Figuren der Ladys und Gentlemen, und diese Idealmodelle bieten dem

Thomas Lawrence

Miß Carolina Fry

Banden geschlagen, und sein Lieblingsmodell, die bezaubernde Emma Ward, die spätere Lady Hamilton, bot seinem Pinsel die ersehnte statuarische Schönheit. Wo wir einer seiner Schöpfungen begegnen, kündet sich aus tieftönigen Koloritsymphonien und plastischer Kraft eine ernste Künstlerseele.

Ebenso fest und gediegen malt Opie, der Reynolds an Carravaggio und Velazquez erinnerte. Er weiß der denkenden Frau, dem Mann und dem Bettler gerecht zu werden. Lockende Huldgestalten üben keine Verführungskünste auf seinen Pinsel.

Das neunzehnte Jahrhundert trägt den Ruhm des Thomas Lawrence weit in alle Kulturländer hinaus. Durch einschmeichelnde Glätte und Schmiegsamkeit, wie durch das Pathos und die Geschmacksgehobenheit seiner Darstellung weiß er in der Zeit sentimentaler und romantischer Stimmung die Herzen zu erobern. Er wird der Monarchenmaler seiner Tage. „Welche Freiheit der Aufmachung, welches Leben der Geste, welche ewige Lehre für die Maler des Menschenantlitzes!" ruft einer der größten französischen Meister in Erinnerung an seine Kunst. Zuweilen vermochte Lawrence wie mit Darstellergeschmack à la van Dyck den rechten Stoff. Es gibt eine Anzahl Gainsboroughporträte, die in ihrer Tonphysiognomie und Malart von Reynolds' Werk nicht zu unterscheiden sind, aber dieser Künstler hat seine Eigennote. Er hat seinen flüssigen Strich, sein elastisches Formengefüge, seine duftige, lichte, zitternde Farbengebung. Als vielseitig begabter Musiker ließ er auch seine Farben gleiten und schweben. Er hat Nerven, Temperament und Geist wie Reynolds Muskeln, Willenskraft und Gemüt. Gainsborough kannte die alten Meister nicht wie Reynolds, aber um so eifriger ging er auf der Spur der Natur. Er war auch zugleich einer der klassischen Landschaftsmaler seines Landes. Das lebendige Leben war sein bester Lehrmeister, und oft genug suchte er es in genialem Fapresto zu bannen. Er brachte etwas Unenglisches in die englische Kunst, das erst unsre Zeit des Impressionismus wieder in höchste Ehren einsetzt.

Es war im achtzehnten Jahrhundert wie ein plötzliches Blühen über die englische Bildniskunst gekommen. Neben diese Größten stellen sich Romney und Opie, die beide mehr im Geiste Reynolds' schufen. Den schwerblütigen, träumerischen Romney hatte auf italienischem Boden das Vermächtnis der Antike in

John Opie

Schriftstellerin Mary Wollstonecraft

gesammeltem Können Männerbildnisse in rassiger Kraft zu malen. Aber die feminine Seite seines Wesens strebte zu dem Gefühlsüberschwenglichen. Seine Helden und Schönen und Kinder schauen mit Schwärmerblicken empor, wie um Sterne zu entdecken, und ein antiker Schal, ein byronisches Halstuch flattern zuweilen wie Zierden der Eitelkeit. Als seinen gefährlichsten Nebenbuhler hat Lawrence den John Hoppner bezeichnet, den der Hof und die schönen Bühnenkünstlerinnen viel beschäftigten. Dieser elegante Kavalier, der seine Abstammung vom Königshause gern andeutete, tritt uns in seinem Werk jedoch männlicher entgegen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts brachte das präraffaelitische Prinzip zeichnerischer Genauigkeit und seelischer Vertiefung eine Wandlung über die englische Porträtmalerei. Statt der Tizian und van Dyck wurden die Angelico und Botticelli angebetet, Tennyson und Swinburne dichteten statt der Scott und Burns, und ein metaphysischer Hang erfaßte das Volk der Erfahrungsphilosophen. Die Porträte, die uns Rossetti und Burne Jones hinterließen, tragen Familienähnlichkeit. Sie sind nicht zahlreich, aber höchst eigenartige Kulturdokumente, und die besten von ihnen vor allem auch echte Kunstwerke. Still und innerlich, ganz schlicht und vornehm, aber durch Farbenleuchten und vornehmen Geschmack gehöht, malte Burne Jones Menschen, in deren Seelen eine eigne Welt lebt. Sie passen nicht zu den Vielzuvielen, aber sie sind doch Engländer.

Thomas Gainsborough Die Schauspielerin Sarah Siddons

Rossetti, der angloitalienische Dichtermaler, hat einige Frauenporträte hinterlassen, die Schätze englischer Galerien bedeuten. „Nicht was er sah, was seinen Traum erfüllt" mußte er spenden, und die Modelle seiner Vorliebe haben tiefgründige Rätselaugen, wogende Haarmassen, sehnsüchtig geöffnete Lippen und schlank-nervöse Finger. Nie hat ein Künstler sein schönes junges Weib, das ihm der Tod früh raubte, dargestellt wie Rossetti seine Elizabeth Siddal — die Beata Beatrix. Hier ist die metaphysische Inspiration so gewaltig, daß dieses naturtreue Porträt eigentlich nicht mehr ein Porträt zu nennen ist. Einer der Gründer der präraffaelitischen Bewegung, der ihre Entwicklung in mittelalterlich-romantische Gefühle nicht mitmachte, weil sein Sinnesleben zu stark auf dem Realen fußte, war John Millais. Er ist die kraftvollste Malerbegabung dieses Kreises und vertritt nach der Reynoldsära die beste Bildnismalerei Englands. Millais malte nicht nach Altmeisterrezepten. Er wollte direkt und natürlich übertragen. Er liebte die Freilichterkenntnis, frische, leuchtende Farben, die ohne Kraßheit lebendige Wirkung taten. Er liebte Holbein und Velazquez und war doch so ganz der Schüler der Royal Academy, daß er beim Antritt seiner Präsidentschaft versichern durfte, er danke ihr alles und liebe alles an ihr, selbst ihre Gipsabgüsse und Schulbänke.

Seit dieser Zeit hat sich im Lande der Beharrlichkeit das Wunder vielfacher Beeinflussung durch das Ausland vollzogen. Ein Meister wie Alma Tadema ist befriedigt, im Stil Holbeins zu porträtieren. Der große George Frederick Watts, der Tizian Englands, fand nur in der Großartigkeit der Hochrenaissance die Lebensluft für seine Kunstinspirationen. Er malte die bedeutenden und schönen Menschen seiner Tage, so wie Sophokles sie als Dichter schaute und Phidias sie als Bildhauer meißelte, aus der Fülle verehrungsvoller Liebe für den Edelmenschentyp. Vor allem war er der Gedankenmaler, den es drängte, ethische Ueberzeugungen in majestätischen Typen zu prägen. Alle seine Menschenbilder tragen etwas von dieser Stempelung. Brustbilder und Kniestücke hat er meist geschaffen, seltener ein freizügiges Ganzporträt. Das Antlitz, der Sitz geistigen und seelischen Lebens, war ihm das Wesentliche. Hier war das Geheimnis, der Traum zu enträtseln, hier durfte psychologischer Scharfsinn aus jedem Augen-

E. Burne Jones Miß Gaskell

ausdruck, jedem Fältchen, jeder Linie Innerliches künden.

Aber die Werbekraft des französischen Impressionismus drang siegreich vor. An Whistler und Sargent knüpft die neue Tradition, die eigentlich den Gainsboroughstil fortführt. Auch im Porträt hat die Schnellphotographie ihre Folgen gezeigt. Mit möglichst wenigen Mitteln strebt der Künstler die Momentanität der Erscheinung zu bannen. Alles ist auf Temperament gestellt, der Pinsel muß locker, andeutend das Augenblicksbild erschöpfen. Mit möglichst dünnem Farbenauftrag, duftig, ätherisch, fast visionenartig, mit japanischer Geistesschärfe und dekorativer Sparsamkeit porträtiert Whistler. Sargent schöpft aus dem Vollen. Sein gefügiger Pinsel vermag mit stenographischer Gedrängtheit ganze Gruppen, Paare, Vollgestalten treffsicher zu bannen. Seine Farbe hat Glanz und Zurückhaltung. Velazquez, van Dyck, Carolus Duran haben ihm Vorbilder geliefert. Seine Methode hat etwas Unenglisches, aber in der Zeit impressionistischer Begeisterung war er das Genie, das am stärksten Schule machte. Eine Anzahl jüngerer Kräfte, die Jack, Henry, Mann, Glehn, Glazenbrook und Brown, gehen ganz in seinen Bahnen. Es ist interessant zu beobachten, wie seine Genialität selbst urenglische Künstler wie Luke Fildes, Cope, Dicksee und Hacker zu Experimenten fortreißt.

Diesem fortschrittlichen Flügel, der in einer schottischen Truppe seine Verstärkung findet, steht eine altmeisterlich gesinnte Phalanx gegenüber, in der die Reynoldserinnerungen zögern. Hier ist J. J. Shannon der Flügelmann. Er vertritt ein Renaissancegrandentum. Er liebt die dekorativen Landschaftshintergründe einstiger Art, klassische Gewandung, den Höhenstil, nur trägt seine Muse einen gewissen Zug verträumter Schwerblütigkeit. Realistische Vollkraft lebt in Hubert von Herkomer. Er ist der Meister der Charakterschilderung. Er hat die Energie, den psychologischen Kennerblick, die sichere Hand, den Geschmack, um jeder Individualität ihre Rechte zu wahren. Sein kernhaftes Bayerntum hat mit englischer Verfeinerung ein glückliches Bündnis geschlossen. Die Formenplastik, den Gliederbau beherrscht er mit voller Sicherheit und nutzt ihn vor allem für die dekorative Wirkung aus. Er liebt einen schlichten wolkigen Hintergrund, von dem sich die Gesamterscheinung plastisch hebt. Männerindividualitäten schildert er überzeugend, gentlemanlike, und schöne Frauen zeitgemäß und doch unzeitlich kostümiert, immer die Damen, niemals die Mondänen. Eine außerordentlich universale Begabung hat seinen Namen auf mancherlei Gebieten ausgezeichnet, aber die Porträtmalerei ist sein Hilligenlei. Er darf sich die Rechte seiner vielen Fähigkeiten nehmen, weil er, nach dem Rat seines Lieblingsphilosophen Mark Aurel, dem ureigensten Genius mit besten Kräften dient.

G. F. Watts Louisa Marchioneß of Waterford

Leichter und schwerer als die Luft

Von

Regierungsrat **Rudolf Martin**

Die Motorluftschiffahrt macht gerade in diesen Monaten, ungeachtet des Winters, große Fortschritte. Der kommende Frühling wird eine neue Aera der Motorluftschiffahrt einleiten. Die von Gas getragenen Motorluftschiffe, die leichter als die Luft sind, und die nicht von Gas getragenen Flugmaschinen, die schwerer als die Luft sind, werden in diesem Frühjahr öffentlich ihren Wettkampf aufnehmen. In der Umgebung von Berlin wird man sie ebenso nebeneinander fliegen sehen, wie in der Umgebung von Paris. Wahrscheinlich werden sich diese beiden Hauptarten der lenkbaren Luftfahrzeuge auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in England noch in diesem Sommer nebeneinander zeigen.

Schon in den ältesten Zeiten hat der Mensch den Wunsch gehabt, sich von der Erde loszulösen und wie ein Vogel durch die Luft zu fliegen. Die alte griechische Sage hat dem Dädalus, dem größten Künstler und Techniker, auch die Herrschaft über die Lüfte angedichtet. In dem Sturz seines Sohnes Ikarus, der mit seinen aus Wachs gefertigten Flügeln der Sonne zu nahe kam, kennzeichnet sich bereits die Schwierigkeit des Problems. Wenn die altnordische Sage dem kunstfertigen Schmiede Wieland die Fähigkeit zuspricht, sich durch die Luft aus der Gefangenschaft zu befreien, so deutet sie dadurch schon auf den Motor der Gegenwart. Wie die Menschen, so sind auch die Vögel schwerer als die Luft. Und doch gibt es Vögel, die sich tagelang in der Luft halten und in einer Tour von Deutschland bis Afrika fliegen können. Allerdings ist der Vogel viel leichter als der Mensch, aber der größte Vogel, der Kondor, wiegt immerhin 8,8 Kilogramm bei einer Tragfläche von 0,9 Quadratmetern. Das ergibt für den Menschen eine Tragfläche von 10 bis 15 Quadratmetern. Der Motor des Vogels ist seine Muskelkraft. Sobald man dem Menschen die erforderliche Tragfläche und den genügend kräftigen Motor gab, mußte er auch fliegen können. Am 13. Januar 1908 legte der englische Ingenieur Henry Farman auf seinem Drachenflieger 2 Kilometer in rund drei Minuten in der Luft zurück.

Aber schon vor Henry Farman waren viele Tausende von Menschen in der Luft, doch nicht wie die Vögel als „Schwerer als die Luft", sondern indem sie sich leichter als die Luft machten. Die Möglichkeit hierzu bot der Gasballon, eine Erfindung der modernen Wissenschaft. Seit dem Jahr 1783 steigen Menschen in Luftballons auf. Der ungeheure Enthusiasmus, den diese großartige Erfindung der Gebrüder Montgolfier und des Professors Charles in Paris in den ersten Jahren in der ganzen Welt erregte, nahm im Laufe der Jahrzehnte sehr ab, da der Mangel der Lenkbarkeit eine praktische Verwendung des Luftballons unmöglich machte. Die ersten lenkbaren Luftballons, die vom Jahre 1852 ab in längeren Zwischenräumen als kurzlebige Versuchsobjekte auftauchten, hatten noch keinen praktischen Wert. Erst in den letzten zehn Jahren und besonders in den letzten zwei Jahren ist das von Gas getragene Motorluftschiff zu einem brauchbaren Luftfahrzeug geworden.

Das Jahr 1907 hat die „Leichter als die Luft" zu großer Vollendung gebracht. Am 30. September 1907 hat Graf Zeppelin auf seinem riesenhaften Aluminiumluftschiff mit elf Personen an Bord in rund sieben Stunden eine Luftfahrt von 350 Kilometern gemacht. Bis heute ist diese Luftfahrt in jeder Hinsicht die glänzendste Leistung, die mit Unterstützung von Gasballons erzielt worden ist. Am 23. November hat der französische Motorballon „Patrie" mit fünf Personen an Bord die rund 240 Kilometer weite Entfernung von Chalais-Meudon bei Paris nach Verdun in 6 Stunden 45 Minuten zurückgelegt. Auch diese Leistung des französischen Kriegsluftschiffes muß als eine hervorragende bezeichnet werden. Leider ist die „Patrie" am 30. November 1907 in der Nähe von Verdun vom Sturme den Händen von zweihundert Soldaten entrissen und für immer entführt worden. Ihre Leistungsfähigkeit ergibt sich aber aus der Tatsache, daß sie am nächsten Tage zweimal bei Belfast in Irland auf den Boden aufschlug und sich von einem erheblichen Teil der schweren eisernen Gondel und Maschinerie befreite. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die „Patrie" mit dem Winde auch einige Personen in schneller Fahrt von Verdun nach Irland getragen hätte. Am 28. Oktober 1907 hat der halbstarre deutsche Militärballon eine Dauerfahrt von 8 Stunden und 10 Minuten von Tegel bei Berlin in der Richtung nach Brandenburg unternommen. Gleichzeitig war der unstarre Motorballon des Majors von Parseval in 7 Stunden 25 Minuten einschließlich einer Zwischenlandung in der gleichen Richtung unterwegs. Aehnliche Leistungen haben die von Gas getragenen Motorluftschiffe außerhalb von Deutschland und Frankreich nirgendwo aufzuweisen. Gegenwärtig sind aber in fast allen zivilisierten Staaten Motorballons im Bau begriffen, bei deren Herstellung man die großen Rekordfahrten der deutschen und französischen Motorballons als Ziel der Leistungsfähigkeit im Auge hat. Allerdings getraut sich noch kein Staat an die Nachahmung des Zeppelinschen starren Aluminiumsystems. England, Amerika, Rußland, Belgien, Italien, Oesterreich bauen Motorballons nach dem halbstarren System der „Patrie" und des deutschen Militärballons. Die verhältnismäßig geringe Leistungsfähigkeit des bei einem Sturm am 5. Oktober 1907 verunglückten englischen Militärballons „Nulli Secundus" zeigt, daß zum Bau wie zur Leitung eines Motorballons eine nicht unerhebliche Erfahrung gehört. Es ist daher nicht anzunehmen, daß Deutschland und Frankreich in den nächsten Jahren durch die

Der Ruf der Gesellschaft (Porträte von Hubert Herkomer und seiner Frau)

Nach einem Gemälde von Hubert Herkomer

L. Alma Tadema — Professor G. Aitchison

Leistungen andrer Staaten auf diesem Gebiet auch nur in einer nennenswerten Richtung übertroffen werden.

Große Ueberraschungen werden aber die neuen Motorluftschiffe in den nächsten Monaten bringen, welche die deutschen und englischen Erfinder selbst herstellen. Das neue Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin Nr. 4 wird 13 Meter statt bisher 12 Meter Durchmesser bei der bisherigen Länge von 128 Metern haben. Es wird eine wesentlich größere Tragfähigkeit und Eigenbewegung aufweisen als die bisherige Nr. 3. Die beiden Motore sind um vieles leichter und leistungsfähiger als die früheren. Trug die Nr. 3 regelmäßig elf Personen, so wird die Nr. 4 auch bei großen Fahrten leicht zwanzig Personen neben der Bedienungsmannschaft tragen können. Für die Bedienungsmannschaft sind gesonderte Wohn- und

William Llevellyn Kinderporträt

J. Collier Miß L. Alma Tadema

Schlafräume eingerichtet. Es darf als feststehend erachtet werden, daß es dem Grafen Zeppelin möglich sein wird, mit Nr. 4 mindestens 1150 Kilometer hin und ebenso viel zurück, also etwa von Metz nach Königsberg und zurück zu fahren, ohne zur Ergänzung seines Benzinvorrats landen zu müssen. Wahrscheinlich wird aber die Leistungsfähigkeit dieses Aluminiumluftschiffes bei günstigem Wetter sogar eine Luftfahrt von insgesamt 4000 Kilometern in drei bis vier Tagen gestatten.

Im März wird das neue zweite halbstarre Motorluftschiff des Deutschen Luftschifferbataillons seine ersten Luftreisen antreten. Während der erste kleine Militärballon nur ein Modelluftschiff von 1800 Kubikmetern Gasinhalt ist, wird das zweite, im Bau befindliche Militärluftschiff mehr als doppelt so groß sein und nicht weniger als zwei Motore tragen. Bisher haben alle halbstarren und unstarren Motorluftschiffe nur einen Motor aufzuweisen gehabt. Die im Bau befindlichen französischen Kriegsluftschiffe „République“ und „Démocratie“ haben denselben Fehler wie die „Patrie“, daß sie nur einen Motor besitzen. Der Verlust der „Patrie“ ist darauf zurückzuführen, daß der Rock des Chauffeurs den Motor zum Stillstand brachte. Eine Störung des Motors beraubt das Luftschiff der Lenkbarkeit. Daher ist das Vorhandensein von

zwei Motoren unerläßlich. Ueberdies kann nur durch das gleichzeitige Arbeiten zweier Motore eine Eigenbewegung erzielt werden, die dem Motorluftschiff an der Mehrzahl der Tage im Jahre, wenige Sturmtage ausgenommen, eine Ueberlegenheit über den Wind gibt. Der kommende deutsche Militärballon wird eine Eigenbewegung von 54 Kilometern in der Stunde haben.

Die Leistungsfähigkeit der von Gas getragenen Motorluftschiffe und der nicht von Gas getragenen Flugmaschinen ist gegenwärtig, wo die Flugmaschine sich noch in den Anfangsstadien der Entwicklung befindet, eine sehr verschiedenartige. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird Henry Farman noch in diesem Jahre auf seinem Drachenflieger 25 Kilometer und vielleicht erheblich mehr zurücklegen. Nachdem der Farmansche Aeroplan 1 Kilometer hin und 1 Kilometer zurück geflogen ist, erscheint ein längeres Verweilen in der Luft und Zurücklegen größerer Entfernungen nur als eine Frage des Benzinvorrates. Das Benzin des Farmanschen Aeroplans reicht aber schon jetzt für eine Fahrt von 30 bis 40 Kilometern aus.

Santos Dumont, Robert Esnault Pelterie, Blériot, Graf Henry de la Vaulx, Vuia, Delagrange, Pischoff und Gastambide-Mengin besitzen erfolgreiche Flugmaschinen. Der Bildhauer Delagrange verfügt gegenwärtig über einen Drachenflieger, der dem Farmanschen vollkommen ähnlich und gleichfalls bei den Gebrüdern Voisin in Paris gebaut ist. Mit diesem Drachenflieger hat Delagrange schon eine Reihe kurzer Flüge von 100 bis 300 Metern ausgeführt und schon erheblich größere Höhen als Henry Farman erreicht. Während der vorsichtige englische Ingenieur Farman seine Fahrten regelmäßig nur in einer Höhe von 3 bis 6 Metern unternimmt, ist Delagrange wiederholt auf eine Höhe von 15 bis 20 Metern gestiegen. Auch Santos Dumont dürfte mit seiner neuen Flugmaschine seine bisherigen Rekorde von 200 bis 300 Metern in den nächsten Monaten erheblich überschreiten. Der Motorfabrikant Esnault Pelterie hat mit seinem schmetterlingsartigen Drachenflieger schon sehr häufig Flüge von 200 bis 400 Metern ausgeführt. So eigenartig sein Schmetterling ist, dürfte er sich doch zu einem bleibenden Typ ausbilden. Im allgemeinen werden aber die meisten Aviatiker es zunächst vorziehen, ihren Drachenflieger möglichst genau dem Modell Henry Farmans anzupassen.

Das Zusammenwirken von Motorfabrikanten, Aeroplanfabrikanten und Aviatikern in Paris fördert die Aviatik außerordentlich. Auch in Berlin, in Oesterreich und Dänemark ist man gegenwärtig fleißig an der Arbeit, die „Schwerer als die Luft" zu Ehren zu bringen. Noch ist aber das Geheimnis der amerikanischen Fahrradfabrikanten Wilbur und Orville Wright zu Dayton in Ohio nicht gelöst. Soeben sind die Gebrüder Wright von Paris, wo sie sich ein halbes Jahr zum Zwecke der Unterhandlungen mit den europäischen Heeresverwaltungen aufgehalten haben, nach Amerika zurückgekehrt. Sie haben selbst zahlreichen Aufstiegen Farmans und andrer Pariser Aviatiker beigewohnt und wissen daher, wie nahe die europäische Konkurrenz ihnen auf den Fersen ist.

J. J. Shannon — Miß Kitty Shannon

Nicht vor der Oeffentlichkeit, aber vor einzelnen Zeugen haben die Gebrüder Wright im Herbst 1905 auf ihrem Doppeldecker Flüge von 20 bis 44 Kilometern gemacht. Am 5. Oktober 1905 ist Mr. Wilbur Wright 38 Minuten und 3 Sekunden in der Luft geblieben, während er gleichzeitig in verschiedenen Höhen hin und her fuhr und eine Entfernung von 24½ englischen Meilen oder 44 Kilometern zurücklegte. Aus den schriftlichen Aussagen der Zeugen an den Aero Club of America geht hervor, daß die Gebrüder Wright wie ein Vogel aufsteigen und landen können und daß sie mit Leichtigkeit über die höchsten Bäume hinwegfliegen. Es ist bekannt, daß ihre Uebung im Gleitfliegen eine außerordentliche war, während Farman erst im Juli 1907 sich dem Sport der Aviatik ergeben hat. Zu dem Fahren auf einer Flugmaschine ohne

Harrington Mann Gattin des Künstlers

Gasballon gehört aber nach den Aussagen Farmans und der Gebrüder Wright wie aller Zuschauer eine ungewöhnliche Uebung und Veranlagung. Man darf also annehmen, daß die Gebrüder Wright, die jetzt einen neuen Doppeldecker in Amerika bauen, noch in diesem Sommer einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Aviatik machen werden. Für sie liegt jetzt zu einer Geheimhaltung ihrer Erfolge kein Grund mehr vor, da sich keine Heeresverwaltung nach den glücklichen Rekordfahrten Farmans finden wird, die ihnen eine Million Mark oder mehr zahlt. Vielmehr haben die Gebrüder Wright ebenso wie Farman jetzt ein großes Interesse daran, sobald als möglich den von der „Daily Mail" ausgesetzten Preis von einer Viertelmillion Franken für den ersten Flug auf einem „Schwerer als die Luft" von London nach Manchester zu verdienen.

In meinem Buche „Die Eroberung der Luft" habe ich die Leistungsfähigkeit der Motorluftfahrzeuge aller Art untersucht und als die hauptsächliche Eigentümlichkeit der „Leichter als die Luft" wie der „Schwerer als die Luft" die Eigenschaft der Allgegenwart hingestellt. Für den Motor in der Luft ist jeder Punkt sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser als in der Luft erreichbar. Er ist aber nicht nur erreichbar, sondern er ist auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten, mit der größten Sicherheit und mit der größten Annehmlichkeit zu erreichen. Diese Grundsätze treffen in erheblichem Umfange schon auf die lenkbaren Luftfahrzeuge der Gegenwart zu. Je mehr wir in das Zeitalter der Motorluftschiffahrt eintreten, auf dessen Schwelle wir uns erst befinden, um so mehr werden diese Grundsätze Geltung verlangen.

Schon heut kann das lenkbare Luftfahrzeug jeden Punkt auf dem Lande, auf dem Wasser und in der Luft erreichen, aber doch nicht von jedem Punkt aus. Nur innerhalb seines Aktionsradius hat das lenkbare Luftfahrzeug diese Fähigkeit. Der Aktionsradius ist aber noch sehr beschränkt, wenn er sich auch stetig erweitert. Die Ausdehnung des Aktionsradius der „Leichter als die Luft" wie der „Schwerer als die Luft" bis zur Erschöpfung des Benzinvorrates wird die wichtigste Aufgabe der Motorluftschiffahrt im Jahre 1908 sein. Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 4 wird zu be-

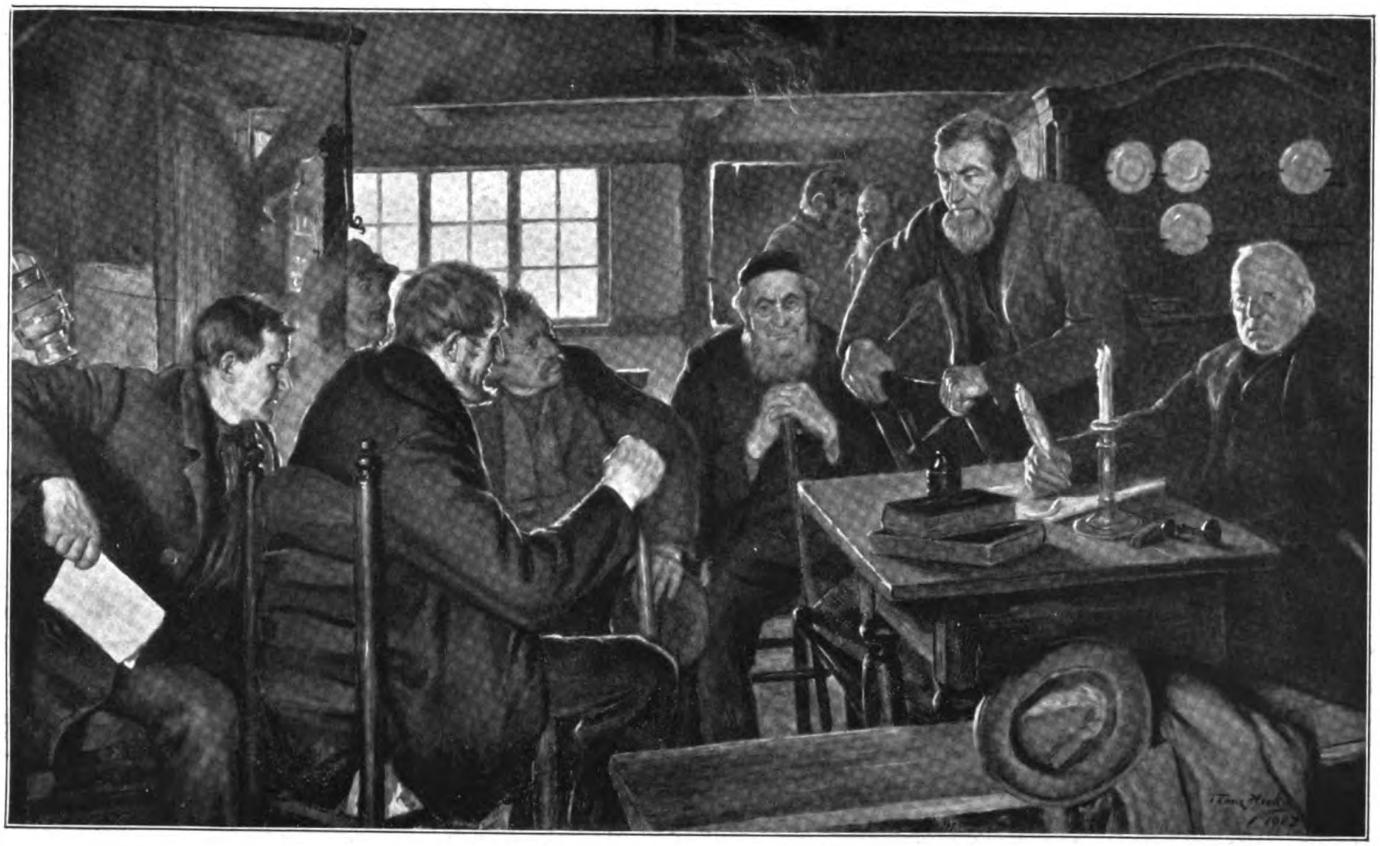
J. L. Sargent Herrenporträt

weisen suchen, daß es einen Aktionsradius von mindestens 1150 Kilometern besitzt, also daß es 1150 Kilometer sich von seiner Ballonhalle entfernen und dieselbe Strecke zurückkehren kann, ohne landen zu müssen. Nach dem Aktionsradius, der Eigenbewegung und der Tragfähigkeit wird man die Luftfahrzeuge aller Art in erster Linie schätzen. Im Frieden wie im Kriege baut sich die Leistungsfähigkeit auf diese Eigenschaften auf. Der Aktionsradius ist abhängig von der Eigenbewegung und von der Tragfähigkeit. Je schneller ein Luftfahrzeug fährt und je größer der Benzinvorrat sein kann, um so weiter ist der Aktionsradius. Für den Angriff im Kriege kommt es in erster Linie auf Tragfähigkeit an. Will man das Luftfahrzeug als wirksame Waffe benutzen, so muß es einen größeren Vorrat von Explosivstoffen zu tragen vermögen. Soll das Luftfahrzeug nur der Aufklärung im Kriege dienen, so ist eine hohe Eigenbewegung und ein weiter Aktionsradius von besonderem Werte. Wie man auf der See für die verschiedenen Zwecke auch verschiedene Arten von Kriegsschiffen hat, so wird künftig die Luftmacht aus großen und kleinen, starren und nichtstarren, sehr schnellen oder sehr tragfähigen Luftfahrzeugen bestehen. Auch für den Verkehr und Sport im Frieden werden sehr verschiedenartige Luftfahrzeuge in Anwendung kommen.

John Lavery — Dame in Rosa

In seinem Vortrag über „Die Eroberung der Luft" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Seite 26) hat Graf Zeppelin die Einrichtung von Verkehrslinien durch die Luft in nahe Aussicht gestellt. Das Anlagekapital für ein Aluminiumluftschiff und die Einrichtungen einer Hauptstation in Berlin und einer Landungsstation in Kopenhagen beträgt nur eine Million Mark. In einem Jahre kann ein solches Aluminiumluftschiff auf der Strecke Berlin—Kopenhagen hundert Flüge hin und hundert Flüge zurück machen. Die Fahrtdauer beträgt ungefähr die halbe Zeit der jetzigen Verbindung. An Bord hat das Aluminiumluftschiff je 25 Reisende zu je 50 Mark. Dies ergibt eine Jahreseinnahme des Unternehmens von 250000 Mark. Wenn die hohe Summe von 150000 Mark auf Versicherungen, Abschreibungen und Betriebskosten gerechnet wird, verbleiben immer noch 100000 Mark, also 10 Prozent als Reineinnahme. Graf Zeppelin empfahl in diesem am 25. Januar 1908 im Saale der Singakademie zu Berlin gehaltenen Vortrag auch die Einrichtung einer Luftlinie Stuttgart—Luzern. Diese Linie dürfte nach seiner Berechnung wohl mehr als doppelten Gewinn abwerfen, denn sie bedürfte nur der Hauptstation Stuttgart, während bei Luzern auf dem Vierwaldstättersee niedergegangen würde. Mit Recht hebt Graf Zeppelin hervor, daß dem internationalen Luxusreisepublikum für eine solche wunderbar schöne Luftfahrt wohl keine Fahrpreise zu hoch wären. Schon von seinem gegenwärtigen Aluminiumluftschiff Nr. 3 sagte Graf Zeppelin in seinem erwähnten Vortrage, daß es unter den allerungünstigsten Witterungsverhältnissen eine Entfernung von 1700 Kilometern in vier Tagen zurücklegen könne. Bei günstigem Winde würde eine Fahrt von Berlin nach Konstantinopel nur 30 Stunden und mit dem Aluminiumluftschiff Nr. 4 nur 22 Stunden beanspruchen.

In meinem Buch „Berlin—Bagdad, das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1907) habe ich dargelegt, wie die Luftfahrzeuge aller Art in den kommenden Jahrzehnten das soziale, wirtschaftliche und politische Leben der Völker umwandeln werden. Auch Graf Zeppelin ist der Ansicht, daß die Motorluftschiffahrt die Herrschaft der Zivilisation über die entlegensten Teile der Erde ausdehnen und zu einem immer engeren Bindeglied zwischen den Völkern sich gestalten wird.



Gemeinderat

Nach einem Gemälde von Franz Hecker

Das schöne Wälderkind

Erzählung

von

Benno Rüttenauer

I

Der blaue Himmel, eine goldene Frühlingssonne und der Schloßberg mit seinen Blütenhecken lachten so freundlich als je über Freiburg und seinem hohen Münster. Und auf dem Markt, um den Münster her und in den Gassen trieben sich die Leute in menschlicher Behaglichkeit umeinander, obwohl die „Menschenrechte" noch lang nicht verkündet waren, sondern erst im Kopf des seltsamen Priesters Sieyès als Broschüre ausgebrütet wurden.

Die reinliche Salzgasse hinunter war so heimlich, so still. Der klare Rinnenbach, der von der Dreisam her hindurchfließt, machte zeitweilig das einzige Geräusch hier. Die Straße hatte ein vornehmes Aussehen. Und vornehm sahen auch die Häuser darin aus, der Palast der österreichischen Regierung, die Stadthöfe derer von Kageneck und Landenberg, und besonders der schwere, rotsandsteinerne Barockbau des Sickingenschen Palais mit seinem antiken Giebel und seinen verschwommenen, zwergartigen Rokokoskulpturen auf der Höhe des Firstes.

Vornehm sahen auch die beiden Männer aus, die in der Nähe des Palais in einem bescheidenen Bürgerhause am offenen Fenster saßen.

Es war ein kindlich-offenes, sonnig-heiteres Gesicht, das des einen Mannes. Der schöne Frühlingsmorgen war nicht freundlicher als die Züge in diesem Gesicht, als diese kindlichen Augen, aus denen eine frohselige sanfte Begeisterung ihre Reflexe spielen ließ wie das Wetterleuchten eines eben durch die Seele gezogenen Gedankens. Die ganze Haltung des schwächlich scheinenden Körpers, der in einen graulichgrünen weichen Schlafrock mit rosaroten Umschlägen gewickelt und in einen altväterischen Armstuhl hingegossen war, machte den Eindruck fast weiblicher Weichheit und einer gewissen pedantischen Bedächtigkeit. Vollendet wurde dieses Bild häuslicher Behaglichkeit durch die grünseidene Mütze, die behäbig nach hinten gedrückt war und in ihrer Form nicht undeutlich an die Kopfbedeckung erinnerte, womit man den Dichter Petrarca abgebildet sieht — und vielleicht auch daran erinnern sollte.

Denn der Mann, der sie trug, war auch ein Dichter, der die Liebe besungen und der sich mit seinem Titel eines deutschen Anakreon wohl neben einen Petrarca stellen mochte. Im gemeinen Leben war er der Hofrat und Professor Johann Georg Jacobi.

Sein Gegenüber bildete einen durchgreifenden, sehr interessanten Gegensatz zu der zierlich-weichlichen Erscheinung dieses deutschen Anakreon. Festigkeit, Bestimmtheit und ein energischer Wille sprachen aus den etwas derben, aber ungemein wohlwollenden männlichen Zügen, und die ganze Gestalt und Haltung, die durch den kühnen Schnitt des altdeutschen schweren Ueberrockes nur gewinnen konnten, kündigten einen auf sich selbst ruhenden fertigen Charakter an. Dieser Mann war der Geheimrat Schlosser, markgräflich badischer Oberamtmann in Emmendingen.

„Nun, mein lieber Schlosser," sagte Jacobi, erwartungsvoll zu dem Freunde aufblickend, „Sie haben sie gesehen? Und ich, ich genieße jeden Tag dieses Glückes. Beneiden Sie mich nicht darum, bester Freund? Sie kennen mein Herz, Sie wissen, daß ich nie unempfindlich war gegen das Schöne, nie, und doch — Sie werden vielleicht sagen, daß es ein Frevel gegen mein poetisches Schaffen, gegen meinen Genius ist —, seit ich dieses Mädchen täglich sehe, kommt es mir manchmal vor, als ob seither alles nur ein Spielen mit den Empfindungen gewesen wäre, ein leeres, lächerliches Spiel, und als ob sie mich erst gelehrt hätte, was es heißt, das Schöne empfinden, es in seiner ganzen Wahrheit und Unmittelbarkeit, in seiner vollen lebendigen Wirklichkeit im warmen Herzen lebendig und leidenschaftlich empfinden ... Nein, seien Sie unbesorgt, ich bin schon wieder ruhiger. Das Mädchen da drüben geht mich ja eigentlich nichts an. Aber ist es meine Schuld, daß sie mir wie eine Frühlingssonne in die Seele scheint und es mir selig zumute wird, wenn ich ihr himmlisches Angesicht sehe? Das ist der Zauber des Göttlichen, er wirkt ohne unser Zutun und steht nicht in der Macht unsers Willens. Doch sehen Sie, die Süße erscheint oben am Fenster — und jetzt, Gott, sie steigt auf das Gesimse, welch ein Füßchen! Geben Sie acht, sie streckt sich auf den Zehen in ihren grünen Pantöffelchen, schauen Sie nur die zierlichen Knöchel, und darüber, welche liebliche Rundung! Was sagen Sie, verehrtester Freund?"

„Sie ist schön," antwortete Schlosser lächelnd, „doch ..."

„Schön?" rief Jacobi, „eine Chloe, eine Daphne, eine Najade ist sie! Haben Sie gesehen, wie leicht, wie sylphenhaft sie die Gasse heraufkam? Sie

schwebte nur, und keine Spur von Kunst in allem, nur Natur, eine keusche göttliche Natur. Wie graziös sie ihren schönen schlanken Körper trägt! Ihr Gang ist Musik. Und dieses liebliche kleine Köpfchen, diese tiefen, blauen, himmlischen Augen, über die sie immer die großen Wimpern heruntergesenkt hat wie heilige Vorhänge vor dem Allerheiligsten eines süßen Gottesgeheimnisses."

Schlosser klopfte dem Professor leicht auf die Schulter. „Sie schwärmen, bester Freund," sagte er scherzend, „aber dafür sind Sie Poet und sehen die Dinge anders an als wir andern Sterblichen."

„Nie," entgegnete der deutsche Anakreon nicht ohne Anflug von Empfindlichkeit, „nie ist es mir in den Sinn gekommen, zu meinen, daß solche Wesen, wie sie in unsern Poesien leben, je in der wirklichen Welt vorkamen. Da hätten wir sie ja nicht erfunden, nicht erdichtet; denn darin besteht gerade das Wesen der Poesie, daß die Welt, die sie uns vorführt, mit allen ihren Gestalten und Bildungen rein nur im Gedanken, nur in der Phantasie existiert. So hatte ich wenigstens gemeint. Die süße Schäferin aber ist Wirklichkeit, ist lebendig und wahr. Und ist sie deswegen nicht ebenso poetisch wie nur je unsre erdichteten Scheingestalten? Aber vielleicht vermag nur ein poetisches Auge dies zu sehen."

„Gewiß haben Sie recht, mein Lieber," versetzte Schlosser; „was wir überzeugungsvoll empfinden, ist für uns Wirklichkeit und Wahrheit."

Hier lenkte das Gespräch der beiden Freunde von seinem bisherigen konkreten Gegenstand ab und ging in abstrakte Erörterungen über. Aber bald benutzte Jacobi eine eingetretene Pause, um wieder auf seine geheimen Lieblingsgedanken zurückzukommen.

„Meinen Sie nicht, bester Freund," sagte er plötzlich, indem er ohne Vermittlung auf das verlassene Thema zurückkam, „meinen Sie nicht, daß in einem so herrlichen Körper auch ein süßer Geist schlummere, den zum Bewußtsein zu erwecken eine göttliche Mission sein müßte? Sie verstehen mich nicht, liebster Schlosser," setzte er hinzu, „so will ich Ihnen sagen, daß ich an unsre Hirtin drüben denke, denn es widersteht mir, sie anders zu nennen. Ich habe einen geheimen Plan mit ihr. Schon der Gedanke daran entzückt mich. Ich meine, es müßte ein Mittel geben, sie in meinen Umgang zu ziehen."

„Freund, Freund," drohte Schlosser mit erheucheltem Ernst. „Sie werden doch nicht Leichtfertiges im Schild führen . . ."

„Liebster Schlosser, bei meinem Alter," wehrte Jacobi ab, nicht ohne leise Verlegenheit.

„Na, na," meinte jener lachend.

„Ach, ich habe Sie mißverstanden," rief der Dichter mit Befriedigung; „Sie scherzen, nun ja, Sie kennen mich zu gut, verehrtester Freund, Sie wissen, daß ich selbst in jüngeren Jahren von der Unschuld gesungen habe:

> ‚Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
> Der gerne mit dem Amor spielt
> Und doch den Wert der Weisheit fühlt.'"

In diesem Augenblick ertönte die Tischglocke im anstoßenden Zimmer, und die Freunde erhoben sich von ihren Sitzen.

II

Nun war es spät in der Nacht, die Salzgasse hinunter war eine Lampe nach der andern an ihrer schweren Kette heruntergerasselt, um vom Lampenwärter ausgelöscht zu werden. Tiefe Stille lag in der Straße. Nur hier und da hörte man durch das dichte Dunkel der mondlosen Nacht die unsicheren Tritte eines späten Nachtwandlers, und der Rinnenbach, den die Dreisam durch die Salzgasse schickt, machte jetzt mit seinem leisen, kaum hörbaren Flüstern erst recht das einzige Geräusch auf der nachtstillen Straße.

Auch in dem Sickingenschen Palais waren die Lichter nach und nach erloschen. Nur aus einer hochgelegenen Dachkammer, gegen den Hof hinaus, leuchtete noch ein heller Schein. Das kleine helle Fenster stand offen. Man scheute sich drinnen nicht vor dem kühlen Odem der finsteren Schwarzwaldmainacht, die mit ihrem tiefschwarzblauen Mantel über der Stadt und dem Schloßberg schwebte und mit ihrem hellen, weitstrahlenden Jupiterauge kecklich durch die enge Luke schaute. Auch die Fledermäuse, die, angezogen von dem milden Lichtbündel, gespenstisch vorüberhuschten, brauchten keine Umstände zu machen und konnten sich alles ansehen, was drinnen in der stillen Kammer vorging. Die Fledermäuse, eine Frühlingsnacht und eine „Hirtin" sind alte Bekannte.

Drinnen auf dem schmalen Bettlein saß halb entkleidet eine liebliche Erscheinung, die freilich in ihrem augenblicklichen Kostüm und der schwachen Beleuchtung leicht um ein Beträchtliches weicher und zarter erscheinen mochte als in Licht und Luft des nüchternen Tages. Ihre auffallend kleinen Händchen, sonst vielleicht rot und rauh von der Arbeit, schienen bleich und weiß in dem matten fahlen Schein ihres Lämpchens, und die Haut an Schultern und Brust war von delikater Feinheit gegen das grobe hänfene Hemd und den plumpen wollenen Unterrock.

Wenn man nicht allzu genau hinsah, konnte man die Gestalt für eine schöne Komtesse aus der Beletage des Palais drunten halten, die sich den Scherz machen wollte, in der stillen Nacht in verlassener Dachkammer Märchen zu spielen und die sich zu diesem Zweck in grobe Linnen und in ein altfränkisches bäuerliches Mieder gesteckt hatte. Das ganze Bild war von unleugbarem Liebreiz, und so geschaut ließ es die schwärmerische Begeisterung des Professors Johann Georg Jacobi auch für einen Nichtpoeten begreiflich erscheinen.

Das Mädchen der Dachkammer war nämlich die Najade des deutschen Anakreon, der Gegenstand des vormittäglichen Gesprächs zwischen dem Professor und dem Amtmann.

Marie nähte, sie besserte an ihrem Rock. Dabei dachte sie an den, der am Morgen in der Küche Kienholz feilgeboten und ihr nichts gesagt hatte, kein Wort, obgleich er, wie sie sicher vermutete, nur ihretwegen gekommen war. Sie hatte sich so gefreut, den Peter einmal wiederzusehen. Und sie hatte es ihm auch gesagt. Er aber war scheu und trotzig geblieben, der hohe lange Mensch mit der schiefen linken Schulter. Kaum daß er sie recht angesehen.

Umsonst zerbrach sich Marie den Kopf, sie wurde

nicht klug aus dem Betragen des krummen Peter. Aber es war auch sehr spät in der Nacht, und nach und nach verirrten sich ihre Gedanken, das kleine Köpfchen wurde immer schwerer und nickte immer tiefer auf die Brust, die herabgesunkenen Händchen ließen die Arbeit fallen.

Ueber die großen stillen Augen hatten sich lange schwarze Wimpern heruntergesenkt, die Stille der engen Kammer war noch stiller geworden, nichts bewegte sich mehr als leise sanfte Atemzüge, die ein halbaufgeknöpftes Mieder in regelmäßigen Absätzen hoben und senkten. Immer kühler drang durch die offene Dachluke der Hauch der Mitternacht, das tief heruntergesunkene Gesichtchen und der entblößte Hals und Nacken des schlafenden Mädchens waren noch bleicher und blässer geworden in der kühlen Nachtluft.

*

Aber nur die arbeitmüden Glieder waren dem Bann des Schlafes hingegeben. Schlaff ineinander gesunken, wie ohne inneren lebenwirkenden Zusammenhang, hingen sie da, als ob sie nie wieder aus dem lähmenden Zauber erwachen sollten. Die schöne Marie aber war unterdessen der schlafumzauberten Kammer entrückt und befand sich weit weg in ihrer alten Wälderheimat. Da war sie wieder ein kleines Mädchen, eine arme Taglöhnerwaise hinten auf dem Saalhof an den südlichen Abhängen des Kandelberges.

Und ein Novembertag war's, kalt und neblig. Unsichtbarer feiner Regen rieselte durch den grauen Nebel und machte den lehmigen Boden naß und schlüpfrig; traurig und verdrossen standen die halbkahlen Bäume, und es fröstelte einen, wenn man sie ansah. Die Rinder schnoberten am nassen Gras herum, es schmeckte ihnen nicht; es war, als wenn ein giftiger Tau darauf liege. Und eins ums andre von den breitgestirnten Tieren blökte unwillig den nassen Nebel an oder gab durch ein leiseres weicheres Muhen dem Sehnsuchtsgefühl seines Stallheimwehs einen rührenden Ausdruck. Die Schafe und Ziegen aber nahmen die Situation humoristisch. Sie suchten sich unter Hecken und Steingeröll trockene Gräschen und Blättchen, und wenn es ihnen zu langweilig werden wollte, trieben sie allerlei Spiele. Aufgepaßt! Kopf vor! Los! Bums! stießen die Hirnschalen aneinander; das war gut geboxt.

So machten sie sich warm. Und das Mariele hätte besser getan, auch mitzuspielen, statt unter den nassen Haselbusch gekauert still dazusitzen und mit den Augen so grad in die Welt hineinzusehen, als ob es träume und seine Freundinnen ganz vergessen habe, die weißfleckige Gizzel und die braune Haddel, und seinen besonderen Liebling, das muntere Schönbärtle.

Mariele schien heute nicht aufgelegt, das begreift aber ein Tier nicht. Und das Schönbärtle, die kohlschwarze Ziege mit der weißen Stirn und dem weißen Bart, der Liebling des Mädchens, das drolligste Tier der Herde, kam immer und immer wieder vor den Haselbusch und guckte seine stille Kameradin fragend an. Es half aber nichts. Alles, was sie mit ihren Herausforderungs- und Aufmunterungsversuchen erreichte, bestand darin, daß das zusammengekauerte Menschenkind leise, kaum sichtbar lächelte. Nur ein feiner Beobachter hätte es verstanden, dieses innere Lächeln der Seele, das nicht um den Mund, das nur aus den Augen heraus sichtbar wurde.

Und ein solcher wäre vielleicht überrascht stehen geblieben vor dem barfüßigen, barhäuptigen Mädchen mit den nassen frostroten Füßen und halbnackten Beinen, mit dem zottelig zerschlissenen und nach unten nassen Röckchen und dem löcherigen Schürzchen darüber, worunter das Kind die Händchen, so gut es gehen wollte, versteckt hielt. Und er hätte sich vielleicht gesagt, daß es ein schönes Kind sei, trotz dem nicht ganz sauberen verwetterten Gesichtchen und den noch unsaubereren braunen Haaren. Auf dem Schwarzwald wäscht man sich nicht jeden Morgen, wenn man ein armes Waisenkind ist und früh hinausmuß in Tau und Regen. Da kann man draußen vom Regen genug gewaschen werden, ob man auch nicht besonders sauber dabei wird.

Und wenn es dann dasitzt unter dem Haselbusch, das braune Haar aus den Zöpfchen losgelöst und in zusammengeklebten nassen Strähnen über Augen, Stirn und Gesicht hängend — das ist nicht schön wie die achtjährige Komtesse drunten in der Stadt im Palais und der fünfjährige blonde Junge des Kaufherrn daneben, es ist ein andres „Genre", man muß sich darauf verstehen. Und wenn der schwärmerische Professor Johann Georg Jacobi von Freiburg jetzt die schmierige Berghalde dahergekommen wäre und hätte das arme Kind gesehen, er möchte in seiner guten, menschenfreundlichen Seele vor dieser Armut erschrocken sein. Und, ohnmächtig zu helfen, hätte er sich rasch davon gewandt und wäre, weil es ihm auf die Nerven geschlagen, fiebernd und krank nach Hause gekommen.

„Hu!" machte es plötzlich hinter dem Haselbusch. Marie und die weißbärtige, weißgestirnte Ziege fuhren erschrocken auf. Noch war das Tier ganz verwirrt, die junge Hirtin aber lachte schon. „Das ist dir g'lungen, Peter," rief sie, „ich bin aber auch leicht zu erschrecken, doch komm jetzt nur. Hast Zunder?"

„Ja," sagte der krumme Peter, hinter dem Strauch hervortretend. Seine linke Schulter war höher als die rechte, darum hieß er so. Er langte in seine Tasche.

„Siehst! Der Großätti hat mir's 'geben, der Bauer war auf der Tenne. Und da han i dürres Holz, einen halben Sack voll."

So sprechend entleerte er den Sack.

„Und du sollst die Kutte haben," fügte er hinzu; „gelt, es friert di?"

Das Mädchen lächelte wieder mit den Augen. Der Bub aber stülpte die eine untere Sackecke nach innen. „Das gibt warm," meinte er und drückte ihn dem Mädchen auf den Kopf, es war eine rechte Kapuze.

„Nun nichts als Feuer," plauderte der Knabe, „das muß lustig werden. Erzählst mir dann auch die Geschichte vom Kandelgeist und dem versunkenen Schloß, willst? Oder nein, eine neue, du hast mir's versprochen, die von der Frau Teufelinne und dem Ritter von Ufhausen. Nun blas!"

Peter hatte Feuer angeschlagen und den Zunder in einen Strohwisch gewickelt. Nun bliesen sie zusammen. „Es brennt!" rief Peter; „sei froh, Mariele; siehst, ich weiß, es geht dir nichts über

gebratene Erdäpfel, die da hab' ich in der Küche erwischt. Was hast du denn? Schüttelst dich? Gelt, du frierst? Willst's immer nicht sagen?"

*

Und sonderbar — auch drinnen in Freiburg, in der dunkeln Dachkammer, wo das Oellämpchen unterdessen erloschen war, auch hier schüttelte es die weißen, halbentblößten Glieder. Und dann bewegten sich die nackten Arme, wie wenn sie etwas an sich ziehen wollten; der zusammengekauerte Körper auf der Bettschwinge richtete sich auf, auch das Köpfchen hob sich ein wenig, doch es wollte nicht recht gehen, noch weniger wollten die schweren Lider sich öffnen . . .

In derselben Stunde saß der Hofrat und Professor Johann Georg Jacobi drüben an seinem Schreibtisch und dichtete sein Gedicht „An die Hirtin":

„Und eure Mädchen liegen
Auf zartem Rasen weich,
Am Blütenbaum und schmiegen
Vertrauter sich an euch.

Und fern von euern Chören
Erschallt der Flöte Klang,
Und Chloe kommt zu hören
Den lockenden Gesang."

Unter Chloe verstand er Marie, seine eingebildete Geliebte. In zitternder Erregung, stehend, mit halblauter Stimme las er das gefertigte Gedicht. Er fand, daß es gut sei.

Dann suchte er befriedigt sein einsames Lager auf.

III

Drei Jahre waren unterdessen hingegangen — die drei inhaltvollsten Jahre der Weltgeschichte.

Das Herz der europäischen Zivilisation, wie Paris sich gern selber nennt, schlug nicht mehr in bloß krankhaft fieberheißen Schlägen wie ein Herz, das zerspringen will. Der Riß war schon geschehen, das Herz der Kulturwelt war zum Vulkan geworden. In unheildrohenden Feuergarben züngelten vor den Augen der erschrockenen Menschheit die entzündeten Leidenschaften zum Himmel empor. Immer höher stiegen die flammenden Raketen, die weitleuchtenden Feuerkugeln einer trunkenen Freiheitsbegeisterung. Viele zerplatzten als hohle Blasen, andre blieben stehen am höchsten Horizont der Menschheit als leuchtende Sterne einer neuen Zeit, als flammende Sonnen der aufgehenden Freiheit. Die Nacht vom 4. August war hingezogen und hatte den großen Völkerfreiheitstag aufdämmern lassen, die Menschenrechte waren verkündet worden.

Doch wirkungsvoller als konstituierende Versammlungen und alle gesetzgebenden Mächte der Welt hatten zu allen Zeiten — in geistig verfinsterten wie in aufgeklärt fortschrittlichen, in rohen barbarischen wie in verfeinert zivilisierten und überzivilisierten — andre, heiligere, göttlichere Gewalten diese einfachen Rechte der Menschen verkündet, vielmehr diktiert und werden sie ewig diktieren.

Die wunderbarste, die gewaltigste dieser Gewalten ist die Schönheit im Weibe, die geheimnisvolle Zauberkraft der Liebe.

Und deutlicher, eindringlicher, herzensinniger als in der Geschichte der Staatenrevolutionen, und ohne den Schwall eines öffentlichen offiziellen Rednerpathos, sprechen die Rechte des Menschentums oft aus Akten, die gar nicht im Archiv der Weltgeschichte aufbewahrt werden, aus der unbeachteten Geschichte etwa eines armen Menschenkindes, fern in einem unpolitischen stillen Winkel der Welt.

Ein solcher idyllischer Winkel war das Haus des Dichters Jacobi in Freiburg. Ruhe, stille Sammlung, behaglich häusliche Abgeschlossenheit, lauter fromme deutsche Penaten, saßen mit dem Dichter und Gelehrten an der freundlich flackernden Flamme seines Herdes, und die Muse, die sich dazugesellte, war nicht weniger still bescheiden, fromm häuslich, ja philisterlich deutsch, wenn sie gleich in fremdartig-griechischem, anakreontisch-lüsternem Kostüm erschien, das war nur Mummerei.

Aber eine andre — Muse, Göttin, oder wie man sie mit Namen nennen soll — kam dazu und war nicht poetisch drapiert, sondern hatte ein schlichtes bürgerliches Hauskleid an, wie die allgemeine Sitte es mit sich brachte. Sie saß wohl von Zeit zu Zeit einmal über einem Buch, aber die meiste Zeit war sie mit Kochen, Hemdennähen und Strumpfstricken beschäftigt. Während solcher Hantierungen saß oft, wenn anders sein Beruf ihn nicht abhielt, derjenige bei ihr, den die deutsche Nation — soweit sie von ihm wußte — ihren Anakreon nannte. Und er hielt ihr dann Privatissima aus den Kunst- und Wissenschaftsgebieten aller neun Musen, wobei sie ihn mit großen, klugen, manchmal aber auch ungewissen Augen anschaute.

Diese leibhaftige schlicht-einfache Poesie, einem lebendigen Symbol des Volksliedes vergleichbar, hieß Marie, und die Leute nannten sie das schöne Wälderkind.

Jacobi hatte den Plan, den er seinem Freund Schlosser einst angedeutet, ausgeführt. Ueber drei Jahre schon war Marie im Hause des Professors und war seine Haushälterin und Gesellschafterin, an deren Geistesbildung zu arbeiten seitdem seine liebste Sorge war.

Die Leute mochten darüber allerlei denken und reden; sie mochten, wenn der Herr Professor und seine „Haushälterin" scherzend und plaudernd miteinander am offenen Fenster saßen, oft deutlich die Köpfe schütteln.

Marie war dem Herrn Hofrat und Professor allerdings mehr als bloß Haushälterin, auch mehr als Gesellschafterin, sie war ihm eine Freundin. Auch er nannte sich ihren Freund. Und es war ihm sehr ernst damit. Er wußte zwar recht wohl, daß eine gewisse Gleichheit die erste und notwendigste Bedingung jenes heiligen Bundes ist. Doch rein äußere Standesunterschiede galten ihm nichts in einem solchen heiligen Verhältnis, als das er die Freundschaft auffaßte. Für ihn war Marie eine heilige Blüte der Menschheit, ein Gedicht Gottes, das ihn mit allen Schauern der Ehrfurcht erfüllte. Er hätte einer Gemahlin oder Braut keine andre Behandlung angedeihen lassen, als sie die Haushälterin von ihm erfuhr.

Vielleicht liegt alles in dem einen Wort: er liebte. Schwärmerisch liebte er, so schwärmerisch, wie nur ein sentimentaler Fünfziger, der zugleich ein Poet ist, lieben kann. Ein Fünfziger? Nein, ein Zwanziger. In diesem Stück war er jung geblieben, ein echter deutscher Jüngling. So über-

glückselig, so selbstvergessen, so sentimental konnte er schwärmen wie in der Zeit der Lorenzodosen.

Und er glaubte sich geliebt. Warum sollte er es nicht glauben? Marie war so freundlich, so hingebend, so selbstlos. Sie zeigte ein so feinfühliges Verständnis für sein Wesen und seine Art. Sie erriet immer seine geheimsten Wünsche, war nur freundlich und heiter in seiner Nähe und hatte immer ein bezauberndes Lächeln, wenn er den Schulstaub abschüttelnd ins Haus zurückkam. Es hatte ihr ja niemand Lektion darin gegeben, wenn nicht die Liebe.

Nicht nur die Nachbarn und Nachbarinnen munkelten allerlei über das Verhältnis oder blinzelten bei dessen Erwähnung verständnisvoll mit den Augen; auch die nächsten Freunde Jacobis schüttelten bedenklich die Köpfe. Nur der eine, Schlosser, lächelte darüber.

Er schmeichelte sich, seinen Jacobi besser zu kennen und gewiß zu sein, daß derselbe kein Zeus, weder ein olympischer noch — ein Weimarer sei, sondern ein Anakreon, und zwar der deutsche. Er glaubte dem Freund, wenn dieser in seinem Lied „An Belindens Bett" einst sang:

„Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
Der gerne mit dem Amor spielt
Und doch den Wert der Weisheit fühlt.

Nein, ungestüme Wünsche nicht
Soll dieser kleine Tempel hören —
Nur Seufzer darf ich mir gewähren."

Wie unterschiedlich auch die Ausdrücke waren, in denen die verschiedenen Klatschbasen weiblichen und männlichen Geschlechts über Jacobi und das schöne Waldmädchen sich aussprachen, die Gevatterinnen, die Metzgers- und Krämersfrauen einerseits und die vornehmen Freunde und Freundinnen Jacobis anderseits, darin stimmten sie alle überein, daß sie Marie strenger tadelten und bitterer verurteilten als den Hofrat.

Doch auch in dieser Beziehung machte einer eine Ausnahme, und das war der krumme Peter vom Saalhof. Er kam ab und zu einmal in das Jacobische Haus. Der Peter mußte bei seinen Besuchen entweder vom Zufall außerordentlich begünstigt werden oder aber auflauernd zu Werke gehen: er kam immer, wenn der Hofrat ausgegangen war. Marie sah den Kindheitsgenossen nicht ungern, so sehr auch sein verändertes wortkarges und scheues Wesen sie befremdete. Sie suchte ihn oft zu überreden, die Rückkunft des Professors abzuwarten, dem sie von ihm erzählt habe und der ihn gern kennen lernen möchte. Aber da war der Peter sonderbar und hatte eine Art sie anzublicken, daß sie vor ihm erschrak. Und seltsame Worte ließ er fallen.

„Habe kein Verlangen, ihn zu sehen," stieß er hervor, „wäre wohl besser, wenn d' ihn auch nie g'sehn hätt'st. Ich glaube nichts, aber ich krieg' einen Zorn, daß die Leut so ... Ich will nicht darüber reden — am meisten ärgert mich der Pfarr' daheim, ich möcht' ihm sein Maul breitdreschen!"

„Mein Gott, laß die Leute doch," sagte dann Marie begütigend, „sie meinen vielleicht, weil der Herr Professor ein Lutherischer ist, er sei ein Heidenmensch, bei dem man sein Christentum einbüßt, und der Herr ist doch so fromm und kann so christlich reden, besser wie manch ein Pfarrer auf der Kanzel."

Darauf entgegnete der Peter nichts, sondern sah sie mit großen Augen stumm an, und ein kaum bemerkbarer Glanz in seinem Blick schien kundzutun, daß ihm ihre Rede gefiel.

„Willst immer bei ihm bleiben?" warf er dann gelegentlich einmal hin.

„Es gefällt mir," gab sie zur Antwort; „kein Mensch auf der Welt war je so gut gegen mich wie der Herr Professor."

Gar finster blickte der Peter drein, wenn er sich verabschiedete; alle Liebe und Freundlichkeit Mariens schienen nichts über ihn zu vermögen, auch kam er seit einiger Zeit immer seltener.

IV

Nun war der erste Mai und ein Sonntag. Lustig und lärmend ging es in der Stadt Freiburg her, besonders aber in der sonst so ruhigen, vornehmen Salzgasse. Hier waren die Häuser bekränzt, bunte Teppiche bekleideten die Mauern, Blumen und wehende Maien winkten von den Fenstern und standen vor den Türen. Buntes Volk wogte durch die Straße, städtisches und ländliches, dieses in mannigfaltigen, auffallenden Trachten: Glottertälerinnen mit hohen Zylinderhüten aus gelbem Stroh, Markgräflerinnen, dralle Gestalten mit vollen, runden Gesichtern und dem wehenden „heiligen Geist" darüber, nämlich der schwarzen, schmetterlingsartigen Flügelkapuze mit bis zur Erde wallenden breiten Bändern, junge Bauern mit roter Weste und weißem Kittel, die Fuchspelzmütze auf dem Kopf, Volk vom „Wald", von St. Peter, St. Märgen und Eschbach, mit flachen, abgebogenen Hütchen die Frauen, mit mächtigen Dreimastern die Männer, Elztälerinnen mit den apfelgroßen roten oder blauen Wollenballen auf den kreisrunden Strohhüten — alles bunt durcheinander, einzeln, paarweise und in Haufen.

In der Ferne lustige Musik. Die tönt von Oberlinden, von dem freien Platz, in den die Salzgasse und die Pfaffengasse zusammenlaufen und wo die alte Linde über einen rotsandsteinernen Brunnen, den ein Muttergottesbild krönt, schützend ihre Aeste breitet. Der ganze Platz bis weit in die Pfaffen- und Salzgasse hinein und hinaus bis zum Schwabentor mit seinem vierschrötigen Turm ist dicht von Menschen erfüllt. Um die Linde buntes, jauchzendes Leben. Ueber dem sandsteinernen Brunnen, auf einem hohen hölzernen Gerüst, thront eine Musikbande. Unter der Linde, rund um den Stamm herum, nur wenige Fuß über dem Pflaster, ist von blanken Brettern ein Tanzboden gezimmert.

Mit rotem Band an den Stamm gebunden, steht in der Mitte der Bühne, und recht wie ein Opferlamm dreinguckend in all die Lust und den Lärm, ein sauber gewaschener weißer Hammel. Auch geschmückt ist er wie ein Opferlamm mit farbigen Seidenbändern und einem Kranz von blauen und gelben Wiesenblumen. Neben ihm auf einem Tischchen brennt eine Kerze; in deren Mitte ungefähr ist eine dünne Silbermünze horizontal eingedrückt.

Lustig walzt es um den Baum und den Hammel. Eines der geschmückten Paare schwenkt immer ein

rotes Fähnlein mit herum, dreimal, dann nimmt das folgende Paar es ihm ab und so weiter.

Ein wildes Gewoge geht durch die zuschauende Menge, noch ist keine große Spannung; es kann noch lange dauern, bis das Licht auf die Münze heruntergebrannt ist!

Nur einer in der Masse scheint sich um das ganze Treiben um ihn herum nicht zu kümmern. An eine Hausecke der Salzgasse steht er angelehnt, eine hohe, kräftige Gestalt mit verschränkten Armen.

Er sieht nach dem offenen Fenster des zweistöckigen Hauses ihm gegenüber. Ein ältlicher Herr mit zarten, feinen Zügen steht dort am Fenster und neben ihm eine hochgewachsene weibliche Gestalt. Der Herr drüben hat seinen Hut genommen. „Adieu, Marie!" sagt er mit herzlichem Händedruck.

Zugleich sich aufraffend arbeitete der an der Straßenecke, wie eben der Professor Jacobi drüben aus der Tür schritt, sich mit beiden Ellbogen kräftig durch die Menge. Das war nicht leicht, aber es gelang ihm. Wer um einen Kopf oder zwei über die Menge emporragt, der läßt sich, wie sehr sie auch dränge, nicht von ihr schieben und bahnt sich frei und selbstbestimmend eigne Wege, trotz der Menge.

Marie stand nun allein drüben am Fenster. Sie schaute nicht mehr so frohselig drein wie vorhin im heiteren Gespräch mit Jacobi. Durch ihre Seele schien ein Gedanke zu ziehen und einen Anflug von düsteren Schatten über ihre vorher sonnenhellen Augen zu werfen. Sie hatte sich auf den Stuhl am Fenster niedergelassen, ihre Hände lagen gefaltet im Schoß.

Auf einmal fuhr sie leise zusammen, die Tür ging auf und die Gestalt von der Hausecke drüben erschien im Zimmer.

„Peter, du . . ." Dann hielt sie erschrocken inne. Die beiden sahen sich stumm an.

„Setz dich, Peter!" sagte Marie dann; „ich war erschrocken, deine Augen waren so — ich habe gemeint, du hättest wieder — setz dich doch!"

„Was hattest gemeint?"

„Setz dich erst! Du habest einen Rausch, hatt' ich gemeint. Ist es denn wirklich wahr, sie sagen, daß du das Trinken anfangst! Hast nun ein Gütchen geerbt, willst's vertrinken und verspielen?"

„Wird drauf ankommen!"

„Wird drauf ankommen? Peter, du machst mir angst, bist deswegen kommen? Ich meinte, du würdest ‚nein' sagen und ‚es ist nicht wahr, die Leute lügen'; Peter, ich verstehe dich nicht mehr; schon neulich, als ich dir draußen vor dem Tor begegnet bin und dich gebeten habe, daß du wieder einmal zu mir kommen mögest, schon dort kamst du mir so verwirrt vor. Du wirst doch kein böser Mensch werden wollen! Denk an den Heidenhofmarten, der auch mit Trinken angefangen hat und Spielen und Schuldenmachen, du weißt, wohin es mit ihm kam! Du bist ja immer brav gewesen, Peter, denkst nicht mehr daran, da wir noch auf dem Saalhof beisammen waren? Hast mir ja oft genug die schauerliche Geschichte vom Karfunkel erzählt, daß uns beiden gegruselt hat; denk an den Karfunkel!"

„Ich denk' schon daran, ich hab' ihn selber da drin, den Karfunkel!"

„Gott, wie du wieder red'st!"

„Vom Teufel wird er nicht sein, wenn er schon brennt wie die Hölle!"

Marie sah auf und erschrak. Der Peter knitterte an seinem Hut, seine starke Faust schien leise zu zittern, sein Mund nach Worten zu ringen.

„Marie, sag, möchtest nicht — ich will sagen, willst nicht wieder heimkommen nach St. Peter?"

„Ach Gott, ich habe ja niemand!" stieß sie hervor.

Peter sah sie eine lange Weile an.

„Sag, ist's wahr, wirst bald Frau Professor werden?"

„Sagen sie das auch in St. Peter?" entgegnete Marie mit schmerzlichem Lächeln; „dann wissen die mehr wie ich. Meinst, der Herr Jacobi denk' noch einmal ans Heiraten? Und meinst, ein solcher Herr würde mich als Frau nehmen?"

„Und würdest du ihn nehmen?"

„Immer deine sonderbaren Geschichten, es ist ja zum Lachen, wer denkt denn daran?"

„Würdest du?"

„Ich glaub', ich tät's," antwortete sie nachdenklich; „ich könnt' ihm nichts abschlagen, er ist zu gut gegen mich; verlassen bin ich doch und hab' niemand, und ob ich als Frau oder Haushälterin ihm diene. Wenn er mich nicht wegschickt, werde ich ja doch nie von ihm gehen."

„Auch nicht, wenn d' heiraten könnt'st? Aber eine Bauernfrau möcht'st ja nicht werden!"

„Ich möcht's auch nicht, doch dafür ist gesorgt. Was für ein Bauer sollt' mich denn heiraten, ein armes Ding, das dazu das Schaffen verlernt hat; ein Bauer muß eine Bäuerin heiraten!"

„Hast am Ende recht!"

Peter kehrte sich um, als ob er gehen wolle. An der Tür blieb er stehen, den Kopf auf die Brust gesenkt, sah er stumm auf den Boden. Ein paar Augenblicke stand er da, dann hob er langsam den Kopf in die Höhe.

„Weißt, Marie, wie mein Karfunkel heißt?" begann er mit unsicherer Stimme; „du weißt's nicht, du würdest's auch nicht verstehen, wenn ich dir's sagen wollte."

Peter griff nach der Tür. Ein unheimliches Stöhnen entrang sich aus seiner breiten Brust. Dann kehrte er sich noch einmal um.

„Weißt was, Marie, ich . . ." da hielt er an, „ich bin ein Bauer; du hast gehört, daß ich den Hinterdorfjörg beerbt hab', meines Vaters Bruder, und ich will — ich will dich nehmen, Marie! — Du erschrickst? Ich wußte wohl, du heiratest keinen Bauern, ich hab's schon lang gesehen, daß du mich nicht magst, du hast Angst vor mir. Ich bin der krumme Peter, meine Hände sind auch immer rauher und schwieliger worden und meine Schultern immer einseitiger, und du — Ich bin der krumme Peter, aber wenn ich daran dachte, wie wir gut miteinander gewesen sind als Kinder und später, da meint' ich, du müßtest auch daran denken, und 's könnt' vielleicht wieder einmal so werden. Wenn ich dir dann aber unter die Augen kam und dich so vor mir sah, da hatt' ich kein Herz, aber ich bin doch wieder kommen, das war mein Karfunkel. Die andern haben mir ihn herausreißen wollen, sie haben mir Schlimmes von dir gesagt. Ich hatt's

auch geglaubt, aber den Karfunkel wurde ich nicht los und bin wieder kommen und hab' dir frei ins Aug' geguckt. Was Schlimmes hab' ich da nicht sehen können und ist mir wohler dabei worden.

„Wie ich nachher in der Stadt gehört hab', der Professor wollt' dich heiraten, da hat's dann wieder von neuem angefangen da drinnen zu hämmern, so arg wie noch nie. Und dann bin ich lang herumgelaufen, und schaffen konnt' ich nichts mehr; dann hab' ich auch getrunken, um dich zu vergessen, hab' auch wieder Hoffnung geschöpft und hab' wieder gedacht, wenn du den alten Zipperleinsmann heiraten wollt'st, so wäre am Ende auch der krumme Peter nicht zu schlecht und sei vielleicht noch besser; du habest ihn doch früher leiden mögen, es würd's auch unser Herrgott lieber sehen mögen als mit dem Alten, was doch auch eine traurige Sache wär' und ganz und gar, wie ich meine, gegen Gottes Gebot. So, nun ist's raus, einmal hat's sein müssen. Ich hab' gleich gesehen, du warst nicht froh drüber, du hast mich lang nicht verstanden ... Hab' keine Angst, ich geh', du siehst mich nimmer!"

Dann hatte Peter ihre Hand ergriffen und in seiner ungeschlachten Leidenschaftlichkeit so gedrückt, daß Marie unwillkürlich laut und angstvoll aufschrie.

In diesem Augenblick sah drunten alles in fieberhafter Spannung und lautlosester Stille nach dem Licht, an dem jeden Augenblick die Münze zur Erde fallen mußte, um den Gewinn des Hammels für denjenigen zu entscheiden, der gerade tanzend das rote Fähnlein schwenkte. So hatte man den Schrei Mariens von dem niederen Fenster herunter gehört, und der Hilferuf eines Uebereifrigen tat schnelle Wirkung. „Ein Dieb, ein Mörder, Hilfe!" schrie es von allen Seiten.

Peter stürzte eben verwirrt und wild aus dem Hause. Er wurde von Polizeimännern und Bürgern zugleich ergriffen.

Die Menge war in furchtbarer Aufregung. Der böse Peter, er hatte ihnen das Spiel verdorben, man war wütend auf ihn. Alles schrie: „Mörder, Dieb, nieder mit ihm, an den Galgen mit dem Dieb!"

In verzweiflungsvoller Ratlosigkeit war Marie zurückgeblieben.

*

Seit den Vorfällen beim Hammeltanz waren zwei Wochen hingegangen. Marie hatte die frühere Heiterkeit nicht mehr erlangt, sie saß meist allein in ihrer Kammer und hing ihren Gedanken nach. Die gewaltige Macht einer leidenschaftlichen Liebe hatte, wenn auch nur von außen her, ihr Herz berührt, und diese Berührung hatte genügt, dasselbe tief zu erschüttern.

Peter kam ihr nicht mehr aus dem Sinn. Der Herr Hofrat hatte rasch seine Befreiung erwirkt, aber wie es weiter um den Aermsten stund — Marie ahnte nichts Gutes.

Sie wurde immer unruhiger und aufgeregter, immer geängstigter, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, bis sie sich endlich sagte, daß es so nicht fortgehen könne, daß sie von Peter etwas erfahren, daß sie ihn vielleicht sehen, mit ihm reden müsse und — ja, was weiter, das wußte sie nicht.

*

Es war mitten im Nachmittag, als Marie nach St. Peter kam. Was wollte sie hier? Sie wußte es kaum. Den Peter besuchen? Und was bei ihm tun? Nur hören wollte sie von ihm.

Darauf brauchte sie nicht lange zu warten. Der Peter sei ganz aus dem Häusle, er komme aus dem Trinken und Spielen nicht mehr heraus, und wenn er keinen Rausch habe, schweife er trübselig umher, und nach seinen Sachen sehe er gar nicht und kümmere sich um nichts, auch heute sei er wieder weg, niemand wisse, wohin.

Marie hatte noch eine entfernte Base in St. Peter, die suchte sie auf. Sie fand keinen freundlichen Empfang, es wurde ihr gleich vorgehalten, daß man nichts Gutes von ihr sage. In einem andern Fall hätte es Marie weh getan, heute hörte sie es nicht.

Ueberzeugt, daß sie etwas tun müsse, wollte sie bei der Base über Nacht bleiben und am andern Morgen, die Leute mochten sagen, was sie wollten, den Peter aufsuchen. Sie durfte ihn doch nicht verderben lassen.

Am andern Morgen war der Peter nicht da, er war die Nacht nicht heimgekommen. Marie wollte das Herz brechen. Sollte sie auf ihn warten? Sie würde ihn gern suchen, wüßte sie nur wo.

Dann war auf einmal drüben bei der Klosterkirche ein Zusammenlaufen von Menschen. Frauen steckten die Köpfe zusammen mit einem Ausdruck ihrer Gesichter, als ob sie sich Entsetzliches berichteten.

Man hatte die Leiche Peters gebracht. An der Wolfsschlucht draußen, wo der Fußpfad von Wagensteig herüberführt, hart an dem Felsen vorbei, hatte man sie gefunden, tief drunten in der Schlucht.

Ziemlich gefaßt war Marie nach einigen Tagen in Jacobis Haus zurückgekommen, sie war sehr bleich, sehr still. Ueber die Ereignisse in St. Peter kam nie eine Silbe über Maries Lippen, und mit der Zeit wurde sie auch wieder heiterer. Jacobi hatte bald eine größere Freude an Marie als je. Ihr Charakter schien noch weicher geworden zu sein, ihr Gemüt tiefer, sie fand jetzt noch mehr als früher Genuß an ernster Lektüre. Aber am liebsten las sie in der Bibel.

Gegen Jacobi war sie von einer zartfühlenden Aufmerksamkeit, daß er ganz gerührt wurde und sich immer glücklicher schätzen mußte, diesem herrlichen Mädchen begegnet zu sein.

Da glaubte Jacobi mit der Ausführung eines längstgehegten Planes nicht mehr länger zögern zu dürfen. Er hatte alle Hindernisse, deren Größe er zuerst weit entfernt gewesen war auch nur zu ahnen und die ihn auf eine Zeitlang eingeschüchtert hatten, zuletzt mutig überwunden; Schlosser hatte ihn stets aufgemuntert. Er hatte ihm auch beigestanden, seine Familie mit dem Vorhaben auszusöhnen. Die Reden der Welt aber glaubte Jacobi verachten zu können. Im November war die Hochzeit.

In Freiburg machte sie viel Redens.

„Der Herr Jacobi ist doch ein Ehrenmann," sagte der Nachbar Schreiner.

„Sieh, sieh, die stolze Vögtin vom Tobel," sagte drüben die Schustersfrau; „wer hätt' das gedacht, wird die doch noch Frau Professorin. Ja, wem das Glück will!"

„Die hat das auch nicht verdient," sagte manche Betschwester.

„Ob sie dieses Opfer wert ist, das unser allzu großmütiger Jacobi dabei bringt!" hüstelte der Hofrat Dingskirch.

„Was so ein Dichter Grillen hat," meinte der Herr Regierungsrat Ypsilon, „nun, der Dirne kann man gratulieren, die braucht die vorausgegangenen Jahre nicht zu bereuen."

Man hatte in Freiburg lange über nichts mehr so eifrig diskutiert wie über diese Hochzeit, und das ging lange fort, zuletzt aber hörte es auf und niemand sprach mehr darüber.

Es gab andre Ereignisse: Krieg, Belagerung, Ueberfälle, Rückzug des Moreau, Schlachten, Friede, Kongresse, Wechsel des Landesherrn und wieder Krieg und wieder Friede und neue Revolutionen. — Die Frau Hofrat Jacobi hatte einen Sohn geboren, hatte ihn großwachsen sehen und dann ins Grab gelegt.

Sie hat ihren Mann ins Grab gelegt und dann noch lange gelebt — einsam, still, in einer schönen, reichen Welt — in der Welt ihrer Erinnerungen, und dies so ausschließlich, daß sie mit der andern, die sich doch allein für die wahre und wirkliche Welt hält, allen Zusammenhang verloren, seitdem sie nichts mehr darin hatte, worauf sie ihre Empfindungen und Gedanken hätte beziehen können.

Sie tat deshalb, als ob diese Welt gar nicht für sie da wäre, überhaupt gar nicht existierte oder wenigstens gar keine Bedeutung hätte neben „ihrer" Welt, neben der Welt ihrer Erinnerungen. Das ärgerte die andre Welt, und aus Aerger sagte sie, die gute Frau sei verrückt, und mied sie. Für die vornehme Gesellschaft, die sie einmal dulden gemußt, war sie nicht mehr vorhanden.

Noch manche Jahre sah man die alte, grau gewordene Frau wie ein Gespenst die Pfaffengasse hinuntertasten. Es war, als ob sie niemand kenne, niemand redete sie an, niemand grüßte sie. Nur hier und da sahen ihr die Menschen verwundert nach, und dann gingen sie wieder weiter und schüttelten die Köpfe. Die alte Frau ging dann auf den Kirchhof; hier konnte sie tagelang verweilen.

Um sie herum war es Nacht, aber sie war doch mitten im Sonnenschein ihrer Welt, der schönen Welt ihrer Erinnerungen.

„Der guten Frau ist's im Kopf nicht recht," sagten die Leute. „Ihr Geist ist leider getrübt," sagten die Bekannten und hatten Mitleid mit ihr. Aber in den Bildern ihrer Vergangenheit war nichts getrübt, wenn auch die Gestalten ihres verstorbenen Sohnes, Jacobis und des krummen Peters aus einem einzigen Antlitz ihr entgegenzublicken schienen. Die alte Frau ging noch immer auf den Kirchhof. Eines Tages aber wurde sie hinausgetragen, zwischen sechs schwarzen Brettern, und fast so einsam und allein, wie sie vorgestern noch hinausgegangen war.

Einst hatte die Welt sie wohl gekannt, aber das war lange her; die Geschichte des schönen Wäldermädchens, die der Welt so interessant vorgekommen, war längst vergessen wie ein altes Märchen — wie die Gedichte des weiland deutschen Anakreon, des Professors und Hofrats Johann Georg Jacobi.

Friedrich der Große an der Leiche des Grafen Schwerin

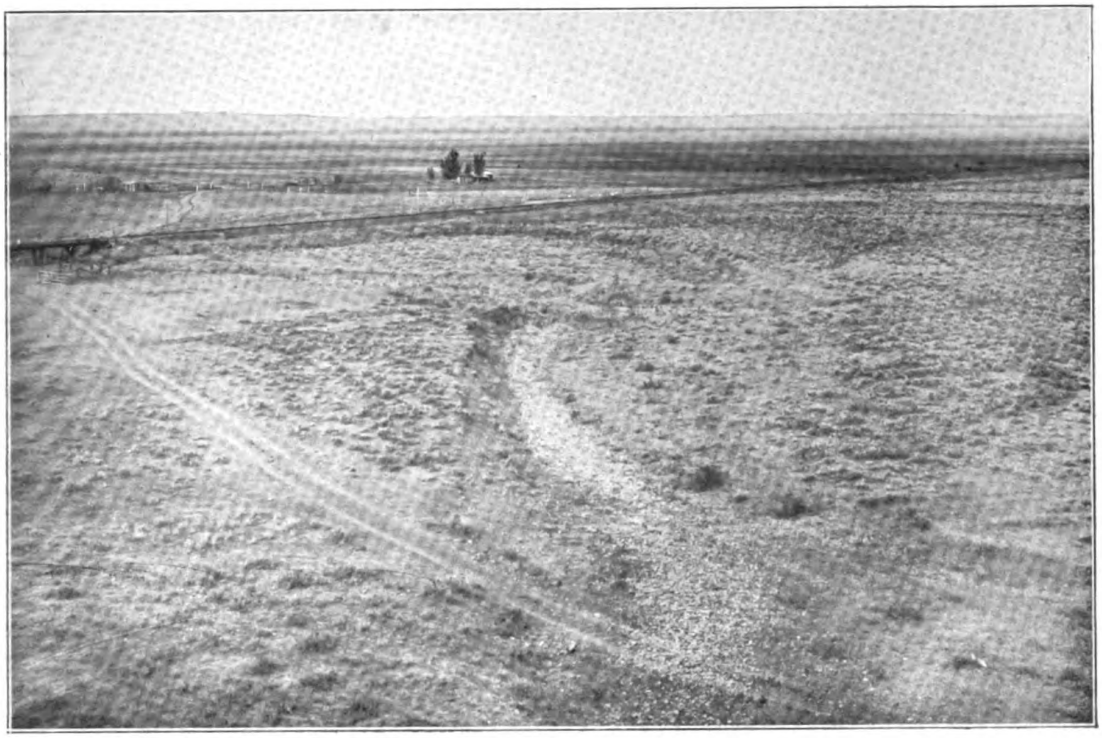
(Zu dem nebenstehenden Einschaltbilde)

Der Generalfeldmarschall Graf Schwerin, der „Vater Schwerin" seiner Grenadiere, gehört zu den populärsten Heldengestalten aus den Kriegen des großen Königs. Im Jahre 1684 auf Löwitz im Pommerschen geboren, trat er in holländische Dienste und kämpfte im spanischen Erbfolgekrieg. Als der Teil von Vorpommern, in dem die Schwerinschen Güter lagen, an Preußen fiel, trat er ebenfalls in den Dienst des Soldatenkönigs. Man kann Schwerin wohl den militärischen Lehrmeister des großen Friedrich nennen. Wie viel ihm dieser verdankte, das hat er selber dadurch am deutlichsten dokumentiert, daß er ihn bei der Thronbesteigung sofort zum Generalfeldmarschall ernannte und ihn in den Grafenstand erhob. Schwerin hat sich dieser Ehrungen stets würdig erwiesen. Als die erste Schlacht, die der junge König gegen Oesterreich bei Mollwitz focht, schon fast verloren schien, da war es Schwerin, der den Monarchen vom Schlachtfeld entfernte und dann mit kräftigen Schlägen dem Feind den sicheren Sieg entriß. In dem ereignisreichen Jahr 1757 führte er ein selbständiges Korps von 33000 Mann nach Böhmen und vereinigte sich vor Prag mit dem König. Am 6. Mai kam es zur Schlacht. Die Oesterreicher befanden sich auf den Höhen um die Moldaustadt in fast unangreifbaren Positionen. Vergebens stürmten die preußischen Bataillone, reihenweise streckten die österreichischen Kartätschen die Stürmer nieder, und schon begann der linke Flügel zu wanken. Da ergriff Schwerin die Fahne seines Regiments und führte die Sturmkolonnen aufs neue vor. Nach wenigen Schritten brach er, von fünf Kugeln getroffen, tot zusammen. Sein Tod war das Signal zu neuem Angriff, und der Tag endete, wie bekannt, mit einem glänzenden Siege der preußischen Waffen.

Friedrich der Große an der Leiche des Feldmarschalls Grafen Schwerin in der Margarethenkirche bei Prag

Nach einem Gemälde von Georg Schöbel

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Typisches Bild aus dem trockenen Gürtel Amerikas vor dem Bau von Bewässerungsanlagen

Die Eroberung der Wüste

Von

Walter V. Woehlke

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor sechzig Jahren bewegte sich langsam ein seltsamer Zug über die weiten Ebenen des „wilden Westens" der Vereinigten Staaten. Ueber zweihundert „Prärieschuner", wie der Amerikaner die großen, mit Segeltuchdächern versehenen Ochsenwagen nennt, die einer ganzen Familie Obdach gewähren, knarrten auf ihren Holzachsen am pfadlosen Ufer des Platteflusses entlang den Felsengebirgen zu, an deren Fuß die Ebene eine Höhe von 1500 Metern erreicht. Achtzehn Monate dauerte die Reise, die heute in der doppelten Anzahl Stunden zurückgelegt wird. Weder die Angriffe der Indianer noch die endlosen Strapazen der Wildnis entmutigten die dreitausend Personen. Die Trapper und „Voyageurs", die den Pelztieren nachstellten oder mit den Indianern Tauschhandel trieben, schüttelten den Kopf und rieten zur Umkehr, wenn sie von dem Ziel der unverzagten Schar hörten, die zur Hälfte aus Frauen und Kindern bestand. Im Herzen der Gebirgswildnis, in einem weiten Tal, das sieben Monate lang während der heißesten Jahreszeit keinen Tropfen Regen erhielt, tausend Meilen von jeglicher Ansiedlung, wollte die fanatische Sekte sich niederlassen und ein neues Jerusalem bauen. Hunger und Durst würden dem Leben der Frauen und Kinder ein Ende machen, und die Männer würden am Marterpfahl der Indianer ein qualvolles Ende finden, so prophezeiten die Landeskundigen. Doch die Mormonen wiesen die Zweifler auf das Beispiel des Volkes Israel und wanderten weiter im festen Glauben, daß der Herr sie wie die Hebräer nötigenfalls vierzig Jahre lang in der Wüste mit Manna ernähren würde.

Ob Brigham Young, der geniale Führer der Mormonen, diese kindliche Zuversicht in die Hilfe Gottes teilte, mag dahingestellt bleiben. Der Erfolg seines Unternehmens beweist, daß er mit genauer Kenntnis der klimatischen und Bodenverhältnisse zu Werke ging. Wohl wußte Young, der Tapezierer, dem fast jegliche Schulbildung fehlte, daß auf der Hochebene des Großen Salzsees von Mai bis November, während der Glühhitze des Sommers, keine Wolke am Himmel erschien; wohl wußte er, daß auf der grasarmen Ebene kein Baum seinen Schatten warf, daß an vielen Stellen der salzhaltige Boden kaum einige Kaktuspflanzen hervorbrachte. Ebensowohl wußte er, daß gerade dieses Klima, diese wasserlose Wüste ihm den Erfolg sicherte

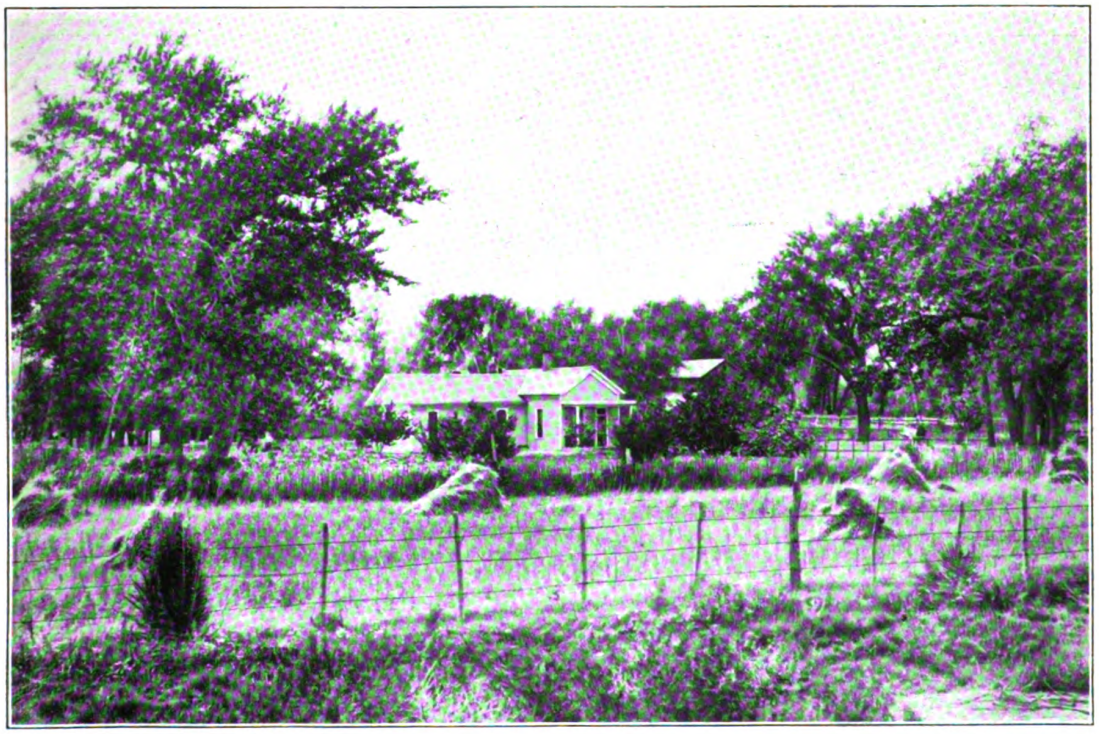
und seine Anhänger vor der Verfolgung schützen würde. Auf den Hochgebirgen rings um das Tal sammelten sich im Winter haushohe Schneemassen, die im Sommer langsam schmolzen und die Dutzende von Bächen und Flüßchen füllten, die sich in den Großen Salzsee ergießen. Der Boden des Tales bestand aus dem Gestein, das, vom Wasser zu mehlfeinem Staub zerrieben, von den Gebirgen herabgetragen und mit dem modernden Pflanzenwuchs der Jahrtausende vermischt war. Es war nur nötig, das Wasser der Bäche während der trockenen Jahreszeit auf diesen fruchtbaren Boden zu lenken, um reiche Ernten zu erzielen. Die nötige Wärme wurde von der Sonne tagaus, tagein ohne Unterlaß geliefert, und die Gebirge sicherten ihm die Feuchtigkeit, so daß seine Anhänger nie von dem launenhaften Regen abzuhängen brauchten.

Die Mormonenansiedlung am Großen Salzsee gedieh und wuchs; wo sich früher das unendliche Dunkelgrau des staubigen Salbeibusches über die Ebene erstreckte, lachten grüne Felder, schossen Obst- und Schattenbäume empor, und zwischen den Bäumen erhob sich Gehöft auf Gehöft. Gräben und Kanäle durchkreuzten das Tal nach allen Richtungen, während die Bäche ihr Wasser nicht mehr in den Salzsee ergossen, der infolgedessen langsam zusammenschrumpfte. Aus der Ansiedlung wurde eine Stadt, eine Oase in der Wüste, in der die Tausende von Goldsuchern, die nach Kalifornien strömten, für Geld und gute Worte, hauptsächlich aber für Geld, Zuflucht und Obdach fanden. Während die Bevölkerung Kaliforniens noch lange, lange Jahre aus Goldsuchern und „Cowboys" bestand, wuchs in der bergumschlossenen Wildnis ein Gemeinwesen empor, dessen Grundlage die ackerbautreibende Bevölkerung bildete. Die Goldsucher und die meisten ihrer Städte verschwanden; nach ihnen kamen die Silbersucher, und auch ihre Städte zerfielen in Staub, sobald der Vorrat des Edelmetalls erschöpft war, doch die Ansiedlung am Salzsee wuchs trotz Verfolgung, Fehde und Krieg von Jahr zu Jahr. Endlich, fast vierzig Jahre nach der Ankunft der Mormonen, brach die Erkenntnis sich Bahn, daß der wahre Reichtum des Wüstenbodens nicht durch den Schacht des Bergwerks, sondern durch den Graben der Berieselungsanlage gehoben werden müßte. Heute liefert der kleine Teil des Wüstenbodens, der bis jetzt urbar gemacht und berieselt ist, in einem Jahre Produkte von einem Wert, der die gesamte Goldausbeute Kaliforniens seit 1849 übertrifft.

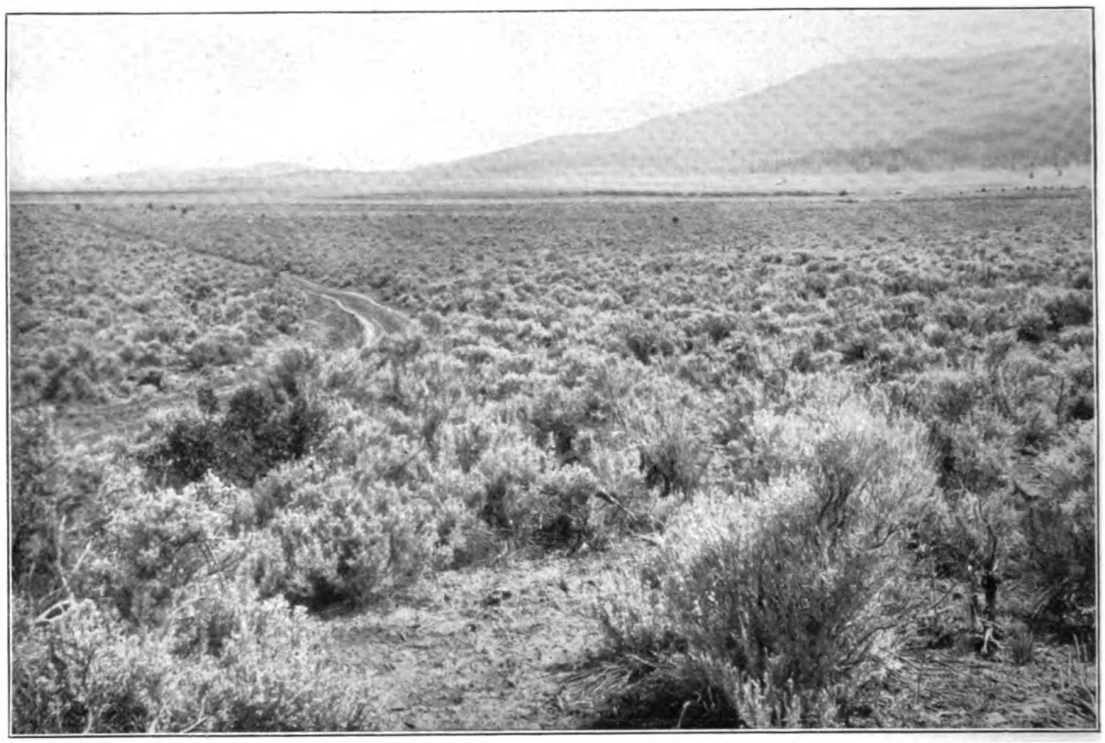
Orangenhain auf dem Wüstenlande im südlichen Kalifornien. Wasser wird durch die Furchen auf das Land gebracht

Das Beispiel der Mormonen allein war nicht genügend, den Amerikaner zum Ackerbau in dem regenlosen Gebiet zu veranlassen. Erst nachdem das Regierungsland im Osten, Mittelwesten und Süden verschwunden oder vielmehr gestohlen war, bequemte er sich notgedrungen, dem noch übriggebliebenen, fast umsonst zu habenden Lande seine Aufmerksamkeit zu widmen. Westlich vom Missouri bis nach der Küste des Stillen Ozeans lag noch immer die

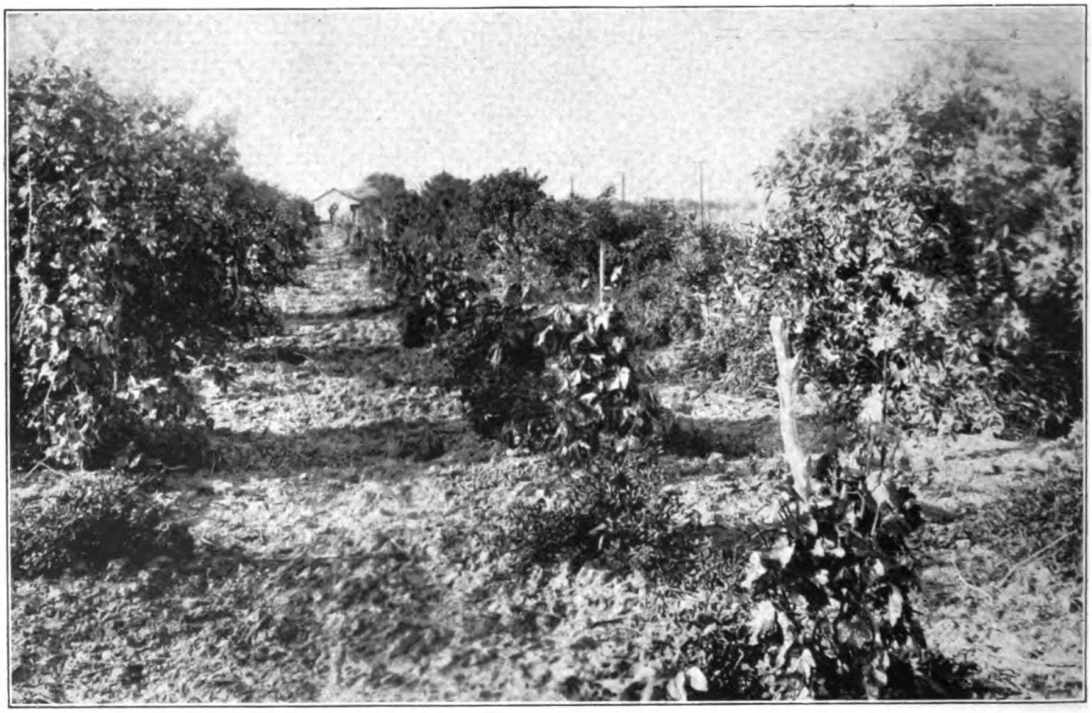
Alfalfaernte im Uncompahgretal, Kolorado



Farm im Uncompahgretal Kolorados, einstmals trockene Wüste



Fruchtbares, regenloses Land in Oregon, das nach Bewässerung jährlich um 500 Mark pro Morgen hervorbringen wird

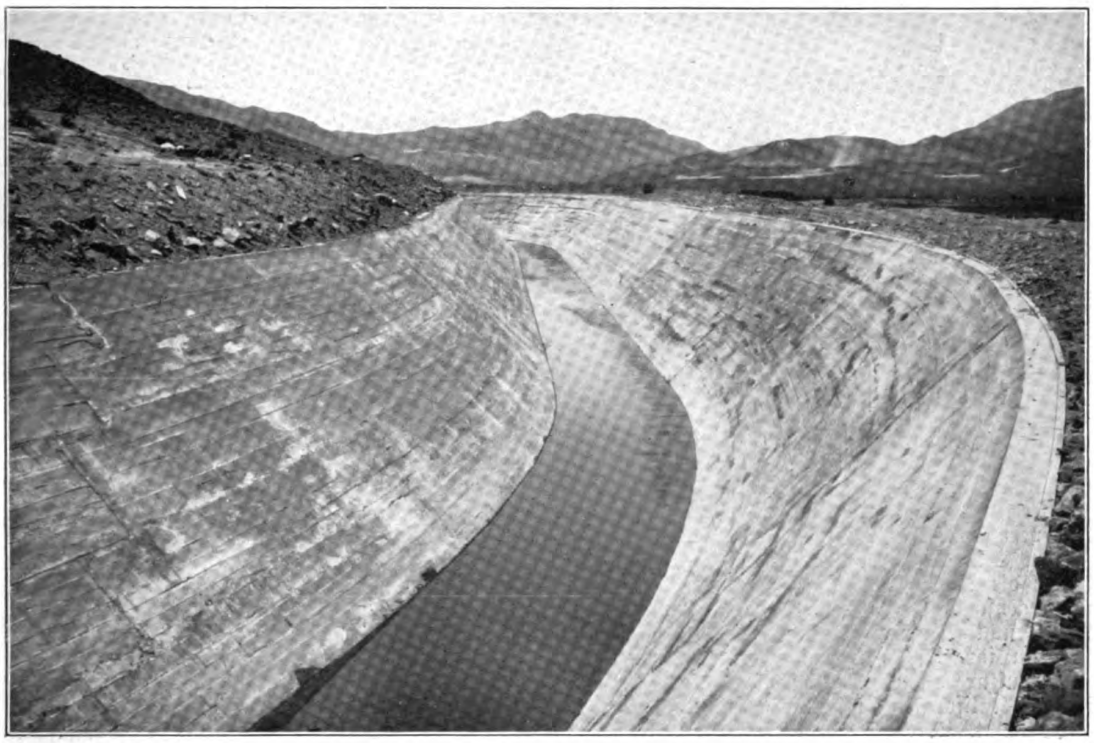


Apfelsinen- und Weintraubenkultur in Arizona

„Große Amerikanische Wüste", deren zahllose Büffelherden auf Anordnung der Regierung ausgerottet waren, um den Indianerstämmen ihren Hauptlebensunterhalt fortzunehmen und sie zu zwingen, auf den ihnen angewiesenen Reservationen zu bleiben. Auf die Büffelherden folgten die Rinder, die zu Millionen über die Weideplätze schwärmten. Gold, Silber und Rinder waren die Hauptprodukte der „Wüste", bis der landhungrige Ansiedler mit seinem Stacheldrahtzaun kam und dem romantischen Leben der Cowboys und Goldsucher ein Ende machte.

Ihren Anfang nahm die Urbarmachung der Wüste in Kalifornien, wo die Franziskanermönche seit einem Jahrhundert auf ihren Missionen Obst, Wein, Getreide, Oliven und Beeren für den eignen Bedarf gezogen hatten. Dem Beispiel der Mönche freiwillig zu folgen, fiel den Amerikanern nicht ein; solange sie den spanischen und mexikanischen Großgrundbesitzern, den Mexikanern und den Indianern das Land fortnehmen und es als Weide für die zahllosen Rinderherden benutzen konnten, machten sie nicht den geringsten Versuch, Ackerbau zu treiben. Erst als die Zahl der vom Landhunger nach dem Westen getriebenen Ansiedler sich so sehr vermehrte, daß der halbwilde Vaquero langsam, aber sicher aus den Flußtälern in die Wüste und ins Gebirge verdrängt wurde, ging den Eigentümern der Landstrecken notgedrungen ein Licht auf. Plötzlich kamen sie zu der Erkenntnis, daß Ackerbau reichere Erträge lieferte als Viehzucht, und mit der dem Amerikaner eigentümlichen Energie wurden plötzlich ungeheure Strecken in wogende Weizenfelder verwandelt. Im Tale des San Joaquin und des Sacramento sind noch heute Weizenfelder von einem Umfang zu sehen, der in Europa kaum glaublich scheint. Felder, acht bis zehn Kilometer lang, von entsprechender Breite, die im Januar die Saat erhalten und im Mai gemäht werden, die ohne Dünger jahraus, jahrein reiche Ernten liefern, sind zu Hunderten vorhanden.

Auf das „Weizenfieber", wie es mit Recht genannt werden kann, folgten die Weintrauben. Die Rebe gedieh auf dem trockenen Boden, ohne viel Wasser zu verlangen, und im Herbst verwandelte die Sonne die Trauben in kurzer Zeit in Rosinen. Das „Weintraubenfieber" ergriff jeden neuen Ansiedler, der vom Osten kam, bis die Apfelsinen in Mode kamen. Im letzten Jahr wurden aus dem südlichen Teil des Staates 28 000 Waggonladungen Apfelsinen versandt, die den Besitzern die anständige Summe von 120 000 000 Mark einbrachten. Ein Apfelsinenhain kann heutzutage nirgend für weniger als 10 000 Mark pro Hektar gekauft werden. Vor zehn Jahren war das Land fast umsonst zu haben. Dasselbe Wunder spielt sich zurzeit im südlichen Teile Arizonas und Neu-Mexikos ab, wo kürzlich noch die Apachen ihr Unwesen trieben. Stauwerke und artesische Brunnen bringen das Wasser auf das durstige Land, und blühende Gemeinwesen wachsen wie Pilze aus der Erde empor.



Kanal, durch den das Wasser des Truckeeflusses in Nevada 80 Kilometer weit fortgeleitet wird

Stauwerk am Luganadamm in Arizona

Natürlich bestimmt nur das Vorhandensein und die Verwendbarkeit einer genügenden Menge des kostbaren Nasses den Wert des Landes; wo kein Wasser zu haben ist, bleibt die Wüste herrenlos und verachtet. Die Gebirge, die sich durch den gesamten Südwesten der Vereinigten Staaten ziehen, bilden die natürlichen Wasserbehälter, auf denen die regenschwangeren Winde des Stillen Ozeans ihre Feuchtigkeit in Form von Schnee ablagern, und an ihrem Fuß und in ihren Tälern ist die Bodenkultur durch Berieselung hauptsächlich zu finden. Kalifornien ist in dieser Hinsicht besonders gut bedacht. Die Gebirge dieses Staates sind die höchsten im ganzen Lande, und da sie die dem Meere nächsten sind, fangen sie den Hauptteil des Niederschlages ab. Von ihren Gipfeln rieselt das kostbare Naß in Hunderten von Bächen und Flüssen in die weiten Ebenen. Einige der Flüsse erreichen die Küste und münden in den Ozean, doch die meisten Bäche versiegen im brennenden Sande der Ebenen. Ihr Wasser geht nicht verloren; die allweise Natur erlaubt dem munteren Strom, sein Wasser tief unter dem heißen Boden in großen Sand- und Geröllschichten abzulagern, wo es, vor der Verdunstung geschützt, einen unterirdischen See bildet, der durch artesische Brunnen ohne große Kosten angezapft werden kann und alljährlich von den Gletschern und Schneefeldern wieder gefüllt wird.

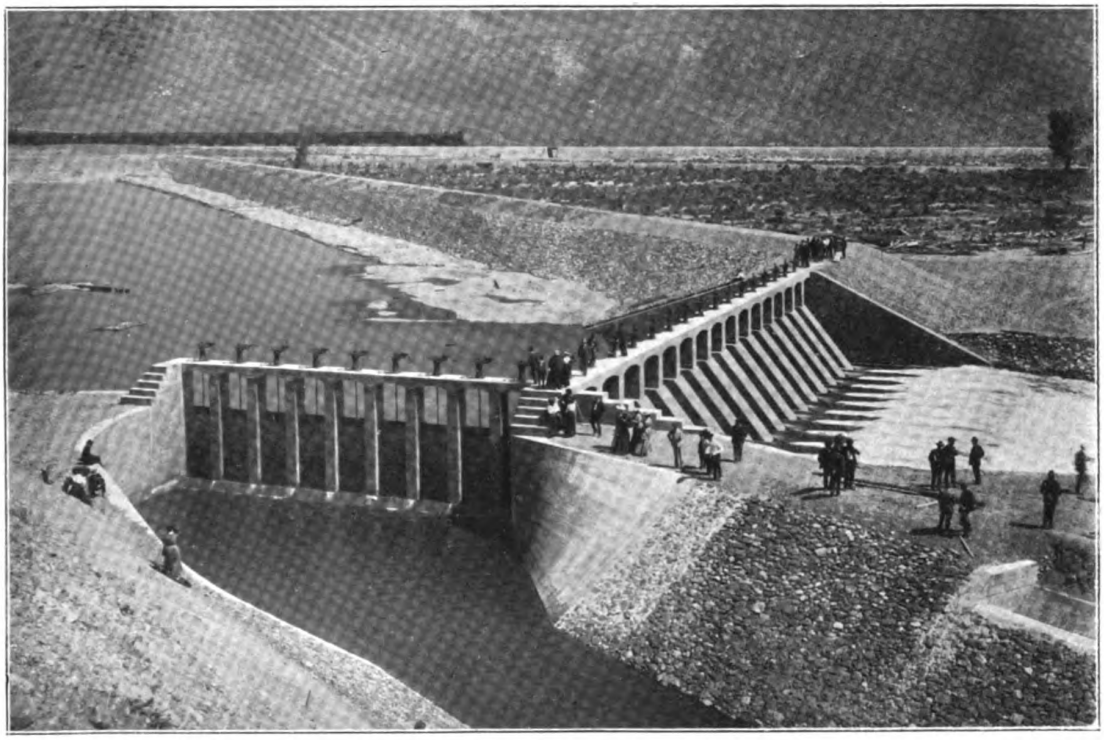
Ehe das Wasser aber auf das Feld gelangt und in goldene Frucht verwandelt wird, muß es unzählige Turbinenanlagen in Bewegung setzen, die ganz Kalifornien mit elektrischem Strom versorgen. Auf den tausend Meter hohen Terrassen surren und schwirren die Räder mit wahnwitziger Schnelle, um in Städten, die Hunderte von Kilometern weit entfernt sind, die Straßen und Wohnungen zu beleuchten, Straßenbahnwagen zu treiben und den Fabriken die nötige Kraft zu liefern. Im Lande der untergehenden Sonne, wie der findige Reklameagent der Eisenbahnen die Küstenstaaten der Union nennt, ist Wasser der Alleinherrscher und der unbestrittene König, dem selbst das gleißende Gold das Zepter überreichen muß.

Von Kalifornien aus breitete sich die Berieselungsmethode östlich und nördlich über das ganze Gebirgssystem aus, das sich über das westliche Drittel der Vereinigten Staaten erstreckt. Wo immer ein geschütztes Tal eine Gelegenheit bot, Wasser ohne große Kosten auf das fruchtbare Land zu bringen, stellte sich der Ansiedler ein. Heute ist der vormals „wilde" und romantische Westen verschwunden; das Gebiet der Indianer, Goldsucher und Cowboys liefert heute einen großen Bruchteil des gesamten Obstes und Gemüses, das in den Vereinigten Staaten verzehrt wird. Im Silberstaate Kolorado werden Melonen produziert, für die der Feinschmecker im Osten hohe Preise bezahlt; Neu-Mexiko und Idaho sind wegen ihrer vorzüglichen Aepfel berühmt; Oregon und Washington liefern den gesamten Hopfen, den die Brauer der Vereinigten Staaten verbrauchen, und haben noch genug für den Export übrig; kalifornische Apfelsinen, Zwetschgen, Rosinen, Bohnen und Zitronen sind überall zu finden, und in dem ganzen ungeheuern Komplex, vom äußersten Norden an der kanadischen Grenze bis nach Mexiko, liefert die Zuckerrübe reiche und sichere Ernten.

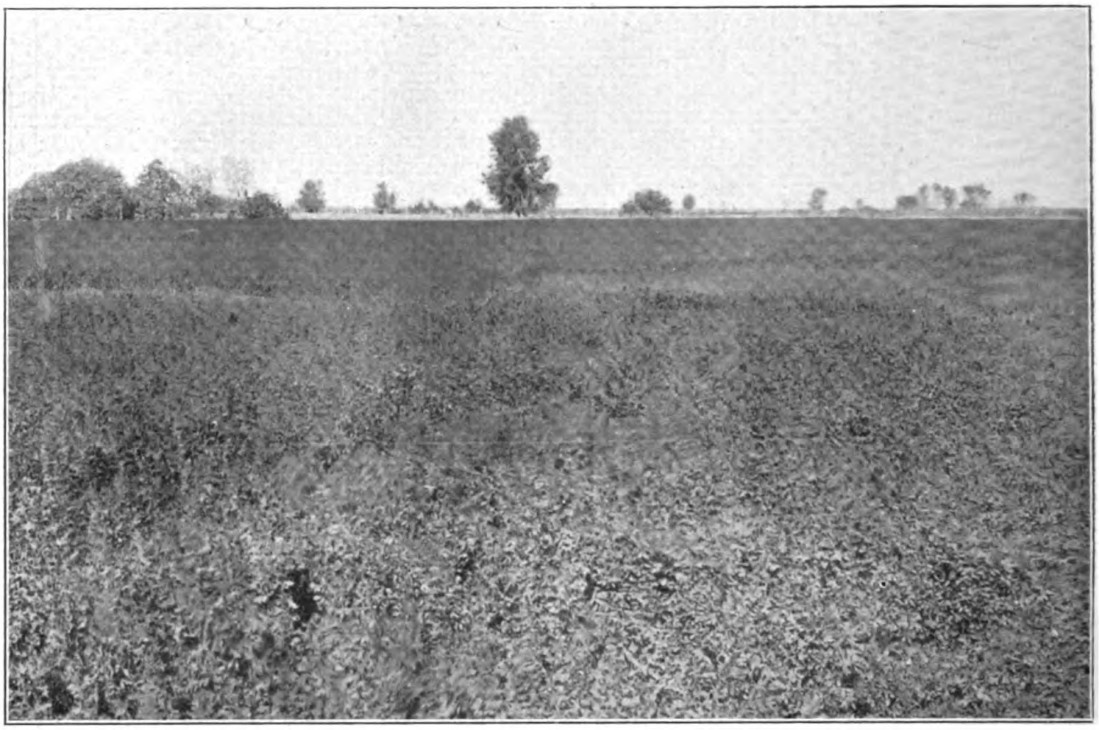
Berieselung bezahlt sich, bezahlt sich ausgezeichnet und liefert ein nie fehlschlagendes Einkommen. Für

einen Morgen des fruchtbarsten Weizen- oder Maislandes im Mississippital bezahlt der Käufer 500 bis 600 Mark; für einen Morgen Berieselungsland nebst dem nötigen Wasser muß er mindestens 2000 Mark bezahlen, doch der Ertrag ist entsprechend höher. Von einem einzigen Baum nahe Grand Junction im Staate Kolorado erhielt ein Farmer letzten Herbst Pfirsiche, die er für 212 Mark verkaufte; der Reinertrag seines zehn Morgen umfassenden Haines für das Jahr belief sich auf fast 7000 Mark. Vor zwölf Jahren kaufte er das Land von der Regierung für 6 Mark pro Morgen, pflanzte auf einem Teil Alfalfa, eine Futterpflanze, die drei Ernten im Sommer liefert und an Nährwert den Klee übertrifft, und auf dem Rest setzte er Pfirsichbäume aus. Hunderte folgten seinem Beispiel; eine Stadt wurde gebaut, eine Zuckerfabrik errichtet, die letzte Saison 160 000 Zentner Rüben verarbeitete, und in wenigen Jahren war das wilde Tal in eine blühende Oase verwandelt. Auf dem Plateau, einige dreißig Kilometer entfernt, hat Präsident Roosevelt seinen Jagdgrund, wo er dem Bären, dem Lynx, dem Silberlöwen und dem Wolf nachstellt.

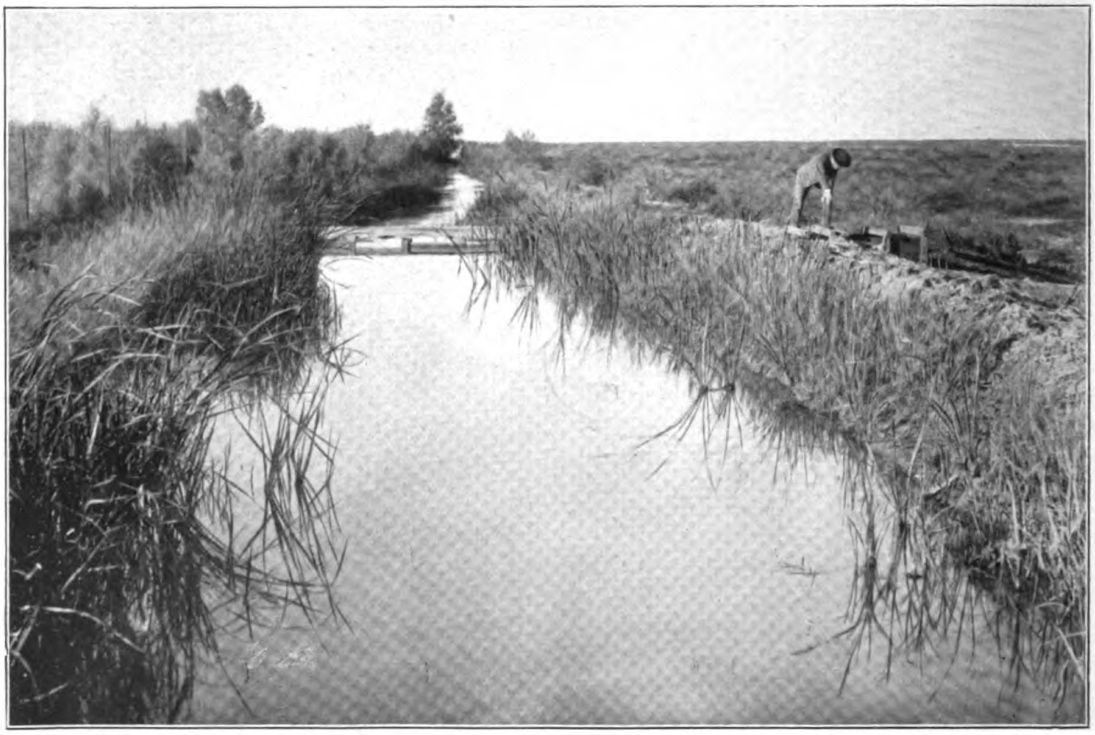
Vor fünf Jahren sah sich die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßt, für die Stillung des Landhungers Sorge zu tragen, der immer schärfer wurde, je mehr das noch übriggebliebene Regierungsland durch Diebstahl en gros zusammenschrumpfte. Nach langen Debatten, in denen der Plan heftig bekämpft wurde, gelang es endlich, einen Fonds zu bilden, in den sämtliche aus dem Verkauf der in den westlichen Staaten liegenden Regierungsländereien erzielten Gelder flossen. Dieser Fonds wird ausschließlich zum Bau großer Talsperren, Reservoirs, Stauwerke und Berieselungskanäle benutzt, durch welche die Wüstenstrecken kulturfähig gemacht werden. Die Ansiedler erhalten das Wasser zum Kostenpreis, doch müssen sie die Kosten der Berieselungsanlagen in zehn jährlichen Raten an den Fonds zurückbezahlen. Die Wasserwerke bleiben jedoch im Besitz und unter Kontrolle der Regierung, selbst nachdem das angelegte Kapital von den Ansiedlern zurückerstattet ist. Auf diese Weise verhindert es die Regierung, daß die großen Privatkorporationen, die denselben Zweck verfolgen, in Besitz der von der Regierung gebauten Werke kommen und den Ansiedlern, denen das Wasser so notwendig wie die Luft ist, das Fell über die Ohren ziehen, ein Verfahren, das sie leider nur zu gut verstehen. Seitdem die Regierung sich ans Werk machte, hat sie 125 Millionen Mark in Wasserwerken angelegt, die nach ihrer Vollendung 65 000 Quadratkilometer des fruchtbarsten Landes für den Ackerbau nutzbar machen werden. Mit diesem Fortschritt sind die westlichen Staaten aber durchaus nicht zufrieden. Im nächsten Kongreß wird eine Gesetzvorlage eingebracht werden, die bestimmt, daß aus dem Regierungsfonds der Betrag von 100 Millionen Dollar ausgeworfen werden soll, der ebenfalls für die Anlage von Berieselungswerken verwendet werden soll, da der Originalfonds aus dem Ertrag der Landverkäufe den ungeduldigen Yankees nicht schnell genug wächst. Sollte diese Summe bewilligt werden



Schleusenbauten am Truckeefluß in Nevada



Alfalfafeld, liefert nach künstlicher Berieselung fünf Ernten im Jahr



Bewässerungsgraben im Imperialtal

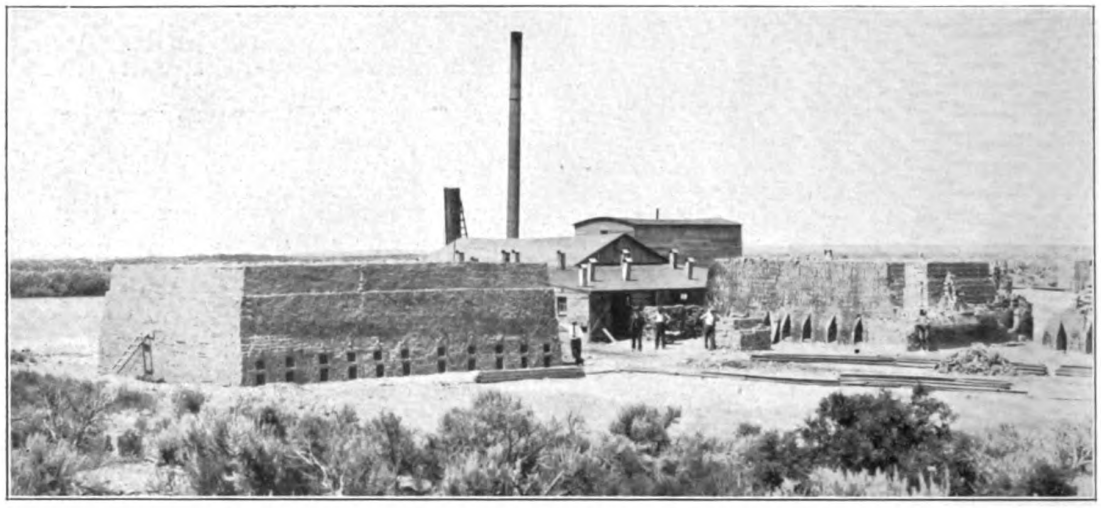
— und die Aussichten scheinen darauf hinzudeuten —, so wird sie jedenfalls besser angelegt sein als in neuen Kreuzern und Schlachtschiffen.

Das Einschreiten der Regierung hat aber noch eine andre wichtige Bedeutung. Der Erfolg des Experimentes hat den Amerikanern bewiesen, daß ihre Regierung wohl imstande ist, Unternehmungen privaten Charakters erfolgreich durchzuführen, und ebendieser Erfolg wird in dem Kampfe für den Erwerb und den Betrieb der Eisenbahnen durch die Regierung eine große Rolle spielen. Wie die Vereinigten Staaten sich auch sträuben mögen, über kurz oder lang wird die Verstaatlichung der Verkehrsmittel kommen, und jede neue Bewässerungsanlage, welche die Regierung unternimmt, ist ein weiterer Schritt in dieser Richtung.

Bei dem Bau dieser Anlagen haben die Ingenieure oft mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die meisten der Stauwerke liegen im Herzen der Gebirge, fern von jeder Eisenbahn, so daß die schwere Maschinerie und Lebensmittel auf Wagen herbeigeschafft werden müssen. Das Uncompahgretal im westlichen Kolorado war eines der ersten, an dessen Bewässerung sich die Ingenieure machten. Parallel mit dem Uncompahgrebach, doch bedeutend höher und von ihm durch einen Bergzug getrennt, läuft der Gunnisonfluß durch einen steilwandigen, dunkeln Cañon. Um das Wasser des Gunnison auf die fruchtbaren Ebenen des Uncompahgre zu bringen, muß ein drei Kilometer langer und zweieinhalb Meter breiter Tunnel durch den harten Granit des Bergzuges getrieben werden. Im nächsten Herbst soll das große Werk, an dem seit drei Jahren gearbeitet wird, vollendet sein und 100 000 Morgen Landes der Wildnis entrissen werden.

Auf der Hochebene Nevadas bot sich ein andres Hindernis. Der Truckeefluß windet sich, von der Sierra Nevada kommend, durch eine Salzebene und verliert sich nutzlos in einem Salzsee ohne Ausfluß. Der gesamte Fluß wurde abgeleitet und durch einen achtzig Kilometer langen, mit Beton ausgeschlagenen Kanal in ein entferntes Tal gelenkt, dessen Boden nicht mit Alkali durchsetzt ist. Am Salt-River in Arizona ist eine Talsperre im Bau begriffen, die einen 70 Meter tiefen See bilden wird, sobald der ungeheure Damm vollendet ist. Ein Gebiet, das 180 000 Morgen enthält, wird von diesem Reservoir mit Wasser versorgt werden. Im Gegensatz zu diesem kolossal hohen Damm soll das Stauwerk, das die Fluten des Koloradoflusses in der Nähe von Yuma, an der Grenze zwischen Kalifornien und Kolorado, zurückhält und die Schlammengen aus dem Wasser entfernt, nur vier Meter hoch werden. Aus dem Niederschlagsbassin muß das Berieselungswasser unter einem Nebenfluß des Kolorado hinweg auf die Felder geführt werden. Während neun Monaten im Jahre befindet sich kein Tropfen Wasser in diesem Nebenfluß, doch stellen sich im Frühjahr immer Ueberschwemmungen

Maisfeld auf dem bewässerten Boden der amerikanischen Wüste



Ziegelei in Heyburn (Idaho), erbaut in den letzten zwei Jahren

ein, die den Ingenieuren manchen bösen Streich gespielt haben. So oft wechselt dieser trockene Fluß sein Bett, daß nahe seiner Mündung in den Kolorado über fünfzig verschiedene Bahnen, die er sich gegraben hat, deutlich zu sehen sind. Ein großer Teil der elf Millionen Mark, die diese Anlage kosten wird, muß für die Regulation dieses Nebenflusses verausgabt werden.

Am Oberlauf des Missouri errichtet die Regierung große Dampfpumpen, durch die das Wasser des Stromes auf das benachbarte Tafelland gehoben werden soll. Das Brennmaterial für die Maschinen findet sich gratis in der Nachbarschaft, wo sich ungeheure Braunkohlenlager unberührt wenige Fuß unter der Oberfläche befinden. Bis jetzt ist es dem findigen Amerikaner noch nicht gelungen, eine Maschine zu ersinnen, welche diese unerschöpflichen Braunkohlenlager in brennbare Briketts für den östlichen Markt verwandeln kann. Bei keiner der zwei Dutzend jetzt im Bau befindlichen Bewässerungsanlagen sind die Probleme, welche die Ingenieure zu lösen haben, einander gleich, und die Zukunft wird den Wasserbautechnikern noch schwerere Aufgaben zu lösen geben.

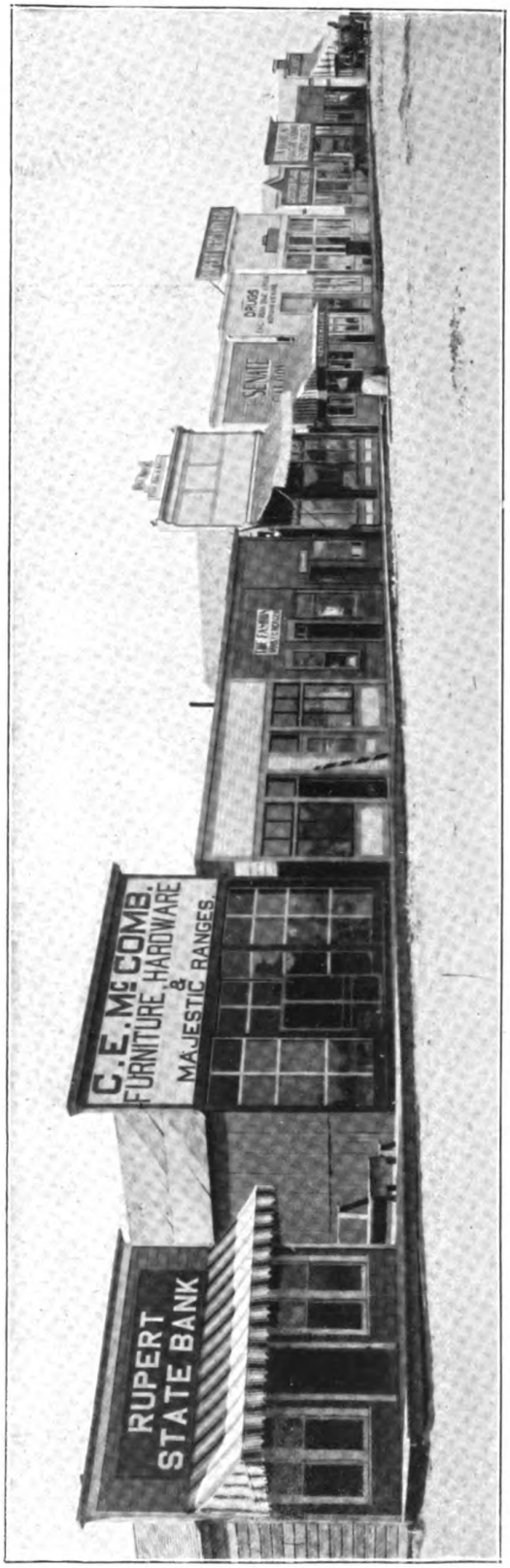
Wer den echten, unverfälschten amerikanischen Geist beobachten will, muß nach diesen „Berieselungsstädten" im Westen kommen. Hier kann er noch immer die Pioniere sehen, die mutig in die Wildnis ziehen, um sich in einem neuen Lande eine Heimstätte zu gründen oder, wie es meistens der Fall ist, sich schnell ein Vermögen zu erwerben. Auf diesen grauen, eintönigen Ebenen, rings von Bergen umschlossen, fern von der geschäftigen Welt, kann der Besucher den unverfälschten optimistischen Wagemut in seiner reinsten Form kennen lernen. Für den neuen Ansiedler existiert die Wildnis nicht mehr, sobald er sein Zelt aufgeschlagen hat. Sobald er die erste Furche gezogen hat, sieht er wogende Felder ringsum; seine Hütte ist für ihn der Mittelpunkt einer blühenden, geschäftigen Stadt mit Straßenbahn, elektrischer Beleuchtung und allen andern Kulturmitteln, und die Preise, die er und seine Mitbürger für Bauplätze in dieser Zukunftsstadt berechnen, sind eher dem rosigen Traum als der rauhen Wirklichkeit angemessen. Doch muß zugegeben werden, daß er sich in den meisten Fällen bei seinen Plänen und Träumen nicht verrechnet.

Ein typisches Beispiel dieses optimistischen Geistes der neuen Ansiedler zeigte sich in Wyoming in der Nähe der Stelle am Powderfluß, wo die Regierung ein großes Reservoir plant, das 150 000 Morgen Land bewässern soll. Die Vermesser und Ingenieure hatten ihre Vorarbeiten noch nicht vollendet, als ich auf dem Wege nach Fort Washakie in der Schoschonen-Indianerreservation den Platz passierte, auf dem die zukünftige Hauptstadt der neuen Ansiedlung sich erheben sollte. Die Eisenbahn lag 100 Kilometer weiter südlich und die Fertigstellung des Reservoirs war noch drei Jahre entfernt, aber trotzdem hatten sich schon die ersten Ansiedler eingefunden, die mit den beim Dammbau zu beschäftigenden Arbeitern Handel treiben und sich die besten Plätze sichern wollten. Vor einem Zelte stand ein junger Mann neben einem Maultiergespann, mit dem er den Boden umpflügte. Auf meine Fragen erwiderte er, daß er Makkaroniweizen pflanzen wolle. Der geringe Regenfall sei genügend, ihm Weizen genug für seine Bedürfnisse zu liefern, bis die Anlage fertig sei. „Und dann krame ich meine Druckerei aus und fange eine Zeitung an," fuhr er fort, auf einen Haufen mit Oeltuch zugedeckter Kisten hinter dem Zelt deutend.

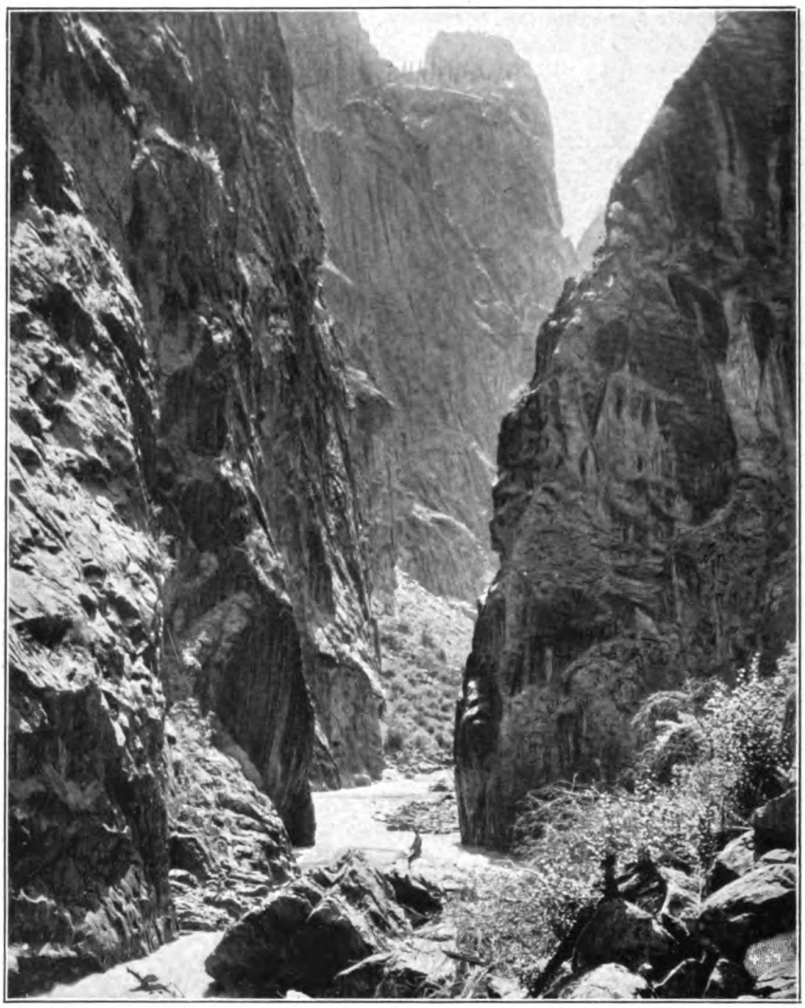
Für ihn gab es keinen Zweifel an der zukünftigen Entwicklung dieses Teiles der Wildnis, und auf alle Fälle wollte er der erste an Ort und Stelle sein. Außer seiner Farm von 40 Morgen, für die er der Regierung 200 Mark in fünf jährlichen Raten zahlte, hatte er noch von der Regierung zwei „Eckplätze" in der „Stadt" gekauft, die bis jetzt nur auf dem Papier bestand. Mit seiner plausibeln Beweisführung von der zukünftigen Größe und Entwicklung dieser neuen „Stadt" hätte er uns beinahe überredet, ebenfalls „Grundeigentümer" zu werden und auf die Steigerung der

Grundwerte zu rechnen, die unbedingt nach dem Bau einer Zweiglinie der Bahn kommen mußte. Leider fehlte uns das nötige Kleingeld und die Zeit, den Vorschriften der Regierung nach sechs Monate lang jedes Jahr auf dem billig gekauften Lande zu wohnen.

Dieser junge Mann, der Eckplätze in einer Stadt kaufte, die noch keine Einwohner hatte, der in der Wildnis, wo die Präriewölfe noch jede Nacht konzertierten, eine Zeitung anfangen wollte, war durchaus kein phantasiereicher Träumer. Tausende und aber Tausende seines Schlages bilden heute die Elite in den jungen und wachsenden Gemeinwesen des weiten Westens. Sie gehörten und gehören noch zu der Vorhut, welche die Zivilisation in die entlegensten Teile des Kontinentes trägt, deren Vertrauen auf ihre eigne Kraft und die zukünftige Größe ihrer neuen Heimat alle Hindernisse überwindet, deren Glaube in Wahrheit Berge versetzt und lachende Felder in der Wüste schafft. Die Dörfer, Flecken und Städte, die in den letzten zwanzig Jahren dieselbe Grundlage wie jene „Stadt" in Wyoming hatten, sind heute zu Hunderten im Westen zu finden, und ihre Zahl vermehrt sich jetzt mit dem Wachstum der Bewässerungsanlagen schneller als je. Seattle, eine Stadt von 120000 Einwohnern, hatte vor zwanzig Jahren ihrer 300. Doch das beste Beispiel der Berieselungsstadt ist Los Angeles im südlichen Kalifornien, deren Bevölkerung von 10000 Seelen im Jahre 1880 heute auf eine Viertelmillion gestiegen ist. In dieser Stadt herrscht heute noch derselbe Geist, der die ersten Zehntausend beseelte. Ihre Wasserwerke sind kaum genügend, um Wasser für den Hausgebrauch von 300000 Einwohnern zu liefern. Ihrem Wachstum eine solche Grenze zu setzen, sagte der Stadt nicht zu. Wasser, mehr Wasser mußte beschafft werden, nicht etwa genug für 400000 oder eine halbe Million Einwohner. O nein! Die Bürger von Los Angeles sind so fest überzeugt, daß ihre Stadt innerhalb der nächsten zwanzig Jahre eine volle Million Einwohner haben wird, daß sie hundert Millionen Mark und mehr ausgeben wollen, um einen genügenden Wasservorrat für die erwarteten Legionen zu sichern. Von dem östlichen Abhang der Sierra Nevada, 500 Kilometer von der Stadt entfernt, wollen sie einen ganzen Fluß herbeibringen, sein Wasser über eine der heißesten Wüstenstrecken des Landes und durch zwei Gebirgszüge hindurch in das Tal leiten, in dem die „Stadt der Engel" sich ausbreitet. Am 1. Oktober 1905 wurde dieser kolossale Plan zuerst der Bürgerschaft vorgelegt; sechs Wochen später stimmten die Bürger für eine erste Anleihe von sechs Millionen, um die notwendigen Wasserrechte anzukaufen und die Vermessungsarbeiten für den großen Kanal, für die 12 Kilometer langen Tunnels durch die Gebirge und für die von der Stadt zu bauende Eisenbahn bezahlen zu können. Seitdem sind weitere zehn Millionen von der Bürgerschaft bewilligt, und die Vorarbeiten für das große Werk sind jetzt in vollem Gange.



Straße in der Stadt Rupert in Idaho; vor zwei Jahren stand hier kein Haus im Umkreis von dreißig Meilen



Gunnison-Cañon (Kolorado), liefert das Wasser zur Berieselung

Salt-River, wird durch einen Staudamm gesperrt, um 150000 Morgen zu bewässern

Mit einem solchen Geist, mit einem solch unendlichen Vertrauen in die Zukunft muß das große Werk, die Urbarmachung der Wüste, das von den Mormonen angefangen wurde, schnell vor sich gehen.

Aber trotz dieser Metamorphose, die sich jetzt mit immer größerer Hast vollzieht, braucht der Europamüde, den es nach der unbeleckten Wildnis zieht, nicht zu verzweifeln. Ein Gebiet von der Größe Europas, das in dem regenlosen Gürtel liegt, wird immer Wildnis bleiben. Nur wo die Gebirge genügend Wasser liefern, kann die Zivilisation vordringen, und bis ans Ende des jetzigen Jahrhunderts wird Amerika noch immer wüste Strecken haben, in denen sich der jugendlichen Abenteuersucht genügend Spielraum bietet.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Niemand rühmt sich seiner Bescheidenheit: höchstens der Anmaßende.

*

Arme Menschen gibt's, die nichts, nichts besitzen — als ihren Reichtum!

*

Wodurch man sich bei mehreren Parteien verdächtig machen kann: durch Unparteilichkeit.

*

Ausspruch eines Fachmanns: „Die pädagogische Wissenschaft blüht — die Erziehung liegt im argen."

*

Im Wesen manches Menschen liegt etwas Schüchternes — das sich nur, wenn man öfter mit ihm verkehrt, in Frechheit verwandelt.

Eine auffallende Erscheinung im Schriftstellerleben ist — der Musikkritiker, der Geist hat.

*

Ein Philosoph sagte: „Es gibt nichts Wunderbareres als das Natürliche."

*

Wer fühlt sich wohl reiner als ein Schuldiger, der freigesprochen wurde?

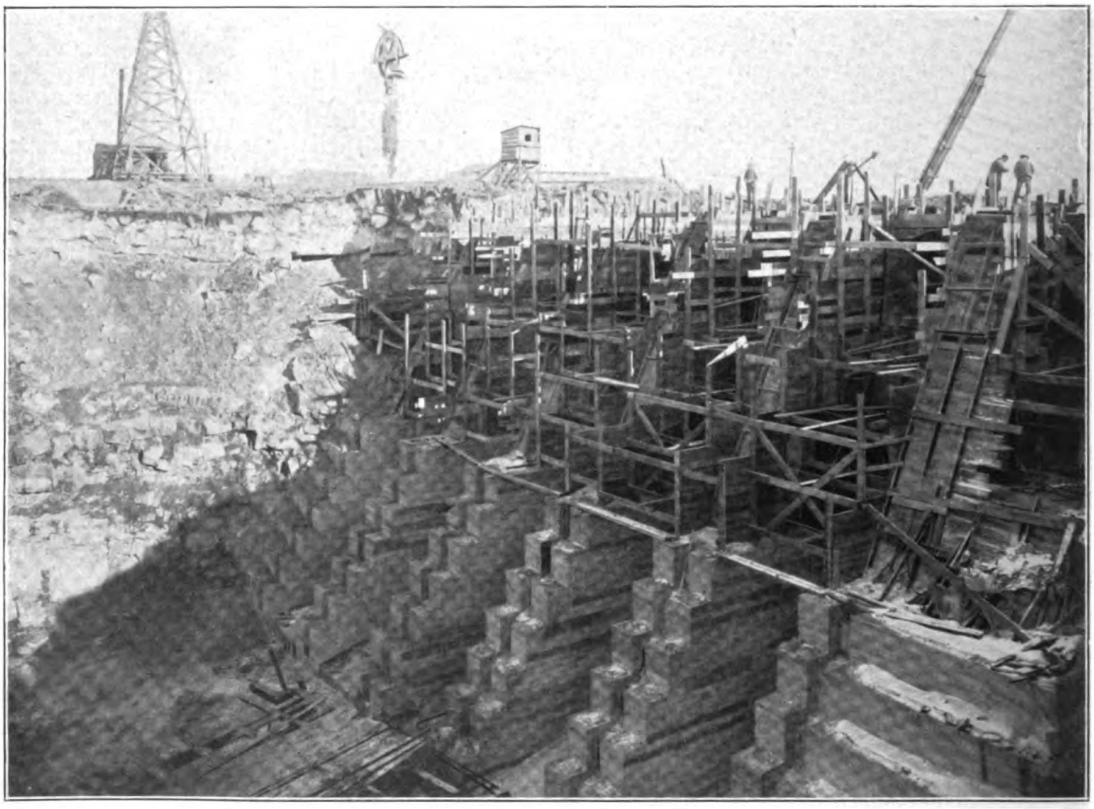
*

Manches Theaterstück hat einen Akt zu viel — sogar mancher Einakter.

*

Eine Frau klagte: „Nun werd' ich von Jahr zu Jahr älter: 47 — 48 — 49 — bald 50! Und was das Schlimmste: ich fürchte, die Leute merken es auch!"

Unterirdischer Leitungskanal für das Wasser des Gunnisonflusses



Bau des Regierungsdammes am Mindokafluß in Idaho

Einiges über die japanische Schrift

Von

Victor Kiesenfeld

Ein heller Stern strahlt am politischen Machthimmel. Japan, Dai Nippon!

Drei Jahrzehnte mächtiger Entwicklung brachten es in die Reihe der Großstaaten. Mit staunender Bewunderung blickt das gesamte Europa auf dieses kühne und begabte Volk. Vorwiegend unter dem Einfluß der abendländischen Kultur sind in dem „Lande der Sonne" auf fast allen Gebieten einschneidende Umwälzungen eingetreten. Die schwierige und umständliche Schrift hat sich bis jetzt nicht verändert noch vereinfacht. Sie ist so eigenartig und von der unsrigen so grundverschieden, daß es wohl für weitere Kreise interessant sein dürfte, einige Aufschlüsse zu erhalten.

Die Schrift der Japaner setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, der chinesischen Wortschrift und der typisch japanischen Silbenschrift.

Bis etwa um das Jahr 400 nach Christo hatten die Japaner für ihre Muttersprache keine Schriftform. Erst als sie ihre Zivilisation hauptsächlich und ursprünglich von China her erhielten, übernahmen sie naturgemäß auch das dort gebräuchliche Schriftsystem. Die Schrift, wie sie sich heute darstellt, ist im eigentlichen Sinne eine Bilderschrift, da im Chinesischen jeder Gegenstand und Begriff durch ein bestimmtes Ideogramm wiedergegeben wird. Diese Figuren sind teils einfache Bilder schlechthin, teils symbolischer Natur. Um sich letzteres Prinzip verständlich zu machen, kann man an die auch bei uns gebräuchlichen Symbole denken, etwa an das rote Kreuz, den Totenkopf, Aeskulapstab und andre mehr, denen wir eine übertragene Bedeutung beimessen. Ebenso gibt es in der Schrift der Japaner symbolische Zeichen, bei deren Anblick sich im Geiste des Beschauers ein bestimmter Begriff auslöst.

Obwohl im Laufe der Zeiten der eigentliche Bildcharakter stark verblaßt und verschwommen ist, läßt sich allerdings mit einiger Phantasie noch heut an manchen Zeichen nachweisen, daß sie ursprünglich nichts andres waren als die einfachen zeichnerischen Nachbildungen des mit dem Auge Gesehenen.

Einige Beispiele:

„Mensch" stellte sich ursprünglich im Bilde als (1) dar. Kopf, Rumpf, Arme und Beine sind deutlich zu erkennen. Jetzt hat sich „Mensch" vereinfacht und wird nur wie (2) geschrieben, wobei Kopf und Arme weggefallen sind. Das Zeichen „Baum" (3) weist noch erkennbar Stamm und Aeste auf. „Sonne" (4) war ursprünglich eine Nachbildung der Sonnenscheibe. Jetzt ist sie zu einem Rechteck verflacht; aus dem Punkt in der Scheibe wurde ein Strich (5). Sammelworte werden häufig durch Zusammenstellung von Einzelzeichen gebildet.

1 2 3 4 5

„Zwei Bäume" zum Beispiel bilden einen „ganzen Wald" (6). Auch abstrakte Begriffe und Handlungen werden durch Bilder versinnbildlicht, indem man einfach die den Gedanken oder die Handlung ausdrückenden Einzelfiguren neben- oder übereinander stellt. So kommt „Frau" (7) neben „Kind" (8) von der Bedeutung „Mutterliebe" zu dem übertragenen Begriff „gern haben" oder „gern gut" (9), „Frau" neben „Frau" bedeutet „Zank" (10). Der Grund, warum dieser Sinn herauskommt, ist wenig schmeichelhaft für das zarte Geschlecht, heißt es doch nichts andres, als daß zwei Frauen, wenn sie zusammenkommen, „zanken" müssen. „Drei Frauen" (11) bilden sogar eine „Verschwörung", um irgend etwas „Böses" zu ersinnen (11). Dagegen verkörpert die „Frau" unter einem „Dach" (12) den „Frieden" (13) des Hauses. Die „Sonne" (14), die über einer „Linie" (15) schwebt, kündigt den „Morgen" (16) an. Ein „Mund" (17) an der „Tür" (18) heißt „betteln" oder „anfragen" (19). Ein „Ohr" (20) an der „Tür" erhält die Bedeutung „horchen" (21).

6 7 8 9 10 11 12 13 14 15

16 17 18 19 20

Der größer werdende Wortschatz machte es schwer, allzuviel solcher Kombinationen zu bilden.

Man half sich durch Verwendung von sogenannten Klassenzeichen, die bei allen den Begriffen stehen, die einer bestimmten Gattung angehören. So haben alle „Insekten" das Vorzeichen „Insekt" (22). „Schmetterling" (23) ist demnach ein Insekt, das hauptsächlich auf „Blättern" (24) lebt. Alle Erzarten werden mit dem Vorzeichen „Erz" (25), alle Gewebe mit dem Vorzeichen „Faden" (26) geschrieben und andres mehr.

21 22 23 24

Fast mit jedem Tage werden neue Worte geprägt; man denke nur an die zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen, um zu begreifen, daß neue Wege gesucht und gefunden werden mußten, um neue Worte darzustellen.

Es wurden nun durch Zusammenstellung mehrerer Bilder neue Begriffe dargestellt, wobei die Zeichen teils ihrem Sinne nach, teils aber rein phonetisch verwendet wurden. Für die Darstellung nach dem Sinne möge als Beispiel dienen das Wort Jinrikſha (ein japanisches Gefährt). Es setzt sich zusammen aus „Mensch“ (27), „Kraft“ (28) und „Wagen“ (29) und wird geschrieben wie (30) zeigt.

金 25 糸 26 人 27 力 28 車 29 人力車 30

Bei der phonetischen Verwendung der Zeichen ergibt sich durch Uebersetzung der einzelnen Ideogramme kein eigentlicher Sinn. Hier werden die Zeichen einfach wie bei uns die Buchstaben des Alphabets gebraucht. „Baka“ = Dummkopf besteht aus den Zeichen für „Pferd“ und „Hirsch“ (31), deren bloße Zusammenstellung diesen Sinn nicht erraten läßt. Das Wort „deutsch“, japanisch „doitzu“, wird dargestellt mit den Zeichen für „allein“ und „sich auszeichnen“ (32), das heißt, die Vereinigung dieser beiden Bilder ergibt die Aussprache „doitzu“. Oder sollte das „sich allein auszeichnen“ eine Vorahnung der Splendid isolation Deutschlands gewesen sein?

馬鹿 31 獨逸 32

Die chinesischen Wurzelzeichen sind im Japanischen noch heute dieselben, wie sie übernommen wurden. Jedoch hat sich ihre Aussprache wesentlich geändert, sich dem eignen Idiom der Japaner angepaßt derart, daß Japaner und Chinesen sich heute wohl schriftlich, nicht aber mündlich verständigen können, vorausgesetzt natürlich, daß sie die fremde Sprache nicht beherrschen.

Neben der verschiedenen Aussprache besteht im Gegensatz zum Chinesischen noch das Charakteristikum, daß die Japaner für jedes Zeichen zwei oder mehrere Aussprachen haben, eine „sogenannte“ chinesische und eine eigne. Meistens wird ein Zeichen, wenn es allein steht, nach der japanischen, wenn es zusammengesetzt erscheint, nach der „sogenannten“ chinesischen Aussprache gelesen.

Regeln dafür lassen sich im allgemeinen nicht aufstellen. Können doch häufig die Japaner selbst besonders die Vor- und Zunamen ihrer Landsleute nicht richtig lesen, wenn die Lesart ihnen nicht von dem Träger des Namens gesagt wird. Im ganzen gibt es etwa 25 000 bis 40 000 Einzelideogramme. Durch geeignete Zusammenstellung in der beschriebenen Weise lassen sich jedoch unzählige neue Begriffe darstellen.

Um nur die allernotwendigsten Ideogramme, etwa 3000, zu erlernen, braucht der Japaner einen Unterricht von sieben Jahren. Nebenbei sei bemerkt, daß am Orientalischen Seminar in Berlin in einem Zeitraum von nicht ganz zwei Jahren in der Regel eine ebenso hohe Anzahl von den Studierenden gelernt wird. Ein Buch kann nur derjenige Japaner lesen, der noch weitere acht Jahre das Gymnasium besucht. Dabei kommt es noch vor, daß er ein Zeichen nicht zu deuten vermag. In diesem Falle muß er die Aussprache oder Bedeutung einfach im Wörterbuch nachsehen. Für eine gewöhnliche Bildung reicht jedoch die Kenntnis von etwa 3000 Zeichen aus. Es ist berechnet worden, daß in den Tageszeitungen 2350 Zeichen vorkommen.

Im Gegensatz zu der chinesischen Wortschrift gibt es in Japan noch die eigne und spezifisch japanische Silbenschrift. Nachdem durch Verbreitung des Buddhismus in Japan der literarische Eifer geweckt war, machte sich auch das Bestreben bemerkbar, für das Altjapanische eine besondere Schrift zu ersinnen. Erst etwa um 800 nach Christo kam dafür eine Silbenschrift in zwei Systemen zur Anwendung. Man erfand Abkürzungen von chinesischen Zeichen, um die 73 einfachen japanischen Silben zum Ausdruck zu bringen. Die eine Form, das Katakana, besteht aus eckigen, ziemlich einfachen Zeichen. Die andre Form, das Hiragana, ist eine Art Kursivschrift; sie ist gebräuchlicher, wird hauptsächlich in Briefen und Zeitungen benutzt, zum Teil auch zur Erläuterung der chinesischen Ideogramme, und ist vor allem die Schrift des einfachen Volkes, namentlich von den Frauen bevorzugt. Das Katakana kommt gewöhnlich in amtlichen Schreiben zur Anwendung. In Büchern wird die Silbenschrift derart gebraucht, daß man die Wortstämme mit chinesischen Zeichen schreibt, Verbalendungen, Kasuspartikel und fremdsprachliche Ausdrücke dagegen mit den japanischen Katakanaformen.

カ ka タ ta カ ka ナ na

ひ hi ら ra か ga な na

Das Schreiben, besser gesagt, das Malen geschieht, indem man mit einem Tuschpinsel die Zeichen von oben nach unten und von rechts nach links aufträgt.

Es ist ersichtlich, daß bei dem großen Zeitaufwand, dessen der Japaner neben den täglichen Leseübungen zum Erlernen der Schrift bedarf, sein Gedächtnis zwar gut geschult, aber einseitig ausgebildet wird. Um diesen unleugbaren Uebelstand und die Schwierigkeit der Schrift zu beseitigen, hat sich schon vor längerer Zeit unter den Japanern eine Bewegung gebildet, die das japanische System der Orthographie durch die lateinische Lautschrift ersetzen will. In der Tat läßt sich das Japanische mit Hilfe dieser Buchstabenschrift sehr gut transkribieren. Es gibt schon Bücher, unter andern die japanische Uebersetzung des Neuen Testamentes, Zeitschriften und Tageszeitungen in dieser „Romaji“ genannten Schrift. Vorläufig ist aber kaum daran zu denken, daß die Regierung diese Schrift zur allgemeinen Einführung bringen wird. Abgesehen davon, daß sich der mehr als je starke Nationalstolz gerade gegen diese Europäisierung bäumt, würde doch eine im Volkscharakter tiefwurzelnde Eigenart beseitigt werden. Nicht zum wenigsten hat das kunstvolle Nachmalen der schwierigen Zeichen schon frühzeitig zeichnerische Talente geweckt und gefördert und somit viel zu den außerordentlichen Leistungen auf allen Gebieten des Kunstgewerbes beigetragen.

Jedoch im Interesse der internationalen Beziehungen und Verständigungen jeder Art ist der Romajibewegung ein voller Erfolg zu wünschen.

Aristokratinnen

Nach einem Gemälde von Caspar Ritter

Die Wäsche wird gezählt und gezeichnet

Der moderne Dampfwäschereibetrieb

Von

Marie Horfer, geb. Werth

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Leider herrscht noch heute bei gar zu vielen unsrer deutschen Hausfrauen ein Vorurteil gegen Dampfwaschanstalten. Dasselbe entspringt entweder einer einmal gemachten schlechten Erfahrung oder allgemeiner Unkenntnis der Einrichtungen einer Dampfwäscherei; vielfach sind auch beide Gründe vorhanden. Schlechte Erfahrungen kann man noch heute machen, wenn man seine Wäsche einer nicht fachmännisch geleiteten oder nach alten Systemen eingerichteten Anstalt übergibt. Die Behandlung der Wäsche ist eine der schwierigsten und diffizilsten Aufgaben, um so mehr, als an wirklich gut und zuverlässig arbeitendem Personal großer Mangel ist und man sich seine Leute meistens erst selbst anlernen muß. So vorzüglich und schonend unsre modernen Maschinen auch arbeiten, so liegt doch der Schwerpunkt in der richtigen fachmännischen Leitung einer Anstalt; nur wer den Betrieb von Grund auf gelernt hat, wer imstande ist, jedem einzelnen des Personals jeden einzelnen Handgriff vorzumachen, wer die Rezepte und Waschmethoden den jeweiligen Verhältnissen anzupassen versteht, wird sich eine dauernd zufriedene Kundschaft halten können. Einer Anstalt aber, in der die beiden Vorbedingungen: gute Maschinen und tüchtige Leitung, erfüllt sind, kann die Hausfrau ihre Wäsche ruhig anvertrauen; keinesfalls sollte sie aber versäumen, sich den Betrieb einer Dampfwaschanstalt selbst anzusehen. Jeder Wäschereibesitzer wird gern seine Anstalt zeigen, weil er ganz genau weiß, daß er beim Schluß der Besichtigung hören wird: „Nein, so habe ich mir das doch nicht vorgestellt!“

So bitte ich denn die verehrten Leserinnen, heute mit mir einen Rundgang durch meine Anstalt zu machen.

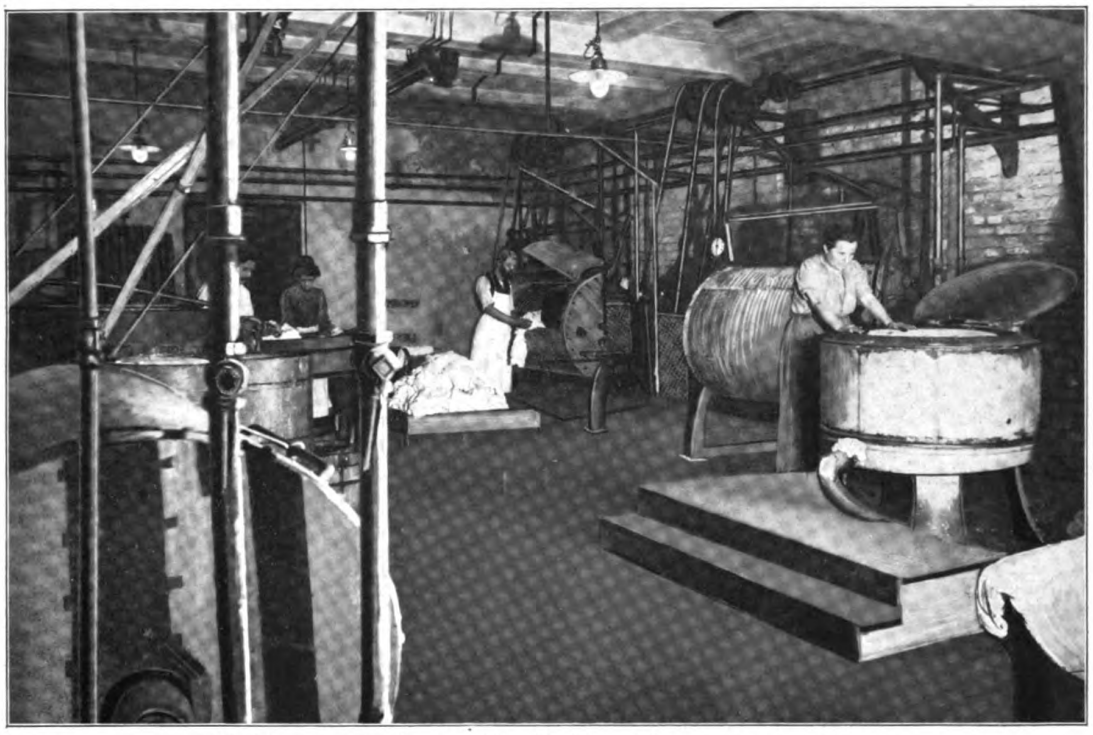
Unser Weg führt uns zuerst in den Zeichensaal. Hier wird an der Hand der seitens der Kundschaft mitgegebenen Listen jeder einzelne Wäscheposten von der Auszählerin nachgezählt, damit etwaige Differenzen festgestellt und den Kunden sofort mitgeteilt werden können. Gleichzeitig werden auch die für den Betrieb nötigen Bemerkungen gemacht über besonderes Aussehen der Stücke, ob Wolle, Buntes, Seide und so weiter. Der fertig gezählte Posten wird den Zeichnerinnen übergeben, welche die Aufgabe haben, jedes einzelne Stück zu zeichnen, das heißt, an ihm einen Faden farbigen Zeichen-

garns anzubringen; die gesamte Wäsche eines Kunden wird mit Fäden gleicher Farbe gezeichnet. Zu diesem Zwecke sind, da in einer mittelgroßen Anstalt durchschnittlich pro Tag zirka fünfzig verschiedene Posten zu zeichnen sind und ein Zeichen sich in acht bis zehn Tagen nicht wiederholen darf, sehr viele Farbenkombinationen notwendig; die Liste fängt mit den einfachen Fäden: weiß, schwarz, rot und so weiter, an, dann folgen die drellierten Fäden: schwarzweiß, schwarzrot und so weiter, darauf die Kombinationen der drellierten Fäden mit den einfachen, zum Beispiel schwarzweiß und rot und so weiter. Durch diese Zusammenstellung der Fäden ergeben sich Hunderte von Kombinationen. Vielfach ist es auch noch üblich, daß besondere Zeichen, zum Beispiel — + □ und so weiter eingenäht werden. Die Zeichnerinnen haben außerdem die Aufgabe, jedes zerrissene oder sehr mürbe Wäschestück mit einem besonders dafür bestimmten Zeichen zu versehen oder solche Stücke ganz zurückzulegen, damit den Kunden entsprechende Mitteilung gemacht werden kann und die Schuld dafür nicht fälschlich auf die Anstalt fällt. Da der Waschprozeß für die verschiedenen Arten der Wäsche: Leibwäsche, Tischwäsche, Küchenwäsche, Wollwäsche, Buntes, Feines und so weiter, ein wesentlich verschiedener ist, wird die Wäsche dann in diese Abteilungen sortiert.

Vom Zeichensaal kommt die Wäsche in die Waschküche, und hier setzt nun, nach dem auch im Haushalt üblichen Einweichen, das aber vielfach nur auf sehr schmutzige Wäsche beschränkt wird, der vielverkannte maschinelle Betrieb ein. Unsre deutsche Maschinentechnik hat in den letzten zwanzig Jahren auf dem Gebiete der Wäschereimaschinen die Kinderschuhe allmählich ausgezogen und sich zu einer bedeutenden Industrie entwickelt. Die nach den neuesten Erfindungen und Erfahrungen konstruierten Maschinen bieten schon durch ihre ganze Einrichtung Gewähr für größtmögliche Schonung der Wäsche. Aber auch die besten Maschinen können bei bester Bedienung kein gutes Resultat hervorbringen, wenn man nicht sein besonderes Augenmerk auf die Wahl eines guten Waschmaterials richtet und dieses Material, am besten ausschließlich Seife und Soda, je nach Art der Wäsche richtig zusammenzusetzen gelernt hat. An Unkenntnis oder falscher Sparsamkeit bei diesem Punkte ist schon manche Anstalt gescheitert, denn nur wenn man die Wäsche mit bestem Material sachgemäß behandelt und dadurch eine lange Haltbarkeit derselben ermöglicht, kann man sich seinen Kundenstamm halten und vergrößern.

Sehen wir uns nun eine Waschmaschine einmal genauer an. Dieselbe besteht aus einer feststehenden, wagerecht gelagerten runden Außentrommel, in der sich eine bewegliche Innentrommel befindet. Diese letztere besteht aus Kupfer, in das runde Löcher eingetrieben sind. Jede Maschine hat eine Zuführung für kaltes und warmes Wasser und für Dampf, der bei größeren Anstalten einem eignen Dampfkessel entnommen wird. Das warme Wasser wird in einem sogenannten Vorwärmer erzeugt; es ist dies ein großer geschlossener Wasserbehälter,

Falten und Sortieren der Wäsche



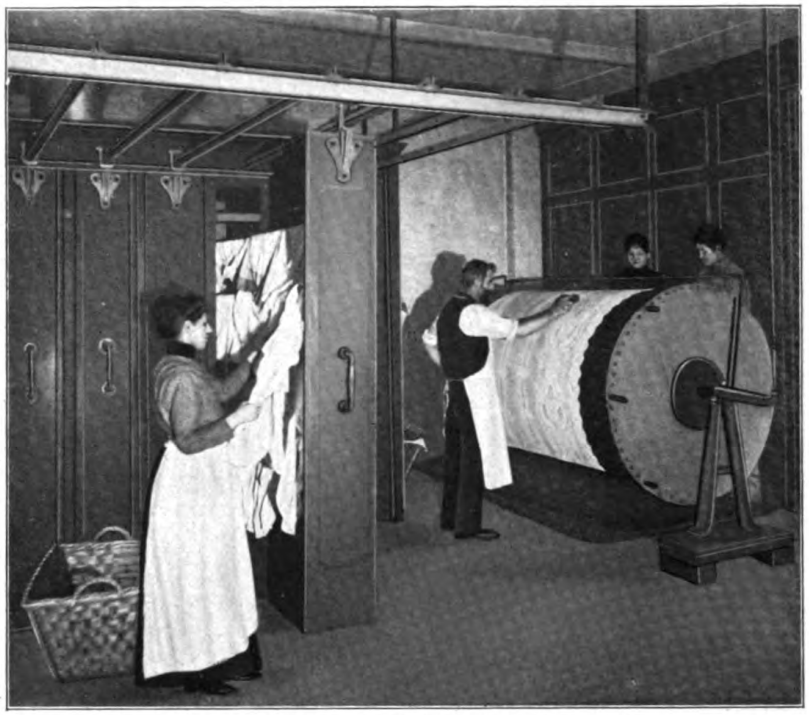
Waschraum mit Handwäsche, Waschmaschinen und Zentrifugen

durch den ein Kupferrohr in vielen Windungen hindurchgeführt ist. Durch dieses Rohr wird vom Kessel aus Dampf getrieben, der das Wasser entsprechend erwärmt. Der Waschprozeß in der Waschmaschine ist nun der folgende:

In die schon beschriebene Innentrommel wird ein bestimmtes Quantum Wäsche gelegt und entsprechend warmes Wasser in die Maschine eingelassen; darauf wird die Innentrommel fest geschlossen und in Bewegung gesetzt; die Trommel bewegt sich nun vertikal ganz gleichmäßig und stetig einige Male in der einen Richtung um ihre Achse und dann zurück in der andern Richtung. Es wird dann das nötige Quantum Seife und Soda, das man vorher in warmem Wasser aufgelöst hat, zugegossen und nun auch die Außentrommel geschlossen. Durch das Drehen der Trommel wird die Wäsche in steter Bewegung gehalten und die Lauge immer wieder durch die Poren derselben hindurchgetrieben; die Reibung an den vollständig glatten Wänden der Trommel kann in keiner Weise die Wäsche angreifen, da diese doch ebenfalls durch die sich überall dazwischendrängende Lauge gemildert wird. Während des Waschprozesses wird Wasser und Lauge natürlich stets nach Bedarf erneuert und das schmutzige aus der unten befindlichen verschließbaren Oeffnung der Außentrommel abgelassen. Auf die Waschdauer, die Temperatur des Wassers und die Methode des Waschens bei den verschiedenen Wäschegattungen einzugehen, würde hier zu weit führen; im Prinzip gelten natürlich dieselben Regeln, wie sie jeder Hausfrau, die im Hause waschen läßt, geläufig sind. Hier sei besonders nur noch auf das Kochen der weißen Wäsche hingewiesen. Zu diesem Zwecke wird in das Wasser der hochgespannte Dampf vom Dampfkessel eingelassen, bis das Wasser kocht; dasselbe wird dann durch dauernde weitere Dampfzufuhr eine bestimmte Zeit im Kochen erhalten. Es wird dadurch nicht nur eine gründliche Reinigung, sondern auch eine vollständige Desinfektion erzielt, wie sie bei den offenen Waschkesseln im Haushalt niemals zu erzielen ist. Es wird diese Einrichtung deshalb mit Recht als eine sanitäre betrachtet.

Nach Beendigung des gesamten Waschprozesses erfolgt in derselben Weise das Spülen und Bläuen der Wäsche in derselben Maschine, wobei als ein nicht zu unterschätzender Vorteil hervorgehoben werden muß, daß also während des gesamten Reinigungsprozesses die Wäsche nicht angefaßt wird und daher das bei vielfachem Herausnehmen und Anfassen der nassen Wäsche unvermeidliche Zerreißen dünnerer Stücke vermieden wird. Weiter dürfte sich auch aus dieser kurzen Beschreibung schon als deutlich sichtbar erweisen, daß der gesamte Prozeß für die Wäsche schonender sein muß als das in der Handwäsche übliche Bearbeiten der Wäsche mit der Bürste auf dem Waschbrett.

Nun erweckt die Art des Trocknens unser besonderes Interesse. Zunächst wird die Wäsche nicht gewrungen, wodurch eine Beschädigung einzelner Fäden in den Stücken gar nicht zu vermeiden ist, sondern sie wird in die sogenannte Zentrifuge oder Schleudermaschine gepackt. Diese Maschine besteht gleichfalls aus zwei Trommeln, von denen die äußere feststeht; die innere, ganz glatte Kupfertrommel ist mit kleinen Löchern versehen. In diese Innentrommel wird die nasse



Trockenschrank und Gardinenspanntrommel

Wäsche hineingelegt und die Trommel dann in eine sehr schnelle, horizontal rotierende Bewegung versetzt; infolge der Zentrifugalkraft wird das Wasser durch die Oeffnungen der Innentrommel herausgeschleudert, sammelt sich in der Außentrommel und fließt aus dieser ab. Die Wäsche selbst behält dabei die gleiche ruhige Lage und wird trockener als durch das Wringen mit der Hand oder der Wringmaschine. Schöne große Trockenplätze im Freien, das Ideal der Hausfrau, sind für die Dampfwäscherei, namentlich in großen Städten, undenkbar; Ruß und Staub sowie die Abhängigkeit vom Wetter schließen dieselben aus dem Betriebe aus. Die Dampfwäscherei trocknet nun auch nur noch die Leibwäsche, und zwar entweder auf geheizten Trockenböden oder in Trockenschränken. Diese Schränke, deren Innenraum dauernd frische Luft zugeführt wird, die durch den durch Röhren strömenden Dampf erhitzt wird, bestehen aus einzelnen, ausziehbaren Kulissen. Diese Kulissen werden herausgezogen, dann wird die Wäsche in denselben ohne Klammern und ohne Leinen über breite, glatte Holzstangen gelegt und die Kulisse in den warmen Schrank zurückgeschoben. Der Trockenprozeß vollzieht sich in etwa zehn Minuten. Im Gegensatz zu dieser schnellen und absolut schonenden Methode der Entziehung der Feuchtigkeit scheint es mir zweifelhaft, ob das Anklammern der Wäsche an Wäscheleinen namentlich bei starkem Winde, der die Wäsche „lustig flattern" läßt, gerade als schonend bezeichnet werden kann.

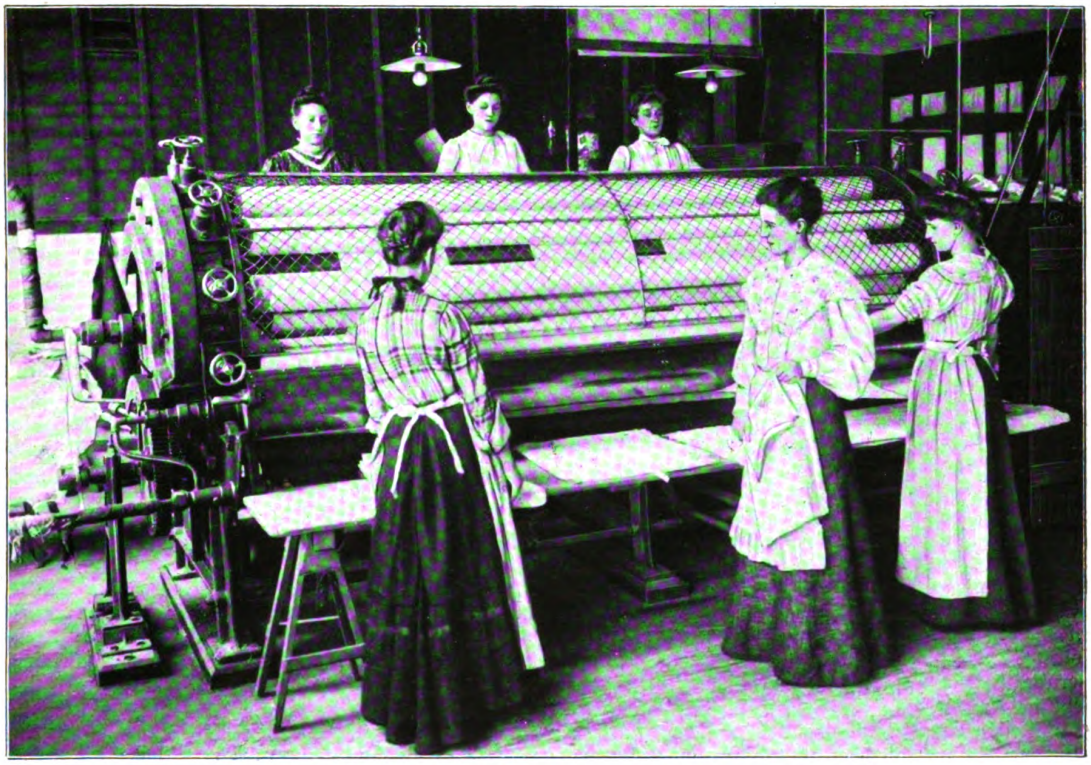
Das Rollen der Leibwäsche geschieht mittels einer Rolle oder Mangel, die sich nur dadurch von den im Handbetrieb üblichen Mangeln unterscheidet, daß sie ebenfalls — wie alle andern Maschinen — nicht mit der Hand, sondern durch Kraft in Bewegung gesetzt wird. Nach dem Rollen wird die Leibwäsche gelegt, falls sie nicht geplättet zur Ablieferung gelangen soll.

Für das Plätten ist im großen und ganzen noch der Handbetrieb vorherrschend; für Plätteisen sind die verschiedensten Systeme in Gebrauch; am bequemsten und beliebtesten sind die Schlauchgaseisen. An diesen Eisen befinden sich zwei Gummischläuche, und zwar wird durch den einen reine Luft und durch den andern eine Mischung von Gas und Luft zugeführt. Die Gasflamme brennt im Eisen selbst, und es wird eben durch diese Einrichtung ermöglicht, daß das Gas im Eisen eine intensive Heizkraft entwickelt, vollständig geruchlos verbrennt und das Eisen stets gleichmäßig heiß gehalten wird. Auch sind schon eine Reihe von Plättmaschinen im Gebrauch.

Die glatte Wäsche wird nicht getrocknet, sondern wird mit dem Feuchtigkeitsgrade, mit dem sie aus der Zentrifuge kommt, durch die Dampfmangel gelassen. Eine solche Dampfmangel besteht aus einer großen Heizwalze, die durch im Innern derselben durchströmenden hochgespannten Dampf geheizt wird und sich langsam um ihre Achse dreht; um diese große Walze sind kleinere, mit Fries bewickelte Walzen angeordnet, die sich ebenfalls drehen und zum Anpressen der Wäsche an die Heizwalze dienen.

Vom Legetisch, vom Rolltisch oder von der Plätterei geht die Wäsche nun zur Expedition. Hier werden nach den einzelnen Fäden die Posten wieder zusammensortiert, mit dem Wäschezettel verglichen und in Körbe verpackt, um so zur Ablieferung zu gelangen.

Handplätterei



Dampfmangel zum Plätten der glatten Wäsche

Der Scheck als Zahlmittel

Von

Banksekretär A. Levy

Das letzte Viertel des Jahres 1906 hatte eine Geldverteuerung aufzuweisen, deren Ausläufer noch heute fühlbar sind. Vom September 1906 an hat sich der Diskontsatz der Deutschen Reichsbank in aufsteigender Linie bewegt; von 5 Prozent ist der Diskont auf 6 Prozent und um die Mitte des vergangenen Dezembermonats sogar auf 7 Prozent hinaufgeschnellt, um sich erst am 22. Januar 1907 wieder auf 6 Prozent zu ermäßigen. Wenn die Reichsbank jetzt, im August noch, an einem Zinsfuß von 5½ Prozent festhält, so hat das Zentralgeldinstitut des Reiches sicherlich seine guten Gründe für diese vorsichtige Taktik, aber es ist ebensowenig in Abrede zu stellen, daß der Zinsfuß von 5½ Prozent an sich volkswirtschaftlich in mancher Beziehung unbequem, ja sogar als lähmend empfunden wird.

Man hat, und dies vollkommen mit Recht, die Teuerung auf dem Geldmarkte als eine Folge des ungewöhnlichen wirtschaftlichen Aufschwungs hingestellt, der sich gerade in den letzten Jahren in Deutschland vollzogen hat. Ungeheuer waren die Ansprüche, die seitens der Industrie an die Kapitalkraft der Nation gestellt wurden: Gewaltige Maschinenfabriken, Kabelgesellschaften, Elektrizitätswerke und wie die Sammelpunkte deutschen Fleißes und deutscher Intelligenz auch alle geartet sein mochten, in einer Forderung glichen sie sich alle, in der Forderung großer Geldsummen, mittels deren sie ins Leben treten konnten, um den ihnen zufallenden Wirkungskreis zu umspannen. Von der Erkenntnis dieses mächtigen Pulsierens der Industrie ausgehend, ist von Einsichtsvollen geraten worden, mit den Neugründungen jetzt ein wenig innezuhalten, um erst einmal den wirtschaftlichen Verdauungsprozeß abzuwarten; zugleich hat sich aber auch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß sich gerade in Zeiten einer Hochkonjunktur auf dem Gebiete der Geldorganisation ein Mangel fühlbar macht, der von sachverständiger Seite schon vor Jahren geprüft und zur Sprache gebracht worden ist, über den aber leicht hinweggegangen wurde, solange die Anforderungen der Industrie nicht gerade ungewöhnlich hohe Zinssätze zeitigten. Erst jetzt sieht man ein, daß viel zu viel Bargeld in den Kanälen des täglichen Lebens brachliegt, statt der Allgemeinheit zu dienen, und daß umgekehrt viel zu oft Münze als Zahlmittel gebraucht und damit dem Markt entzogen wird, wo eine andre Form Platz greifen könnte. Beiden Uebelständen kann durch die tunlich allgemeine Einführung der Zahlung mittels „Schecks" wohl begegnet werden; aus solchen Erwägungen heraus wird sich der Reichstag in nächster Zeit mit der Beratung eines besonderen Scheckgesetzes beschäftigen.

Was ist ein Scheck? Im Grunde weiter nichts als ein beschriebenes Stück Papier, das im Format häufig der Banknote gleicht, häufig aber auch größer als diese ist. Der Text des Schecks enthält im wesentlichen eine Anweisung für eine gewisse Summe auf das bei einer Bank oder einem Bankier stehende Guthaben desjenigen, der den Scheck ausgestellt hat. So zum Beispiel würde der folgende Wortlaut zulässig sein: „Zahlen Sie gegen diesen Scheck von meinem Guthaben fünfhundert Mark an ... oder Ueberbringer." Als Ueberschrift muß die Bank oder das Bankhaus angegeben werden, wo der Scheck eingelöst werden soll. Die meisten Banken haben eigne gedruckte Scheckformulare, die sie in Heften von je 25 oder 50 Formularen dem Kunden aushändigen, und zwar gewöhnlich mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß das „Scheckbuch" — das heißt die zu einem Heft zusammengebundenen, abtrennbaren Formulare — sorgfältig verschlossen zu halten ist, damit jede mißbräuchliche Benutzung ausgeschlossen wird. Mittels des Schecks wird also das Bankhaus, dessen Adresse der Scheck trägt, angewiesen, von dem Guthaben desjenigen, der den Scheck ausgestellt hat, die im Text angegebene Summe dem Inhaber des Papiers auszuzahlen.

Die Anregung zu einer durchgreifenden Regelung des deutschen Geldverkehrs hat ganz unstreitig die großzügige Organisation des Scheckwesens gegeben, deren sich das britische Inselreich nun schon seit langem erfreut. Es steht fest, daß in Deutschland fast fünfzehnmal mehr Bargeld kursiert als in England, eine Ziffer, die wohl zum Nachdenken zwingen kann. Bedenkt man außerdem, daß an der Stätte, wo die Londoner Banken und Bankiers die zu empfangenden und zu leistenden Zahlungen gegenseitig ohne Zuhilfenahme von Bargeld ausgleichen, dem sogenannten Clearing-House, an einem Geschäftstag etwa 40 Millionen Pfund Sterling (gleich etwa 800 Millionen Reichsmark) umgesetzt werden, so bekommt man in der Tat einen hohen Respekt vor der Durchbildung des englischen Finanz-

wesens, das so fein ausgestaltet ist, daß nur wenige Tropfen der kraftvollen Kapitalflut verlorengehen.

Vergegenwärtigt man sich diese Einzelheiten, so muß man ohne weiteres zugeben, daß die ausgezeichnete Organisation der Deutschen Reichsbank, die allseitig als mustergültig anerkannt ist, nicht — wenigstens nicht auf der bisherigen Grundlage — imstande ist, dem unnötigen Umlauf von barem Geld wirksam zu steuern. Die Reichsbank hatte Ende des Monats Dezember 1906 ungefähr 470 Zweiganstalten in Betrieb, von denen viele wieder kleine Geschäftsstellen unter sich haben; die Zahl der bei dem Zentralinstitut geführten Konten (darunter Staatsinstitute und Behörden) betrug um dieselbe Zeit 23387. Trotzdem das Reich, wie daraus hervorgeht, von einem Kanalnetz durchzogen ist, damit der Zufluß des Bargeldes reguliert werde, läuft dieses immer noch in zu starkem Maße an andern versteckten Stellen herum.

Die Benutzung der Reichsbank kann, soweit die Vermittlung von Zahlungen in Betracht kommt, seitens des Publikums direkt oder indirekt geschehen; erforderlich ist nur, von einer hier nicht näher zu erörternden Ausnahme abgesehen, daß derjenige, für den die Zahlung vermittelt wird, wie auch der Empfänger des Geldes in Verbindung mit dem Zentralbankinstitut stehen. Dies kann dadurch der Fall sein, daß beide Interessenten ein eignes Konto bei der Reichsbank unterhalten, also zum Beispiel ein in Kiel wohnender Kaufmann bei der Reichsbankstelle in Kiel, ein in Magdeburg lebender bei der Reichsbankstelle in Magdeburg. Soll dann von Kiel nach Magdeburg eine Summe Geldes gesandt werden, so ist nichts weiter nötig, als daß der Kieler Interessent der Reichsbankstelle in Kiel den Auftrag erteilt, die zu zahlende Summe dem Empfänger in Magdeburg zu überweisen, worauf das Geld auf die briefliche Anweisung der Reichsbankstelle Kiel hin dem Konto des Empfängers bei der Reichsbankstelle Magdeburg gutgeschrieben wird. Dies der direkte Weg. Sehr oft kommt es aber vor, daß Kaufleute, die an verschiedenen Orten leben, ihre Bankgeschäfte nicht mittels der Reichsbank, vielmehr durch ein andres Bankinstitut oder durch den Bankier besorgen lassen. Dann übernimmt diese andre Bank oder der Privatbankier, die, wenn sie nur von einiger Bedeutung sind, fast sämtlich ein Konto bei der Reichsbank führen, die Rolle des Vermittlers. Statt direkt von Kaufmann zu Kaufmann führt die verbindende Brücke von Bank zu Bank oder von Bankier zu Bankier, wobei diese einander gleichzeitig schriftlich eine Mitteilung darüber machen, in wessen Auftrage die Ueberweisung ausgeführt wurde und für wen das Geld bestimmt ist, das heißt welchem Konto der Bankier es zu kreditieren hat.

Ganz ähnlich wie die Tätigkeit der Reichsbank, die hier in großen Zügen dargestellt worden ist, denkt man sich den Scheckverkehr, allerdings mit dem Unterschied, daß der Scheckverkehr viel weiter verzweigt sein und in die breiten Schichten des Volkes eindringen soll. Denn diejenigen, die bislang ein Konto bei der Reichsbank, einem sonstigen Bankinstitut oder einem Privatbankier halten, müssen immerhin über beträchtliche Geldmittel verfügen oder doch in einem gewissen Umfange Bankgeschäfte zu besorgen haben, da sonst die Stelle, die das kostenfreie Uebertragen des Geldes an die Reichsbank zu bewirken hat, für ihre Mühe ohne angemessene Entschädigung bleiben würde und daher aus rein praktischen Gründen solche Funktionen ablehnen müßte. Demgegenüber soll der Scheckverkehr als eine Einrichtung gelten, die auch dem Minderbegüterten zu Diensten steht: dem Kleinhändler, dem Handlungsgehilfen, dem Handwerker und wie sich die tausend Arten des Kleingewerbes sonst nennen mögen.

Im Verkehr würde sich nun der Gang, wenn der Scheck als Zahlmittel zur Verwendung gelangt, etwa wie folgt abspielen.

Angenommen, eine Lehrerin in Berlin habe sich aus Dresden ein wissenschaftliches Werk kommen lassen und möchte den Kaufpreis von 25 Mark den Verkäufern auf dem einfachsten und billigsten Wege erlegen. Die Lehrerin hat ihre kleinen Ersparnisse bei dieser oder jener Bank in Berlin stehen und beabsichtigt, aus diesen angesammelten Geldern die Bücherrechnung zu begleichen. Zu dem Zweck stellt die Dame einen Scheck auf ihre Bank in Berlin aus; der Scheck lautet über 25 Mark, und die in dem oben zitierten Textmuster des Schecks gelassene Lücke „an ..... oder Ueberbringer" füllt die Ausstellerin des Schecks mit dem Namen der Verkäufer, denen sie den Betrag schuldig ist, also der Firma N. N. & Co., aus. Unter dem Text muß natürlich die eigenhändig abgegebene Unterschrift der Dame stehen. Die Lehrerin sendet diesen Scheck der Firma N. N. & Co. zur Begleichung der offenen Rechnung ein, womit für die Dame die Sache erledigt ist. Die Empfänger des Schecks können diesen wieder ihrer Bank in Dresden geben, die ihnen den Gegenwert, vorausgesetzt, daß die Bank von der Gültigkeit des Schecks überzeugt ist, im Konto gutschreibt. Um sich solche erforderliche Gewißheit zu verschaffen, müßte das Dresdner Bankinstitut den Scheck zur Prüfung der Einlösungsstelle in Berlin schicken, wobei schließlich, wenn diese beiden Banken nicht in Verbindung miteinander stehen sollten, noch eine Uebermittlung des Betrages nach Dresden erforderlich wäre. Um dies zu vermeiden, haben die meisten Banken, die den Scheckverkehr pflegen, auf der Rückseite der Scheckformulare durch Aufdruck für fast alle größeren Plätze diejenigen Institute und Firmen angegeben, bei denen die Schecks kostenfrei nach Prüfung bezahlt werden. Die Bank in Dresden braucht also den Scheck nur der auf dem Formular vermerkten Einlösungsstelle in Dresden vorzulegen, um dort nach einigen Tagen — so lange dauert die Kontrolle, da der Scheck zwecks Identifizierung der Unterschrift an die Zahlstelle in Berlin gehen muß — das Geld ohne Abzug zu erheben.

So sinnreich diese Einrichtung erdacht ist, so haftet ihr doch, um als allgemeines Verkehrsmittel dienen zu können, noch der Mangel an, daß die Schecks, sobald sie nicht der auf dem Scheck vermerkten Zahlstelle selbst vorgelegt werden, immer erst nach einigen Tagen, das heißt nach Prüfung durch die Zahlstelle, eingelöst werden. Man hat verschiedene Vorschläge gemacht, um dieses zeitraubende Verfahren auszuschalten; am meisten Aussicht auf Verwirklichung dürfte wohl die Methode

haben, daß der Aussteller des Schecks auf diesem von seiner Bank — das ist diejenige, die den Scheck aus seinem Guthaben zu bezahlen hat — mittels Stempelaufdrucks oder dergleichen bescheinigen läßt, daß der Scheck „in Ordnung" ist und bei der Präsentation sofort, also ohne Verzögerung, eingelöst werden kann. Ferner wird es nötig sein, daß der Scheckverkehr durch ein besonderes „Scheckgesetz" geregelt und geschützt wird, wie es in bezug auf die Zirkulation von Wechseln durch den Erlaß der „Deutschen Wechselordnung" seit langem der Fall ist. Es kann nämlich sehr wohl vorkommen, daß der Empfänger des Schecks diesen, statt ihn sofort einlösen zu lassen, einem andern als Zahlmittel weitergibt, der zweite Empfänger gibt ihn möglicherweise einem dritten und so kann der Scheck seine Besitzer mehrmals ändern, deren Namen auf der Rückseite des Schecks in derselben Weise wie auf dem Wechsel eigenhändig zu vermerken sind. Würde nun der Scheck von der als Einlösungsstelle fungierenden Bank als gefälscht erkannt oder aus irgendeinem andern Grunde nicht bezahlt, so müßte der letzte Empfänger sein Geld von dem vorletzten und so fort in rückwärts laufender Reihenfolge zurückfordern können, wie die Wechselordnung dies in bezug auf die Inhaber eines Wechsels vorgesehen hat. Ein solches Recht für den Scheck besteht bislang nicht, ist aber, wie der Präsident der Reichsbank betont hat, für einen gesicherten Scheckverkehr unerläßlich.

Aber der Scheckverkehr würde doch immer nur auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt bleiben, wollte man dabei verharren, daß nur die Schecks von Banken und Bankiers, die natürlich den allerkleinsten Geldaustausch ablehnen müßten, in Umlauf kommen sollten. Von diesem Gesichtspunkt aus will man den „Postscheck" in Deutschland einführen; die Postanstalten sollen ermächtigt werden, Sammelkonten zu eröffnen und den Inhabern dieser Konten eine kleine Zinsvergütung auf die eingezahlten Gelder zu gewähren. Ueber solche Guthaben bei der Post könnten die Interessenten dann durch Ausschreibung von Postschecks verfügen, wobei auch die kleinsten Summen Berücksichtigung finden würden. Ein vortreffliches Vorbild für die Organisation dieser Einrichtung können die glänzend bewährten Postsparkassen in Oesterreich-Ungarn und der in der Schweiz eingeführte Postscheck liefern.

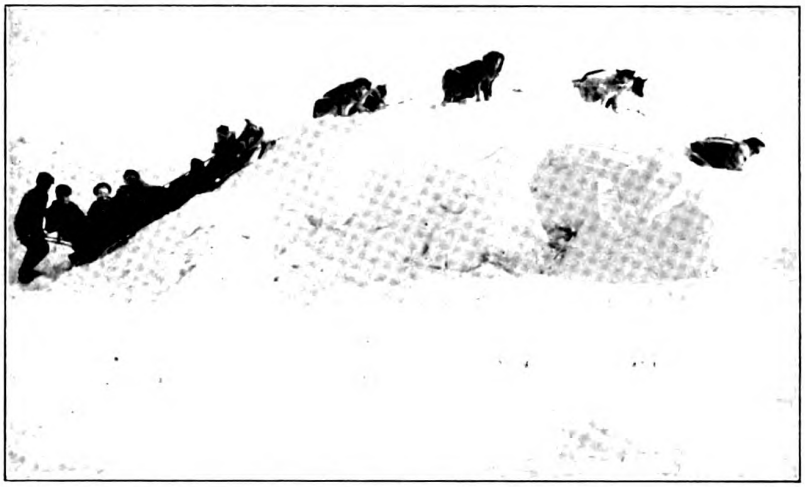
Es ist ohne Zweifel, daß erst durch die Angliederung an die Post der Scheckverkehr diejenige allgemeine Bedeutung erhält, die erforderlich ist, damit er seine Aufgabe zu erfüllen vermag: zur Verbilligung des Geldes beizutragen.

Indischer Spruch

Wenn eine Wolke Regen spenden soll,
Zeigt sie sich düster, wie in finsterm Groll;
Hat sie jedoch erfüllt erst ihre Pflicht,
Wird gleich ihr Antlitz heiter, klar und licht.

Maximilian Bern

Winterlicher Familienausflug in Klondike



Eine Schlittenfahrt mit Hindernissen auf dem Eise des Yukon

Nordlandshunde

Von

Benno Alexander (Multatuli, Alaska)

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Man ist sich längst darüber einig, daß der alte Spottname Alaskas — „Onkel Sams Eisschrank" — auf das große Nordland in seiner Gesamtheit nicht zulässig ist. Aber wenn auch die Küsten dieses riesigen Landes milder und schneefreier sind wie manches andre Gebiet gleicher Breite, so reckt doch in das Innere des Landes die große Polarnacht ihre schwarze, fürchterliche Tatze, und auch die benachbarten subarktischen Gebiete nehmen manche der charakteristischen Erscheinungen des hohen Nordens an. Hier im eisigen, scheinbar schrankenlosen Lande der weißen Stille, hier ist es, wo der Hund, des Menschen treuester Begleiter auf dem Erdenrund, in einer neuen, in seiner wichtigsten Rolle, als unentbehrlicher Mitarbeiter seines Herrn, auftritt. Wann und wo diese merkwürdigen eingeborenen Wolfshunde zuerst als Zugtiere und Lastträger am Wendekreise der oberen Eiszone abgerichtet wurden, das verliert sich im geheimnisvollen Dunkel der Vorzeit wie die Nutzbarmachung des Pferdes. Die ersten Weißen, die unerschrocken in die gewaltigen pfadlosen Einöden des nördlichen Alaskas vordrangen, fanden den Hund bereits als Zugtier vor. Seit Jahrhunderten hatten ihn die eingeborenen Indianer und Eskimos dieses Winterlandes vor ihre Schlitten geschirrt. Kein besseres Sinnbild der Ausdauer ist je durch natürliche Zuchtwahl entwickelt worden. Der Nordlandshund ist ein echtes Geschöpf harter Zeiten. Seit Tausenden von Geschlechtern haben nur je die tüchtigsten den unerbittlichsten Kampf ums Dasein überlebt. Der Schlittenhund findet sich überall in den Gegenden nahe dem Wendekreis der nördlichen kalten Zone: in Grönland, am großen Sklavensee und am Mackenziestrom; aber in Alaska und am britischen Yukon hat er wohl den Gipfel seiner Wichtigkeit und Leistungsfähigkeit erreicht. Die Pioniere des Yukon haben ihn in die hohe Schule genommen, denn ohne seine Beihilfe wäre die Erforschung und Entwicklung jener unwirtlichen Gegenden nahezu unmöglich gewesen; und oft hing einzig von seiner Ausdauer und Treue seines Herrn Leib und Leben ab.

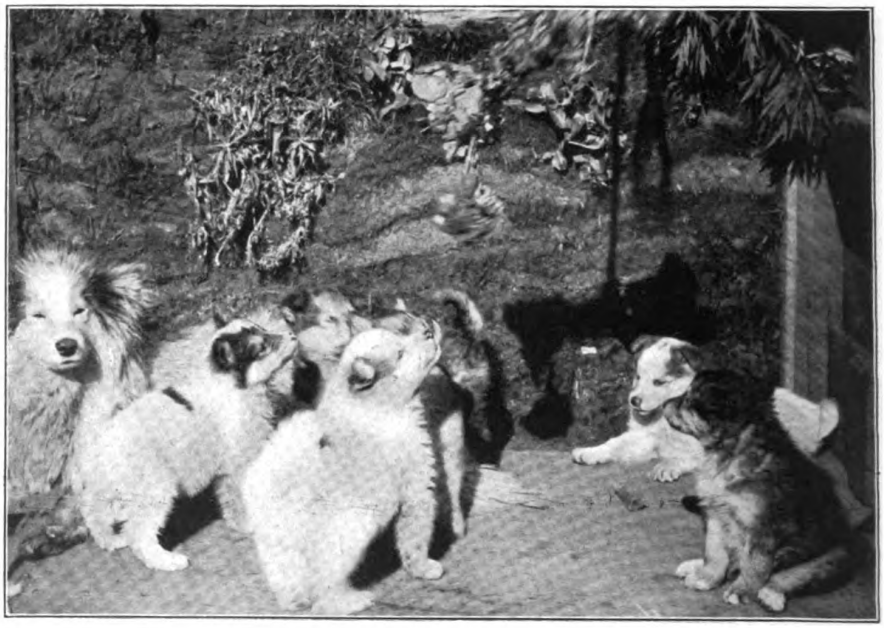
Kurze Rast

Malamutleithund

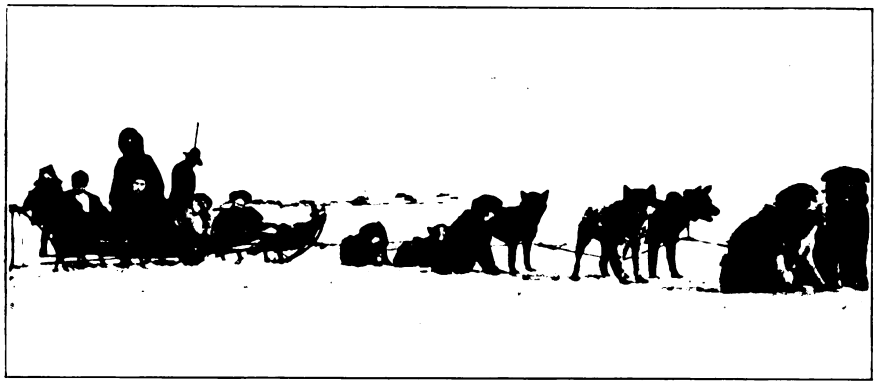
Ein Gespann besteht gewöhnlich aus fünf bis sechs Hunden, die hintereinander vor den Schlitten geschirrt werden. Oft jedoch, wenn etwa die Ladung erheblich, das Wetter bedrohlich, die Reise langwierig oder vielleicht die Bahn besonders schwierig ist, sieht man auch acht bis zehn oder gar mehr Hunde zwischen den Zugriemen. Gelegentlich werden dann auch je zwei nebeneinander gespannt. Das wichtigste Tier des Gespannes ist der erfahrene, besonders gut abgerichtete Leithund, dem es obliegt, seine Mitarbeiter nach den Befehlen des Herrn zu führen und zugleich auch darauf zu achten, daß ein jeder derselben nach Gebühr seine Schuldigkeit tut. Ein Hund, der in dieser Beziehung nachlässig ist, wird gar bald die scharfen Zähne des Leiters spüren. Die Stellung des Leithundes an der Spitze des Gespanns verlangt von ihm große Sachkenntnis, Entschlossenheit, Klugheit und Findigkeit. Unter günstigen Verhältnissen — aber auch nur dann — ist seine Arbeit nicht allzu schwer. Wenn jedoch der Schnee frisch gefallen ist oder der Schneesturm jede Spur verweht hat, dann muß der Leithund die Bahn brechen für den Rest seiner Arbeitsgenossen. Hat der Hundetreiber noch einen Reisebegleiter bei sich, so bricht wohl dieser (auf Schneeschuhen) im Notfalle Bahn für das Gespann. Der Leithund muß auch im stande sein, die Befehle und Zurufe seines Herrn vollkommen zu verstehen; nicht nur die Worte selbst, sondern auch den Ton, in dem dieselben gesprochen werden. So bedeutet zum Beispiel der scharfe, knappe Zuruf „Gee!“ eine ganz plötzliche, unvermittelte Wendung nach rechts, die gleichzeitig von dem die Lenkstange des Schlittens haltenden Treiber auf das kräftigste unterstützt wird. Die ruhig gesprochenen Worte „Come over gee!“ dagegen veranlassen nur eine kleine Schwenkung nach derselben Seite. Zwischen diesen beiden Befehlen gibt es eine Reihe von Abstufungen, die sich der Leithund mit erstaunlicher Genauigkeit zu eigen macht. Dasselbe ist der Fall mit den andern Kommandorufen und ihren vielfachen Schattierungen: „Haw“, nach links, „Whoa“, halt, und endlich „Mush“, vorwärts. Das letztere Wort ist aus der Order „Marche“ der französisch-kanadischen „Voyageurs“ entstanden, und der Reisende wird dementsprechend ein „Musher“ genannt.

Ein Leithund besitzt auch Stolz, Ehrgeiz und Selbstgefühl. Wenn ihm aus irgendwelchen Gründen die Führerschaft abgenommen wird, läßt er sich mit der kurzstieligen, aber langschwänzigen Peitsche meistens zu Tode züchtigen, ehe er in eine untergeordnete Stellung zurücktritt. Von dem Reste der Schlittenhunde wird in der Regel nur Stärke und Ausdauer verlangt. Sie werden einfach eingespannt und lernen im Geschirr gar bald ihre einfacheren Pflichten.

Hunde, die an eine bestimmte Stellung in der Linie gewöhnt sind, lassen sich nur äußerst ungern an einen andern Platz versetzen und verweigern vorkommendenfalls oft hartnäckig, zu gehorchen. Ein Schlittenhund, der seine Pflicht vernachlässigt und bei dem Hiebe nichts ausrichten, wird mitunter abgespannt, um ledig neben dem Schlitten herzulaufen. Dies gilt ihm als die schimpflichste aller



Junge Huskys

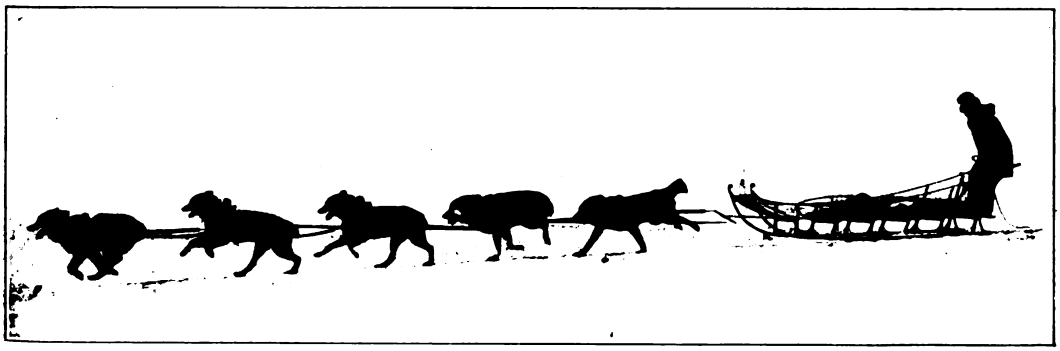


Auf dem Eise des Beringsmeeres, drei Meilen vom Festland
(Im Hintergrund die Ortschaft Nome)

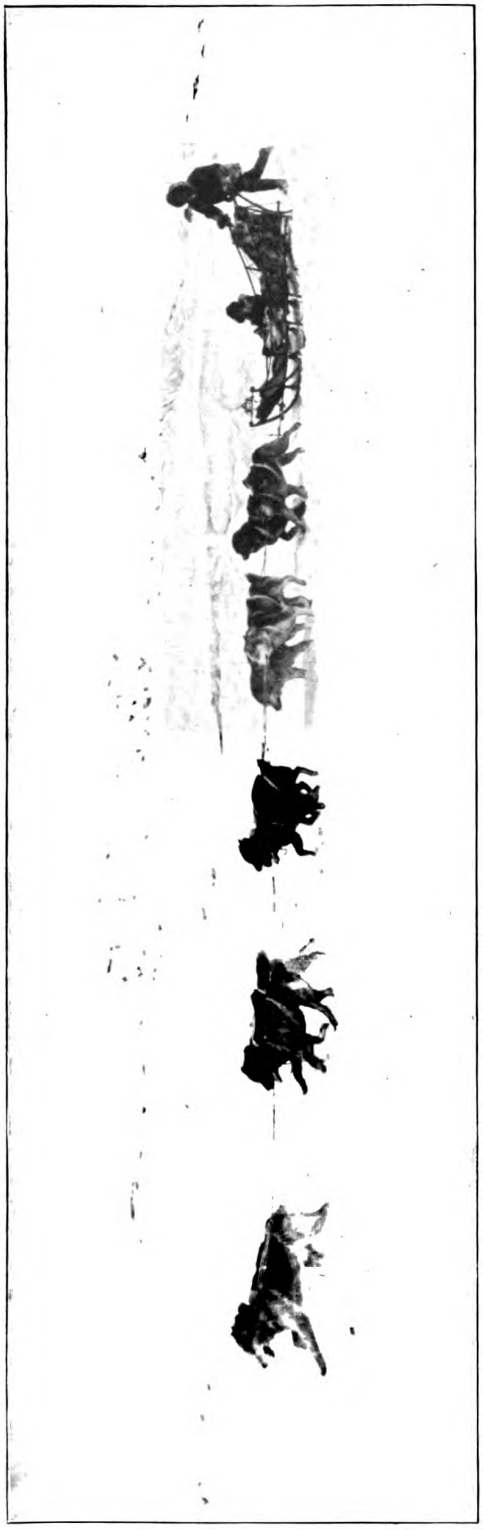
Strafen. Mit kläglichem Gewinsel versucht er wieder und wieder ins Geschirr zu schlüpfen; und wenn ihm dieses endlich gestattet wird, dann arbeitet er tagelang bis zum Stürzen.

Es gibt — im großen ganzen — drei Unterabteilungen von Hunden, die in Alaska — und im hohen Norden überhaupt — als Zugtiere verwendet werden. In erster Linie steht der verschlagene mittelgroße Malamut, der seinen Namen einem Stamme der Eskimos am Beringsmeer verdankt. Sein dicker grauer Pelz, sein kurzer, starker Nacken, die scharfe Nase, die aufgerichteten spitzigen Ohren und seine mächtigen Schultern erinnern ungemein an seinen wilden Vorfahren, den grauen Wolf des Nordens. Die selbstbewußte Unabhängigkeit seiner Haltung dagegen verdankt er seiner Abstammung von einer langen Reihe arbeitsgewohnter und arbeitstüchtiger Ahnen. Der zweite der eingeborenen Zughunde ist der Husky, den Malamuts an Größe und Stärke überlegen, eine grimme Bestie, als deren Urheimat das Gebiet der Mackenziemündung östlich von den Felsengebirgen angenommen wird. Seine äußere Erscheinung erinnert fast noch stärker an seine Wolfahnen, nur daß seine Hautfarbe meist schwarz mit weißen Flecken oder umgekehrt, weiß mit schwarzen Flecken, ist. Der Husky ist streitbarer Natur, ungezähmter und weniger umgänglich als der Malamut. Die Leithunde der Huskys können sich noch Bahn durch den tiefen Schnee brechen, wenn die Malamuts es nicht mehr vermögen. Der Husky kann ferner schwerere Schlittenladungen ziehen als der Malamut und besitzt eine größere Kraft und Ausdauer, dagegen meistens eine geringere Geschwindigkeit. Malamuts und Huskys paaren sich noch jetzt gelegentlich mit Wölfen und schließen sich mitunter selbst auf Nimmerwiederkehr den Rudeln ihrer ungezähmten Verwandten an. Den dritten Platz unter den Schlittenhunden nehmen endlich die sogenannten Outsidehunde ein; so nennt man die mitgebrachten oder eingeführten Tiere verschiedener Rasse vom Bernhardiner und Neufundländer abwärts. In der bilderreichen Sprache der Pioniere heißt das Innere von Alaska bekanntlich „the inside", die alte, frühere Heimat dagegen „the outside" oder „God's country", recht charakteristische Benennungen. Diese letzte Klasse von Hunden besitzt zwar weder die Kaltblütigkeit der Malamuts noch die feurige Unabhängigkeit der Huskys, wird jedoch wegen ihrer größeren Geselligkeit und Gelehrigkeit von manchen vorgezogen. Auch gewöhnen sie sich verhältnismäßig schnell an das Klima und die veränderten Lebensbedingungen und passen sich den vorgefundenen Zuständen aufs beste an.

Wenn im Mittwinter am Yukon niedrig über dem südlichen Horizont verschwommene Nebensonnen durch den Frostnebel glühen, wenn die eisige



In voller Fahrt



Eilpost in Alaska im Winter

Kälte ihr weißes Totentuch um die erstarrten Hügel schlägt, dann jagen die Hunde ohne weiteren Schutz auf ihrer Bahn dahin. Im späten Frühjahr dagegen, wenn der so hart gefrorene Schnee endlich zu schmelzen beginnt, dann verfertigt der sorgsame Treiber kleine jäckchenartige Mokassins für seine Hunde, oft sogar aus dem Oberteile seines eignen Schuhzeuges. Ohne solche Schutzvorrichtungen würden sich an den nassen Füßen der Hunde, namentlich zwischen den Zehen, Eisteile bilden. Geschieht dies, so verlieren die wertvollen Zugtiere leicht die Haut von den Füßen und werden dadurch zur Arbeit untauglich. Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Wenn der verständige Hundebesitzer sein einfaches Zeltlager in der Wildnis aufschlägt, versorgt er unveränderlich zuerst seine Hunde, ehe er an die eigne Bequemlichkeit denkt. Die Hunde werden auf der Reise nur einmal in 24 Stunden gefüttert, und zwar nach vollendetem Tagewerke. In der Luft getrocknete Fische — meistens Salmen —, von denen sie bei jeder Mahlzeit etwa ein bis anderthalb Pfund erhalten, sind ihre beliebteste Nahrung. Natürlich werden sie bei dieser Lebensweise nicht satt und haben — buchstäblich und beständig — einen Wolfshunger. Oft werden ihnen auch Reis, Speck und ähnliche Lebensmittel gereicht, die etwa vom Feuer, Wasser oder Frost gelitten hatten. Alles, alles, dessen sie habhaft werden können, wird nur allzu gierig verschlungen. Die Malamuts wie die Huskys sind geborene Meisterdiebe, und die tugendsamsten Outsidehunde werden schnell von bösen Beispielen angesteckt.

Im Sommer dagegen haben die Nordlandshunde ihre wohlverdienten Ferien, soweit sie nicht etwa zum Bootziehen oder zum Lasttragen verwendet werden. Der Durchschnittshund kann etwa fünfzig Pfund auf seinem Rücken transportieren. Aber diese Ferienzeit bringt den Hunden andre Sorgen. Wenn sie nicht arbeiten, werden sie entweder überhaupt nicht oder doch nur sehr unregelmäßig gefüttert, zumal da ihre Herren während dieser Zeit vielfach abwesend sind. Nichts irgendwie Genießbares im Kamp entgeht der Aufmerksamkeit der Hunde. Jeder abgenagte Knochen wird seines Markes wegen von ihren starken Zähnen zermalmt, jede Konservenbüchse blank auspoliert. Wenn im Nordlande ein Mann den andern beraubt, so wird der Uebeltäter häufig ohne viel Aufhebens und ohne weitere Folgen niedergeschossen. Wer jedoch einen beim Diebstahl ertappten Hund tötet, muß dem Besitzer desselben Schadenersatz zahlen. Menschen mögen vogelfrei sein, aber Hunde sind sehr, sehr wertvolles Eigentum, und ihr Wert wird nicht selten nach Tausenden von Dollars berechnet. Die Nordlandshunde sind ausgezeichnete Fischer; während der Lachszeit im Hochsommer leben sie gewöhnlich im Ueberfluß. Wenn die Wasserlöcher überfroren sind, wird deren Eisdecke von den Hunden mit ihren Vorderfüßen wie mit Hämmern geschickt zertrümmert. Trotz der glühenden Hitze der langen Sommertage ist die Tollwut unter den Hunden in Alaska fast ausschließlich auf den Winter beschränkt, wenn das Thermometer auf 60 oder 70 Grad unter Null gesunken ist.

Wirklichkeit

Von

Fritz Erdner

Mir träumt', ich träumte, wie ein Spiegelbild
In eines Spiegels enge Höhlung fiel,
Aus einem Spiegel, riesenweit, doch blind,
Der einer schnellverlöschten luftigen
Fata Morgana Schemen, eines Rauchs
Verwehnden Schatten, schwankend, nebelhaft
Zurückwarf. „Was bedeutest du, mein Traum?"
Fragt' ich. Und eine Stimme rief: „Ich bin
Die Wirklichkeit." Und vor dem Bett
Des Träumers stand der Tod und rief: „Wach auf!"

Der Schmetterling

Von

Hermann Hesse

Mir war ein Weh geschehen,
Und da ich durch die Felder ging,
Da sah ich einen Schmetterling,
Der war so weiß und dunkelrot,
Im blauen Winde wehen.

O du! In Kinderzeiten,
Da noch die Welt so morgenklar
Und noch so nah der Himmel war,
Da sah ich dich zum letztenmal
Die schönen Flügel breiten.

Du farbig weiches Wehen,
Das mir vom Paradiese kam,
Wie fremd muß ich und voller Scham
Vor deinem tiefen Gottesglanz
Mit spröden Augen stehen!

Feldeinwärts ward getrieben
Der weiß und rote Schmetterling,
Und da ich träumend weiterging,
War mir vom Paradiese her
Ein stiller Glanz geblieben.

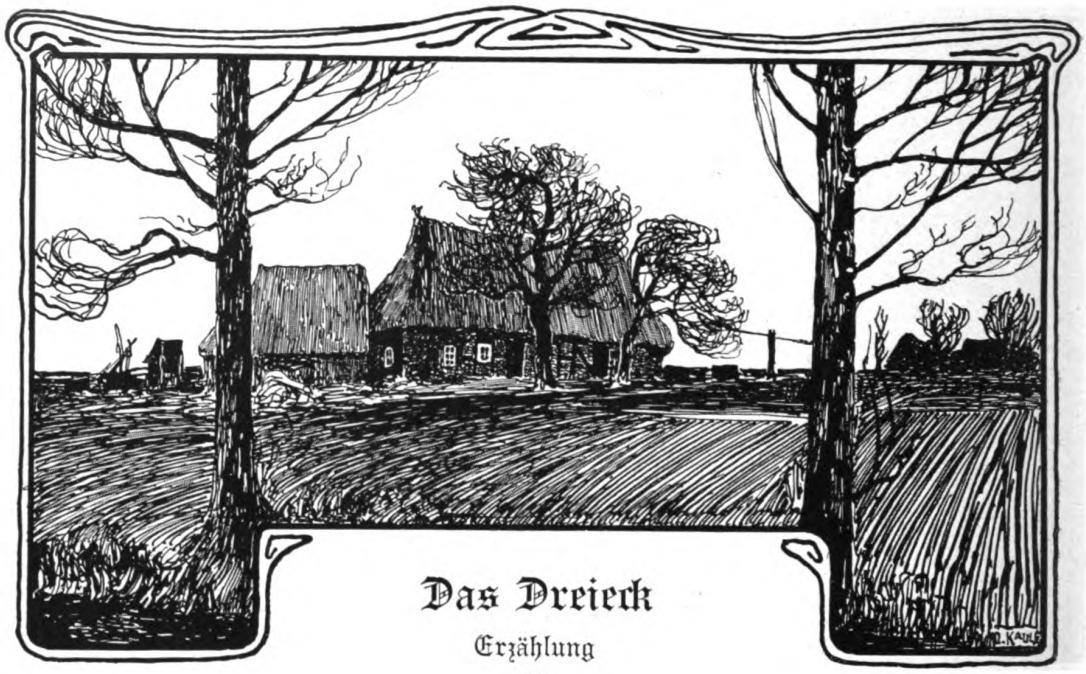
Der Pilger

Von

Reinhard Volker

Durch Dorn und Dickicht drang empor
Der Pilgrim, der den Pfad verlor.
Da steht, umleuchtet wunderbar,
Vor ihm das Glück in goldnem Haar,
Das Glück, und lächelt weich ihm zu:
„Ruh aus! Leg ab die Wanderschuh!"

Ein kurzer Blick, ein rascher Gruß!
Gelassen wendet er den Fuß
Und wandelt still und wandert sacht
Hinunter in die kühle Nacht,
Und trägt nur einen goldnen Strahl
Schweigsam zurück ins dunkle Tal.



Das Dreieck

Erzählung

von

Lisa Wenger, Basel

Inmitten einer saftigen, grünen Wiese stand ein großes Bauernhaus mit kleinen Fenstern. Vor den Fenstern blühten eine Menge Geranien und Fuchsien, und hinter den Fenstern sah man oft ein altes Gesicht voll Runzeln, mit stark gebogener Nase und freundlichen, manchmal aber unruhig flackernden Augen. Das war der Matten-Uli, der Vater des jetzigen Bauern. Er war sehr alt und nicht mehr fähig, seinem Sohne in der Wirtschaft irgendwie an die Hand zu gehen. Seine Hände zitterten, und nur ganz langsam kam er, auf seinen Stock gestützt, vorwärts.

Vor dem Hause, auf der Sonnenseite, hatte sein Sohn eine Bank angebracht; da saß der Alte bei warmem Wetter den ganzen Tag. Seine Leute waren nicht unfreundlich gegen ihn, es gab ihm keiner ein böses Wort, man schob ihn nicht beiseite, wenn er irgendwo im Wege stand, aber es hatte niemand mehr Freude an ihm, es hatte niemand Zeit für ihn und es hatte niemand Geduld mit ihm.

Und ein wenig Geduld mußte man freilich haben mit dem alten Uli, er war kindisch geworden, und seine Geisteskräfte hatten abgenommen. Eine einzige Sache beschäftigte ihn noch, und die nahm sein ganzes Denken in Anspruch. Das war das Dreieck. Er hätte so gerne gewußt, ob an einem „richtigen" Dreieck, wie er es nannte, alle drei Seiten gleich lang seien! Wie er darauf gekommen, wußte niemand. Die Schwiegertochter erinnerte sich, daß er einmal an einem und demselben Nachmittag diese Frage dreimal an sie gestellt hatte und seither unaufhörlich stellte.

Es hatte sich damals um Vermessungen gehandelt, die auf seinem Land vorgenommen wurden. Ein dreieckiges Stück Wiese ragte in die Aecker des Nachbarn hinein, und Ingenieure waren damit beschäftigt, dies Stück auszumessen. Dabei mochte er wohl von „gleichschenkligen" und „ungleichschenkligen" Dreiecken gehört haben, und in seinem alten Kopf war nichts zurückgeblieben als die Frage nach dem „richtigen" Dreieck.

Er hatte alle Leute danach gefragt; die einen hatten ihm ernsthaft geantwortet, die andern lachend, die einen verblüfft, die andern höhnisch, zuletzt bekam er überhaupt keine Antwort mehr auf seine Frage.

Der Matten-Uli ist überecks, hieß es. Der Vater ist kindisch geworden, sagten seine Leute, und von dem Tag an nahm man ihn nicht mehr für voll. Von dem Tag an war es pure Barmherzigkeit, daß man freundlich gegen ihn war, und rechneten der Bauer und seine Frau es sich hoch an, daß sie den Vater nicht aus seinem sonnigen Zimmer mit den Geranien vertrieben und ihm seinen Kaffee gaben um vier Uhr, wenn die Hausfrau sich einen zu Gemüte führte.

Da saß er denn auf seiner Bank vor dem Haus und hielt die große Katze, die Cécile, auf den Knien und streichelte sie mit seiner verarbeiteten, steifen braunen Hand. Von Zeit zu Zeit nahm er seinen Stock, zeichnete Dreiecke auf die Erde und schaute lange darauf hin, immer leise vor sich hinmurmelnd. Kam dann jemand, so fragte er: „Kannst du mir nicht sagen, ob an einem richtigen Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?" und sah den Betreffenden fragend und flehend an. Aber selten hatte einer Zeit, bei ihm stehen zu bleiben und seine Frage zu beantworten. Zuletzt hörte man gar nicht

mehr hin, wenn er etwas sagte, und der gute Alte mußte den ganzen Tag seinem Problem nachsinnen.

Einmal, gegen Abend, kam ein kleines, etwa achtjähriges Büblein daher und wollte frische Milch haben. Es schlenkerte seine Blechkannen hin und her und pfiff vergnügt ein Liedlein vor sich hin.

„Guten Abend, Großvater," sagte es, den Alten anredend, wie es in der Gegend Sitte war. Der Alte fuhr aus seinem Sinnen in die Höhe.

„Guten Abend, Buebli," grüßte er und sah das Kind glücklich an, denn er liebte Kinder, und sein Sohn war kinderlos. „Du bist aber ein liebes Buebli!" Der Kleine lachte ein wenig verlegen ob dem Lob und blieb bei dem Alten stehen.

„Buebli," sagte der und sah den Kleinen fast ängstlich an, „könntest du mir nicht sagen, ob an einem richtigen Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?" Ganz verblüfft ob dieser Frage schüttelte der Kleine den Kopf.

„Nein, das weiß ich nicht," sagte er ernsthaft; „aber weißt du, ich kann ja morgen den Schulmeister fragen."

„Ja, Buebli, ja, das mußt du tun," sagte freudestrahlend der Alte, „gelt, du tust es und vergissest es nicht? Ich schenke dir gewiß einen schönen Apfel." Das Kind versprach es und ging in den Stall, um seine Milch zu holen.

Als es fort war, nickte der alte Uli beständig vor sich hin und lachte über das ganze Gesicht. „Morgen weiß ich es, morgen sagt es mir das Buebli!"

Am nächsten Morgen saß er schon früh auf der Bank vor dem Haus und spähte die Landstraße entlang, die an der grünen Wiese vorbeiführte, ob das Kind noch nicht komme.

Er ging sogar mit ganz kleinen wackeligen Schritten durch die Wiese, auf dem schmalen Weg, der zur Straße sich hinzog, und sah sich dort nach allen Seiten um. Als niemand kam, kehrte er auf seinen alten Platz zurück.

Den ganzen Tag war er vergnügt und freute sich, daß ihm nun endlich jemand sagen würde, was er schon so oft gefragt und doch immer nicht wußte. Endlich kam das Kind. Als es „guten Abend" gesagt, fragte der Alte gespannt: „Weißt du es?"

„Ja, freilich," lachte der Junge, „der Lehrer hat gesagt, natürlich seien alle drei Seiten gleich lang, sonst wäre es ja kein ‚richtiges' Dreieck!"

„Hat er das gesagt? Nein, da bin ich doch froh, ja, da bin ich wirklich recht froh! Also gleich lang seien sie, hat er gesagt?"

„Ja, das hat er," bestätigte das Buebli. „Sieh einmal, Großvater, was ich heute für schöne Zahlen gemacht habe!" Er zeigte dem Alten sein Rechnungsheft, und er, der sonst für nichts mehr Sinn hatte als für seine Dreiecke, ergriff das Heft, sah es aufmerksam durch und tätschelte dem Kleinen die rote Wange.

„Freilich, freilich, du bist ein geschickter Junge! Und alle Seiten seien gleich lang, sagte er, gelt?" Der Kleine nickte und holte seine Milch.

Am nächsten Abend, als er wieder kam, sah ihn der Alte bekümmert an.

„Buebli," sagte er, „ich weiß gar nicht, ob an einem Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?"

„Je, Großvater, hast du das schon wieder vergessen! Der Lehrer hat es ja gestern gesagt!"

„Freilich, freilich hat er, ich weiß es wohl, aber es ist drum nicht sicher! Wenn ich es nur sicher wüßte!"

„Weißt du, Großvater," sagte eifrig das Büblein, „wir wollen eins machen und dann messen wir es!"

„Ja, Buebli, ja, das wollen wir tun," nickte der Großvater und wurde ganz lebendig. Er nahm seinen Stock und zeichnete ein Dreieck in das Gemisch von Staub, Erde und Sand, das vor der Bank auf der Erde lag. Aber es wurde krumm und ungleich. Da ergriff der Junge den Stock, legte ihn auf die Erde und zeichnete und maß und wischte aus, und zeichnete wieder, daß die Augen des Alten vor Freude glänzten. Endlich war das Kind zufrieden mit seinem Machwerk. Er holte einen Bindfaden aus der Tasche und fing an, die drei Seiten des Dreiecks auszumessen.

„Es stimmt, es stimmt, siehst du wohl, Großvater, siehst du wohl, sie sind alle gleich!" triumphierte er.

Der Alte hatte mit höchstem Interesse zugesehen und klatschte nun wie ein Kind in die Hände.

„Wahrhaftig, sie sind alle gleich, alle drei ganz gleich! Ja, nun sehe ich es, natürlich, nun kann ich es ganz gut sehen! Du liebes Buebli du, da hast du etwas!" Er zog aus seiner einen Hosentasche eine ganze Handvoll dürrer Aepfel heraus und aus der andern eine Handvoll gedörrter Zwetschgen. Die hatte er mit vieler Mühe selber im Speicher geholt und gab sie nun dem Jungen, der sofort ein paar davon in den Mund steckte.

Wieder wartete am nächsten Tage der Alte voll Ungeduld auf seinen kleinen Freund. Als er gegrüßt hatte, sagte Uli: „Hansli, hör einmal, könntest du mir nicht sagen, ob die drei Seiten an einem Dreieck alle gleich lang sind?"

Ganz erschrocken starrte der Junge den Alten an. „Aber Großvater, der Lehrer hat es doch gesagt, und wir haben es ja ausgemessen!"

„Freilich, freilich," sagte kleinlaut der Alte, „aber weißt du, ich weiß es halt doch nicht sicher!" Einen Augenblick besann sich der Kleine, dann sagte er beruhigend: „Weißt du, Großvater, du gehst ja nicht mehr in die Schule, da brauchst du es ja gar nicht zu wissen!"

„Es ist auch wahr," atmete der Alte erleichtert auf; „ich brauche es ja gar nicht zu wissen!" Darauf zeigte Hans dem Alten seine Schreibhefte und erzählte ihm, daß der Lehrer ihnen heute Steine gezeigt habe und gesagt, wie sie heißen und daß er auch welche suchen wolle. Eifrig hörte der Großvater zu und vergaß nicht, dem Hansli seine Birnenschnitze zu geben.

Abend für Abend stellte der alte Uli nun dieselbe Frage an das Kind, und jedesmal fand der Kleine eine beruhigende Antwort. Fand er einmal keine, so lenkte er den Alten ab, erzählte aus der Schule, zeigte ihm Steine oder Moose oder ein Vogelnest, das er gefunden, und worüber der Lehrer ihm vieles hatte sagen können.

Den ganzen Tag freute sich der Alte auf das Kind und belästigte die Seinen selten mehr mit seiner Frage. Er sparte sie für den Hansli, und der antwortete ihm immer gleich freundlich.

Eines Abends, als der Knabe kam, um seine Milch zu holen, war der Großvater nicht da und auch sonst niemand zu sehen. „Großvater!“ rief er laut. Da hörte er in der Stube mit den Geranien seinen Namen rufen und stieg die Treppe hinauf, fand auch schnell die rechte Tür und machte auf. Da lag der Großvater in seinem Bett, hatte fieberheiße Wangen und hustete.

„Ich bin krank, Hansli, ich habe Schmerzen in der Brust, und ich kann gar nicht gut denken! Das Dreieck, Hansli, das Dreieck, wie war es doch?“

„He, Großvater, was wird's sein! Das Dreieck hat halt drei gleiche Seiten, das ist alles!“

„Richtig, richtig, Hansli, richtig, richtig! Es hat drei gleich lange Seiten! Niemand wußte es, nur du weißt es, Hansli! Du bist ein lieber Bueb. Hansli, komm, ich will dir etwas geben.“ Er tastete mit den zitternden Händen unter seinem Kopfkissen. „Da, Hansli, da,“ sagte er mit seiner leisen, heiseren Stimme, „mach den Schrank auf.“ Hans tat es. „Im schwarzen Rock, in der hinteren Tasche, da ist etwas, gib es mir.“ Der Knabe tat, wie ihm geheißen und brachte einen Beutel aus Schweinsblase, wie ihn die Bauern oft gebrauchen, um ihren Tabak darin aufzubewahren. Der Alte öffnete ihn und zeigte Hans den Inhalt. Er war voller Goldstücke.

„Nimm,“ flüsterte Uli und band den Beutel hastig wieder zu, „nimm schnell, das ist für dich, weil du es gewußt hast, du allein! — Das Dreieck, das Dreieck!“ murmelte er dann vor sich hin. Das Fieber begann zu steigen. Hans ging. Unten begegnete er der Bäuerin.

„Was hast du denn da, Junge,“ fragte sie mißtrauisch, als sie den Beutel sah, den Hans in beiden Händen trug.

„Das hat mir der Großvater gegeben,“ sagte er schüchtern.

„Gib her,“ schrie die Frau und riß ihm den Beutel aus den Händen, öffnete ihn und sah, daß er voll Goldstücke war. Sie wurde ganz bleich.

„Das ist nicht für dich, Kind,“ sagte sie schweratmend, „der Vater wußte nicht, was er tat. Er ist verrückt, du weißt es!“ Sie besann sich einen Augenblick und bot dann Hans eines der Goldstücke an, das er zaghaft nahm.

„Bring das der Mutter und sage, die Mattenhofbäuerin schicke es ihr, weil du immer so gut gewesen gegen den Großvater. Und nun geh, Kind, geh!“ Sie drängte Hans vor die Tür, ging mit dem Gold in die Stube und verriegelte sie.

Als Hans am nächsten Abend wiederkam, war der Großvater sterbend. Hans setzte sich an sein Bett. Bei dem Geräusch, das er dabei machte, öffnete der Sterbende die Augen.

„Buebli,“ flüsterte er fast unverständlich, „was war es doch? Das Dreieck?“

Hans sagte: „Es hat drei ganz gleiche Seiten, Großvater!“ Aber der alte Matten-Uli hörte ihn nicht mehr, er war hinübergeschlummert!

Wandlungen

Stiller Stunden Traumgewalten
Hatten lachend wir gebannt,
Und nach derberen Gestalten
Griffen wir mit fester Hand.

Nun das Sichre uns versunken,
Das Erkannte endlos weit,
Nun vertraun wir, traumestrunken,
Jener neuen — Wirklichkeit.

Bruno Frank

Hoffnung

Ich murre nicht, wenn meinem Glück
Ein scharfer Frost die Blüten raubt.
Ich weiß, die Sonne kehrt zurück,
Die es mit frischem Schmuck belaubt.

Wie kühler Schnee zu Winterszeiten
Sich schirmend senkt auf Flur und Hain,
So hüllen segnend meine Leiden
Mein Glück zu schönrer Blüte ein.

Karl Ettlinger

Allein

Im weiten Hause bin ich heut allein;
Ins stille Zimmer quillt der Mondenschein.
Die Bilder leuchten. Ging da nicht ein Schritt?
Stöhnt nicht die Stiege . . . Wer, wer lebt da mit?
Und keine Antwort. Seufzer nur im Wind.
Von seligen Stunden, die gestorben sind . . .
Wie ist das Leben eine dunkle Mär,
Mir ist, als wenn ich längst begraben wär'.

Victor Hardung

Naufikaa

Nach einem Gemälde von Johanna Luise Groppe

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Vor der Operation

Nach der Operation

Lange, gebogene Nase

Die Schönheitsfehler der Nase und ihre Behandlung

Von

Dr. M. Conrad

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

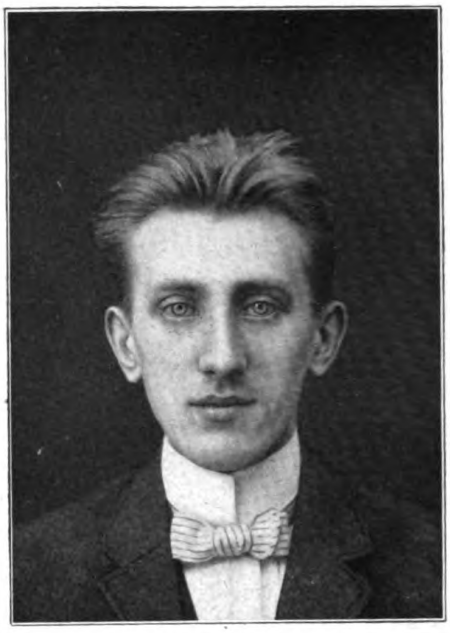
Mitten im Gesicht befindlich, ohne weiteres der Betrachtung zugänglich, ist die Nase, ihre Form, ihre Gestalt, ihr Aussehen von nicht geringer Bedeutung für die Schönheit des menschlichen Antlitzes. Eine häßliche Nase kann auch ein sonst sympathisches Gesicht verunstalten, und eine edel geformte Nase unter Umständen ein sonst unregelmäßiges Gesicht verschönern. Behauptet doch Lavater geradezu, eine schöne Nase sei ein Königreich wert! Nun zeigt gerade die Nase eine solche Fülle von Verschiedenheiten der Form und Abweichungen vom Typischen wie kaum ein zweiter menschlicher Körperteil. Erbliche Einflüsse, Einflüsse der Familienabstammung und Rasse sind hierfür hauptsächlich maßgebend, indessen auch allerhand spätere Einwirkungen, wie Fall, Stoß, Verletzungen, wie Krankheiten mancherlei Art und andres. Wenn nun auch für die Beurteilung darüber, ob die eine oder andre Variante als schön oder als häßlich zu betrachten sei, der Geschmack maßgebend ist, der bekanntlich bei den einzelnen Menschen recht verschieden ist und der auch sehr wandelbar zu sein pflegt, so gibt es doch Nasenveränderungen, über deren unbedingte Häßlichkeit ein Zweifel nicht bestehen kann, und die daher sogar vom Volksmunde mit charakteristischen Spottnamen seit alters her belegt werden.

Einer der schlimmsten Schönheitsfehler, derjenige, dessen Beseitigung daher auch schon ein sehr altes Problem der ärztlichen Kunst bildet, ist der Verlust der Nase. Keine Nase zu besitzen, ist nicht bloß ein Schönheitsfehler, es ist eine schwere Strafe, ein großes Unglück. Als Strafe wurde es auch von jeher angesehen und deshalb der barbarische Brauch des Nasenabschneidens als Bestrafung für allerhand Vergehen, besonders in früheren Zeiten bei vielen Völkern, zumal des Orients, ausgeübt. Im Mittelalter bildete das Abschneiden der Nasenspitze oft die Strafe für Diebstahl. Im byzantinischen Reiche wurden politische Verbrecher mit Nasenabschneiden bestraft.

Es entstehen keineswegs vorwiegend physische Störungen durch den Mangel der Nase; denn sie gehört nicht zu den unbedingt lebenswichtigen Organen; man kann auch ohne Nase leben und atmen. Die Qualen, die der Verlust der Nase nach sich zieht, sind vielmehr seelischer Natur.

Es sind hauptsächlich bösartige Krankheiten, wie zum Beispiel fressende Flechten, die bei uns gelegentlich zu einer solchen Zerstörung eines mehr oder weniger großen Teiles der äußeren Nase führen können und wohl in früheren Zeiten noch viel öfter dazu führten, da die ärztliche Kunst in der Bekämpfung derartiger Leiden noch nicht so weit

Vor der Operation



Nach der Operation

Schiefnase

fortgeschritten war als in unsern Tagen. Nicht bloß der vordere, bewegliche, knorpelige Teil der Nase, sondern auch ein Teil des hinteren knöchernen Nasengerüstes kann durch derartige krankhafte Prozesse vernichtet werden. Was den Anblick dieser Kranken zu einem so furchtbaren macht, ist, daß in der Mitte ihres Gesichtes ein tiefes Loch dem Beschauer entgegenstarrt und der Kopf dadurch eine unheimliche Aehnlichkeit mit einem Totenschädel erhält.

Das Bestreben der Aerzte geht in Fällen dieser und ähnlicher Art dahin, die Haut andrer Körperstellen der betreffenden Person als Material für die Bildung einer neuen Nase zu benutzen; denn eine noch so mangelhafte Nase aus menschlichem Gewebe wird immer noch einer künstlichen aus Kautschuk und dergleichen, wie sie wohl auch hergestellt wurde, vorgezogen. Diese Bestrebungen sind bereits recht alten Datums. Schon in den altindischen Schriften wird der Nasenbildung aus Wangenhaut Erwähnung getan; in Indien hat sich das Verfahren dann bis in die neuere Zeit erhalten, wenn auch später mehr die Stirnhaut zur Verwendung kam (indische Methode). Von Indien aus kam das Verfahren erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Europa, wo es dann hauptsächlich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Erfindungsgabe Dieffenbachs, des genialen Berliner Meisters der Chirurgie, eine besondere Vervollkommnung erfuhr. Unabhängig davon war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien ein Verfahren in Aufnahme gekommen, bei dem die Nase aus dem Oberarm geformt wird. Aus einem Hautlappen des Oberarms, der mit diesem zunächst in Verbindung bleibt, wird eine Nase gebildet, darauf durch längeres Anbandagieren des Armes an das Gesicht eine Anheilung der neuen Nase an das Gesicht angestrebt und erst dann die Verbindung der neuen Nase mit der Armhaut gelöst. Diese italienische Methode erfuhr ihre vornehmlichste Ausbildung durch den in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Bologna als Professor wirkenden Caspar Tagliacozza, der mit dem Verfahren zahlreiche Erfolge hatte, ein im Jahre 1597 erschienenes Buch darüber veröffentlichte und sich bei seinen Zeitgenossen sogar den Beinamen eines „Nasifex" erwarb, was freilich nicht verhinderte, daß selbst noch im Jahre 1742 die Pariser Fakultät seine Lehre für Erdichtung erklärte.

Es versteht sich von selbst, daß der kosmetische Erfolg derartiger Operationen immer nur ein beschränkter ist; nie und nimmer hält eine solche von noch so geschickter Menschenhand geschaffene Nase den Vergleich auch nur mit den minder idealen Formen, wie sie aus der Werkstätte der Natur hervorgehen, aus.

Weiter aber hat sich herausgestellt, daß die Nase, auch wenn sie zunächst eine leidliche und erträgliche Form hatte, diese ihre Form, sobald sie, wie es ehedem geschah, lediglich aus Haut gebildet war, auf die Dauer nicht behielt, sondern im Laufe der Zeit kleiner und kleiner wurde und schließlich zu einer unförmlichen, klumpigen Masse zusammenschrumpfte. Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß es diesen Hautnasen an einem festen knöchernen Gerüst fehlt. Das Bestreben der modernen kosmetischen Chirurgie geht daher, wenn es sich um einen Nasenersatz handelt, vor allen Dingen dahin, der neuen Nase eine solide knöcherne Unterlage zu geben. Man überpflanzt nicht nur Haut, sondern zugleich auch Knochengewebe und erzielt auf diese Weise bessere und bleibendere Resultate

Vor der Operation

Nach der Operation

Sattelnase

als früher. Man nimmt den Knochen vorwiegend aus der Stirn, zumal wenn man auch deren Haut für die Bildung der Nase benutzt. Bei Formung der Nase aus der Armhaut, speziell aus der Haut des Unterarms, hat man auch Knochen aus dem Unterarm mitverwandt. Französische Chirurgen haben sogar aus den Rippenknorpeln Stücke entnommen, um sie gleichsam als Unterfutter für eine neue Nase zu verwerten. Und der Kuriosität wegen sei auch noch erwähnt, daß sogar vereinzelt der Versuch gemacht wurde, das Endglied, respektive sogar zwei Glieder eines Fingers des betreffenden Kranken als Material für die Herstellung einer neuen Nase heranzuziehen! Der Versuch hat keine Nachahmung gefunden; offenbar ist es denn doch nicht so einfach, aus einem Finger eine wirkliche Nase zu machen.

Während der Ersatz der ganzen Nase immer eine sehr schwierige Aufgabe bleibt, deren Lösung viel Geschick erfordert und große Mühe verursacht, gelingt es verhältnismäßig viel leichter, einzelne Teile der Nase, zum Beispiel einen fehlenden Nasenflügel oder eine Nasenspitze, zu ersetzen. Hier kann man oft recht günstige Ergebnisse erzielen. In neuerer Zeit hat man zum Beispiel Stücke der Ohrmuschel mit gutem Resultat als Ersatzmaterial für die Bildung von fehlenden Nasenflügeln verwendet, die sich deshalb besonders gut dazu eignen, weil die Ohrmuschel aus den gleichen Geweben wie die Nasenflügel, nämlich aus Haut und Knorpel, bestehen.

Entstellungen der Nase wie die bisher erwähnten sind glücklicherweise selten; sie werden vorwiegend durch bösartige Krankheitsprozesse oder durch Verletzungen hervorgerufen. Hingegen sind verhältnismäßig häufig solche Schönheitsfehler, die in einer auffälligen Form, einer ungewöhnlichen Gestalt der im übrigen wohlerhaltenen Nase bestehen. Der Formenreichtum der Nase ist ein außerordentlich großer; die Nase kann lang oder kurz, breit oder schmal, hoch oder niedrig, gerade, gebogen, geknickt oder vertieft, sie kann spitz oder stumpf sein. Alle Extreme, die sich überdies noch in mannigfacher Weise kombinieren können, gelten als unschön. Im übrigen hängt die Schönheit der Nase nicht bloß von ihrer eignen Gestalt ab, sondern auch von dem Verhältnis, in dem sie sich zu den übrigen Teilen des Gesichts, in dem sie steht, befindet.

Während eine mäßige Wölbung des Nasenrückens ansprechend sein kann — man spricht dann wohl von der Adlernase —, sind stärkere Krümmungen unbedingt häßlich; die Nase erhält dadurch Aehnlichkeit mit einem gebogenen Vogelschnabel und wird als Geier- oder Habichtsnase bezeichnet. Oft handelt es sich nicht um eine Biegung, sondern um eine Knickung; ist diese stark, so wird dadurch die Spitze der Nase hakenförmig nach abwärts gerichtet; es entsteht dann die sogenannte Teufelsnase, die man gern der Figur des Mephistopheles im Bilde wie auf der Bühne beigibt; derartige Physiognomien werden dann auch als Bocksgesichter bezeichnet.

Auch eine ganz geringe Vertiefung des Nasenrückens kann, zumal beim weiblichen Geschlecht, mitunter als leichtes Stumpfnäschen noch ganz hübsch wirken. Je stärker die Vertiefung und je stumpfer damit die Nase wird, um so häßlicher ist sie. Man spricht dann von der „Mopsnase“ oder, wenn die Einsenkung besonders hochgradig ist, von der noch näher zu besprechenden „Sattelnase“, für die manche auch die Bezeichnung „Lorgnettennase“ wählen. Hierher gehört auch die sogenannte „Stülpnase“, eine gleichfalls niedrige, kurze, breite Nase,

Vor der Operation

bei der die Nasenlochfläche ganz nach vorn gerichtet ist; „Himmelfahrtsnase", „Wolkenriecher" nennt sie der Volksmund.

Man kann vielleicht die Frage aufwerfen, inwieweit eine Berechtigung vorliegt, gegen derartige Schönheitsfehler mit Messer, Schere und Säge zu Felde zu ziehen und auf solche Weise die Natur zu korrigieren. Insofern es sich um stärkere Entstellungen handelt, wird man die Berechtigung hierzu kaum leugnen können. Lassen wir doch oft genug auch an andern und dazu noch versteckteren Körperstellen Mißbildungen beseitigen, auch wenn sie keine Beeinträchtigung der Gesundheit oder Herabminderung der körperlichen Leistungsfähigkeit hervorrufen! Man denke nur beispielsweise an die leichten seitlichen Verbiegungen des Rückgrats, die sich so häufig in den Wachstumsjahren einstellen und die man auf jede Weise zu bekämpfen sucht, obschon sie in ihren leichteren Formen auch nichts weiter als einen Schönheitsfehler darstellen! Tatsächlich ist es aber bei den Trägern jener unförmlichen Nasen auch keineswegs pure Eitelkeit, die sie zum Arzt treibt, sondern in der Regel sind es viel ernstere Ursachen. Sie fühlen sich im Verkehr mit Menschen geniert und befangen, sie werden auf der Straße angestarrt, sie erfahren bei Bewerbungen um Stellung leicht lediglich wegen ihres Aeußeren unverdienterweise Zurücksetzungen.

Nach der Operation

Höcker- und Hakennase

Es ist allerdings Voraussetzung für die Zulässigkeit derartiger kosmetischer Eingriffe, daß sie keinerlei Schädigung herbeizuführen imstande sind. Kosmetische Methoden, die irgendwelche schädliche Nebenwirkungen haben können, sind unbedingt zu verwerfen. In der Tat aber können die meisten hierher gehörigen Eingriffe, vorausgesetzt, daß sie von kundiger Hand und mit der nötigen Vorsicht an sonst völlig gesunden Menschen ausgeführt werden, bei dem heutigen Stand der ärztlichen Wissenschaft als gefahrlos bezeichnet werden. Den Blutverlust vermag man bei den blutigen Eingriffen auf ein geringes zu beschränken, fast immer kann man mit rein örtlicher Betäubung völlige Schmerzlosigkeit erzielen, so daß die Gefahren einer allgemeinen Narkose vermieden werden, und Wundkrankheiten gehören bei der modernen Wundbehandlung zu den größten Seltenheiten.

Eine besonders dankbare Aufgabe der kosmetischen Nasenchirurgie ist die totale Verkleinerung einer in den verschiedensten Dimensionen zu groß geratenen Nase. Daß eine solche große Nase einen Menschen unter Umständen tiefunglücklich machen kann, ist hinreichend bekannt; es braucht als Beispiel nur auf Cyrano von Bergerac hingewiesen zu werden, dessen Schicksal Rostand auf die Bühne gebracht hat. Nachdem sich bereits vorher ein amerikanischer Arzt einmal mit einer derartigen Aufgabe mit unzulänglichem Resultate befaßt hatte, wurde die Verkleinerung einer übermäßig großen Nase zum erstenmal im Jahre 1898 von dem Berliner orthopädischen Chirurgen Jacques Joseph, der das Gebiet der Nasenkosmetik besonders eifrig und erfolgreich kultiviert, nach einer von ihm ersonnenen Operationsmethode mit gutem Erfolge ausgeführt. Es handelte sich um einen achtundzwanzigjährigen Herrn, der diesen Arzt, von dem er gehört hatte, daß er sich mit der operativen Verkleinerung zu großer Ohren beschäftige, eines Tages aufsuchte und ihn fragte, ob er ihm nicht seine vollkommen gesunde, aber durch ihre Größe und Form auffallende Nase in eine unauffällige verwandeln könne. Er erzählte, daß ihm seine Nase von jeher außerordentlich viel Verdruß bereitet habe. Wo er gehe und stehe, starre ihn alles an, und oft genug sei er die Zielscheibe des aus-

gesprochenen und unausgesprochenen, durch Zeichen angedeuteten Spottes gewesen. Er sei infolgedessen fast schwermütig geworden, habe sich von dem gesellschaftlichen Leben fast ganz zurückgezogen und hege nunmehr den dringenden Wunsch, von seiner Verunstaltung befreit zu werden. Dies geschah in der Tat mittels einer Operation, die zugleich die Wirkung hatte, daß der Patient seine schwermütige Stimmung völlig verlor und glücklich darüber war, nunmehr unbeachtet umhergehen und, ohne aufzufallen, sich in der Gesellschaft bewegen zu können.

Es handelt sich bei diesen Nasenverkleinerungen nicht immer um eine Verkleinerung in den verschiedensten Dimensionen; mitunter ist die Nase nur zu breit und muß dann lediglich verschmälert werden; mitunter ist sie nur zu lang und hängend; hier muß eine Verkürzung stattfinden. Manchmal handelt es sich auch nur darum, ein gerades Profil zu schaffen, wenn eine stark hervorspringende Rundung oder eine winklige Knickung in Form eines übermäßig entwickelten Höckers vorhanden ist. Während anfangs noch eine äußere Schnittführung stattfand, sind die Operationsmethoden neuerdings von Dr. Joseph dahin vervollkommnet worden, daß die Verbesserung vom Innern der Nase aus geschieht. Es entsteht auf diese Weise keine äußere Narbe, und die Nasen erwecken, wie auch unsre Bilder zeigen, nach der Operation durchaus den Eindruck, als ob sie von jeher so ausgesehen hätten.

Im Gegensatz zu den ebenerwähnten Fällen, bei denen ein Zuviel an der Nase hinwegzunehmen ist, liegt andre Male die Aufgabe vor, für ein Zuwenig Ersatz zu erschaffen. Das typische Beispiel hierfür bildet die Behandlung der tiefeingesunkenen, der sogenannten Sattelnase. Ihre Verbesserung lassen sich die Aerzte schon seit langem angelegen sein. Ueber ihre unbedingte Häßlichkeit besteht ja seit alters her kein Zweifel; der bekannte alte römische Schriftsteller Cicero bezeichnet sie bereits in seinen Reden gegen Catilina, der eine derartige Nase hatte, als ein signum impudentiae et rapacitatis, als ein Zeichen der Frechheit und Raubgier. Diese tiefen Einsattelungen der Nase sind übrigens keineswegs immer angeboren, sie entstehen vielmehr recht oft erst im späteren Leben durch häßliche krankhafte Prozesse im Naseninnern, die zu einer Einschmelzung des knöchernen und eventuell auch knorpeligen Teiles der Nasenscheidewand führen, wodurch die Nase ihren Halt verliert und einsinkt. Auf chirurgischem Wege sucht man der Sattelnase daher mit gutem Erfolge dadurch beizukommen, daß man ihr durch Einpflanzung von Knochensubstanz eine Stütze gibt und sie auf diese Weise emporhebt. Man entnimmt den Knochen entweder der benachbarten Stirn oder aber auch entfernteren Stellen, aus denen er sich in unauffälliger Weise herholen läßt, wie zum Beispiel dem Schienbein. Eine andre Methode der Behandlung der Sattelnasen, die gerade in den letzten Jahren vielfach in Anwendung kam und viel von sich reden machte, ist die mittels Einspritzungen von Paraffin unter die Haut der Nase. Der Wiener Arzt Gersuny machte zuerst im Jahre 1900 darauf aufmerksam, daß man durch Einspritzungen von Paraffin unter die Haut am menschlichen Körper allerhand kosmetische Wirkungen erzielen könne.

Vor der Operation

Es gibt nämlich Paraffinarten, die erst bei höherer Temperatur schmelzen, während sie bereits bei der Temperatur des menschlichen Körpers fest und starr werden. Wird solches Paraffin in flüssigem Zustande unter die Haut gebracht, so wird es hier alsbald fest und bleibt als Fremdkörper an Ort und Stelle, wo es deponiert ist, liegen. Wenn man also zum Beispiel unter die Haut einer Sattelnase

Nach der Operation
Sattelnase

Paraffin einspritzt, so entsteht hier ein Polster, das alsbald fest wird und dem man durch sorgfältiges Modellieren während des Erstarrens durch Druck von außen her jede gewünschte Form und Gestalt verleihen kann. Es läßt sich nicht leugnen, daß mittels dieses verhältnismäßig einfachen Verfahrens häufig außerordentlich günstige und kosmetisch recht befriedigende Effekte erzielt werden. Trotzdem ist das Verfahren gegenwärtig gerade bei der Behandlung der Sattelnase etwas in Mißkredit geraten. Es hat sich nämlich in einzelnen Fällen im Anschluß an die Einspritzung eine recht verhängnisvolle Schädigung des benachbarten Auges eingestellt, und es ist noch nicht erwiesen, ob sich eine derartige schädliche Nebenwirkung mittels einer verbesserten Technik in Zukunft stets und mit absoluter Sicherheit wird vermeiden lassen. Auch ist das definitive Schicksal dieser Paraffinnasen, die man neuerdings in jedenfalls gefahrloserer Weise so bildet, daß man hartes Paraffin in bereits geformten Stücken unter die Haut der Vertiefung einfügt, mitunter ein ungewisses, da sich nachträglich manchmal Veränderungen an Ort und Stelle herausbilden, die geradezu mit einer Aufhebung des zunächst so günstigen kosmetischen Resultats gleichbedeutend sind.

Zu den gröberen Entstellungen der Nase, die einer Korrektur zugänglich sind, gehört auch der Schiefstand der Nase. Eine Nase, die absolut genau in der Mittellinie des Gesichts steht, gehört überhaupt zu den Ausnahmen; leichte Abweichungen kommen fast bei jedem Menschen vor; hat man doch selbst bei einem der größten, am meisten bewunderten Kunstwerke des klassischen Altertums, bei der berühmten Venus von Milo, eine seitliche Abweichung der Nase feststellen können! Erreicht die schiefe Stellung aber einen auffälligen Grad, so spricht man von Schiefnase. Die Schiefnase ist nicht nur ein Schönheitsfehler, sie kann auch Beschwerden verursachen, indem sie leicht zu einer Behinderung der Nasenatmung Veranlassung gibt. Sie ist mitunter angeboren, in andern Fällen aber erst im späteren Leben erworben, meist infolge eines Falles oder Schlages auf die Nase. Die Nase kann entweder in ihrer ganzen Länge nach rechts oder nach links abweichen; oder aber ihr oberer Teil steht gerade, und nur ihr unterer Teil weicht nach der einen oder andern Seite ab. In letzterem Falle handelt es sich darum, daß der untere Teil der die beiden Nasenhöhlen voneinander trennenden Nasenscheidewand, der knorplige Beschaffenheit hat, gegen den oberen knöchernen verschoben ist. Beide Formen der Schiefnase lassen sich bessern, und zwar durch Eingriffe, die im Innern der Nase vorgenommen werden, so daß keine äußere Narbe entsteht. Ein kleiner, aber häßlicher Fehler, der gelegentlich vorkommt, besteht darin, daß der untere knorplige Teil der Nasenscheidewand ganz nahe dem Naseneingange stark seitlich verbogen ist, wodurch ein Stück von ihm mit seiner von Schleimhaut bekleideten Oberfläche als roter Wulst aus dem einen Nasenloche herausragt; auch er ist verhältnismäßig leicht zu beseitigen.

Unangenehm sind u. a. auch die verschiedenen Formen der roten Nase. Als ein Mittel, den Ausbruch der sogenannten flüchtigen, d. h. plötzlich entstehenden und schnell wieder verschwindenden Nasenröte bei dazu veranlagten Personen zu verhüten respektive ihre Intensität abzuschwächen, ist empfohlen worden, die Nase gegebenenfalls gründlich mit Benzin zu betupfen; doch ist die Wirkung immerhin nur eine vorübergehende.

Vor der Operation

Nach der Operation

Stark vorspringende krumme Nase

Literatur

„Vom Himmel und von der Erde." Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen von M. Wilhelm Meyer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; gebunden M. 7.—.) Dr. M. Wilhelm Meyer, der bekannte Urania-Meyer, ist zwar ein Wissenschaftler von Weltruf, im Grunde seines Herzens aber ein Poet von reinstem Wasser. Er unterscheidet sich nur dadurch von andern Dichtern, daß seine Phantasie nicht an die Oberfläche dieser kleinen Menschenerde gekettet ist, sondern frei die unermeßlichen Weiten des Universums durchschweift oder hinabtaucht in das Reich des Feuers, das im Innern des Planeten kocht. Für ihn ist bereits alles Gefühl, was für uns wohl schon erkannte Wahrheit, aber noch nicht empfundene Schönheit ist. Darum liegt in seiner populären wissenschaftlichen Schriftstellerei ein hoher kultureller Wert; sie belehrt uns nicht nur, sondern eröffnet auch unserm Gefühlsleben neue ungeahnte Weiten. Das gilt auch für das neueste Buch aus seiner Feder, das hier vor uns liegt. Ob er uns die große Einheit des Weltbaus vors Auge führt oder die Riesen der Vorwelt wieder heraufbeschwört, oder uns auch nur durch die Werkstätten der Menschen leitet, von denen aus sie ihre Blicke, tausendfach geschärft, durch das Universum schweifen lassen — immer weiß er uns durch die Liebenswürdigkeit seines Stils, durch die Wärme des eignen Erlebens ganz in seinen Bann zu schlagen. Es ist ein rechtes Hausbuch über Himmel und Erde, das er uns damit beschert hat. Einer guten Aufnahme kann es sicher sein.

— Einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der modernen Frauendichtung liefert der bekannte schwäbische Literaturkenner Theodor Klaiber in dem Buche „Dichtende Frauen der Gegenwart" (Stuttgart 1907, Strecker & Schröder; geheftet M. 3.60). Es enthält literarische Porträtskizzen von neun der bedeutendsten Frauen, die im Schrifttum der Neuzeit einen hochangesehenen Platz errungen und so dazu beigetragen haben, das alte Vorurteil von der unbedingten Minderwertigkeit des weiblichen geistigen Schaffens gründlich zu zerstören. Malwida von Meysenbug und Marie von Ebner-Eschenbach, die ehrwürdigen Vertreterinnen der hinter uns liegenden Uebergangszeit, eröffnen den Reigen; dann folgen Selma Lagerlöf, Ricarda Huch, Isolde Kurz, Helene Böhlau, Amalie Skram, Klara Viebig, Helene Voigt-Diederichs, Dichterinnen, die mit einer Ausnahme — der vor drei Jahren verstorbenen Amalie Skram — alle noch mitten im Schaffen stehen und zu den geistigen Führerinnen ihres Geschlechtes in unsern Tagen zählen. Klaiber sucht mit Geschick die Eigenart der verschiedenen Persönlichkeiten in ihrem Kern zu fassen und durch Hervorhebung ihrer Lieblingsprobleme, ihrer Darstellungskunst und ihres Stils im einzelnen zu veranschaulichen, zu welchem Zwecke er auch mit Vorliebe kleine charakteristische Darstellungsproben einschaltet. Immer nimmt er darauf Bedacht, die einzelnen Dichterinnen im Zusammenhang mit ihrer Zeit und mit den bedeutendsten Literaturströmungen zu begreifen. So gibt das Ganze zugleich einen Ausschnitt aus dem Leben der Gegenwart mit ihren Bestrebungen und Entwicklungen auf geistigem und literarischem Gebiet. In einer knapp gehaltenen Einleitung gibt der Verfasser einen Ueberblick über die gesamte Frauendichtung der Gegenwart, in dem wohl keine begabte Schriftstellerin unerwähnt geblieben ist. Er hat hier seine Urteile notgedrungen so summarisch gehalten, daß man mit ihm nicht wohl über Einzelheiten rechten kann; nur so viel sei bemerkt, daß Klaiber unsers Erachtens die treffliche Bernhardine Schulze-Smidt (nicht -Schmidt, wie er schreibt) viel zu gering einschätzt.

— Zwei Bände „Ausgewählte Schriften" von Heinrich von Treitschke sind vor kurzem im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen (geh. M. 4.80). Sie enthalten eine größere Anzahl von historischen und politischen Aufsätzen, Vorträgen, Reden, literarischen Essays und Charakteristiken, in deren glänzenden Darlegungen sich uns der Feuergeist, der Gedankenreichtum und das gewaltige Wissen des großen Geschichtsschreibers klassisch offenbaren. Aus dem Inhalt seien angeführt die Aufsätze „Die Freiheit", „Das deutsche Ordensland Preußen", „Fichte und die nationale Idee", die Vorträge und Reden „Luther und die deutsche Nation", „Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit", „Zum Gedächtnis des großen Krieges", die biographischen Essays über Milton, die Königin Luise, Cavour, Lessing, H. von Kleist, Otto Ludwig und Friedrich Hebbel, endlich „Die Völkerschlacht bei Leipzig", ein packendes Kapitel aus Treitschkes Hauptwerk, der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert".

— Von den Volksbüchern der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg, der rasch populär gewordenen wohlfeilen Sammlung anerkannter Meisterwerke der deutschen Novellistik, liegen uns die unlängst ausgegebenen Hefte 14 bis 20 vor, die folgende Erzählungen enthalten: „Die drei Großmächte" von Lewin Schücking (14), „Der Erbonkel und andre Geschichten" von Ludwig Anzengruber (15), „Kußwirkungen" von Helene Böhlau (16), „Die Last" von Ilse Frapan-Akunian (17), „Die Verlobung in St. Domingo", „Das Erdbeben in Chile", „Der Zweikampf" von Heinrich von Kleist (18), „Der Adlerwirt von Kirchbrunn" von Peter Rosegger (19), „Die Mutter" von Ernst Zahn (20). Wie die vorausgegangenen, so werden sich gewiß auch die neuen Bändchen, die eine so überaus gediegene Lektüre bieten und trotz ihrer außerordentlichen Billigkeit vortrefflich ausgestattet sind, viele Leser erwerben und diesen Lesern frohe Stunden bereiten.

— Ludwig Tieck ist noch immer Gegenstand der literarischen Forschung. Man studiert an ihm die Entwicklung der ausübenden Poesie in der Romantik und kann sich nicht klar darüber werden, wieviel ursprüngliche, wieviel beabsichtigte und wieviel abgeleitete Poesie in seinen Werken ist, die an Märchenhaftem und Humor das Herrlichste enthalten, was in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland geschrieben worden ist. Tiecks eigentliches Gebiet ist die Märchennovelle. Mit ihr hat er angefangen und zu ihr kehrte er im Alter zurück, als er von sich sagte: „Nur in seinem wahren Berufe kann der Mensch stark sein, irgendwo muß er ganz zu Hause sein und feststehen; ich aber glaube nicht, daß ich mir willkürlich meine Kreise zu enge gezogen habe." Eine moderne Liebhaberausgabe seiner Werke fehlte bisher, und so wird den Freunden romantischen Wesens, die sich in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt haben, eine unlängst erschienene Auswahl aus Tiecks Novellen, die einer unsrer besten Tieckkenner, Dr. Wilhelm Mießner, unter dem Titel „Die Reise ins Blaue hinein" herausgegeben hat (Berlin, Wiegandt & Grieben; geheftet M. 4.50), gewiß sehr willkommen sein. Die Auswahl will keine Geschichte der Tieckschen Novellen geben, sondern die einem modernen romantischen Publikum am nächsten liegenden Erzählungen vor ihrem Verstauben in Seminarbibliotheken retten. Sie enthält die Novellen: „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein", „Das Zauberschloß", „Pietro von Albano", „Des Lebens Ueberfluß", „Abendgespräche" und „Die Elfen". Die behagliche Satire der Biedermeierzeit und die Freude an der Natur und ihren Geheimnissen treten in diesen sechs zum Teil seit 1852 nicht wieder gedruckten Erzählungen glänzend zutage und fordern etwas Gleiches in unsrer gegenwärtigen Produktion heraus. Eine von dem Herausgeber verfaßte lichtvolle Analyse von Tiecks poetischem Schaffen und künstlerischer Bedeutung dient der Auswahl als Einführung. Die vornehme Ausstattung macht die in jeder Hinsicht empfehlenswerte Ausgabe zu einem Schmuckstück jeder Büchersammlung.

Die einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart haben eine solche Beliebtheit und Verbreitung gefunden, daß man wohl sagen darf: jeder neue Band dieser Publikation hilft an seinem Teile zur Mehrung der literarischen Bildung unsers Volkes. Es ist freudig zu begrüßen, daß nun auch Heinrich von Kleists Werke in der gleichen Publikation veröffentlicht sind. (Gebunden 3 M.) Wird doch Kleists Größe und Bedeutung von Jahr zu Jahr lebhafter und dankbarer anerkannt; haben wir doch immer mehr gelernt, aus den inneren Widersprüchen und äußeren Konflikten dieses Dichterlebens das Unvergängliche, wahrhaft Klassische seines Schaffens herauszulösen und den kostbarsten Gütern unsrer Literatur anzureihen. Was den Wert dieser einbändigen Kleistausgabe noch besonders erhöht, ist die biographisch-literarische Einleitung von Fritz Baader, welche die Kraft und Tiefe seiner künstlerischen Begabung in klarer Weise auszudrücken versteht.

Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Herzog Ernst II. von Sachsen-Altenburg

Zum Regierungswechsel in Sachsen-Altenburg

Da der jüngst verstorbene Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg keinen männlichen Leibeserben hinterlassen hat, so ist die Herzogswürde auf den einzigen Sohn seines ihm im Tode vorangegangenen Bruders, des Prinzen Moritz (gestorben 1907), übergegangen. Der neue Herzog, Ernst II., ist am 31. August 1871 in Altenburg geboren. Er erhielt eine überaus sorgfältige Erziehung und trat am 10. April 1888 als Leutnant à la suite des Infanterieregiments 96 in das peußische Heer ein. 1894 wurde er als Leutnant beim 1. Garderegiment angestellt und rückte im folgenden Jahre zum Oberleutnant auf. Am 27. Januar 1898 wurde er zum Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment ernannt. Drei Jahre später erhielt er seine Ernennung zum Major und wurde zugleich Bataillonskommandeur im 1. Garderegiment. Von 1902 bis 1903 war er zur Dienstleistung zum Großen Generalstab, 1904 bei den Herbstmanövern zur aktiven Schlachtflotte kommandiert. Am 27. Januar 1906 wurde er Oberstleutnant und war als solcher seit dem vorigen Jahre beim Stabe des 1. Garderegiments. Aus Anlaß seines Regierungsantritts ist Herzog Ernst II. jetzt zum Generalmajor befördert worden. Er ist, wie ehedem sein verstorbener Oheim, Chef des 8. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 153 und wird à la suite des 1. Seebataillons, im sächsischen Heere à la suite des 1. Jägerbataillons Nr. 12 geführt. Seit dem 17. Februar 1898 ist Herzog Ernst II. mit der am 22. September 1875 geborenen Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe vermählt, die eine Cousine des regierenden Fürsten Georg zu Schaumburg und eine jüngere Schwester der Königin Charlotte von Württemberg ist. Der Ehe des jungen Herzogspaares sind zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen; der Thronfolger, Erbprinz Georg Moritz, ist am 13. Mai 1900 zu Potsdam geboren.

Von den englischen Suffragettes

Die englischen Frauenrechtlerinnen machen fortgesetzt von sich reden durch ihre skrupellose, alle weibliche Würde verleugnende Agitation für die Einführung des Frauenstimmrechts. Die temperamentvollen Damen, denen die sitten- und ordnungswidrigsten Mittel im Kampf für ihre Sache gut genug sind, wenn sie nur damit die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, machen sich immer mehr zum Gespött aller vernünftigen Leute und bringen ihre an sich vielleicht berechtigten Bestrebungen immer mehr in Mißkredit. Sie läuten an den Wohnungen der Minister und lärmen mit den Türklopfern an öffentlichen Gebäuden, sie schreien auf den Straßen und toben wie Rasende vor den Schranken des Polizeigerichts. Sie verweigern die Zahlung von Geldstrafen und verlangen im Gefängnis für ihren Unfug zu leiden. Sie ketten sich selber

Vom Kampf der englischen Frauen um das Stimmrecht: Die Londoner Frauenrechtlerinnen unter der Führung von Frau Pankhurst (X) auf dem Wege zum Parlament

an Zäune fest und ziehen umher mit Bildern, auf denen Ketten und Handschlösser riesengroß gemalt sind. Sie werfen sich vor den königlichen Wagen und stürmen schreiend das Parlament. Sie fahren um Westminster in Taxametern und kreischen durch riesige Nebelhörner ihren Schlachtruf: „Votes for Women. Votes for Women!“ Sie haben sich kürzlich zu einem regelrechten Frauenparlament vereinigt, das unweit Westminster in der Caxton Hall tagt, und machen von da aus allerhand Versuche, mit Gewalt oder List ins Parlament zu dringen. In diesem Frauenparlament wurde am 11. Februar eine feierliche Resolution für das Frauenstimmrecht angenommen, und Miß Naylor aus Chelsea brachte den Antrag ein, diese Resolution durch eine nach dem Parlament zu entsendende Abordnung sofort dem Premierminister überreichen zu lassen. Der Antrag wurde angenommen, und unverzüglich machte sich eine Anzahl energischer Frauen auf den Weg. An den Toren des Parlaments entspann sich ein wilder Kampf zwischen den Damen und den dort aufgestellten Polizisten, aus dem die letzteren nach kurzer Zeit als Sieger hervorgingen.

Phot. Philipp Kester

Adolf L'Arronge

Zum siebzigsten Geburtstag Adolf L'Arronges

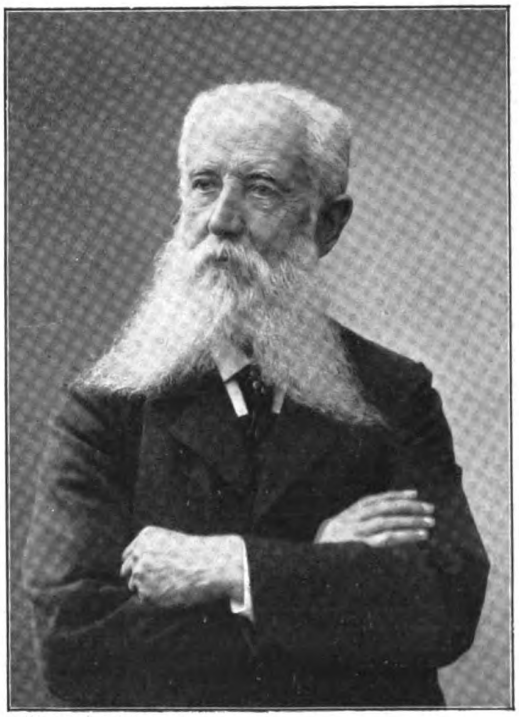
Am 8. März vollendete einer der beliebtesten deutschen Bühnenschriftsteller und einer der erfolgreichsten Bühnenleiter, Adolf L'Arronge, sein siebzigstes Lebensjahr. Die zumeist heiteren und in glücklicher Mischung Witz mit Gemütswärme vereinigenden Stücke des vielgewandten Dichters haben längere Zeit, ehe der Naturalismus die dramatische Dichtung revolutionierte, auf der deutschen Schauspielbühne eine dominierende Stellung eingenommen und sich trotz allen Wandlungen des Geschmacks bis heute zum großen Teil behauptet. Als Sohn des Theaterdirektors und Schauspielers E. Th. L'Arronge (gestorben 1878) in Hamburg geboren, wandte der Dichter sein Interesse frühzeitig dem Theater zu. Anfänglich bildete er sich als Musiker aus und wirkte seit 1860 als Theaterkapellmeister in Köln, Königsberg, Würzburg, Stuttgart und Pest. 1866 übernahm er die Direktion der Krollschen Oper in Berlin, und hier schrieb er seine erste Posse „Das große Los“, die solchen Beifall fand, daß er den damit beschrittenen Weg der Bühnenschriftstellerei weiter verfolgte. Mit „Gebrüder Bock“ hielt er 1868 seinen Einzug in das Wallnertheater und schrieb in den folgenden Jahren unter anderm „Papa hat's erlaubt“, die „Weiße Katze“ und mit G. von Moser zusammen den „Registrator auf Reisen“. Einen besonderen Erfolg hatte sein Volksstück „Mein Leopold“ (1873). Von 1874 bis 1878 leitete er das Lobetheater in Breslau; seitdem lebt er in Berlin, wo er 1881 das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater erwarb, 1883 als „Deutsches Theater“ neu eröffnete und bis 1894 leitete. Zu seinen bekanntesten Stücken gehören noch: „Hasemanns Töchter“ (1877), „Doktor Klaus“ (1878), „Wohltätige Frauen“ (1879), „Der Kompagnon“ (1881), „Der Weg zum Herzen“ (1885), „Pastor Brose“ (1895), „Mutter Thiele“ (1898), „O. Langmanns Witwe“ (1899), „Die Wohltätigen“ (1901). Ferner schrieb er das Trauerspiel „Die Lorelei“ (1886), bearbeitete den zweiten Teil von Goethes „Faust“ unter dem Titel „Fausts Tod“ (1898) und veröffentlichte „Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst“ (1896).

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts Dr. Sydow

Zum Wechsel in der Leitung des Reichsschatzamts

Freiherr von Stengel, der viereinhalb Jahre an der Spitze des Reichsschatzamts gestanden, hat, gewiß zum Teil durch sein vorgerücktes Alter veranlaßt, die Bürde der schweren und



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Geheimrat Friedrich von Esmarch †

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Die japanische Schauspielerin Hanako, gastiert zurzeit in Berlin

in den letzten Jahren immer undankbarer gewordenen Aufgabe, das Reichsbudget ins Gleichgewicht zu bringen, auf jüngere Schultern abgeladen. — Der neue Reichsschatzsekretär Wirklicher Geheimer Rat Reinhold Sydow ist im Jahre 1851 in Berlin geboren, studierte die Rechtswissenschaften in Berlin und Heidelberg und wurde am 5. September 1870 Referendar. Gleich nachher zog er in den Krieg mit Frankreich und nahm daran bis zu dessen Beendigung teil. 1875 wurde er Assessor im Kammergerichtsbezirk und erhielt im September 1876 seine Anstellung als Kreisrichter in Halle a. S. Im Nebenamt war er als Justitiar der dortigen Oberpostdirektion beschäftigt. Im Jahre 1882 von Halle an das Landgericht I in Berlin versetzt, wurde er bald darauf vertretungsweise in das Reichspostamt als Hilfsarbeiter berufen. Im Jahre 1883 schied er aus dem Justizdienst aus und wurde unter Ernennung zum Oberpostrat ständiger Hilfsarbeiter in der III. Abteilung des Reichspostamts. Im folgenden Jahre rückte er zum Vortragenden Rat in dieser Abteilung auf und wurde 1885 zum Geheimen Postrat, 1889 zum Geheimen Oberpostrat ernannt. Am 29. November 1897 erhielt er seine Ernennung zum Direktor der II. (Telegraphen-)Abteilung des Reichspostamts. Im Juli 1898 war er Begleiter des Staatssekretärs von Podbielski auf dessen Reise nach Wien, Bukarest und Konstantinopel zur Erledigung wichtiger postalischer Fragen. Seit dem 10. Oktober 1901 war er Unterstaatssekretär.

Friedrich von Esmarch †

Einer der berühmtesten deutschen Mediziner, der Nestor der deutschen Chirurgen und einer der edelsten Wohltäter der Menschheit ist mit dem am 23. Februar verstorbenen Geheimrat Friedrich von Esmarch dahingegangen. Ein hervorragender Operateur, dem die Chirurgie manchen bedeutsamen Fortschritt, vor allem ein Verfahren zur Herbeiführung künstlicher Blutleere bei schweren Operationen verdankt, entfaltete Esmarch, seitdem er zuerst 1848 die Schrecken des Krieges durch eigne Anschauung kennen gelernt hatte, in Verbindung mit seinem ärztlichen Wirken zugleich eine überaus segensreiche humanitäre Tätigkeit und erwarb sich durch die Gründung des Deutschen Samariterbundes unvergängliche Verdienste. Esmarch war am 9. Januar 1823 in Tönning als Sohn eines Arztes geboren. Nach Vollendung seiner Studien in Kiel und Göttingen wurde er Assistent Langenbecks am chirurgischen Hospital in Kiel, wo er sich 1849 als Privatdozent habilitierte. Im Jahre 1854 übernahm er die Direktion der chirurgischen Universitätsklinik in Kiel, eine Stellung, in der er volle vierzig Jahre verharrte. 1870 wurde er Generalarzt und konsultierender Chirurg der Armee. Eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltete Esmarch besonders auf dem Gebiete der Kriegschirurgie. 1887 erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. Seit 1872 war von Esmarch in zweiter Ehe mit der Prinzessin Henriette zu Schleswig-Holstein, einer Tante der deutschen Kaiserin, vermählt.

Das Gastspiel der Hanako in Berlin

Nach einer erfolgreichen Tournee durch England und Frankreich ist vor kurzem die japanische Schauspielerin Frau Hanako mit ihrer Truppe in Berlin zu einem mehrmonatigen Gastspiel im Passage-Theater eingetroffen. Frau Hanako, die aus einem kleinen Orte bei Tokio stammt, ist vor allem eine hervorragende Tragödin, spielt aber auch komische Rollen mit Virtuosität. Die japanischen Stücke, in denen sie auftritt, sind kurze Einakter. Besonders berühmt ist Frau Hanako durch „Die kleine Japanerin" geworden, die mit dem Selbstmord der Heldin durch Harakiri schließt; Frau Hanako spielt diese Sterbeszene mit erschütternder Realistik.

Paul Thumann †

Ein sehr bekannter, in weiten Kreisen populärer Künstler, Professor Paul Thumann, ist am 20. Februar gestorben. Thumann, der am 5. Oktober 1834 in Tzschacksdorf in der Lausitz geboren war, also ein Alter von dreiundsiebzig Jahren erreicht hat, erhielt seine Bildung seit 1853 an der Berliner Akademie, dann bei Hübner in Dresden, arbeitete 1860 bis 1863 als Illustrator in Leipzig und vollendete bei Pauwels in Weimar seine Ausbildung. Hier erhielt er 1866 die Professur an der Kunstschule und wirkte seit 1872 als Lehrer an der Dresdner, seit 1875 an der Berliner Akademie. Einen großen Teil der Werke Goethes, Chamissos, Hamerlings, Heines und Tennysons hat er mit Buchschmuck versehen, und seine Illustrationen fanden durch die sinnige Komposition, den tiefen Ernst der Auffassung und die Grazie der Figuren großen Beifall. Als Maler trat er unter anderm mit der 1871 gemalten „Trauung Luthers" auf, der (1872 bis 1873) fünf Bilder aus dem Leben des Reformators für die Wartburg folgten. Mit Ausnahme von zwei Monumentalmalereien in der Aula des Gymnasiums zu Minden, „Rückkehr Hermanns des Cheruskerfürsten nach der Teutoburger Schlacht" und „Taufe Widukinds" (1883 und 1884), gehören seine späteren Schöpfungen dem antiken oder idealen Genre an, so: „Unaufmerksame Schülerin" (Museum in Stettin), „Fahrendes Volk vor einem Kloster" (1878), „Liebesfrühling" (1883), „Die Parzen" (1887), „Psyche am Wasser", „Die Sirenen", „Kunst bringt Gunst" (1893) und andre. Daneben malte er eine Anzahl Bildnisse und weibliche Studienköpfe.

Phot. Grantl

Paul Thumann †

Eine epochemachende Erfindung

Der neueste Fernschreiber ist ein Apparat, der persönliche Handschriften, Handzeichnungen und so weiter in nur zehn Sekunden auf jede Entfernung wiedergibt. Er benutzt die Leitung des Telephons, die mit ihm verbunden wird, so daß man ohne jede Umschaltung auf derselben Leitung gleichzeitig sprechen und schreiben kann. Ebenso ist jeder Apparat, ebenfalls ohne Umschaltung, auch für sich allein zu benutzen. Der Erfinder des neuen Fernschreibers ist Gustav Grzanna in Steglitz bei Berlin. Der Fernschreiber, der mit Schwachstrom, etwa 12 Volt, arbeitet, ist leichter zu bedienen als das Telephon und zugleich zuverlässiger. Mit Hilfe des Fernschreibers können Schecks und so weiter ausgestellt werden, da die Schrift naturgetreu übertragen wird und Fälschungen ausgeschlossen sind, zumal der Aussteller gleichzeitig sprechen kann.

Die Automobilwettfahrt New York—Paris

Vom Redaktionsgebäude der „New York Times" aus traten am 12. Februar dieses Jahres sechs Automobile eine Wettfahrt an, die durch Amerika, Asien und Europa führen und in Paris enden soll. Es kommt bei der Fahrt in erster Linie auf die Feststellung an, welcher Wagen sich am besten für strapaziöses Fahren eignet. Jeder Wagen darf drei Personen tragen. Der Reiseweg führt zunächst von New York über Albany, Buffalo, Chicago, Omaha, Santa Barbara, San José nach San Francisco. Diese Strecke hat eine Länge von 6880 Kilometern. Den zweiten Teil der Reise bildet eine 2800 Meilen lange Seefahrt von San Francisco nach Valdez. Der dritte Teil der Reise führt 1920 Kilometer weit nach der an der Westspitze von Alaska gelegenen Stadt Nome. Dort beginnt eine Seereise von 250 Meilen nach dem Ostkap in Sibirien. Daran schließt sich die Hauptreise von 18320 Kilometern über Nishnij Kolymsk, Jakutsk, Irkutsk, Nishnij Nowgorod, Moskau, Petersburg, Berlin und Aachen nach Paris. Unter den sechs Wagen, die am 12. Februar starteten, sind vier französische. Deutschland ist vertreten durch einen „Protos"-Wagen mit drei deutschen Offizieren, an deren Spitze Leutnant Koeppen steht. Italien stellte einen „Brixia Züst"-Wagen, unter Scarfoglio, dem Sohn eines Zeitungsbesitzers. Ein „Itala"-Wagen war angemeldet von Herrn Fournier, dem Pariser Agenten der Italawerke. Dieser hat den andern Wagen eine Woche Vorsprung gewährt. Man glaubt, daß die meisten der Teilnehmer sich am 22. März in San Francisco zur Reise nach Seattle einschiffen werden. Von dort erfolgt am 24. März die Abreise nach Alaska. Am 1. Mai glaubt man Nome zu erreichen. Vor dem 1. Juni würde die Beringstraße passiert sein, und die Reisenden könnten an der Küste entlang bis zur Mündung der Lena fahren, ehe das Eis aufbricht. Sollte das Eis vorher aufbrechen, so würde eine Verzögerung von Monaten zu erwarten sein.

Phot. Dannenberg & Co.

Der neue Fernschreiber

Pauline Lucca und Fürst Bismarck

Pauline Lucca †

Nach langen, schweren Leiden ist am 28. Februar die einst hochgefeierte Sängerin Pauline Lucca in Wien gestorben. Das Wirken und Wesen dieser bedeutenden Gesangskünstlerin

Start der Automobile für die Fahrt New York—Paris

Phot. Weidner
Das größte hydraulische Schiffshebewerk der Welt bei Peterborough (Kanada)

ist mit der Geschichte der deutschen Oper und mit dem Glanze des Wiener Opernhauses unvergänglich verwoben. Pauline Lucca, geboren 25. April 1841 zu Wien, offenbarte schon als Kind eine volltönende Stimme und ein fabelhaftes Gehör. Sie erhielt ihre erste gesangliche Ausbildung in Wien von dem Tenoristen Uffmann und Richard Levy. Zunächst trat sie in den Chor der Hofoper ein, wenige Jahre darauf folgte sie einem glänzenden Antrag an die königliche Hofoper in Berlin, wo sie durch ihre Gesangsleistungen und die Anmut ihres Spiels der erklärte Liebling des Publikums wurde. Ihre Hauptpartien waren die beiden Zerlinen, Cherubin, Afrikanerin, Margarete, Carlo Broschi, später wurde Carmen, die sie für Deutschland kreierte, ihre Glanzrolle. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch zahlreiche Gastspiele in ganz Deutschland, in London und Petersburg. Ihren lebenslänglichen Vertrag mit der Berliner Hofoper löste sie 1872 gewaltsam und ging nach Amerika. Dort erweiterte sie ihren Weltruf, kehrte 1874 nach Europa zurück und wirkte dann bis 1889 an der Wiener Hofoper. Wie überall, so entzückte sie auch dort durch ihren edeln, herrlichen Gesang und ihr hinreißendes Spiel. 1865 vermählte sich Pauline Lucca mit dem preußischen Leutnant Baron Adolf von Rhaden und 1874, nachdem diese Ehe gelöst worden war, mit dem Major Freiherrn von Wallhofen. Anfangs der neunziger Jahre zog sie sich von der Bühne gänzlich zurück. Das hier wiedergegebene, berühmt gewordene Bild, das die Künstlerin mit dem Fürsten Bismarck zusammen zeigt, entstand 1865 in Ischl, wo sie bei einem zufälligen Zusammentreffen den eisernen Kanzler durch ihre frohe Laune dahin zu bringen verstand, daß er sich mit ihr photographieren ließ.

Das grösste hydraulische Schiffshebewerk der Welt

Peterborough im Staate Ontario in Kanada, eine Industriestadt mit 15000 Einwohnern und ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, besitzt das größte hydraulische Schiffshebewerk der Welt. Dieses ergänzt den sogenannten Trenton-Wasserweg zu einer ununterbrochenen, etwa 320 Kilometer langen schiffbaren Wasserstraße, die zum größten Teil natürlichen Ursprungs ist. Sie stellt die unmittelbare Verbindung des Ontariosees mit der Georgianbucht des Huronsees her. Das ganze Bauwerk, das sich an die Stützmauer und Böschung des Oberwasserkanals anschließt, hat drei kräftige Führungstürme aus Sandstein, zwischen denen zwei Stahlbehälter (Pontons), die zur Aufnahme der Schiffe dienen, zwangläufig sich auf- und abwärts bewegen können. Das Prinzip ist dasselbe wie bei einem hydraulischen Aufzug. Jeder der Stahlbehälter, die beständig mit Wasser gefüllt sind, ist 43 Meter lang und 10 Meter breit, durch ein Fachwerk aus Stahlträgern versteift, am Einlaß und Auslaß mit je einem Falltor versehen und mit einem Taucherkolben fest verbunden. Der Unter- und Oberwasserkanal ist über eine kurze Strecke in je zwei getrennten Kanälen geleitet und kann an den Unterbrechungsstellen durch Falltore verschlossen werden, so daß jeder Behälter je einen getrennten Ober- und Unterwasserkanal besitzt. Die konstante Wasserhöhe des oberen Kanals wird durch einen Ueberfall geregelt, der das überflüssige Wasser durch eine unterirdische Leitung in den unteren Kanal abfließen läßt. Das Schiff, das gehoben werden soll, wird in den unten befindlichen Behälter geschleust und infolge des Uebergewichts des im oberen Behälter vorhandenen Wassers bei dessen Niedergang auf hydraulischem Wege automatisch 22 Meter hoch gehoben. Derselbe Vorgang findet beim Senken des Schiffes statt und nimmt 12 bis 15 Minuten in Anspruch.

Der Turm Belem bei Lissabon

Wenn man die Bucht von Cascaes passiert hat und, den Tajo hinauffahrend, sich Lissabon nähert, so gewahrt man am rechten Flußufer den Turm von Belem (sprich Beläng), das Wahrzeichen von Lissabon und das schönste Monument des Landes. Mit seinen Veranden und Balkonen, seinen Erkern, Spähern, Terrassen und den das Christuskreuz tragenden Zinnen, mit seiner teils erhabenen, teils zierlich durch-

Der Turm Belem bei Lissabon

Scheller und Roller beim Schemenlaufen in Imst (Tirol)

brochenen Bildhauerarbeit wirkt der wuchtige Turm trotz seinen ellendicken Mauern überaus graziös — ein wahres Juwel der Architektur. Zur Zeit der portugiesischen Seefahrten ließ König Dom Manuel dies Kastell, das schon unter Dom Juan II. an der Stelle, wo Vasco de Gama seine Entdeckungsreise antrat, gegründet wurde, zum Gedächtnis an die ruhmvolle Entdeckung Indiens vollenden. Damals hieß der Turm Castello de San Vicente und lag im Fluß. Im Laufe der Jahrhunderte füllte die steigende Flut allmählich das Flußbett bis zum Turm mit Sand, so daß er jetzt auf dem Trockenen steht. Das Kastell hat, außer den Kasematten, den Karzern und so weiter fünf Stockwerke. Jedes Stockwerk hat nur ein Gemach, von dem in jeder Ecke enge Gänge nach den Spähtürmen auslaufen. Der größte Saal, der „Königssaal", ist eine Flüstergrotte. Zwei Personen, die, in zwei gegenüberliegenden Ecken stehend, gegen die elliptisch gewölbte Decke flüstern, verstehen einander deutlich, während ein in der Mitte Stehender nichts vernimmt. Früher war der Posten eines Gouverneurs des Kastells viel begehrt, denn jedes einfahrende Schiff hatte einen Tribut von 3800 Reis zu zahlen, von denen die eine Hälfte dem Gouverneur zufiel, die andre unter die Garnison so verteilt wurde, daß jeder Soldat 7 Reis erhielt. Marquis und Herzoge, die Edelsten des Landes, verwalteten diesen Posten. **L. Ey**

Das Schemenlaufen in Imst

Eine sehr eigenartige Faschingsveranstaltung wird in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren in dem an der Arlberglinie gelegenen Oberinntaler Städtchen Imst abgehalten: das sogenannte „Schemenlaufen". Ein uralter Brauch, der höchst wahrscheinlich ein letztes Ueberbleibsel jener Freudenfeste ist, mit denen in grauer Vorzeit die in den Tälern des Inn und Lech angesiedelten germanischen Völkerschaften den durch die Wintersonnenwende markierten Sieg der besseren über die rauhere Jahreszeit gefeiert haben. Die Typen des Imster „Schemenlaufens" weisen starke Anklänge an jene Phantasiegestalten auf, die nach der Anschauung der alten Kelten oder Etrusker die Lücke zwischen ihren Göttern und den Menschen ausfüllten, die Wichteln und Elben, die guten und bösen Wasser- und Hausgeister, die weisen Frauen, Riesen und Helden. Die Haupttypen sind der „Scheller" und der „Roller", die einen mächtigen, farbenreichen Kopfputz aus Blumen, Waldgrün, Flitterwerk, Perlen und Bändern haben. Der „Scheller" trägt acht bis zehn große und schwere Kuhschellen, der „Roller" ein Geröll um den Leib, wie man es bei Schlittengespannen antrifft, und sie machen damit Lärm durch charakteristische Sprünge und das Heben und Senken des Oberkörpers. Die Typen des „Spritzers" und der „Kübele-Maje" verkörpern neckische Wassergeister, und die „Hexe" ist ebenfalls ein ehrwürdiges Inventarstück germanischer Mythe. Sie trägt den bekannten Hexenbesen, den sie bei den Klängen der „Hexenmusik" in rhythmischem Tanze über dem Kopfe schwingt. Der Hexentanz und die eigentümliche Hexenmusik erinnern an die „wilde Jagd" unsrer Altvordern. Ein weiterer Typus, der „Sackner", ist jedenfalls als ein mit den Menschenkindern in Hader und Fehde liegender böser Geist aufzufassen. Außer diesen Hauptgestalten finden sich beim „Schemenlaufen" noch unterschiedliche wechselnde Gruppen, die schön arrangierte Wagen mit sich führen, Blumenmädchen, Waldmenschen, Kraxentrager, Bärentreiber und so weiter. Dem „Schemenlaufen", das einen ganzen Nachmittag ausfüllt, geht am Vormittag das sogenannte „Figatter" voran. Heuer verbildlichte man in ihm die Zurücksetzung, die Tirol bisher in Verkehrs- und andern Fragen erfahren hat, besonders die stetige Hintansetzung der Interessenten der Fernbahn. Am „Figatter" und „Schemenlaufen" nahmen diesmal zweihundert Personen, jung und alt, teil; unter den Schemen war ein schon in den sechziger Jahren stehender Mann mit seinen vier Söhnen. **K. Eichhorn**

Von der hessischen Landesausstellung

In Darmstadt werden zurzeit Vorbereitungen zu einer Landesausstellung für freie und angewandte Kunst getroffen, deren Eröffnung für den 24. Mai in Aussicht genommen ist. Die Pläne für die beiden Hauptgebäude der Ausstellung haben Professor Joseph Olbrich und Professor Albin Müller entworfen. Olbrichs Bau, der von der Stadt Darmstadt errichtet wird, wird auch nach der heurigen Ausstellung erhalten bleiben und als ständiges Ausstellungsgebäude Verwendung finden. Er wird von dem hier von uns wiedergegebenen eigenartigen Turm überragt, der ein nachträgliches Hochzeitsgeschenk der hessischen Landeshauptstadt an den Großherzog Ernst Ludwig und seine Gemahlin darstellt. Joseph Olbrich ist bekanntlich einer der sieben Künstler, die der jetzige Großherzog vor etwa acht Jahren nach Darmstadt berufen hat und die dem Kunstleben der Stadt eine in vieler Hinsicht tonangebend gewordene Richtung gegeben haben. Er ist, ungleich seinen sechs Genossen, der hessischen Residenzstadt bis jetzt treu geblieben, obwohl

Das Schemenlaufen in Imst (Tirol)

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Der Hochzeitsturm in Darmstadt
Entworfen von Professor Joseph Olbrich

wiederholt von auswärts Berufungen an ihn ergangen sind, so erst unlängst von Düsseldorf, wo er als Nachfolger von Professor Behrens die Leitung der dortigen Kunstgewerbeschule übernehmen sollte.

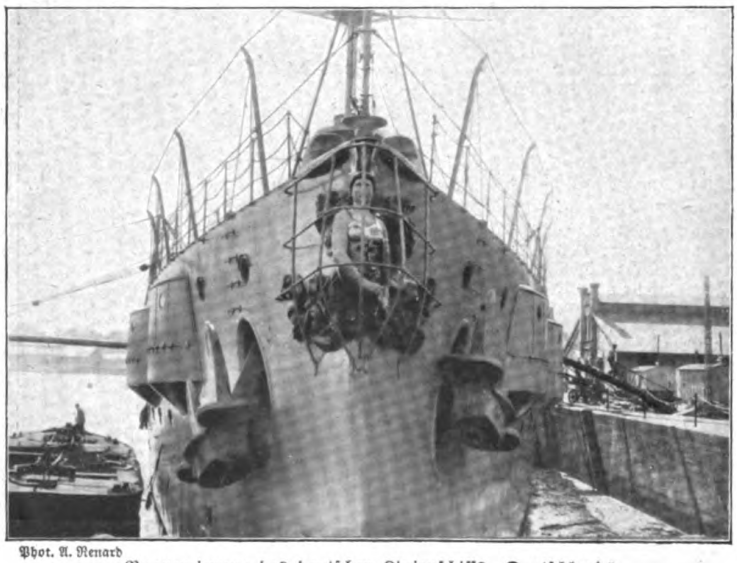
Bugverzierungen

Während bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Schiffbau wie bei fast allen technischen Bauten die Konstrukteure zugleich mehr oder weniger Künstler waren und sowohl in der Anlage der Grundformen wie in der Ausschmückung der Einzelteile stets dem ästhetischen Empfinden einen weitgehenden Einfluß einräumten, ist seit der Einführung der Dampfmaschine in die Nautik das Prinzip der Zweckmäßigkeit allmählich fast ausschließlich maßgebend geworden. Die wundervollen äußeren Formen der Kauffahrtei- und Kriegsschiffe aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die in den Linienschiffen Ludwigs XIV. ihre größte ästhetische Vollendung erreichten, sind kahlen, nach rein praktischen Gesichtspunkten gestalteten Schiffsrümpfen gewichen, die um so nüchterner wirken, als auch die ragenden Masten mit der malerischen Takelage fast völlig verschwunden sind. Nur an einer Stelle weisen die großen modernen Schiffe wenigstens teilweise noch einen Ueberrest des äußeren Schmuckes früherer Zeiten auf: am oberen Teil des Bugs, unterhalb der Spitze, von der aus das Bugspriet in der Fahrtrichtung vorsprang und bei manchen Schiffen auch unsrer Zeit noch vorspringt. An dieser Stelle trugen die großen Handels- und Kriegsschiffe früherer Jahrhunderte

Phot. A. Renard

Bugverzierung des deutschen Linienschiffs „Elsaß"

durchgehends ein sogenanntes Gallion, einen konsolartigen Ausbau, der zur Befestigung des Bugspriets diente, mehr oder weniger kunstvolle Formen aufwies und meist mit einer symbolischen menschlichen oder Tierfigur oder einem Wappenschild geschmückt war. In unsern Museen, namentlich im Kieler Marinemuseum, sind zahlreiche solcher Gallionsfiguren zu sehen, die zum Teil großen Kunstwert haben. Die modernen Schiffe, die steilen Bug und kein Bugspriet haben, tragen in der Regel statt des Gallions eine Bugverzierung, meist mit einem Wappenschild, bisweilen aber auch, wie das Linienschiff „Deutschland" (siehe die Abbildung), mit einer menschlichen Figur.

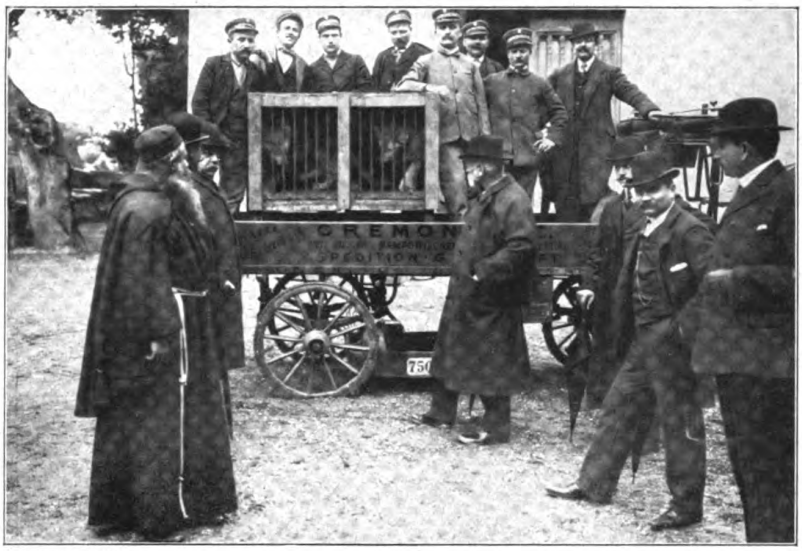


Phot. A. Renard

Bugverzierung des deutschen Linienschiffs „Deutschland"

Die Löwen Meneliks in Rom

Im vorigen Jahre überbrachte der katholische Missionar Pater Bernard im Auftrage des Papstes dem Negus Menelik den Orden vom Heiligen Grabe. Als der Negus das mitgesendete Ordensdekret durchlas, erblickte er im päpstlichen Wappen den Löwen von San Marco und erwähnte sogleich, daß dies auch sein eignes Wappentier sei, da das Christentum von Alexandrien aus, wo der heilige Markus wirkte, seinen Weg nach Abessinien gefunden hatte. So kam er auf den Gedanken, dem Papst als äußeres Zeichen seines Dankes für den ihm verliehenen Orden ein paar junge



Phot. Abeniacar

Ankunft der vom Negus Menelik dem Papst geschenkten Löwen in den Gärten des Vatikans

lebende Repräsentanten dieses gemeinsamen Wappentieres zu verehren, ein Geschenk, das nach abessinischen Begriffen eine der höchsten Auszeichnungen darstellt, die der Negus verleihen kann. Den Transport der jungen Löwen zu leiten, wurde wiederum der Pater Bernard beauftragt. Das war nun keineswegs eine leichte Aufgabe, da es nicht nur galt, die kostbaren Tiere zu pflegen und zu hüten, sondern sich auch, trotz ihres zarten Alters von kaum fünf Monaten, vor ihnen wohl in acht zu nehmen. Tatsächlich trug auch Pater Bernard bei seinen Zähmungsversuchen ein paar Tatzenhiebe davon. Am 17. Februar kam der Pater mit seinen Schutzbefohlenen in Rom an und überbrachte am 19. dem Heiligen Vater das Geschenk und das ihm mitgegebene Handschreiben Meneliks. Der Papst, der an den schönen Tieren großes Wohlgefallen fand, ordnete an, daß für sie in den vatikanischen Gärten eine geeignete Behausung errichtet werde.

Das neue Anatomiegebäude in München

Für das anatomische Institut der Universität München ist ein neues modernes Heim errichtet und vor kurzem in Betrieb genommen worden. Die Alma mater der bayrischen Hauptstadt hat damit eine Pflege- und Pflanzstätte der wissenschaftlichen Forschung erhalten, die an Vollkommenheit der Einrichtungen nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Kulturwelt ihresgleichen sucht. Was die modernen Architekten, Techniker und Präzisionsmechaniker zu leisten vermochten, hier wurde ihnen, anscheinend ohne Rücksicht auf die Kosten, Gelegenheit geboten, es zur Schau zu stellen. Schon die äußere Gestaltung läßt die großzügige Anlage und praktische Gliederung und Raumverteilung des imposanten Gebäudekomplexes erkennen. Unser Bild zeigt die mächtige Kuppel des großen Auditoriums (theatrum anatomicum) mit den Demonstrationsräumen. Der Hörsal ist technisch geradezu ideal ausgestattet. Er hat amphitheatralisch steil aufsteigende Sitzreihen für mehr als vierhundert Hörer. In der Mitte steht der Demonstrationstisch, hinter diesem ein großes Gerüst mit Zeichentafeln, Wandschirmen für Illustrationen und dergleichen. Ein Druck auf einen Knopf genügt, um sämtliche Fenster elektrisch in weniger als einer Minute lichtdicht zu schließen, worauf ein Projektionsapparat mit über viertausend Kerzenstärken in Tätigkeit gesetzt werden kann, der auch liegende Gegenstände auf einem gewaltigen Schirm zu musterhafter Darstellung bringt. Der Präpariersaal ist natürlich mit allen erdenklichen hygienischen Einrichtungen ausgestattet, er ist taghell und gut ventiliert, ganz mit Stein und Porzellan ausgekleidet. Hervorragend sind auch die Aufbewahrungsräume für Leichen und Leichenteile, die sogenannte kalte Küche. Dort liegt in großen, luftdicht verschließbaren Porzellanwannen das „Material" für die jungen Mediziner, in Alkohol und andern Flüssigkeiten konserviert. Auf leichten Handwagen kann es von da zu den Präpariertischen gefahren werden. Zu erwähnen ist auch die wertvolle anatomische Sammlung des Instituts, die namentlich dem früheren Direktor der Anatomie, dem verstorbenen Professor Dr. Rüdinger, einem berühmten Präparator, kostbare Stücke verdankt. Der gegenwärtige Direktor der Anstalt ist Professor Dr. Rückert. **F. W. S.**

Phot. F. W. Schroeter

Das neue Anatomiegebäude der Münchner Universität

Die jüngste Tochter Chamissos

Vor kurzem verstarb in Friedenau bei Berlin nach kurzer Krankheit im neunundsiebzigsten Lebensjahre Frau Johanna Schneider, geborene von Chamisso de Boncourt, das letzte der sieben in Berlin geborenen Kinder des Dichters Adelbert von Chamisso. Von seinen Söhnen hatten drei denselben Beruf ergriffen, dem einst ihr Vater — wenn auch weniger aus innerster Neigung — obgelegen hatte: der früh verstorbene Leutnant Adelbert von Chamisso, der Oberst Ernst und der

Phot. Müller & Pilgram, Bremen

Frau Johanna Schneider †, die jüngste Tochter Chamissos

Major Max von Chamisso, bei dem das väterliche Talent in Führung von Stift und Pinsel zu neuem Ausdruck gekommen war. Der Geheime Medizinalrat und der Forstmeister von Chamisso folgten in ihrem Berufe wohl am nächsten den Spuren des Vaters, der einst nach beendigter militärischer Laufbahn als Studiosus medicinae ein neues Leben begann und als Botaniker der erfolgreiche Förderer seiner Wissenschaft wurde. Die älteste Tochter Adelaide starb als Gattin des Gymnasialrektors Professor Dr. Palm, während Johanna von Chamisso in glücklichster Ehe mit dem Kaufmann J. Schneider in Bremen verheiratet war und vier Kindern das Leben schenkte. Schon in ihrer Jugend war sie durch ihre äußere Erscheinung und ihren sprühenden Geist eine in den Berliner Gesellschaftskreisen vielverehrte Persönlichkeit. In späteren Jahren trat bei ihr die Aehnlichkeit mit den edeln Gesichtszügen des charaktervollen Kopfes Adelbert von Chamissos hervor, die allgemein auffallend und bekannt war. Johanna war eine durch und durch poetische Natur und darin die eigentliche geistige Erbin ihres großen Vaters, wenn sie auch keinen ihrer Verse je an die Oeffentlichkeit hat gelangen lassen.

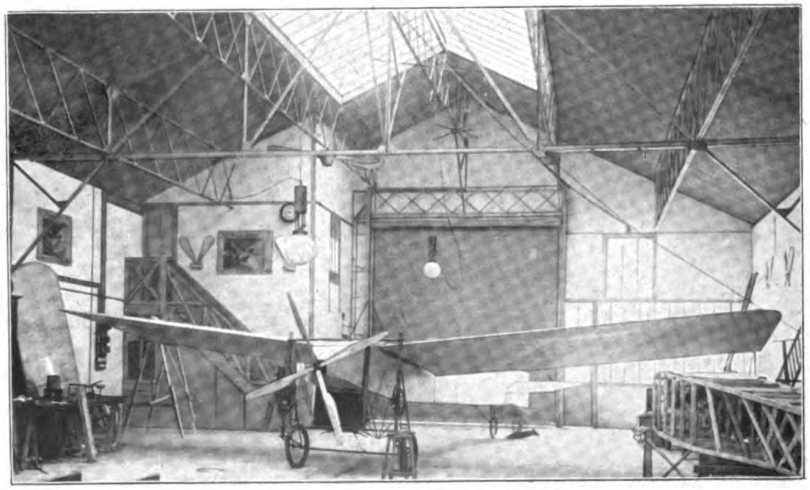
Eine ideale Denkmalsgründung

In der oldenburgischen Kreisstadt Friesoythe wurde vor kurzem ein Denkstein zur Erinnerung an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches enthüllt, der nicht sowohl durch seine geschmackvollen, würdigen Formen als vielmehr durch die Art seiner Errichtung bemerkenswert ist. Der dortige Kriegerverein, der aus 160 ehemaligen Soldaten besteht, hat etwa sechs Monate gebraucht, das notwendige Steinmaterial aus allen Himmelsrichtungen zusammenzusuchen, was bei den steinarmen Verhältnissen der Moorniederung große Schwierigkeiten verursachte. Der große Steinblock (schwedischer Granit), der den ganzen Bau krönt, lag in einer tiefen Sumpfwiese etwa drei Kilometer von Friesoythe entfernt in der Gemeinde Altenoythe. Obgleich fast täglich 20 bis 30 Mann daran arbeiteten, vergingen doch fünf Wochen, bis der Findling an Ort und Stelle lag. Der gesamte Bau ist von den Mitgliedern des Vereins eigenhändig ausgeführt worden. Sämtliche Arbeiten wurden unentgeltlich geleistet.

Denkstein in Friesoythe (Oldenburg), von den Mitgliedern des Kriegervereins eigenhändig errichtet

Die Flugmaschine in Frankreich

Deutschland hat den Vorsprung, den Frankreich in der Konstruktion lenkbarer Luftschiffe eine Zeitlang hatte, vor allem dank der Genialität des Grafen Zeppelin eingeholt und sogar überholt, doch kann nicht geleugnet werden, daß Frankreich auf dem Spezialgebiete der Flugmaschinen, auf dem ja in neuerer Zeit ebenfalls bedeutungsvolle Fortschritte zu verzeichnen waren, zurzeit noch die Führung hat, wobei allerdings zu bemerken wäre, daß von den in Frankreich tätigen Flugtechnikern gerade die, denen die wichtigsten Fortschritte zu verdanken sind — Farman und Santos-Dumont —, keine geborenen Franzosen sind. Außer diesen beiden Erfindern hat Frankreich noch eine ganze Reihe von andern „Aviatikern" aufzuweisen, die auf dem von den Gebrüdern Wright und von Santos-Dumont vorgezeichneten Wege mehr oder weniger erfolgreich gewesen sind, darunter Robert Esnault Pelterie, Graf Henry de la Vaulx, Vuia, der Bildhauer Delagrange, Pischoff, Gastambide-Mengin, Malécot und Blériot, dessen Flugmaschine unser Bild wiedergibt. Sehr förderlich hat auf den Wettbewerb der Flugtechniker in Frankreich das rege Interesse eingewirkt, das Großindustrielle und andre reiche Leute durch Aussetzung hoher Geldpreise für die Motorluftschiffahrt bekunden.



Phot. Delius

Die Werkstatt des Luftschiffers Blériot in Paris mit seinem neuesten Aeroplan

SIROLIN
Hoffmann-La Roche
BASEL.
Aerztlich empfohlenes
hervorragendes Mittel bei
Erkrankungen der Athmungsor
TAGESDOSIS
Für Erwachsene 3-4 Theelöf
Für Kinder 1-2 Theelöf
Preis Fr. 4.– M. 320 Kr.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Technikum Mittweida ist ein unter Staatsaufsicht stehendes höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschineningenieuren, Technikern und Werkmeistern, das alljährlich zirka 3000 Besucher zählt. Der Unterricht sowohl in der Elektrotechnik als auch im Maschinenbau wurde in den letzten Jahren erheblich erweitert und wird durch die reichhaltigen Sammlungen, Laboratorien für Elektrotechnik und Maschinenbau, Werkstätten und Maschinenanlagen und so weiter sehr wirksam unterstützt. Das Sommersemester beginnt am 22. April 1908, und es finden die Aufnahmen für den am 24. März beginnenden unentgeltlichen Vorunterricht von Anfang März an wochentäglich statt. Ausführliches Programm mit Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des Technikum Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben.

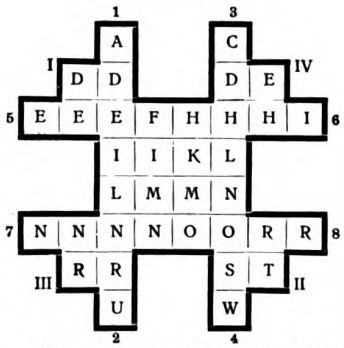
Rätsel-Ecke

Rätsel

Die Villa dicht bei der Chaussee
Gibt stets dir Grund zum Klagen;
Begreiflich! solche staub'ge Näh'
Stört jegliches Behagen.
Da niemand Rat weiß, will denn ich
Mit zauberkund'gen Händen
Durch einen einzigen scharfen Strich
Dein Ach und Weh beenden.
Sieh, Villa und Chaussee! Mein Schnitt
Trennt sie auf zwanzig Meilen,
Und ging ein Stück Chaussee auch mit,
So frommt es beiden Teilen.
Ein Teil liegt jetzt in Steiermark,
Der andre Teil in Kärnten,
Sag, Freund, war nicht mein Zauber stark
Genug, um Dank zu ernten?

F. Frhr. v. H. sen.

Formrätsel



Die eingestellten Buchstaben sind so zu ordnen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1—2 deutscher Komponist, 3—4 Blasinstrument, 5—6 männlicher Vorname, 7—8 Stadt in England, I—II berühmter englischer Dichter, III—IV Bildungsanstalt. H. v. d. M.

Logogriph

Des Wortes Köpfchen sitzt oft fest;
Doch fort damit! Dann nennt der Rest
Was, wenn es im Salon geschieht,
Das ganze Wort sehr ungern sieht.

Dr. F. B.

Homonym

Was schlottert er ums leere Faß
Und um die trocknen Dauben?
Ja, ja, er kam zur Blütezeit,
Drum wurden's nicht die Trauben.

F. Frhr. v. H. sen.

„Das weitaus-Beste,

was an erzählender Prosa in dem tristen Winter von 1907 auf 1908 erschienen ist. Es reiht sich würdig den guten, ernsten und großen Romanen an, die uns während der letzten Jahre erfreuten, und es wird hoffentlich gleich ihnen seinen Weg machen," schrieb Dr. Carl Busse in Velhagen & Klasings Monatsheften über Grethe Auers „Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant" (2. Auflage. Geh. M 5.—, geb. M 6.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Er fährt sodann fort: „Grethe Auer hat es nicht nötig, ihre Gestalten in einen lyrisch-pathetischen Dampf zu hüllen, denn diese Gestalten vertragen das helle Licht und das nüchterne Anschauen. Wundervoll klar und lebendig stehen sie in der Zeit: Regnard, der ‚goldene Goldschmied', heiter, lebensselig, spielfroh, ein Künstler mit strahlendem Herzen; die harte, fromme und saure Germaine, seine calvinistische Hausfrau; Benedicte, sein goldhaarig Töchterlein, dem ein besseres Los fällt an der Seite des Chevalier von Roquesant; dieser Chevalier selber, der vom eitlen Pagen zum tüchtigen Mann und Soldaten mit halb calvinistischen Neigungen wird. Je weiter man liest, um so größer wird der Respekt, den sich das Buch erzwingt . . . das zur Zeit seines Erscheinens fast ohne Mitbewerber ist und in Gestaltung, Schilderung und Stil gleich Vortreffliches leistet."

Wechselrätsel

Ob mit G ein böses Leiden,
Das Schmerzen schafft, ihr kennt?
Mit W aus schrecklichen Zeiten
Das Wort einen Feldherrn nennt. F. M.-S.

Homonym

Bei Dampfmaschinen läßt das Wort
Den Dampf, wo er nicht soll, nicht fort.
Der Maurer wendet's dann und wann
Bei feuchtem Grund an Mauern an.
Darüber sinnt der Literat
Am Schreibtisch sitzend früh und spat. Dr. F. B.

Logogriph

Den Teil des Hauses nenn mir jetzt,
Der durch das Streichen
Von zwei Zeichen
Als Fluß nach Steiermark wird versetzt. Wfb.

Silbenrätsel

In jedem Dorf, in jeder Stadt
Von uns man stets verschiedne hat.
Das Zweite, ein Kommandowort,
Hört's der Soldat, steht er sofort.
Wo strengstens man das Erste hält,
Da ist's ums Ganze wohlbestellt. Dr. K. K. v. Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8

Des Wechselrätsels: Mode, Ode, Odem.
Des Homonyms: Verfahren.
Des Rätsels: Roßtrappe.
Des Homonyms: Herzschlag.
Des Rätsels: Andante, an Dante.
Des Silbenrätsels: Arrest.
Des Scherzrätsels: Fisch, St-orch — Meister.
Des Homonyms: Ruhr.

GRATIS durch die Photohändler:

„Agfa"-
Preisliste 1908
mit
nebenstehender Titelzeichnung.
16 Seiten Text über:

„Agfa"-
- ☐ Platten
- ☐ Films
- ☐ Cassetten
- ☐ Entwickler
- ☐ Spezialitäten

„Isolar"
- ☐ Platten u. Films
- ☐ (Name geschützt)

Flüssige
Somatose
Hervorragendstes
appetitanregendes und nervenstärkendes
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

In 4. Auflage erschien:

Liesbet Dill,
Eine von zu vielen.
Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Rud. Herzog in den Berliner Neuesten Nachrichten: „Dieser Roman ist ein Buch, von dem viele lernen können, viele lernen sollten. Wegen dieses Wertes allein verdiente es eine zahlreiche Gemeinde, ganz abgesehen von den starken dichterischen Qualitäten des tiefinnerlichen Buches."

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VI

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 1. Juni 1907.

Damenbauernspiel

Weiß: F. J. Marshall, New York.
Schwarz: M. Tschigorin, Petersburg.

Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1. d2—d4	**d7—d5**	15.	0—0—0	0—0
2. Sg1—f3	e7—e6	16.	f2—f4!¹)	Ta8—b8²)
3. Lc1—f4	Sg8—f6	17.	a2—a3	a7—a5
4. e2—e3	Lf8—d6	18.	Se4—d2	Lb7—d5
5. Lf4—g3	c7—c6	19.	Sg5—e4	b5—b4
6. Lf1—d3	Ld6×g3	20.	a3×b4	a5×b4
7. h2×g3	Sb8—d7	21.	Se4×f6†	Sd7×f6
8. Sb1—d2	Dd8—c7	22.	De2—e5	Dc7—a5³)
9. Dd1—e2	c6—c5	23.	Sd2×c4	Da5—a6
10. c2—c3	c5—c4	24.	Th1×h6!⁴)	b4×c3⁵)
11. Ld3—c2	b7—b5	25.	Td1—h1!	g7×h6
12. e3—e4	d5×e4	26.	Th1×h6	c3×b2
13. Sd2×e4	h7—h6	27.	Kc1—d2!⁶)	Sf6—e4†
14. Sf3—g5	Lc8—b7	28.	Ld3×e4	Ld5×e4
		29.	De5—h8 matt.	

¹) Weiß nutzt seine gute Stellung trefflich aus.

²) Bei h6×g5 17. f4×g5 verstärkt sich der Angriff von Weiß noch erheblich.

³) Schwarz opfert einen Bauern, um zum Angriff zu gelangen; es gelingt ihm aber nicht.

⁴) Ein Opfer, bei dem Marshall wohl darauf rechnet, daß Tschigorin in seiner lebhaften Spielweise sich zu Uebereilungen hinreißen lassen wird.

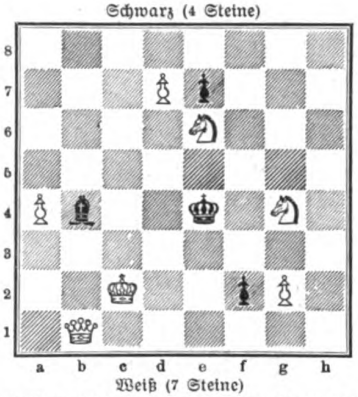
⁵) Das Bessere ist des Guten Feind. Schwarz hat in g7×h6 eine gute Spielweise, die ihm vermutlich den Sieg gesichert haben würde; es glaubt aber, eine noch bessere gefunden zu haben, — und das war ein Irrtum.

⁶) Danach gibt es für Schwarz keine Rettung mehr.

Aufgabe VI

Von **Karl Hoffmann** in Locsmánd, Ungarn (Neu)

Schwarz (4 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe V:

W. 1. Td6—h6!
S. 1. g7×h6
W. 2. Lc2—f5
S. 2. beliebig
W. 3. g4—g5 matt.

A.
S. 1. Kh3×g4
W. 2. Lc2—d1†
S. 2. Kg4—f5, h3
W. 3. Sh1—g3, Sg2—f4 matt.

B.
S. 1. g7—g6
W. 2. Lc2—d1
S. 2. g6—g5 oder beliebig anders
W. 3. h4×g5, Sg2—f4 matt.

C.
S. 1. b5—b4 (f7—f5)
W. 2. Lc2(×)f5
S. 2. beliebig
W. 3. g4—g5 matt.

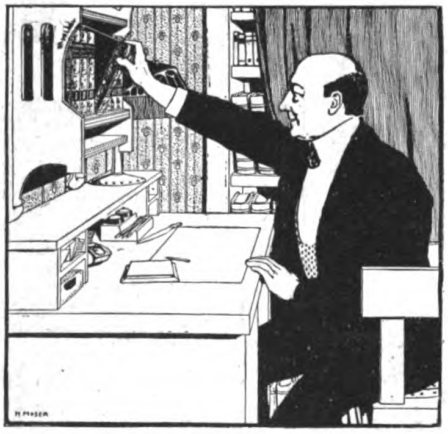
Sofort 1. Lc2—f5 scheitert an der Entgegnung g7—g5!.

Schachbriefwechsel

Tilsit (G.). Die Aufgabe Nr. IV. lösten Sie nicht richtig, da Ihr Zug 1. Kg5×h5 mit Lb5—e8† beantwortet wird, worauf Weiß das Schach decken muß, also nicht mattsetzen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Berlin :: Karlsruhe :: München :: Straßburg :: Wien :: St. Louis, Mo.



Herders
Konversations-
Lexikon

Dritte Auflage :: 8 Bände :: M. 100.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, :: Tafeln und Karten ::

Neue Urteile der Presse:

Allgemeine Zeitung, München 1907, Beilage Nr. 219:
„. . . Der Leser wird durch die wirklich hoch anzuerkennende Genauigkeit, Verläßlichkeit und Ausführlichkeit vieler Daten angenehm überrascht sein."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin 1907, 31. Dez.: „. . . Hier wie überall bewährt sich der neue ‚Herder' als ein durch Klarheit und Knappheit ausgezeichneter Ratgeber. . . ."

Fürs Jagdschloß, Wien 1908, Nr. 152:
„. . . Seine knappe Fassung und lückenlose Vollständigkeit sichern ihm größte Popularität und Verbreitung."

Frankfurter Zeitung 1907, Nr. 41:
„Fast möchte man glauben, daß mit jedem Bande sich die Sorgfalt und Akribie der Leiter und Mitarbeiter steigert."

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this
book was charged out.

JUL 26 1911

REC. CIR. FEB 2 '81

[30m-6,'11]

YE 06310

AP
30
A7
V. 24:2
183461